۲۵

Geschichten und Bilder.

Der Grenadier als Generalsuperintendent von Wilh. Meinhold.
Das Loch im Aermel von G. Nieritz.
Der Bilderdieb von G. Nieritz.
Der Pulverthurm San Spirito zu Venedig. Von G. Nieritz.
Der Nothhelfer. Von G. Nieritz.
Der Wegweiser. Von G. Nieritz.
Vor hundert Jahren von G. Nieritz.
Kieselack von Rob. Heller.
Das Ende der Welt von W. Alexis.
Die Blutrache von W. Alexis.
Eine merkwürdige Geschichte von Ludw. Kalisch.
Die Ahnungen. Von Fr. Gerstäcker.
Adam Hehs' Lehrjahre 1792—1795.
Deutsche Sagen, Märchen und Sprichwörter von Karl Simrock.
Ein Versuch zur Ansiedlung von Frieder. Gerstäcker.
Charaden und Räthsel von Mises.
Vermischtes.

Inhalt des Nieritz'schen Volkskalenders

für **1847, 1848, 1850.**

Preis **10** Silbergr.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag.

Gesch. 434

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Das Betteln
ist
bei 5 xl. Strafe
verboten.

KÜSLAK

Die Blutrache.

Nach einer wahren Begebenheit.

Von W. Alexis.

„Ihre Pässe, meine Herrn!“

Die Reisenden blickten verwundert bei dem Zuruf auf, denn seit einer Stunde war ihnen auf diesem wilden Felsenwege durch eine der Schluchten des Monte d'Oro kein menschliches Wesen begegnet. Sie waren ihrem Führer mit den Maulthieren weit voraus, und zwischen den von der Vegetation fast entblößten, vielfach gezackten und geklüfteten Kalksteinmassen, die in allerhand, oft grellen Farben in den wolkenlosen, von Sonnengluth durchathmeten Horizont trotzig ihre Häupter streckten, schien auch das Thierreich verschwunden. Nur selten daß sich ein Habicht oder Geier bei ihrer Annäherung vom Steine erhob, und doch entweder sitzen blieb, oder verdrossen über eine so unerwartete und geringfügige Störung aufflatterte, um auf einem höheren Felsen sich nieder zu lassen.

Der Gensdarm, welcher ihnen plötzlich in den Weg trat, hatte die Reisenden wahrscheinlich schon von einem obern Punkt der Straße, die sich zur Bergscheide in Krümmungen hinschlängelte, bemerkt. Die Entzifferung der Pässe schien dem Diener der Ordnung einige Mühe zu machen. Sie benutzten die Zeit, sich in den Schatten einer Felswand zu stellen und den Schweiß von ihren glühenden Stirnen zu trocknen.

„Ich hatte diese Rast versparen wollen, sagte der Eine, bis wir die Scheide erreicht. Nun mögen wir hier einige Augenblicke ausruhen, um mit erfrischter Kraft das Schauspiel von oben zu betrachten.“

„Auch wird die Abendbeleuchtung seine Schönheit erhöhen.“

„Dessen bedarf es nicht,“ entgegnete der Erste, ein Mann in besten Jahren, zwar im runden Hute und bürgerlichen Ueberrock, dessen schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe jedoch den Geistlichen nicht verkennen ließen. Beide Männer sprachen französisch; beiden konnte man aber anmerken, daß es nicht eigentlich ihre Muttersprache war. Der Geistliche stieß die Worte mit italienischem Accent rasch aus. Auch sein Mienenspiel verrieth die sanguinische Natur des Südländers.

„Von Bastia nach Ajaccio," hatte der Gensdarm aus dem einen Passe herausstudirt.

„Und kommen heut von Corte," fiel der Abbate ein.

„Hier sind Sie auf dem halben Weg nach Ihrem Ziel," erwiederte höflich der Gensdarm, und schien jetzt erst den geistlichen Habitus des Reisenden zu bemerken, worauf er den Paß schnell zumachte, denselben mit einer Verbeugung zurückgab, das Kleid des Geistlichen küßte und um Verzeihung bat. Der andere Reisende erhielt sein Papier, ohne daß der Gensdarm sich die Mühe genommen, nur einen Blick hineinzuwerfen, ebenfalls zurück, vermuthlich durch eine solche Begleitung genügend für ihn legitimirt; dann wünschte er ihnen eine glückliche Reise und machte sich auf den Weg thalwärts, den sie zurückgelegt. Der Abbate bat ihn, ihrem Maulthiertreiber, wenn er ihm begegne, zu sagen, daß sie ihn hier erwarteten. „Ganz zu Ihrem Dienste, Signor," erwiederte der Gensdarm, sein Kasket berührend.

„Der Mann, welcher so oft vor den Assisen auf Ihren Wink horchen und fliegen wird, würdigte Sie hier kaum eines Blickes," sagte lächelnd der Erstere.

„Seine unerwartete Erscheinung in dieser Wildniß, entgegnete der Andere, spricht gegen Ihre Behauptung, mein Herr. Das Gesetz und die Cultur auch in dieser Wüstenei vertreten! Was wäre mit uns geschehen, wenn wir uns in Bastia mit keinen Pässen versehen, wie Sie es wollten!"

„Mich, wie Sie sehen, hätte er ohne Umstände durchgelassen, und, wenn ich es verlangt, mich begleitet, was übrigens eine schlechte Empfehlung für mich bei meinen Landsleuten gewesen wäre. Sie, vielleicht hätte er Sie arretirt, was einigen Spaß verursacht hätte, wenn der künftige Instructionsrichter von Ajaccio als Vagabund durch einen Gensdarmen vor die Polizeibehörde geschleppt wäre!"

„Ich würde mich gefreut und es ihm verziehen haben."

„Weil Sie kein Corse sind. Der gute Mensch, das versichere ich Sie, hätte Ihren Freundschaftsversicherungen nicht getraut, sondern würde bei erster Gelegenheit aus dem Dienste gelaufen sein, wenn man ihm nicht etwa mit einer Versetzung in einen entfernten District zu Hülfe gekommen wäre."

„Ich werde mir den Mann merken, der selbst auf dieser abgelegenen und wie Sie sagen verrufenen Straße so streng vigilirt."

„Aber verlassen Sie sich nicht auf ihn, Sie könnten sich sehr täuschen. Uns forderte er den Paß ab, weil er nach unserm Aeußern uns für fremde Reisende oder für Leute hielt, welche muthmaslich Pässe führten. Wo er das nicht voraussetzt, wird er nicht fragen, und wenn ein Contrebandier ihm begegnet, vorsichtig einen Seitenweg einschlagen."

„Sie verleumden Ihre Landsleute."

„Was heißt verleumden! Art ist Art. Es ist hier eine andere Art; die Geschichte hat es bewiesen."

„Sie reden von den Zeiten Paoli's und Theodors von Neuhof. Das Gesetz ist doch unter der Herrschaft Frankreichs als höchste Autorität anerkannt; ein Paß der Regierung —“ .

„Eine gezogene Büchse, ein scharfes Messer, unterbrach ihn der Abbate, sind und bleiben der beste Paß durch diese Gebirge.“

„Hören Sie, wie fröhlich unser Bursch dort singt und mit seinen Maulthieren sich unterhält; er straft Sie Lügen.“

„Nur ein Zeichen, daß er Niemand zu fürchten hat; er ist arm, also keine Räuber, harmlosen Gemüthes, also wahrscheinlich keine Feinde. Im Uebrigen könnten Ihnen die vielen Kreuze am Wege einen Begriff von der Sicherheit dieser Gebirge geben. Nicht Alle sind morsch und mit Moos bewachsen.“

„Abbate! Sie sprechen nicht wie Jemand, der zwanzig Jahre sein Vaterland nicht sah und zehn Jahre die Pariser Luft kostete.“

„Ich gestehe Ihnen, daß in der Luft dieser Berge mein Blut in eine eigne Wallung geräth. So manche Erinnerungen, die ich in ernsten Studien, im Dienste der Kirche, in der anmuthigen Gesellschaft jener ersten Geister der Nation für abgethan hielt, tauchen in mir auf. Doch genug davon, wir wollen unsern Führer abwarten.“

„Sie könnten selbst Führer sein. Ich sehe es an Ihren Blicken, bald hier, bald dorthin gerichtet, daß Sie mit der Gegend bekannter sind, als Sie zugestehen wollen.“

„Ich ging einmal als Knabe den Weg,“ entgegnete rasch abbrechend der Andere und wandte sich zum Maulthiertreiber um:

„Beppo! Du treibst die armen Thiere zu rasch an. Laß sie verschnaufen, es war ein heißer Tag. Wir sind nicht so eilig.“

„Aber ich bin eilig,“ entgegnete der kecke Bursch.

„Ein guter Corse, Beppo, nimmt sich Zeit zum Guten und Bösen, damit er sicher ankommt.“

„Aber ich nicht, heute nicht, Signor. Alles zu seiner Zeit, aber, — ja wenn Ihr das wüßtet —“ und er schwenkte mit trotzender Gebärde seinen bunt bebänderten Hut in der Luft. — „Ja wenn das nicht wäre, da könnten die Signors sich von einem Andern treiben lassen. Ich bin kein Eseltreiber. Sehen Sie mir das nicht an? Nur zu Hause wollte ich, schnell, schnell, da hörte ich, daß die Signors auch des Weges wollten. Sancta Ursula und Sancta Brigitta, ich sprach meinen Vetter an, den Schenkwirth, mit dem Ihr verhandeltet. Du bist ein Sausewind, sagte er, und nun bin ich ein Eseltreiber. Ho, he, fort! hi! hu! Marcillo, Cabillo, nach Hause, könnt Ihr Euch selbst den Weg suchen.“

„Nun und was ist denn das, Beppo, was, wenn es nicht wäre —?“

„Was es ist! — Was bin ich denn? — Seht Ihr mir's nicht an? Ein Bräutigam! des Müllers Tochter aus der ersten Gravonamühle, die Marcella, ist meine Braut.“

„Ein solcher junger Bursch! Du mußt noch wachsen.“

„Das sagte die Marcella auch; vor einem Jahre sagte sie es.

Der schwarze Andrea ist um einen Kopf größer, den möcht ich schon lieber; aber ein Jahr will ich noch warten, wenn du dann so groß bist als er, dann will ich Euch messen, sagte sie. Nun hat sie uns gemessen; dem Andrea strich sie das Haar mit ihrer weißen Hand glatt und meines zerrte sie, als wollte sie mir 'nen Zopf nach oben drehn. Beppo ist größer, schrie das Wettermädel, und ich sprang drei Schuh in die Luft."

„Und Andrea?"

„Der war nicht mehr kohlschwarz; pechrabenschwarz ward er. Hatte sich ein Jahr lang hänseln lassen von der pfiffigen Dirne, es hatte ihr viel Spaß gemacht, und hatte es wirklich geglaubt. Na der zog ab, wie der Fuchs vom Taubenschlag."

„Nimm dich in Acht, Beppo."

„Dafür bin ich Beppo! Aber es hat nicht viel auf sich. Das ist der reichste Müller im Gravonathal, ihr Vater, und hat eine Sippschaft! Und seine Sippe und unsere —"

„Das hindert nicht, daß er dir nicht auf einsamem Wege ein Messer durch die Rippen jagt."

„Ich bin ja mit Euch, Signore. Das sagte mein Vetter in Corte auch. Darum gab er mir seine Esel mit und Euch. Halte gute Gesellschaft, sagte er. Und nach Corte zog ich mit einem Detachement Conscribirter. Die Leute dachten, ich wäre auch Einer, und wunderten sich, daß ich so lustig sei. Nein, sagte ich, ich bin conscribirt zum Heirathen; und in Corte habe ich mir meine Scheine geholt. Wollen die Signores nicht aufsteigen? — Meine Müllerstochter müssen Sie sehn, wir kommen durch; das ist ein Mädchen, das Wasser läuft Einem im Mund zusammen. Und sie wird Ihnen sagen, daß ich ihr Bräutigam bin."

Die Reisenden zogen es vor, bis auf die Gebirgsscheide zu gehen.

„Ein Kernbursch vom fröhlichsten Gemüth, ein unverdorbener Sohn der Natur," sagte der Richter.

„Ein Corse, ein Sohn seines Volkes, entgegnete der Abbé, des Volkes, mein Herr, aus dem auch den Buonapartes ihr Napoleon geboren ward; des Volks, über das schon Rousseau sein prophetisches Wort gesprochen hat, das in Erfüllung ging. Die Art hat sich nirgend verleugnet, nicht in Napoleons Heeren, nicht unter dem Pöbel der Pariser Gassen. Das Blut will sein Recht, und um dazu zu kommen, läßt es seine Eisentheile gähren. So unbändig der Bursch in seiner Freude, so unbändig würde er in seinem Schmerz sein. Hätte das Mädchen ihn gefoppt, weh dem Andrea; da es den Andrea gefoppt, so könnte es mit seiner Freude ein Mal rasch aus sein."

„Sie meinen wirklich —"

„Der Durst nach Rache liegt tief im Menschenblute."

„Von einem Diener der Kirche das, der mir erst in Bastia seine strengen Grundsätze mittheilte, und kaum über diese Berge —"

„Spricht der Corse aus ihm, meinen Sie. Nun ja, mein Herr,

erst ward ich geboren und dann geweiht. Zuerst bin ich Corse. Sie wie Sie mir vertraut, sind aus dem Elsaß; also zuerst Deutscher, dann Franzose. Auch in Ihren Urtheilen über Politik, Religion, Justiz, glauben Sie nicht, daß ich die Einflüsse des Deutschen Blutes heraus erkannte, wie sehr Sie sich auch Mühe geben, ein guter Franzos zu sein. Expellas furca naturam! Das ist ein weites Thema."

Sie hatten im Gespräch die Wasserscheide des Monte d'Oro auf dieser Seite erreicht. Der Abbé hatte nicht zu viel gesagt, als er behauptet, es bedürfe zur Schönheit des Schauspiels, das sich ihrem Auge plötzlich hier entfaltete, nicht erst der Abendbeleuchtung; wiewohl diese allmälig eintrat und die Sonne schon mit ihren niederwärts gehenden Strahlen das Meer berührte. In weiter Ferne glänzte dasselbe, azurblau von Purpurduft übergossen; weiße Segel, von hier freilich nur wie Punkte erscheinend, blähten sich darin, und dieses Meer, freudestrahlend wie die Heiterkeit des Südens, war ein doppelt schönes Gemälde, da es durch die Klippen und bewaldeten Berge des Gravonathales von beiden Seiten eine schöne Staffage erhielt. Die Reisenden standen in einem Sattel des Bergrückens vor diesem Gravonathal, welches dicht unter ihren Füßen wild und zerrissen war, gebleichtetes, nacktes Gestein, gleich dem Wege, den sie heraufgemacht; aber je tiefer das Auge den Krümmungen des Flusses folgte, so lachender, mannigfaltiger, reizender ward das Thal, durch bewaldete Bergknollen, Oliven, Kastanienhaine, und fernhin sah man schon das hellere Grün der Weinberge. Der Rauch schlängelte sich aus den Schornsteinen der thurmartigen steinernen Gebäude, deren flache Dächer hie und da durch das mannigfach gefärbte Grün vorblickten. Auch konnte man schon durch das Brausen des niederstürzenden Gravonabaches das Klappern einer Mühle hören.

Während Beppo, der sich zwischen sie gestellt, dem Geistlichen den Punkt zeigte, als den merkwürdigsten von allen, wo die Mühle liege, in der der merkwürdigste Gegenstand des Thales, Marcella, wohne, und während er aufjauchzend plötzlich in die Hände klatschte, als ein dünner Rauch an jener Stelle aufzuwirbeln anfing, und rief: „Seht, jetzt macht sie Feuer an zum Abendessen," — betrachtete der andere Reisende die näher liegende Scenerie, welche von allen Schauern öder Gebirgsrücken erfüllt war. Hinter ihm ragten zur Linken die nackten, senkrechten Kalksteinwände des Monte d'Oro, mit ungeheuren Spalten, wie durch ein Riesenmesser geschnitten, und angeglüht von der untergehenden Sonne; rechts folgte sein Auge dem entferntern, aber verwandten Schauspiel, welches die zerrissenen Pics und Felswände des Monte Rotondo darboten. Von dieser rechten Seite kam die Gravona, ein hundert Fuß unter ihnen über Felstrümmer dahin brausend, und jenseits der Kluft erhob sich das andere Ufer steil und gezackt, und um ein bedeutendes höher.

Von der Cultur und der Vegetation war es verlassen, man ent-

deckte keine Spur eines Weges und doch glänzte über einer kleinen Platteform ein goldener Heiligenschein, jetzt in der Abendsonne flimmernd. Es mußte also auch hier ein Heiligenbild stehen, zu dem fromme Pilger den mühsamen Weg hinauf fanden. Während der Richter sich Mühe gab, die Umrisse des Bildes zu erkennen, glaubte er sich etwas dort bewegen zu sehen; es glänzte ein länglicher Strahl wie von Metall, dann blitzte Pulverdampf. Im Momente darauf krachte es. Als ein zehnfacher Wiederhall durch die Berge schütterte, stürzte Beppo, mit dem Ausruf: „Jesu Maria!" zu Boden. Die Kugel, welche ihn durchbohrt hatte, würde, wenn sie nur einen halben Schritt rechts oder links gegangen, den Richter oder den Geistlichen getroffen haben. Aber sie hatte Beppos Herz nur zu gut gefunden. Seine letzten Worte waren: „Andrea!" — „Marcella!" Bei dem ersteren wandte sich sein brechendes Auge nach der Felswand drüben und seine Hand zog sich krampfhaft zusammen.

„Hülfe!" rief der Richter, ohne zu wissen wohin. „Die ist hier nicht zu haben," entgegnete der Geistliche, und war über dem Sterbenden niedergekniet, um ihm die letzten Dienste der Religion, so weit die Umstände es möglich machten, zu erweisen.

Es schien, als färbe das dem Sterbenden entströmende Blut Himmel und Erde. Auf einen Augenblick, die Sonne sank gerade in ihr Wellengrab, wurden Fels, Strauch, der Boden, der Knieende und der Liegende von einer Purpurgluth getränkt. Der Reisende schauderte, als er seine eigene Hand wie mit Blut übergossen sah. Es war nur ein Augenblick. Das Purpurroth ging in ein Violett über, das Violett verwandelte sich in ein todtes Grau. Der Abbate war aufgesprungen und hatte die Maulthiere gefaßt: „Aufgestiegen, Signor! Schnell! An diesem Ort ist nicht weilen."

„Unmöglich können wir den Sterbenden hier allein —"

„Er ist todt, er hat gebeichtet und die Absolution empfangen. Da ist nichts mehr zu thun."

„Er ist noch warm."

„Aber bis er kalt ist, wissen Sie, ob wir da noch warm sind? — Um aller Heiligen Willen, rasch auf! — Ich kenne den Weg. — Im Vorüberreiten melden wir's in der Mühle. Das ist das einzige, was wir in dieser Lage thun können."

Mit Widerstreben bestieg der Richter das Maulthier. Wenn sein Gefährte ihn verließ, was sollte er allein bei der Leiche, in der Nacht, in diesem Gebirge, in einem ihm fremden Lande? Daß Beppo wirklich todt war, davon hatte er sich überzeugt.

Es war ein trauriger, schweigsamer Ritt; der Abbate spornte die müden Thiere an. Auch bei der Mühle hielt er nur einen Augenblick, um einem Knechte, der vor der Thüre stand, vom Sattel herab die traurige Nachricht mitzutheilen. Das Tageslicht war noch nicht ganz

erloschen, als sie in einer freundlichen wohlhäbigen Alberge abstiegen, um zu übernachten. Es war noch mitten im Gebirge. Eine von Wein umrankte Loggia, in welche man sie führte, bis ihr Zimmer in Ordnung wäre, bot die Aussicht auf das tiefere Thal, und das Meer glänzte noch im Silberlicht in der Ferne.

Während der Abbate auf dem Hofe mit den Wirthsleuten sich unterhielt, hatte der uns näher stehende Reisende einige Notizen in sein Tagebuch gekritzelt, so weit das Licht es gestattete. Notizen über einen Mord, während der balsamische Wohlgeruch einer befriedigten Natur aus Millionen Kräutern und Stauden, die Ruhe und der tiefe Frieden der Schöpfung um ihn athmete.

„Sie können Ihre Studien, sagte der Geistliche, und Ihren Beruf als guter Deutscher oder Franzose nicht vergessen. Aber ich rathe Ihnen, schlagen Sie die Sache aus dem Sinn. Der Ort gehört nicht mehr in Ihren Gerichtssprengel. Es ist nicht gut, in diesem Lande sich um Dinge zu kümmern, die uns nicht selbst berühren. Man weiß nicht, in welche Verwickelungen man gegen seinen Willen geräth. Ich habe auch hier nichts von dem Vorfalle erwähnt, denn wer weiß, in welchen Verbindungen dieser Andrea oder Beppo zu den Leuten steht. Auch in der Mühle sahen Sie, daß ich unsere Namen nicht nannte, ich that nur, was meine Christen- und Nächstenpflicht forderte."

„Mein Herr, ich meine, jeden Menschen, vor dessen Augen er begangen wurde, geht ein Mord so weit an, daß er alles thun soll, damit der Mörder den Händen der Gerechtigkeit überliefert werde. Zudem werden Sie wie ich als nächste Zeugen vorgefordert werden. Es ist daher gut, bei Zeiten sich aller Umstände zu erinnern."

„Wer wird uns vorfordern?"

„Die Gerichte."

„Wenn sie von der Sache Notiz nehmen."

„Weshalb dann Justiz in Corsica?"

Der Abbate lächelte, während er doch in ernsten Gedanken schien: „das frag' ich mich zuweilen auch. —"

„Am Ende vertheidigen Sie auch die Blutrache?"

„Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden."

„Aber das Gesetz hat dies furchtbare Gebot in Regeln und Formen gebracht, damit kein unschuldiges vergossen werde."

„Und doch kann man eine Geschichte in vielen Bänden schreiben von den Justizmorden in den Ländern der sogenannten Cultur."

„Rechtfertigt das die Blutrache?"

„Was ist denn Gerechtigkeit auf dieser Erde! — Ein Bettelmantel mit goldenen Flittern besät, um die Gebrechlichkeit unsers Wissens zu verstecken. Fischen Sie Regeln auf dem Grunde des Meeres, weben Sie aus den Mondenstrahlen Formeln um Unrecht zu verhüten, es bleibt Flickwerk, Lumpen."

„Ich meine nicht, fuhr er ruhiger fort, daß mein Volk darum

glücklicher würde, wenn es sich demüthig unter dem eisernen Buchstaben des Gesetzes beugte, statt im warmen Blute sich selbst Recht zu verschaffen. Man wünscht ja die Zeiten der Patriarchen wieder; so sei man doch zufrieden, daß in diesen Inselbergen ein Völkchen sich erhielt, wo die patriarchalischen Bande noch Kraft haben, wo Liebe, Treue und Haß noch in der Menschenbrust operiren, unverblaßt, unvermittelt durch die Cultur. Wenn alle ursprünglichen Säfte in den europäischen Nationen ausgestorben sind, daß der Lebensathem in dem großen Meere der monotonen Cultur stockt, vielleicht holt man von unsrer Insel eine Lymphe, um wieder Naturfrische in die degenerirte Menschheit zu impfen. Wenn Ihre Bossuets, Fenelons, wenn Ihre Theologen und Philosophen, wenn Ihre Gesetzgeber, ja selbst Ihr Mirabeau, vergebens gegen die Thorheit des Duells gekämpft, so hat wenigstens die cultivirteste Nation der Welt kein Recht, uns armen Corsen jene Tradition zum Vorwurf zu machen. Im Duell unterliegt der Beleidigte so oft als der Beleidiger; der Dolch des Corsen trifft immer nur den Beleidiger. Wenn die Franzosen das Duell aufgegeben, wollen wir der Blutrache entsagen."

„Das ist ein langer Weg."

„Unserer nach Ajaccio morgen wird kürzer sein, wandte der Abbate, der fühlte, daß er zu heftig geworden, mit einer höflichen Wendung ein und erhob sein Glas. Auf ein fröhliches Zusammentreffen dort, mein Herr Instructionsrichter."

Der Richter stieß lächelnd an: „Fürchten Sie das nicht?"

Die Wirthin, eine runde behagliche Frau, welche schon früher ihre Bekanntschaft mit dem Abbate erneuert, war jetzt mit dem Nachtisch eingetreten.

„Allerheiligste Mutter Gottes, rief sie, den Herrn Antonio Samperi so wieder zu sehn, das hätte ich mir nicht im Traume einfallen lassen! Aber doch, ich sagte es gleich, als die Herrn abstiegen, den Herrn mußt du schon gesehn haben. Und das sind nun achtzehn, nein, zwanzig Jahre her! Du lieber Gott, aber wie aus den Augen geschnitten. Na, die lieben Verwandten in Cortina werden einmal die Augen aufreißen. So groß war der Antonio damals, ja, ja, ich entsinne es mich noch wie gestern, fünfzehn Jahr alt, oder so darum. Freilich da kann man noch nicht groß sein! Und nun jetzt zur Pfarrei in Ajaccio vocirt! Ich sage doch, die Samperi kommen zu Ehren, und sie verdienens auch. Ach und die Schwester wird sich freuen, den Bruder wieder zu sehn."

„Kennt Ihr meine Schwester?"

„Ich die Signora Julietta nicht kennen, das schönste Mädchen in Ajaccio, ich meine, wenn sie zum Ball nach der Stadt kommt! Alle reißen die Augen auf. Da ist nur eine Stimme. Das ist eine Dame. In den Pariser Kleidern sieht sie auch ganz anders aus. Der Signore wird sie gar nicht wieder erkennen, so schön ist sie."

„Das glaube ich, entgegnete der Geistliche mit einem leichten Seufzer, denn sie ward erst geboren, nachdem ich Corsica verlassen.“

„Richtig, richtig, das war ja —“ die Wirthin schien sich auf etwas zu besinnen, was ihre Zunge plötzlich stocken machte. Der Abbé schien nicht geneigt sie zu lösen, sondern ging rasch auf Fragen über andere Gegenstände über.

„Je nun, Signore Curate, mit denen geht es so, wie's geht. 'S sind schlimme Zeiten. Der Eine steigt, der Andere fällt. Der Handel will nicht mehr gehn wie sonst. Die Douanen sind gar zu streng. Das will auch gar nicht mehr durch die Finger sehn, lieber Gott, und wir sind doch Alle Christenmenschen! Reiche Leute giebts gar keine mehr.

„Gar keine! Das ist hart.“

„Je nun bis auf ein Paar. Die Cavallo, die sind wie die Grafen. Ihr neues Schloß auf dem Olivenberg am Meer, da brauchte sich kein Fürst drin zu schämen. Der alte Vicente hats noch gebaut. 'S kommt ja auch Alles von dem; die jungen Herrn sind zu vornehm. Wenn der Romano durch die Straßen reitet, hui wie preßt er seinen Araber und streicht sich den Kinnbart. Der dünkt sich was.“

„Der alte Vicente — ist nicht mehr?“

„O das sind ja schon über zehn Jahr. Da konnte man doch sagen, Gott hat's so gewollt. Steinreich war er schon, und hatte mit Nichts angefangen, es wuchs ihm nur so über Nacht, denn bei Nacht war auch nur sein Erwerb. Nun hatte er es doch, wie er es nur wünschen konnte, er konnt's aber nicht genießen, mußte immer wieder auf die See. Ein Gensdarm bei Nizza hatte ihm schon das Ohr abgehauen, aber er mußte schmuggeln, konnte ohnedem nicht leben. Da kam's denn, im Hafen von Livorno, als er eben abstieß; die Kugel pfiff ihm durch die Schulter, ließ das Ruder fallen und fiel ins Wasser—“

„Ein Fraß den Fischen!“ fuhr der Zuhörer mit einer heftigen Bewegung, die man ihm schon früher hätte anmerken können, auf.

„Gott bewahre mich, er ist wie ein Christ gestorben, sein Tod war besser als sein Leben. Seine Leute zogen ihn raus, ruderten sich beinah zu Tod. Dann hat er auf Elba gebeichtet und die Absolution erhalten, und sie haben ihn nach Ajaccio gebracht, und das war ein Begräbniß, wie man's noch nie gesehen hatte. Nein, das muß man ihm lassen; er ruht in geweihter Erde, und in allen Kirchen wurden, ich weiß nicht, wie viel hundert Seelenmessen gelesen. Und das allein hat ihn gekümmert, daß er seinen Reichthum keinen Kindern hinterließ. Seine Neffen, aus denen er bei Lebzeiten nicht viel gemacht, haben Alles gekriegt. Sie haben ihm aber auch ein Denkmal gesetzt, das kann sich sehn lassen.“

„Bei Euch stehts nicht zum Schlimmen; Ihr seid sehr froh,“ sagte der Geistliche, der seine Aufregung überwunden.

„Und sollt' ich's nicht sein, Mein Sohn, der Beppo — ja so,

den kennt Ihr nicht — der hat gefreit und kriegt das Mädel, des Müllers Tochter von oben, wo Ihr vorbei geritten, das schmuckste Mädchen und das reichste im ganzen Thal. Die Familien, sonst mochten sie sich nicht, das hat sich nun ausgeglichen, und das kann für die Zukunft recht gut werden für uns Alle. Er mußte lange warten, bis sie ja sagte, es war so mancherlei dabei; aber ich wußt es schon, durft's nur nicht verrathen. Die Marcella ist ein Schelm, aber ein Mädchen in der Wirthschaft, das rührt sich nur so unter ihrer Hand. Und eine Hochzeit solls werden! — Je, der Beppo war ja in Corte, daher die Signore gekommen. Haben Sie denn meinen Beppo nicht gesehn, er ist blond, so groß, und etwas links, aber —"

Ein Lärm, ein Schrei, ein entsetzlicher Schrei, rief die Wirthin in den Hof, und ersparte den Reisenden eine peinliche Antwort. Sie sahen sich beim Schein des Windlichtes schweigend mit bedeutungsvollen Blicken an, als das Weib, die Hände übern Kopf ringend hereinstürzte, die Reisenden anstierte, dann wieder hinaus lief und im Augenblick drauf wieder kam.

„Ihr — Ihr — kommt von Corte mit den Maulthieren — mein Beppo ist — todt!"

„Ich sah ihn sterben, entgegnete der Abbate rasch, er starb, von der Kugel des Mörders getroffen, in meinem Arm, aber nach der Beichte, als guter katholischer Christ, und hat die Absolution empfangen."

Die Mutter stürzte ihm zu Füßen und bedeckte die Hand des Geistlichen mit ihren Küssen und Thränen: „Er ist als guter Christ mit der Absolution gestorben. Ave Maria!"

Trauer und Schmerz hatten nur das Recht des ersten Augenblickes, der nächste gehörte schon einem andern Gefühle an. „Andrea!" und „Rache!" waren die Worte, die murmelnd von Mund zu Mund gingen. Die blassen Gesichter wurden roth und im Schein der vielen angezündeten Fackeln funkelten Gewehrläufe, Messer, Schwertklingen. Die Männer und Burschen der Alberge, durch die der Mühle verstärkt, bildeten eine Bande, vor der selbst ein bewaffnetes Corps in diesen Bergen Respect gehabt hätte.

Aber die wilden Ausrufungen waren eben so schnell verstummt; man besprach sich leise. Wer der Mörder war, darüber war kein Zweifel; man befragte nur den Geistlichen näher nach dem Orte, wo der Schuß gefallen. Man berechnete Entfernung und Zeit und ein höllischer Jubel zückte in ihren Mienen, daß der Mörder von jener Klippe des andern Ufers einen solchen Umweg nach seinem Hause hätte, daß man ihn noch unterweges abschneiden könne.

„An der Rocca perduta treffen wir ihn, aber wir müssen durch den Sorabach," sprach der siebzehnjährige Federigo, Beppo's jüngerer Bruder, mit der Miene eines erfahrenen Feldherrn; und indem er

seine neue Taschenuhr zog, sagte er in einem bestimmten ruhigen Tone: „Zwischen 11 und Mitternacht. Vorwärts Signore!“

Daß keiner, der Waffen tragen konnte, sich ausschloß, schien sich von selbst zu verstehen. Wie es kam, daß auch der künftige Richter von Ajaccio sich anschloß, darüber wußte er sich selbst später nicht Rechenschaft zu geben. Der Abbate ging ja auch mit. Vielleicht fürchtete der Fremde allein zu bleiben in dem Hause der Verzweiflung. Die Leiche war angekommen; die Mutter lag darüber in Ausbrüchen des Schmerzes, der Wuth und Verzweiflung, die das Ohr verwundeten und das Herz erschütterten. Sie stritt sich mit Marcella, um das Recht den Todten am meisten zu beklagen, die letzten Küsse auf seine kalten Lippen zu drücken.

Aber als der Zug der Rächer über Feld und Acker, durch einsame Bergpfade streifte, in tiefem Schweigen, — auch die Fackeln hatte man wieder gelöscht, da man sich dem Sorabache näherte, — schlüpfte an unserem Reisenden eine jugendlich kräftige Frauengestalt vorüber, in ihrer Hand blitzte ein Dolch. Es war Marcella; der Durst nach Rache war heftiger als der Schmerz um den Geliebten, ein Weib, welches es wohl mit einem Manne im Kampfe aufgenommen hätte.

Wir verfolgen nicht ihren düstern, langen, beschwerlichen Weg, wie sie mit Gefahr die abschüssigen Wände des Baches hinabkletterten, um mit noch größerer Mühe die jenseitige Wand zu erklimmen. Marcella schwang sich elastisch wie eine Gemse von Stein zu Stein; auch der Abbate schien kaum der Hülfe des älteren Mannes zu bedürfen, den der Fremde erst jetzt bemerkt hatte, obwohl er doch schon im Hofe sich der Bande zugesellt. Der Geistliche ging oft Arm in Arm, und sprach viel und geheim mit ihm.

Die Rocca perduta lag vor ihnen, ein wüster Fels mit einer breiten Wand, die sich in verschiedenen kleinen Absätzen ins Thal des Baches senkte. Ueber den Kamm des Berges ging der schmale Pfad, den der Mörder kommen mußte und — er kam! — sagte ein leises Pfeifengeschrill, flüsterten die zitternden Stimmen. Er kam, und wenn er herunterstieg, hier ward er empfangen. Der Reisende wunderte sich, daß man die Fackeln wieder anfing anzuzünden: „das muß ihn ja verscheuchen und er flieht zurück.“

„Er kann nicht mehr zurück, entgegnete leise der Begleiter des Abbate. Die von der Mühle sind jenseit des Felsen hinaufgeklettert und schneiden ihm den Rückweg ab.“

Auch von drüben glänzte jetzt röthliches Licht und die Pfeifen, nicht mehr dumpf und verstohlen, sondern hell, herausfordernd, höhnisch, antworteten sich. Beim Fackelschein, der immer heller loderte, sah man die Gestalt des Verfolgten, unschlüssig auf dem Kamm des Berges stehn. Er hatte seine Flinte von der Schulter genommen.

Ein canibalisches Athmen von teuflischer Lust, Töne der Wuth, Erwartung, des Entzückens, bebten um den Fremden, die ihn in die Zeiten Roms versetzten, wo das edelste Volk der Welt in der Arena

den Augenblick erwartete, daß die Pforten des Zwingers sich öffneten, um die wilden Bestien auf ihre zitternden Opfer loszulassen. — „Ergreift ihn, überlaßt den Verbrecher dem strafenden Arme der Gerechtigkeit; seine Strafe, eine härtere Strafe, als Ihr ihm bietet, ist ihm sicher.“ Er wollte es sprechen, aber das Wort blieb im Munde stecken. Wer hätte ihn gehört, und wenn — mit welchen verwunderten höhnischen Blicken hätte man ihn niedergebohrt!“

„O Sanctissima!“ rief Marcella, die Hände über'm Kopf ringend, und convulsivisch ihren Körper beugend. „Er tritt an den Rand! Wenn er sich hinunterstürzte.“

„Keine Furcht! beruhigte sie eine andere Stimme. Du siehst ja, Federigo schleicht hinauf. Er ist schon auf halbem Weg. 'S ist an Federigo, er läßt sich's nicht nehmen. Da legt er an.“

„O glückseliger Federigo!“ seufzte mit der furchtbar süßesten Stimme die Braut.

Von den Fackeln und dem dürren Gestripp, welches man angezündet, war die wüste Felswand jetzt mit einem schauerlichen Roth übergossen; ein Licht, in dem man alle Gegenstände deutlich erkennen mochte. Federigo's Schuß krachte, aber zu spät; im Augenblick vorher hatte Andrea sich rückwärts nieder geworfen. Die Felswand nach dem Thale war, wie gesagt, steil abschüssig, aber von Gerüll bedeckt und hatte mehrere Vorsprünge und Absätze. Es war ein lebensgefährliches Wagestück, aber nicht in der Absicht, sich zu zerschmettern, hatte sich der Verfolgte hinabgestürzt. Ein gewandter Bergkletterer, rollte er, die Arme hinter sich ausgestreckt, den Kopf zurück, auch mit der Flintenkolbe Boden fassend, den Abhang hinunter. Athemlos, mit bangen Herzschlägen, den Kopf übergebeugt, folgten ihm die Blicke der Zuschauer. Er schlug nicht um; er überrollte sich nicht. Nachdem er etwa achtzig Fuß gerutscht, sank er auf einer der felsigen Vorsprünge nieder. Er war gerettet und — verloren. Unter ihm gähnte der Abgrund, der Fels hing hier über, kein noch so schmaler Pfad führte zu den Seiten. Er schien gesichert und war gefangen.

Den nächsten Augenblick knackten ein halb Dutzend Hähne. Ein, zwei, drei Schüsse fielen; aber die Kante, auf welcher Andrea stand, schoß an der Seite in eine Felsenspitze aus, welche dem Verfolgten als Brustwehr diente. Von der andern Seite, wo die Müller heraufgekommen, war der Punkt nicht zu beschießen. Jetzt sah man auch Andrea seine Doppelflinte anlegen; er zielte, doch entweder fehlte es dem geübten Schützen an Raum, oder er war vom Sturze schon verwundet, seine beiden Kugeln zischten durch das Laubwerk über ihren Köpfen.

Die Müller waren jetzt von der andern Seite auf den Berggipfel gestiegen; sie rollten Steine hinunter, die ihn aber mehr belästigten als ernstlich gefährdeten, denn die größeren sprangen über seinen Kopf in Bogensätzen in den Abgrund. Da traf ein Schütz, als Andrea, um einem Stein auszuweichen, sich vorgebogen, ihn in

den Arm. Man hörte keinen Schmerzenslaut, aber der Arm mußte gelähmt sein. Der Abbé klopfte dem Schützen auf die Schulter: „Bravo!“ und ein Blick war es, der den Reisenden entsetzte. Welche Leidenschaft konnte ihn, den diesem Vorfalle, diesen Personen so fremd stehenden Mann, entflammen?

Die Aufmerksamkeit war plötzlich auf einen andern Gegenstand gerichtet. Die Steine rollten zwar nach, und wahrscheinlich hätten sie die Lage des Unglückseligen ganz unhaltbar gemacht und ihn zu dem Entschluß gebracht, welchen Marcella noch immer fürchtete, als man etwas seitwärts Federigo auf der Schurre bemerkte, auf welcher Andrea sich herabgelassen. Er war leichter als sein Vorgänger angethan, seine Glieder schienen jünger, elastischer. Er ließ sich vorsichtiger, leise hinab. Mit lautlosem Bangen folgten ihm Aller Augen, Bei jedem Stein, an den sein Haken sich halten wollte, und der fortrollte, ein Aufstöhnen der Angst, bei jeder glücklichen Lage, in die er durch eine geschickte Wendung sich versetzte, ein zufriedenes Lächeln. Es war ein Wagestück, der Knabe suchte den Löwen in seiner Höhle auf. — Der Löwe war zwar ermattet, mehr als aus einer Wunde blutend, aber er konnte, wenn er den neuen Feind gewahrte, mit seiner letzten Todeskraft ihn umklammern, ihn nur festhalten, und die unausbleibliche Folge des Kampfes auf der engen, schwindelnden Felskante, wo kaum Einer Platz hatte, wäre gewesen, daß Beide in den Abgrund stürzten. Battista, wie des Abbés Gefährte genannt ward, murmelte schon: „Der arme Junge!“ Aber Andrea gewahrte den neuen Feind nicht, bis er mit einem prasselnden Steinregen ihm zur Seite niederschoß. Ehe er sich umwenden konnte, war Federigo's Messer zwei Mal in seinen Hals getaucht. Krampfhaft streckte er die Hand nach dem Rächer aus, aber die Kraft verließ ihn. Seine Knie wankten, er stürzte in den Abgrund.

Der Fremde hatte genug gesehn, er wandte das Gesicht ab, aber das Ohr konnte er nicht verschließen vor dem Jubelruf, vor der dämonischen Freude, die sich in einem schallenden Bravo, einem Händeklatschen wiederholte, welches weniger der That, als dem Muth und der Geschicklichkeit des Thäters galt. Auch sah er nicht, wie Federigo aus seiner gefährlichen Lage durch die Andern gezogen ward. Aber als er jubelnd von den Cameraden herabgeführt ward, das blasse Mörder- oder Scharfrichtergesicht des Knaben vom Fackellicht umspielt, da sah er Marcella, ihre Arme ausbreitend, ihm entgegen stürzen, ihm um den Hals fallen. Sie nannte ihn ihren Rächer, ihren Ritter. Im Uebermaaß ihrer Erregung stürzte sie vor ihm auf die Knie und küßte das Blut von seinen Händen. — Battista meinte: „Ei, der Federigo wird doppelt seinen Bruder beerben.“

Den Fremden schauderte, mit dieser wilden Mordbande zurückzugehen, er stellte sich in den Schatten eines Baumes, um ihnen abgesondert zu folgen. Als er einen letzten Blick auf die noch roth angeleuchtete Felswand warf, reichte ihm der Abbé seine Hand: „Auf jenem

Felsen, mein Herr, fiel vor zwanzig Jahren auch mein Vater. Der graue Felsen glühte auch wie jetzt im Abendroth; vor meinen Augen fiel er, und ich konnte ihn nicht rächen, wie jener glückliche Federigo. Haben Sie mich nun verstanden?"

Es war dem Reisenden lieb, daß sein Gefährte sich von ihm trennte; noch lieber, als er im Wirthshaus ihn nicht mehr fand.

Die Wirthin war am nächsten Morgen schon wieder eine ganz andere Frau. Auf den Schmerz war Balsam geträufelt, der sogar einen gewissen Stolz, eine Art Freude hervorgerufen. Die Schuld, die auf der Familie lastete, war bezahlt, sogar durch die Hand ihres zweiten Sohnes, der ältere war mit der Absolution gestorben, die Freundschaft mit der Müllerfamilie durch Blut festgekittet, möglicherweise leuchtete schon der Mutter die Hoffnung, daß Federigo, der glückliche Rächer, in alle Rechte des todten Beppo treten werde; es war also alles in Ordnung. Vor den Folgen der neuen Mordthat schien sie gar nicht besorgt; ihr blieb nur noch übrig, der Leiche die letzte Ehre zu erweisen, und das war nur eine Besorgung, welche ihre Thätigkeit in Anspruch nahm, ihre Seele zerstreute. Sie konnte sogar ihrem Gast über andere Dinge Rede stehen.

„Ja der gute Herr Antonio Samperi reiste gestern schon ab; er traf in der Nacht hier mit seinem Vetter Battista zusammen. Weiß nicht, ob das gute Gesellschaft für ihn ist · weiß auch nicht, ob er sehr froh sein wird, wenn er in Ajaccio die [illegible]igkeit hört. Ich wollt's ihm nur nicht sagen, aber der Battista wird den Mund nicht gehalten haben. 'S ist mit den Samperi's eine eigene Sache. Zu ihrer Zeit war das 'ne Familie, alt, sehr alt, und sie hielten was auf sich. Ihre Besitzungen, die gingen ja bis über's Gebirge. Aber sie waren zu stolz, nicht gerade wie die Cavallo, ich meine die jetzigen jungen Herren. Nein 's war so mehr was von innen. Lieber arm, sagten sie, als niedrig. Da ging denn ein Gut nach dem andern hin, und ihnen zum Hohn kauften's die Cavallo auf. Auch das schöne Meeresschloß auf dem Olivenberge, das der Vicente Cavallo hat bauen lassen, wie's noch nicht gebaut war, nämlich der alte Thurm, das war eigentlich das Stammhaus der Samperi."

„Leben die Familien in Feindschaft?"

„Das wißt Ihr nicht! Weiß Niemand eigentlich, von wannher es sich schreibt. Nur zu des Paoli Zeiten vertrugen sie sich; aber das war auch nur so — so. Und dann kam die Geschichte hier."

„Welche?"

„Nun, daß der Herr Marco Samperi drüben an der Rocca perduta vom Vicente erschossen ward. Sie kehrten von einer Wallfahrt heim. Ich sehe noch den kleinen Antonio, vierzehn oder funfzehn war er alt, wie er hierher gebracht wurde, leichenblaß, konnte nicht sprechen, und doch kochte er nur so, schlug vor Wuth um sich, daß

man ihn nicht lassen wollte. Na das hätte ein Unglück gegeben! 'S war ein Glück, daß vernünftige Leute sich in's Mittel schlugen, und dann schickten sie ihn fort und machten ihn zum Geistlichen; das war noch das Beste."

„Und warum soll ihm in Ajaccio nichts Frohes begegnen?"

„Der Signor Romano Cavallo ist ja nun wirklich der Bräutigam der Signora Julietta Samperi. 'S ist gekommen, wie so was kommt; mit einem Mal war's da, man wußte nicht wie. Nun der Romano ist auch wirklich der schmuckste Gentilhuomo, ganz wie ein Spanier, wenn er die Cigarre pafft und mit dem kleinen Finger die Asche knippst. Nur könnte er die Leute mehr ansehen, wenn er mit ihnen spricht. Und wenn er durch die Straßen reitet, so mag der türkische Kaiser reiten, der Napoleon ritt nicht so. Da denkt denn doch Mancher: woher hat er's denn? — Vom Tabak, den sein Oheim auf der Schulter trug. Ja so fing er an. Und auch als er reich ward, ließ er die Jungen, seine Neffen, noch barfuß laufen. Mancher hat ihn gesehen; na, ich will nicht sagen wie. 'Sist aber sonst schon eine gute Familie, und in alten Zeiten hatten sie auch schon ihre Thürme und Leute, wenn auch nicht wie die Samperi's. Das schlägt so um, einmal hüben, einmal drüben. Und im Grunde genommen, freuen sich Alle, daß es so gekommen. Die Samperi brauchen's, geht's nicht auf die eine Weise, doch auf die andere. Es kommt doch Friede in die Häuser. Dem Battista ist's zur See nicht gelungen. Der Herr Antonio ist nun Pfarrer geworden, eine Pfründe ist noch kein Bisthum. Davon kann man noch nicht viel mauern, bauen und Schulden bezahlen. Aber der Stolz sitzt ihnen im Blut."

„Und Ihr meint, Signor Antonio werde über die Verbindung seiner Schwester nicht zufrieden sein?"

„Genau sah ich's nicht, ich hatte meine Augen anders wo — und die gute Frau brachte ihr Tuch an die Augen — aber wie er mit dem Battista im Winkel sprach, Jesu Josef, wie schoß da das Blut dem Herrn in's Gesicht. Mit der Hand faßte er an die Mauer, aber die Nägel kratzten den Kalk ab."

„So wird er seine Einwilligung verweigern?"

„Hat sich auch zu verweigern! — Das ist ein Mädchen, ich wollte sagen, eine Dame, die Signora Julietta, wie ein Pfirsich ihr Gesicht, aber ihr Blut, wie's im Vesuv und Aetna kocht, und ihre Augen — die Marcella kann Einen auch ansehn, daß das Mark weich wird, aber wenn die Julietta ihre Augen rollen läßt! — Einem Offizier von der Garnison, der's ihr zu galant machte — das können die Herren Franzosen gar nicht lassen — hat sie mit ihrem kleinen Dolch so zugesetzt, daß er aus einer Stube in die andre flog, und endlich mußte er auf seinen Knien um sein Leben bitten. Mußte nachher seinen Abschied nehmen, die Kameraden lachten ihn aus. Der Bruder kann gegen die nichts ausrichten."

„Und die andern Verwandten?"

„Du lieber Gott, wie sieht's denn mit den Samperi's aus! Der Eine geht an der Krücke, der kann den Schuß von Waterloo nicht verwinden, das Rhedergeschäft in der Stadt hält sich nur noch so auf einem Bein. Die beiden alten Tanten gehen noch immer in Seide und Sammet in die Kirche, der Mohr muß ihnen den Schirm tragen, aber zu Haus leben sie von Kastanien und kleinen Fischen. Haben sich freilich gesträubt und geschämt, aber, lieber Gott, die Vernunft ist doch auch was. Der Romano fuhr bei ihnen vor und sprach von der großen Ehre, auf die er kaum hoffen dürfte, wenn er nicht auf die große Herzensgüte der edlen Damen rechne und was weiter. Und Herzens gut sind sie auch, und die Julietta ihr Augapfel. Und dann kam eine Kiste mit Cashemirshwals und Rosenwasser aus Constantinopel und dann fuhr er sie spatzieren auf sein Schloß am Meer, und — Ach, lieber Herr, wir sind alle Menschen und wir Frauen sind Frauen. 'S ist nur, daß der Battista grad jetzt zurückkehren mußte!"

Mehr erfuhr der Fremde nicht. Die Wirthin ward abgerufen, und er mußte nach der Stadt aufbrechen.

Der französische Justizbeamte fand vieles in Ajaccio ganz anders, als er es sich gedacht. Die Unterhaltung, welche er mit dem Präfecten gehabt, wiederholte sich mit dem Maire.

„Mein werther Herr, ich kann Ihnen keinen bessern Rath geben, als daß Sie Ihre, gewiß edlen und schönen Vorstellungen hier einstweilen bei Seite lassen, und versuchen, auf dem neuen Terrain erst Grund und Boden zu gewinnen."

„Aber Gerechtigkeit muß das Fundament jedes Volkes sein."

„Doch muß sie aus der Sitte hervorgegangen sein, sie muß sich mit ihr vertragen, sonst bleibt sie etwas Eingeimpftes, was verdorrt, wie der Zweig eines Fruchtbaumes auf der Eiche. Eine Gerechtigkeit, die nicht empfunden wird, erscheint als Tyrannei. Die Rache ist nun einmal von der Sitte nicht allein erlaubt, sondern Pflicht."

„Und wenn Verwaltung und Gesetzgebung keine haben, übt die Kirche denn nicht ihre Macht?"

„Fremde Priester haben keinen Einfluß, eingeborne werden vom Strome mit fortgerissen. Das einzige Mittel ist noch die Erschöpfung. Wenn der Mord zu furchtbar gewüthet, wenn die körnigen Stämme gefallen, schließt man Waffenstillstand, damit der junge Aufwuchs groß wird. So verhütet man, im Interesse des Hasses, daß Familien aussterben."

„Und das Meuchelmorden hebt von Neuem an?"

„Wenn die Zeit um ist. Wir haben jetzt hier in der Nähe einen Fall, der die Bewohner von Ajaccio sehr interessirt. Zwei der angesehensten Familien, vielfach in die Kämpfe der Zeit verwickelt, schlos-

sen vor etwa zwanzig Jahren einen solchen Frieden, weil von beiden Seiten fast nur Kinder und schwache Alte übrig waren. Bis jetzt ist er inne gehalten; ja noch mehr, die alte Geschichte von Romeo und Julie hat sich einmal wieder erneut, ein feuriges Liebespaar hat über die Kluft des Familienhasses eine Brücke zu bauen versucht. — Ich erwarte sie in diesem Augenblick, sie haben sich melden lassen wegen der nöthigen Certificate. Dennoch, gestehe ich, daß ich einige Besorgniß hege und ich nicht allein."

„Ich habe davon gehört."

„So werden Sie mir Recht geben, Julietta ist die nachgeborne Tochter des ermordeten Marco Samperi, und Romano Cavallo der Neffe des Mörders Vicente! Wenn eine solche Verbindung schon überall Bedenken erregen kann, was mehr nach corsischen Begriffen. Einige hoffen Alles davon, Andere fürchten es. Ich gehöre zu den letztern. Viel hängt von der Entscheidung des Bruders der Braut ab, Antonio Samperi, der, wie Sie wissen, einen Ruf an unsere Hauptkirche erhalten."

„Ich bin mit ihm gereist."

„So werden Sie mir am besten sagen können, was wir von ihm zu erwarten haben. Er war zwanzig Jahre von Corsika entfernt. Kommt er als Franzose, als Pariser zurück, dann mögen wir hoffen. Und doch hat man Beispiele, daß Corsen, noch längere Zeit von ihrer Insel abwesend, in die europäische Cultur eingeweiht, im Augenblick, wo sie den Mutterboden ihres Landes wieder betraten, wo Luft und Erinnerungen sie anströmten, wie berauscht davon, vergiftet, Alles vergaßen und — in Allem wieder Corsen wurden."

Der Richter schwieg einen Augenblick: „Ich kenne ihn zu wenig."

„Das ist weniger, als ich hoffte," sagte der Maire, als jetzt die Verlobten gemeldet wurden und eintraten.

Die Wirthin im Gebirge hatte in dem Gemälde, welches sie von Julietta Samperi entworfen, nicht geschmeichelt, nicht aufgetragen. Eine vollkommene südliche Schönheit, mit allem Zauberreiz, den eine bewußte, glühende, glückliche Liebe über ein Weib zu hauchen vermag. Dieses Bewußtsein schwellte ihren leichten Tritt, ihre anmuthigen Bewegungen; aber es lag auch darin, trotz aller Grazie, eine Entschlossenheit, die unter andern Umständen herausfordernd erschienen wäre, und ihre schwarzen, großen, glänzenden Augen drückten diesem Charakter den vollen Stempel auf. Auch Romano war, etwa einen Kopf größer als seine Braut, ein vollkommnes Musterbild männlicher Schönheit. Der ehemalige Cavallerieofficier konnte sich nicht verleugnen. Aber in seine Sicherheit war etwas von Keckheit gemischt. Julietta erschien nur herausfordernd, weil sie an den Widerstand dachte, der möglicherweise sich noch erheben könnte; und Jeder sollte wissen, daß sie ihm begegnen werde. Romano war darüber hinaus; sein Blick forderte trotzig Unterwerfung; einem Widerstande würde er nur Verachtung geboten haben. Es war ein

Paar, wo jeder sagen konnte, ich bin auf den andern stolz; Romano's Blick sagte: ich bin auch auf mich selbst stolz. Der Richter mußte die Schönheit beider bewundern, aber ihr Anblick stimmte ihn nicht zur Freude. Wie es schwer war, sich ein noch schöneres Paar vorzustellen, konnte man auch nicht denken, daß der sinnlich wonnige Hauch, der sie umschwebte, als sie Arm in Arm vor dem Maire standen, noch einer Erhöhung fähig sei. Nach der Purpurgluth, welche in südlichen Zonen die scheidende Sonne über Erde und Himmel ausgießt, verbreitet sich mit kurzen, violetten Uebergängen schnell ein fahles Aschgrau. Wenn diese Sinnlichkeit nun befriedigt, dieses Feuer verzehrt ist, sprach der Zuschauer aus dem Norden bei sich. Seltsam, er sah diese freudeglühenden, im Lichtglanz der Seligkeit strahlenden Gestalten als ein unglückliches Ehepaar vor sich.

Der Maire schien weder von der Schönheit berauscht, noch von so trüben Vorstellungen beunruhigt. Aber er hielt es für seine Pflicht, dem Brautpaar Vorstellungen zu machen, ob sie auch ihrerseits an alle ihre andern Pflichten gedacht, als sie dies Verlöbniß eingingen? Seine Rede war umwickelt, ängstlich, wie die zarten Verhältnisse es geboten, aber er wies von ferne auf den alten Familienhaß, auf die Sitte, den Glauben, die Vorurtheile der Corsen, noch entfernter auf die blutige Leiche des Vaters der Braut, endlich auf ihren einzigen, lebenden Bruder, und hier konnte er deutlicher, unumwundener sprechen.

Romano strich den Bart: „War Dein Bruder noch nicht hier?" Er sprach es, wie ein Gähnender fragt: Ist noch nicht Zeit zu Bette zu gehen?

„Was hat mein Bruder damit zu thun?" entgegnete Julietta. „Mein Bruder ist ein Fremder hier geworden, meinen Bruder sah ich vorgestern zum ersten Mal. Mein Bruder kennt mich nicht, ich kenne ihn nicht."

„Dennoch —" sagte der Maire, aber sie unterbrach ihn.

„Dennoch hat er zu mir gesprochen, wie es vielleicht seine Pflicht ist, und ich habe ihm geantwortet, wie das Herz mir eingab. Er hat mir Alles gesagt, was Sie mir sagen wollten, er hat es in einer Art gesagt, die ich nur meinem Bruder verzeihen kann. Ich habe wieder zu ihm gesprochen, und er hat mich hören müssen, bis er schwieg."

„Schweigen ist nicht einwilligen."

„Bedarf es nach den Gesetzen seiner Einwilligung?"

„Aber er ist Ihr einziger Schutz, Ihr natürlicher Vormund."

„Einen Vormund bedarf ich nicht, denn ich bin frei und dispositionsfähig. Eines Schutzes bedarf ich auch nicht, denn ich weiß mich selbst zu schützen. Aber ich fand einen Beschützer, in dessen Hände ich mein Wohl und Wehe niedergelegt. Hier steht er, Romano Cavallo. Wenn ich, ein unerfahrnes Mädchen, zu schwach zum Reden bin, wird er für mich sprechen."

Romano fragte, ob seine gesetzlichen Vorschriften dem Maire eine Verpflichtung auferlegten, ihrer Verbindung Schwierigkeiten in den Weg zu legen, von denen sein Advocat ihm gesagt, daß sie nicht existirten? Der Maire entschuldigte sich, er drückte seinen aufrichtigen Wunsch aus, daß ihre Verbindung den Wünschen aller ihrer Verwandten eben so entspräche, als den seinigen, daß vielerlei Rücksichten es jedoch wünschenswerth machten, wenn auch der nächste Verwandte der Braut seine bestimmte Einwilligung gäbe: „Erwägen Sie, Signora, wenn bei Ihrem Zug zur Kirche, der feierliche Akt, der durch die Anwesenheit auch der entfernteren Verwandten überall in Corsika begangen wird, nur Ihr Bruder fehlte. Und Ihr Bruder ist berufen, Ihren Bund einzusegnen. Bedenken Sie das Gerede, welche Omina man daraus ziehen würde."

„Beruhige ihn doch, Julietta," sagte der Bräutigam mit einem leichten Lächeln.

„Ich wollte nur sehen," entgegnete sie im selben Tone, „ob unser Wille denn nicht stark genug ist, daß wir durchaus einen Bruder nöthig hätten. Wenn nun Dein Bruder Michele nicht wollte, würde man uns darum auch verweigern, unsere Namen in's Stadtbuch einzutragen, oder könnte er uns die Kirchthür verschließen?"

„Schelmin," entgegnete Romano. „Michele thäte es von Herzen gern, wenn er Dich dafür zur Kirche führen könnte."

Der Maire sah, daß sein Ernst auf diese frohen Gemüther ohne Eindruck blieb. Aber indem er sein Buch aufschlug, sprach Julietta, einen Schritt näher tretend:

„Nun zu Ihrer Beruhigung, damit Sie sehen, daß mein Bruder so vernünftig ist, als der Bruder meines Romano, und sich in das giebt, was nicht zu ändern ist; er hat versprochen, in der Kirche uns zur Trauung zu erwarten. O das ist noch nicht alles, das muß er ja, es ist seine Pflicht. Nein, er hat mir auch das Brautkleid versprochen, er hat es selbst aus Paris verschrieben. Sind Sie nun beruhigt?"

Was konnte der Maire mehr fordern! Man ging in ein freundliches, höfliches Gespräch über, in das auch der Ankömmling in Ajaccio verwickelt ward. Julietta war in der losen, hinspielenden Unterhaltung die Anmuth selbst. Der neckische Scherz spielte wie der weiße Schaum auf den tiefen Meereswellen ihrer Leidenschaft; sie hoffte, daß der Maire bei ihrer Vermählung nicht fehlen werde, und auch den Instructionsrichter lud sie als Gast ein, damit er ein Zeuge sei, wie man in Corsika eine Braut zum Altar führe. Romano mußte die Einladung seiner Braut wiederholen; es geschah aber mit einer Art, welche den Eingeladenen eher bewogen hätte, sie abzulehnen, wenn die der reizenden Julietta nicht vorangegangen wäre.

„Diese Verbindung," sagte der Maire, nachdem die Verlobten Abschied genommen, „kann für unsere Gegend von den größten

Folgen werden. Wir müssen sie wünschen und fürchten. Romano ist unerträglich übermüthig.“

Das Publikum schien an die Aufrichtigkeit der Versöhnung zwischen den beiden Häusern zu glauben. Unser Reisender, welcher als Gast in beiden ehrenvollen Zutritt und Einladungen erhalten, war eher geneigt zu zweifeln. Vielleicht als Jurist, und nach den Erfahrungen im Gebirge, sah er mit zu argwöhnischen Blicken; aber es befremdete ihn, daß er hier nichts von der Rückkehr des Battista erfuhr. Man erwähnte seiner nur als eines entfernt Abwesenden. Der neue Pfarrer Antonio Samperi predigte mit großem Beifall und Zulauf, der Richter glaubte aber in seinen Predigten dunkle Anspielungen zu hören, wenn er von dem Zorne Gottes sprach, der sich auf die entlade, welche seinen Geboten Trotz böten. Wenn er in Gesellschaften mit ihm zusammen traf, schien Antonio seinen ehemaligen Reisegefährten eher zu vermeiden als zu suchen. Er vermißte die offene, lebendige Mittheilung im Gespräch, das Geradheraus seiner oft schroffen Meinungen; Antonio war in seiner Vaterstadt der Pariser Weltmann geworden, wenigstens gegen ihn, der alle Meinungen gelten ließ, und ihnen ein gewisses Recht zusprach. Er versuchte zu scherzen. Eines Tages, als die Unterhaltung es von selbst machte, daß sie auf ihre Reisebegebenheiten zurückkamen, drückte Antonio des Richters Hand und sagte: er hoffe, daß er die Paradoxien, welche er, um die Reiselust zu würzen, ausgesprochen, für das genommen habe, was sie wären. Nach alle dem konnte der Instructionsrichter dem Zweifel nicht wehren, daß man noch ein Hinderniß hervorsuche, um die Heirath rückgängig zu machen.

Battista war nicht abwesend, er mußte sich nur verborgen in seiner Vaterstadt halten. Denn in einer mondhellen Nacht sehen wir ihn am Meeresstrande mit Antonio auf- und abgehen. Sie entzückte nicht der Zauber der Mondnacht, nicht das Plätschern der Wellen zu ihren Füßen, nicht der Silberglanz der ruhigen See, die wie ein Spiegel vor ihnen lag, nur dann und wann gestört durch die Ringelkreise, welche ein aufschießender Fisch verursachte. Es war ein finster ernstes Gespräch, welches ihre Seelen in Anspruch nahm.

Sie hatten sich auf den Rand eines halb an's Land gezogenen Bootes gesetzt, den Blick nach den Bergen gerichtet. Antonio stierte mit unterschlagenen Armen auf die prachtvolle Fronte eines modernen Schlosses, das im Mondenschein wie von glänzendem Alabaster aus den dunkeln Höhen sich erhob. Der Duft der Limonenbäume auf der Terrasse würzte die laue Nachtluft.

„Das nennen sie eine Verschönerung und Verbesserung, sprach Battista. Mein alter rother Thurm, mit dem schwarzen Riß, mit dem Epheu, der sich hinaufschlang bis in die geborstenen Zinnen und dann wieder herabhing, in den Winden spielend, der steht mir vor Augen wie eingebrannt. Ich sehe gar nicht das weiße Ding da.“

Antonio schwieg.

„Hast Du vergessen, Vetter, daß es dieser Thurm war, in welchem unser Ahn Ruggiero fünf Wochen lang gegen die Barbaresken sich vertheidigte? Er rettete Ajaccio. — Wenn er nur den Keller hätte stehen lassen, den schön gewölbten Keller, in welchem König Theodor auf der Flucht eine Nacht schlief. Die Samperi hielten es noch mit Genua, aber Marco Samperi übte das heilige Recht der Gastfreundschaft, er verleugnete ihn und im Zimmer darüber tafelte er mit den genuesischen Hauptleuten, bis Alle berauscht waren; da führte er im Morgengrauen den König durch die Bergschlucht zu den Seinen. Auf dem Thurme zählte Paoli mit dem Fernrohr die Genuesischen Schiffe; an den Thurm gelehnt, lieferte er das Treffen, was die Feinde zurückwarf. Die Brüder Buonaparte kamen oft den Thurm zu sehen, wo Paoli gestanden und der Napoleone legte sich auf die steinerne Bank, wo der König geschlafen."

„Wir bauen nicht mehr Pyramiden. Das Leben der Menschengeschlechter rankt sich um andre Pfeiler, als den todten Stein."

„Signor Romano hat die Güte gehabt, als er im Schutt mit den Füßen wühlte und auf das steinerne Wappen stieß, das einst über dem Portale stand, er hat die Gnade gehabt, sage ich, es über ein Hinterpförtchen im Hof einmauern zu lassen! Ist das nicht außerordentlich, ein Cavallo erbarmt sich des Wappens der Samperi! Wie Louis Philipp in Versailles einen Tempel errichtet hat pour toules les gloires de la France, wie er zu den Siegen der Du Guesclins, der Condé's, der Turenne und Napoleon sagt: ich will Euer Andenken unter meinem Fittich bewahren, so spricht der Rittmeister Cavallo, der Sohn der Limonadenverkäuferin in den Straßen von Ajaccio: ei das Wappen der Samperi soll nicht untergehn, ich will es unter meinen Schutz nehmen."

„Antonio!" sprach Battista, der, den Mantel um die Schulter schlagend, den andern unbewegt sah. „Schlugst Du doch aus der Art, Hat die Pariser Luft auch Dich blasirt? Wirfst mir einen wilden Blick zu, daß Du nicht gleichgültig sei'st für Ehre und Schande. Nein, es kocht in Dir; aber das Feuer ist nicht das rechte. Wäre Romano, als Du in Ajaccio einrittest, nicht wie ein Fant an Dir vorüber gesprengt, hätte er Dich, als Du ihn aufsuchtest, nicht im Vorzimmer warten lassen, hätte er dann nicht die Cigarre so und so geraucht; wäre er erschrocken bei der Nachricht Deiner Ankunft, Dir entgegen gestürzt, hätte er bebend Deine Hand ergriffen, mit feuchtem Auge den Strahl Deines Auges gesucht, hätte er gesprochen wie ein scheuer Flehender, wäre das Herz in melodischen Worten über seine Lippen geflossen, wär er Dir zu Füßen gestürzt, hätte Dich als Bruder, als Christ, beschworen —

„Doch hätte ich gesprochen: es darf nicht sein."

„Reicht das kalte Wort zu der That aus, die sein muß?"

„Darf ein Corse kein Herz haben, keines für die Gefühle einer

Schwester, einer solchen Schwester! Darf er nicht einen Augenblick beim Gedanken schaudern, so vieler Wesen Glück zu vernichten; so barbarisch einzugreifen, in die heiligen Rechte der Lebendigen, um eine Erinnerung aus den Grüften? Darf er nicht — ach Du lerntest nicht die große Welt kennen, in der wir nur, eine kleine, verlorene Insel aus der Vorzeit, wie Schiffbrüchige schwimmen. Wer zwanzig Jahr unter diesen Gesetzen lebte, der kann — sein Vater — wohl vor einem Fremden vertheidigen, aber vor sich selbst bebt er, wie man vor einem Rasenden schaudern würde, der in die Hospitäler liefe, und den Verwundeten den Verband abrisse."

„Leb wohl, Antonio."

„Wir gehen einen Weg."

„Nein, Antonio, der Corse darf nicht jenen süßen Regungen, auch nicht einen Augenblick darf er ihnen nachgeben. Er muß die Nerven im Feuer stählen, seinem Gesetz treu zu bleiben, das ja Niemand anerkennt als er. Wo wäre Napoleon zum Herrn der Welt geworden! Fliehe! Uns überlaß, was nöthig ist. Ich bin noch stark. Mein Sohn Matheo, noch nicht fünfzehn Jahr, aber auch er für die Ehre der Samperi — weiß er zu sterben!"

Sie gingen stumm eine Weile neben einander.

„Wohin führst Du mich? — Ueber die Berge?"

„Zu einer Versammlung ehrwürdiger Verschwörer. Ihre Stimme ist heiser, fast still, aber sie sprechen fürchterlich. Sorge nicht um Deinen Ruf; es sind nicht Banditen, nicht Buonapartisten und Republikaner. Hier lauern keine, die Dich compromittiren könnten; es sind nur unsre Väter. Wen sie vergessen haben, den fürchten sie nicht."

Durch ein altes Thor traten sie in einen Kirchhof, mit Dornen und Unkraut überwachsen, auf einem Plateau des Berges, welches das volle Licht des Mondes einsog. Die Denkmäler der Vorzeit, verfallen, überwuchert von Schlinggewächsen, erhoben sich noch in schauerlicher Größe.

Antonio war hier als Kind gewandelt, das letzte Mal an der Hand seines Vaters. Er hatte ihm die Namen, die Thaten, die Schicksale seiner Vorfahren bei jedem Stein erzählt. Fast ein Menschenalter war seitdem vergangen, aber die fünf und zwanzig Jahre versanken wie ein Schattenbild in die Erde, und das Damals trat auf. Er hörte wieder des Vaters Stimme, er sah ihn mit großen Schritten neben sich gehen; hier blieb er stehen, hier legte er die Hand auf einen Sockel, dort trat er mit dem Fuß auf eine Stufe. Hier wieder schlang er den Epheu von einem verwachsenen Nischenbilde und zeigte die vom Wind und Regen ausgewaschenen Züge seinem Sohne. Bei denen, die durch eine rasche That schnell und unfreiwillig vom Leben gerissen, faltete er die Hände und betete ein Ave Maria. Auch Antonio mußte die kleinen Finger zusammen legen und nachbeten. Ach wie oft hatte der Vater die Hände gefaltet!

An dieser Stelle trat er durch das Tamarynthengebüsch und blieb

sinnend stehen: „Hier werde ich einst ruhen, Antonio," hatte er gesprochen. Das Traumbild war verschwunden, der Vater, ein Nebelschatten, versunken. Antonio stand an der Stelle, wo sein Vater Marco ruhen wollte. Wo aber war sein Grab; er sah nur zerbröckelte Steine, ein mit Gras übergrüntes Postament. Beschädigte, zerschlagene Marmorstücken lagen umher.

„Wo ruht mein Vater Marco?"

„Du stehst auf der Stelle."

„Aber wo ist sein Grab? Die Familie hat ihm doch ein Denkmal gesetzt, seiner würdig. Man schrieb es mir."

„Hier hat es gestanden."

„Hat? Wo steht es nun? Was ist geschehn!

Battista winkte ihm zu folgen. War es ein Spiel des Zufalls, daß zwanzig Schritt von den Gräbern der Samperi die Gräber der Cavallo lagen? Wie jene verfallen, glänzten diese in frischem, übertünchtem Mauerwerk, in prachtvollen Marmorbildern. Ein Katafalk erhob sich besonders groß, prächtig und geschmacklos.

„Wer ruht hier?"

„Vicente."

Antonio fuhr zurück: „Soll dies meinen Zorn erhöhen? — Schlecht gerechnet, Battista; wen Gott schon gerichtet, mit dem habe ich nichts zu rechnen."

„Du wolltest das Grab Deines Vaters sehen. In diesem siehst Du wenigstens Stücke davon."

„Maria Joseph!" rief er zitternd.

„Da eins von seinem Wappen, da auch ein Paar Embleme, verstehst Du, Embleme des Besitzthums, ehemals paßten sie, nun aber nicht mehr, seit die Cavallo die Güter erstanden. Da hat wohl der, der dies Denkmal mit schweren Kosten setzen ließ, gemeint, wo die Sache nicht mehr ist, was solle der Schein da. Marco's Grab lag damals in Trümmern; vielleicht hatte es der Sturm und Regen umgeworfen. Einer könnte zwar meinen, daß er doch warten mögen, bis ein Verwandter sich des armen, verlassenen Grabes wieder annahm. Nun, er hat nicht gewartet."

„Wer!"

Battista schien die Frage nicht zu hören: „Warum richten wir Grabsteine auf? — Ueber die Geschlechter der Gleichgültigen weht der Sturm hin, wuchere die Nessel, schaufle der Pflug, was kümmert's sie zu wissen, daß ihre Ahnen für sie lebten und sie leben sollen für ihre Ahnen."

„Wer beging den Frevel?" knirschte Antonio.

„Romano Cavallo, glaube ich, seinem Ohm. Man kann nicht gerade sagen, daß er es aus Pietät that. Aber ein Grabmal mußte er doch haben, und da die Steine von Deines Vaters Grabe bloß lagen, hat er sie genutzt. Man könnte ihm danken, meinen Einige, daß er die schön gehauenen Steine nützlich angewandt hat. Wären

sonst zertreten worden. Auch war es dazumal noch nichts zwischen ihm und der Julietta. Sonst würde er wohl einen Maurer haben kommen lassen. Geizig ist er nicht; und niedriger blieb es doch als Vicentes, wie sich das auch schickt. Er blieb der Sieger und Marco schläft ungerächt."

Antonio hatte sich zu Boden geworfen, seine Stirn auf einem Steine kühlend. Er hob den Arm und reichte Battista seine Hand.

„Ich bin Dein Bundesbruder."

Die Mitternacht sah sie noch Beide auf dem grünen Postamente des zerstörten Denkmals. Antonio hielt sein Gesicht in beiden Händen.

„Achte nicht darauf, Battista, wenn Du einen Ton hörst, der Dich an Schwäche mahnt. Sie ist überwunden."

„Auf Kirchhöfen darf man schon weinen."

„Sie ist so schön und glücklich —"

„Je schneller, so eher der Schmerz vorüber. Ueberredet hättest Du sie nimmer, sie ist eine Samperi."

„Ich war einen Augenblick schwach. Sie war zu liebenswürdig — Ihr Brautkleid aus Paris ist unterwegs."

„Laß es schwarz färben. So ist's ein Trauerkleid."

Antonio blickte ihn verwundert an.

Es waren kurze, ausgestoßene Sätze, die Battista sprach: „Die Schmach ist zu groß. Ein öffentliches, ungeheures Gericht! Kein Schuß aus den Büschen bei einem einsamen Spaziergange, kein Ueberfall in einem Hohlwege. Ganz Ajaccio soll Zeuge sein, daß es noch Samperi giebt!"

„Vorsicht! sagte Antonio. — Battista, wenn die letzten Samperi auf dem Schaffot, als Meuchelmörder —! Es wäre ein schrecklich Ende auf einen solchen Anfang."

„Ueberlaß das mir. Battista Samperi wird nicht auf dem Schaffot sterben. Du aber sei vorsichtig, Vetter; vermeide Alles, was bösen Schein erregt. Sei freundlich, aber nicht zu freundlich. Halte Dich zurück und vermeide sie doch nicht. Wirf Dich ganz in Dein Kleid; Dein Blut sträubt sich gegen die Verbindung, das mag ein Jeder wissen, er soll's, aber Du unterwirfst Dich dem, was nicht zu ändern ist. In der Kirche, in die Du voraufgegangen, erwartest Du sie."

„Ich traue sie nicht."

„Das sollst Du auch nicht."

„Rasch, Battista, was geschehen muß. Die Luft ist zu schwer unter der Gewitterwolke."

„Meine Rechnung ist noch nicht fertig. Ei, soll Deiner Schwester nicht ihr volles Recht werden? Wozu hättest Du ein Brautkleid bestellt, wenn keine Hochzeit würde? Soll sie an der Schmach ihr Lebelang zehren, daß sie eine verlassene Braut ist? Soll der Schurke mit dem Trost zur Hölle fahren, daß er ein solches Mädchen sitzen ließ?

Sollen die Leute mit Fingern auf sie weisen: die war die Braut des Romano, aber ihre Verwandte haben sich des Bräutigams geschämt!"

„Was willst Du?"

„Ich bin ein Kaufmann und rechne. Das darf man, das muß man unter dieser Welt von Schuften. Die Schwelle der Kirche brauchen sie nicht zu betreten, wenn Du es nicht wünschest, und das Brautbett sollen sie nicht besteigen, es soll kein Fluch aus dieser Verbindung in's Leben treten; aber aus dem Stadthaus soll Julietta Samperi als Gattin kommen und als Wittwe mit vollen Rechten — verst[illegible] Du — und mit vollen Ehren ihr Leben führen."

„Du bist ein fürchterlicher Rechenmeister," sagte Antonio.

Der Tag der Hochzeit war erschienen. Die Kiste mit dem Brautkleide war vom Schiffe gebracht. Julietta im Morgenanzuge, stand mit dem Hammer daneben, und schwang ihn schelmisch gegen Romano, der, wohl auch in Corsica der Sitte entgegen, einen frühen Besuch an dem Tage sich erlaubt hatte, wo der Bräutigam nur mit gemessener Feierlichkeit, wenn die Stunde schlägt, erscheinen darf.

„Du gehst."

„Ich gehe nicht."

„So öffne ich nicht den Kasten."

„So führe ich Dich zum Altar, wie Du bist."

„Und ich gehe gar nicht zum Altar, Dir zur Strafe."

„Das Brautkleid ist aber nun ein Mal gekauft und da."

„So nehm' ich Deinen Bruder Michele, der weit artiger und sanfter ist. Er wird nicht Morgens am Hochzeitstage durch die Thüre brechen, nicht sich an den Frühstücktisch setzen zum Schrecken meiner Tanten, nicht ihre Chocolate trinken und während sie mit ihm sprechen, sie nicht anhören. Er wird nicht ungestüm darauf bestehen, daß seine Braut in seiner Gegenwart ihr Ehrenkleid auspackt. Er wird nicht warten, bis sie's ihn befiehlt; er wird gehn, schon wenn sie bittet."

„Julietta, ich bitte. Laß mich den Kasten aufmachen. Es ist zu schwere Arbeit für Dich."

„Du gehst auf der Stelle."

„Ich bin so neugierig das Kleid zu sehn, das Dich schmücken soll."

„Du wirst es früh genug sehn! Nun zähl ich bis Neun, und wenn Du nicht fort bist —"

Sie zählte mit den Hacken ihrer zierlichen Pantoffeln auf dem Estrich. Romano kannte seine Braut, ihr Auge glänzte in einer Art, daß er gehorchen mußte. Beim Schlage Neun klinkte die Thür schon hinter ihm ein; aber bei'm Schlage Drei hatte er noch ein Mal die Arme um ihren Hals geschlungen, und beim Schlage sieben schon eine Anzahl Küsse auf ihren Mund gedrückt, die sich nicht zählen ließen. Das Mädchen ließ es sich gefallen, wäre er aber bei'm

neunten Klappen noch im Zimmer gewesen, so hätte man d'rauf wetten mögen, der Hammer hätte statt ihrer Lippen ihm geantwortet.

Mit Hülfe des Kammermädchens lösten sich die Nägel der Kiste, der Deckel flog ab, und die Zofe lüftete, gewiß noch neugieriger auf das Kleid aus Paris, als der Bräutigam, die graue Leinwandhülle. Sie zog heraus — einen schwarzen Traueranzug!

Ein unterdrückter Schrei von ihren Lippen. Julietta streckte den Arm aus; aber eine Weile blieb sie athemlos, mit halb offenem Munde, wie ein Steinbild stehen. Das Blut schoß ihr zu Kopf, ihre Sinne vergingen, und sie sank an der Kiste zu Boden. Jesu Maria! rief das Mädchen und ließ das Kreppkleid auf die Ohnmächtige fallen, indem sie ihr zu Hülfe eilte. — Hier war nichts zu helfen, sie lief hinaus, in der eignen Bestürzung verfehlte sie die Thüren, oder wußte sich nicht zu rathen. Als sie die zu den alten Tanten gefunden und athemlos anpochte, mit dem Zuruf, sie möchten kommen und sehen, mochten diese denken, es gelte nur ein wunderbar schönes Kleid, und selbst, so denken wir, mit ihrer Toilette beschäftigt, antworteten sie, das habe Zeit, sie solle nur zu ihrer Herrin zurückgehn. So hatte Niemand von dem Vorfalle etwas erfahren, und das war gut.

Julietta hatte sich erholt. Noch lag sie auf ihren Knieen und hielt das Kleid vor sich und starrte es an und schauderte. „O die Unmenschen!" Sie wandte es um, es blieb ein schwarzes Trauerkleid, auch die Haube von Flor lag daneben, schwarze Handschuhe, alles was einen Traueranzug vollendet. Sie rieb ihre Stirn, die springen wollte; dann war sie aufgesprungen und schöpfte tief — tief Athem.

„Herein!" rief sie dem Mädchen zu, das mit dem Glase Wasser an der Schwelle zauderte, und schloß hinter ihr die Thür.

„Mutter Gottes! Allbarmherzige Himmelskönigin, was ist das!"

„Ein Mißverständniß Franziska! Weiter nichts!"

„Wer hat das gethan?"

„Was hast Du zu fragen! — Mein Bruder sandte mir oft aus Paris schöne, neue Kleider, viel zu prächtig für diese Stadt. — Die Modehändlerin, welcher er den Auftrag gab, hat viele Aufträge, was ist da leichter, als eine Verwechslung! Das Brautkleid ging nach England, und das Trauerkleid kam nach Corsika."

„Wenn das nur nichts zu bedeuten hat!"

„Es soll nichts bedeuten. Merke D'r das, Franziska, ich will es nicht. Auch soll das Mißverständniß Niemand erfahren. Verstehst Du mich. Wo nur ein Wort von Deinen Lippen kommt —"

Die Dienerin machte stumm das Zeichen der Unterwürfigkeit: „Allein Sennora, in welchem Kleide wollen Sie zur Kirche —"

„Von den letzten Kleidern aus Paris trug ich das weiße noch nicht. Schnell dies schwarze in den Schrank und bringe jenes."

Mit einem Schauder hob die Zofe das Trauerkleid auf und hing

es in den Schrank. Das weiße Kleid sah neu und glänzend aus wie ein Brautkleid, das eben fertig geworden. Es schmiegte sich wie lüstern an den schönen Körper. Als die Toilette vollendet und die Zofe gegangen, öffnete Julietta eine Cassette und zog ein kleines, Stilet vor. Sie prüfte seine Schärfe auf dem Finger, sie schwang es mit freier Armbewegung in der Luft. Dann steckte sie es lose in die Scheide und barg es in der Brust: „Sie sollen sich verrechnet haben, wenn sie mich zu schrecken glaubten."

Die Trauung auf dem Stadthause war geschehen. Nie hatte Romano Cavallo seinen Namen mit so schön verschlungenen Zügen geschrieben, die den seiner Julietta kunstreich umschlossen. Ihre Namen besiegelten zugleich einen Erbvertrag. Beide hatten sich, im Todesfall, zu Universalerben eingesetzt; es war Romano's Wunsch gewesen. „Wozu das?" hatte Julietta gefragt. „Vielleicht den Haß und das Vorurtheil unserer Familien zu verlöschen." — Sie hatte nicht widersprochen, nicht freundlich dazu genickt; die Sache kam ihr sehr gleichgültig vor. Welche Braut, wie Julietta, denkt bei ihrer Verlobung an Sterben und Erben.

Aber an diesem Tage selbst schienen Beide ihre Rollen ausgetauscht zu haben. In Romano's schwimmenden Blicken strahlte die süße Trunkenheit eines Ueberseligen, der für nichts mehr Augen, Ohren, Gefühl hat. Er erhob sich, um wieder in sich zusammen zu sinken. Sie hatte eine stolze, wunderbare Haltung angenommen, die ihre Schönheit vielleicht vermehrte, doch nicht den sanften Zauberreiz, der ihre Erscheinung sonst umschwebte. Keine Thräne der Rührung perlte von ihren Wimpern, kein Tüchlein ward an die Augen gedrückt. Rasch, mit männlicher Kraft hatte sie ihren Namen geschrieben, die Feder ihrem Verlobten gereicht und während er schrieb, stand sie wie ein wachender Schutzengel halb zur Seite, halb hinter ihm und ließ ihr stolzes, gebietendes Auge auf die Versammelten im Hintergrunde fliegen.

Der Instructionsrichter hatte bemerkt, daß von den Verwandten aus der Familie der Samperi nicht Alle bei der feierlichen Handlung zugegen waren. Antonio hatte sich zwar zu Anfang der Handlung auf dem Stadthause gezeigt, sich aber vor der Unterzeichnung entfernt. Im Vorbeigehn hatte er zum Instructionsrichter gesagt: „Wenn man mich bei der Collation vermißt, entschuldigen Sie mich wohl. Bei einem Akt, der mich so nahe angeht, der zugleich manche Gefühle verletzt, was ich nicht leugne, muß ich als Mensch am heiligen Orte mich länger vorbereiten, um die nöthige Weihe und Ruhe zu suchen."

Noch einmal war er zurückgekehrt und hatte die Hand des Richters ergriffen: „Wägen Sie auch meine Worte nicht auf der Goldwage ab. Ich bin nicht immer Herr meiner selbst, wenn es mich vor

dem Altar überkommt. Ich werde Versöhnung predigen, aber einige Vorwürfe, Strafworte werden mir entschlüpfen. Ueberhören Sie das.“

Wozu diese Vorsicht, dachte der Richter! Auch in dem Saale des angesehenen Mannes, wo die Gäste sich jetzt versammelten, war es zwar voll, aber die dort fehlenden Samperi fehlten auch hier, ja es waren selbst von denen fortgeblieben, welche sich auf dem Stadthause gezeigt. Die Cavallo schienen alle versammelt, im Prunk und Stolze ihres Reichthums. Der Wirth, welcher seine Hallen dem Feste geöffnet und Erfrischungen umher reichen ließ, war selbst ein, wenn gleich sehr entfernter, Anverwandter des Hauses des Bräutigams.

Die junge Gattin, welche es jetzt nach dem Gesetze war, schien beruhigter in diesem Kreise. Sie scherzte sogar mit ihren alten Tanten, mit ihrem Schwager Michele Cavallo, der als Cavaliere servente, auf ihre Winke flog. Es waren so viele angesehene königliche Beamte zugegen, der Maire, der Instructionsrichter, der Generalprocurator; ihre Anwesenheit schien das Gefühl ihrer Sicherheit zu erhöhen. Aber der Eine dieser angesehenen Gäste mußte sich entfernen. Der Generalprocurator zischelte dem Richter in's Ohr:

„Eine sehr verdrießliche Angelegenheit ruft mich ab. Es ist mir eben Anzeige geworden, daß Battista Samperi, eine gefährliche Person, gegen welche verschiedene Anklagen ruhen, sich in der Stadt gezeigt. Da die Anzeige schriftlich und in aller Form, vermuthlich von einem Feinde, erfolgt ist, muß ich Notiz davon nehmen, und auf der Stelle. Ich will nicht fürchten, daß der für uns Alle so frohe Versöhnungstag dadurch gestört werde.“

„Man wollte sich eben von den [illegible]schen erheben, um den Trauungszug nach der Kirche zu ordnen, als die Thüren aufflogen und mit keckem trotzigen Schritt ein Knabe unter die hochgeputzten Gäste trat, der, seiner Kleidung nach, nur auf den Fischmarkt oder unter die Bevölkerung des Hafens gehörte. Er war barfuß, ein blauer zerrissener Mantel hing um seine Schultern und eine rothe phrygische oder Fischermütze saß etwas verwegen auf seinem schwarzen Lockenkopfe. Aber was der Anzug zu wenig hatte für die Versammlung der Hochzeitsgäste, das ersetzte der Knabe durch seine kecke Haltung und seinen herausfordernden Blick. Der Schwelle nahe blieb er stehen, schaute sich Alle an, halb hohnlächelnd, und indem er den Mantel wie ein alter Römer über die Schulter warf, rief er mit lauter Stimme:

„Ich Matheo Samperi, Battista Samperi's Sohn, soll Euch sagen und thue Euch kund und zu wissen, die Ihr vom Hause Cavallo seid, daß die Samperi von Stund ab sich werden in Acht nehmen vor Euch, und rathen Euch, daß auch Ihr Euch in Acht nehmt vor ihnen, wo es sei!“

Das war die Bannformel aus uralter Zeit, die Aufkündigung der Freundschaft, der Verträge, des Waffenstillstandes, das Mani-

fest der Blutrache, die fortan zwischen den befeindeten Familien wüthen sollte. Hallt dieser furchtbare Fehderuf über die Schwelle eines Hauses, gewöhnlich von einem Knaben in der Dämmerungsstunde überbracht — wenn die Sache vor Gericht käme, ließe sie sich als ein Knabenmuthwillen deuten — so erfaßt die Familienglieder ein Entsetzen; unberührt bleibt die Speise auf dem Tisch, der Wein in den Gläsern. Die Ruhe der Glücklichsten ist hin. Wer über die Straße muß, geht nur bewaffnet; er schließt sich der Gesellschaft Anderer an; wenn er über Land muß, geschieht es verkleidet, unter anderm Namen, auf Umwegen. Der Reichere schließt sich in sein Haus ein, es wird als Festung proviantirt, bewacht. Viele reisen außer Landes. Der Schwache sucht überall Schutz, nur nicht beim Gesetz.

Der Herold, der die Fehde in die Versammlung warf, der Knabe Matheo, war längst verschwunden, als die Anwesenden von ihrem Entsetzen sich erholten. Wer von den Samperi anwesend, schlich sich fort, die eine alte Tante ward, halb ohnmächtig, hinausgeführt. Die Cavollo traten zusammen, ihre Augen sprachen mehr als ihre Lippen, ihre Hände griffen wie krampfhaft nach Waffen, Romano war in einem Impuls des Zornes dem Boten nachgestürzt, er wußte selbst nicht weshalb. Es war stille auf der Straßenseite, auf der des Marktes stand nur gaffender Pöbel. Er schöpfte Luft, er stürzte zurück in den Saal.

Aller Augen waren auf Julietta gerichtet. Sie, die einzige Samperi im Saale! In alten Zeiten hätte man es, wenn erwartet nicht, doch für möglich gehalten, daß die Bande des Blutes auch einer liebenden Frau höher galten, als die der Liebe. Ob Einer von ihnen Allen jetzt erwartete, als sie Romano die Hand reichte, daß sie zu ihm spräche: „Lebe wohl, wir müssen scheiden.“

Aber sie sprach: „Romano, mein Gatte, ich bin keine Samperi mehr. Meine Verwandten haben mich ausgestoßen, führe mich in den Kreis der Deinen; ich will ihrer werth sein.“

Jetzt erhob sich ein Stimmenmeer; während dieser noch sein Entsetzen aussprach, rief jener, die Frechheit sei unerhört. Der Maire erklärte, wenn dies kein Streich eines Buben sei, werde die Obrigkeit mit exemplarischer Strenge einschreiten und strafen.

An dem Schweigen und Geflüster umher hätte er wahrnehmen können, daß man kein großes Gewicht darauf legte. Die Anwesenden stritten sich, ob es unter diesen Umständen rathsam wäre, nach der Kirche zu ziehen?

Julietta hatte während des ganzen Auftrittes weder die Farbe gewechselt, noch ein Zeichen von Schreck und Schwäche gegeben. Stier hatte sie den Boten der Fehde angeblickt, ernst darauf die Versammelten, und als sie den Muth bei ihnen zu vermissen schien, auf den sie gerechnet, mit Michele Cavallo leise Worte geflüstert. Der drückte jetzt ihre Hand: „Mein Auge für Dich Schwägerin und mein Arm für Romano! Verlaß Dich auf mich!“

„Was ist denn vorgefallen, Ihr Freunde, sprach sie, daß Ihr Anstand nehmt? Wie, ist unser Bund nicht werth, daß ihn der Segen der Kirche besiegle? Wollt Ihr unsern Feinden Waffen in die Hand geben, daß sie sagen, es ist keine wahre Ehe, kein Priester hat sie gesegnet! Ich und Romano wollen eine wahre Ehe, unsern Feinden zum Trotz. Zur Kirche, Romano, wo ist denn ein Hinderniß?"

Auch der Richter, wiewohl auf Schlimmes für die nächste Zukunft gefaßt, hielt diese Vorsicht für überflüssig. Die Parthei, wie erbittert auch und zahlreich, hätte wahnsinnig sein müssen, die auf dem Markte von Ajaccio einen Angriff, unter den Augen der Autorität, auf den Brautzug gewagt. Julietta's Worte hatten einen bezaubernden Einfluß auf die Anwesenden geübt.

Der Weg nach der Kirche war mit Blumen bestreut. Das Volk schwenkte jubelnd seine Mützen. „Ach, wie schön sie ist!" ging es von Mund zu Mund. Die Bettler erhielten nach der alten Sitte reiche Gaben. Keine verdächtige Bewegung war zu bemerken. Schon nahten sie der Hauptkirche, an deren Portal der Pfarrer Antonio, im Brevier lesend, sie erwartete und die Chorknaben standen um ihn mit Kerzen. Ein Gesang stimmte eben an, als mehrere Barfüßermönche mit ihren Büchsen an die Brautleute traten:

„Für die Seelen der in der See Verunglückten," stammelte ein vom Alter gebeugter Mönch mit schneeweißem Barte. Während Romano tiefer in den Beutel griff — Julietta und Michele schenkten von der andern Seite — zückte ein blitzender Strahl in der Hand des Barfüßers; im selben Augenblicke fielen Bart und Kapuze:

„Vendetta!" schrie eine furchtbare Stimme. „Dies für Marco — dies für sein Grabmal — dies für Julietta!" Von drei Dolchstichen durchbohrt sank Romano Cavallo ohne einen Laut zu Boden. Der Dolch blieb in seiner Brust beim letzten Stoße. Julietta stieß einen Wehruf aus. Sie erhob sich krampfhaft auf ihren Zehen, sie erhob die Arme, ihre Augen rollten dem Mörder nach, der sich unter die Gruppe der Mönche gestürzt, aber dann erlag ihre Kraft, sie stürzte über den Leichnam und küßte, den geliebten Namen beschwörend, seine letzten Athemzüge weg.

Alles das Werk eines Augenblickes. Der Mörder war schon entflohen, als die erstarrte Menge zur Besinnung kam. Die Mönche, unter die er sich drängte, wären seine verkappten Spießgesellen, so meinte man. Dies gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man weiß, daß Michele Cavallo, der auf Alles Augen hatte, den Dolch in der Luft blitzen sah; aber als er sich umwenden wollte, hielt ein Barfüßer, dem er ein Geldstück gegeben, seine Hand mit beiden Händen fest und drückte Küsse unter tausend Beschwörungen der Dankbarkeit auf dieselbe. Als er sich losgerissen, war es zu spät.

Andere sahen, und darunter der Richter, wie im Augenblick, wo Romano gestürzt war und Julietta die Arme nach dem Mörder er-

hob, Antonio mit dem Rufe: „Hülfe! Hülfe!“ auf die Gruppe zuflog. Durch seine heftige, vordrängende Bewegung, meinen sie, wären die im ersten Moment zurückgehalten worden, welche den Mörder hätten verfolgen können. Derweil rief Antonio, die Arme gen Himmel erhebend: „O ergreift den verdammten Mörder!“ während dieser Mörder doch bei seiner Flucht den Geistlichen fast berührt haben mußte. Das Volk fand in dem Umstande, daß Battista — dies war er — von Niemand ergriffen worden, nichts Auffälliges. Es ist selten, daß ein Bluträcher auf frischer That ergriffen wird, weil Niemand, den es nicht angeht, sich dazu berufen fühlt; und die, welche es angeht, wissen, was sie zu thun haben, und es in der Regel ungern sehen, wenn die Obrigkeit ihnen vorgreift.

Als Antonio Julietta mit den rollenden Augen vor sich sah, zuckte er zusammen. Er konnte ihr nicht länger in das Auge sehen; ein Schwindel überkam ihn, er sank einem der Umstehenden in die Arme. Sie glauben, daß es nicht Verstellung war.

Als aber Julietta, ihr weißes Kleid mit Blut befleckt, sich wieder aufgerichtet, und das Stilet aus ihrer Brust ziehend, „Rache!“ rief, war Michele Cavallo an sie getreten und wand ihr sanft den Stahl aus der Hand mit den Worten: „Die ist an mir, Schwägerin, ich bin der nächste.“

Battista Samperi ist den Händen der Gerechtigkeit entflohen; muthmaßlich gelang es ihm, ein segelfertiges Schiff zu gewinnen. Aber die Gerechtigkeit war diesmal thätiger. Ein so großes, öffentliches, ihr Hohn sprechendes Verbrechen durfte nicht ungeahndet hingehen. Der Indicien gegen Antonio Samperi waren zu viele, daß er, wenn nicht als Urheber, doch als Mitwisser und Helfer bei dem prämeditirten Morde thätig gewesen. Nichts konnte ihn von der Anklage und Verhaftung retten. Die Voruntersuchung ward mit ungewöhnlicher Sorgfalt geführt, dennoch waren die Meinungen sehr getheilt, ob die Jury ihr Schuldig sprechen werde.

Er vertheidigte sich mit großer Ruhe und vielem Geschick in Bezug auf jedes einzelne Indicium. Aber gerade der Scharfsinn und die Geisteskraft, welche er auf diese Punkte zu einem artificiellen Gegenbeweis verwandte, lieferten für Viele, namentlich für unseren deutschen Richter, den moralischen Beweis, daß es ihm am Bewußtsein der Schuldlosigkeit fehlte, welche ihm eine kühnere, freiere Sprache dictirt haben würde.

Unser Bekannter saß nicht selbst als Richter mit, da er als Zeuge über die verdächtigenden Gespräche, welche Antonio mit ihm auf der Reise und später geführt, vorgeladen war. Gerade diesen Indicien gegenüber vertheidigte er sich mit einer besonderen dialectischen Schärfe. Er griff sogar seine Individualität als Deutscher an, der, von angeborner Liebe für das Wunderbare und Phantastische, sich aus einzelnen Wahrnehmungen psychologische Schlüsse erlaube, die in

der Poesie und Philosophie ihren Werth haben möchten, aber nicht vor ein Criminalgericht gehörten, und verdammungswürdig wären, wenn daraus auf die Schuld eines Angeklagten geschlossen würde.

Schon glaubte man an seine Freisprechung. Aber ein Umstand war entweder erst später ermittelt, oder man hatte ihn bis auf den letzten Moment aufgespart. Die gleichgültig hingeworfene Frage des Präsidenten: „Sie haben Ihrer Schwester ihr Brautkleid geschenkt?" machte den Angeklagten stutzig. Er beantwortete sie rasch und kurz mit einem Ja.

„Es war aus Paris bestellt?"

„Ja."

„Es war in dieser Kiste angekommen?"

„Die Kiste wird so ausgesehen haben."

„Von welcher Farbe?"

„Ich erinnere mich nicht — nicht deutlich — es war das Kleid, welches meine Schwester am Hochzeitstage trug — ganz dasselbe Kleid."

„Es ist mit dem Blut des Opfers befleckt worden," sagte der Präsident. „Indeß ist die Signora bewogen worden, es zum heutigen Gerichtstage anzulegen, um die Identität herauszustellen. Werden Sie mit ruhigem Gewissen das blutige Kleid ansehen können?"

„Ich werde es," antwortete Antonio und senkte doch den Blick.

Julietta trat unter den Zeugen hervor, zum ersten Male.

„Ist es dies Kleid?" fragte der Präsident.

„Ja," antwortete Antonio, den Blick noch immer zur Erde.

„Sehen Sie es deutlicher an. Sie könnten sich täuschen."

Antonio schlug die Augen auf. Julietta stand vor ihm in dem schwarzen Florkleide, schwarz vom Kopf bis zum Fuß:

„Es war dies Kleid, Antonio Samperi, welches Du Deiner Schwester zur Hochzeit schenktest," sprach sie mit einer Stimme die wie mitternächtlicher Glockenklang tönte. Er widerstand dem Eindruck nicht, er wankte und sank bewußtlos auf die Bank, von den Gensd'armen aufgefangen.

„Ich habe meine Pflicht erfüllt," sprach die Wittwe, „mehr werden Sie nicht von mir fordern."

Ein Schauer überlief die Geschwornen und Zuschauer, als sie ging; sie hatte ihren Bruder — dem Urtheil überliefert.

Die Jury sprach das Schuldig aus.

Hier endet unsere Geschichte, wenigstens die Nachrichten, aus denen wir sie geschöpft. Ob Michele Cavallo die Blutrache an Battista Samperi vollzog, ob Julietta ihm dafür dankte, wie Marcella Federigo gedankt, bleibt der Phantasie der Leser zu entscheiden überlassen.

Der Bilderdieb.

Erzählung aus der 2ten Hälfte des 18ten Jahrhunderts

Von Gustav Nieritz.

Dresdens Kunstschätze sind sattsam bekannt. Absonderlich die dasige Bildergallerie, deren weite, hohe Räume während des Sommers von Besuchern zu wimmeln pflegen.

An einem der letzten Octobertage des Jahres 1788 führte der Gallerieinspector Albani eine Gesellschaft Fremder herum und erklärte denselben die vorzüglichsten Gemälde.

„Betrachten Sie dieses Urtheil des Paris —" sprach er unter Anderm — „gemalt von dem Niederländer van der Werft. Ein Kunstwerk, einzig in seiner Art. Nicht sowohl um seiner Genialität, sondern mehr seiner technischen Ausführung wegen, obschon Manche dem Künstler gerade das Elfenbeinerne seiner Bilder zum Vorwurfe machen wollen. Bekanntlich ist der Staub der Hauptfeind der Oelmalerei. Um denselben von den noch nassen Gemälden abzuhalten und dadurch jene Geleecktheit zu erreichen, hatte van der Werft seine Malerstube auf einem Schiffe eingerichtet, das stets auf Hollands zahlreichen Kanälen vor Anker lag. Diese acht kleinen Gemälde van der Werfts, welche Sie hier in der Nähe beisammen sehen, sind von dem prachtliebenden August für 18,000 Thlr. erkauft worden. Dieser Kopf eines alten Mannes, gemalt von Seibold, übertrifft jedoch an naturgetreuer Darstellung die Gemälde van der Werfts bei weitem. Sie finden an diesem Bilde die Wirklichkeit in ihren kleinsten Zügen wiedergegeben. Die feinsten Aederchen im Weiße des Auges, die Poren der gerunzelten Haut, die zartesten Keime des alternden Bartes, jedes einzelne Haar in dem Pelzbesatze der Kopfbedeckung — Alles ist der Natur abgestohlen, ohne widerlich zu werden. Man sollte meinen, daß der Künstler jahrelang über einem einzigen Bilde zugebracht hätte. Wirklich soll derselbe sich blind gemalt haben."

In der eben beschriebenen Weise fortfahrend, geleitete der Inspector die Beschauer in die innere oder italienische Gallerie. Hier sich einem kleinen Bilde von noch nicht einer Elle Breite und verhältnißmäßig geringerer Höhe nahend, hob er wieder an: „Dieß nächst der Madonna Raphaels und Correggio's Nacht die Hauptperle unsrer Gallerie — die büßende Magdalene des letztgenannten Künstlers. Für dieses bemalte Stück Kupfer hat man erst kürzlich 80,000 Thlr.

geboten, der Kurfürst es aber mit Recht dafür nicht gelassen. Nach diesem Preise würde jeder Quadratzoll dieses Gemäldes beinahe mit 350 Thlr. bezahlt."

„Achtzig tausend Thaler!" rief einer der Beschauer voll Erstaunen aus. „Ha! dafür bekäme ich das schönste Rittergut mit 500, 600 Scheffeln Aussaat."

„Achtzig tausend Thaler!" wiederholte eine geschminkte Dame —. „Wie theuer demnach das blaue Kleid dieser barfüßigen Magdalena!"

„Achtzig tausend Thaler!" seufzte ein blasser Jüngling mit einem leidenden Werthergesichte. „Wie viel mag man dem Künstler selbst bezahlt haben?"

„Vielleicht nur 80 Thlr. —" versetzte der Inspector achselzuckend. „Wenn Ihnen aber die Summe von 80,000 Thalern so ungeheuer hoch vorkommt: was sagen Sie dann zu dem grünen Diamant in unserm grünen Gewölbe, welcher fünfmal so viel, 400,000 Thlr. gekostet hat? Da ist mir doch ein solches, unübertreffliches Kunstwerk ungleich lieber als ein blitzender Kiesel."

Während die Beschauer starr das Bildchen betrachteten und dessen hohen Werth zu ergrübeln suchten, war der Inspector an das nahe Fenster getreten, wo ein junger Maler die heilige Cecilie von Carlo Dolce copirte.

Hier zufällig einen Blick durch das Fenster in den Hof hinabwerfend, pochte der Inspector hastig gegen die Glasscheibe. „Sie entschuldigen —" sprach er dann zum Maler und öffnete den Fensterflügel. „He! Nodnagel!" rief er hinaus — „Nodnagel!"

„Sogleich, mein Herr Inspector!" versetzte der Gerufene und der Inspector wendete sich wieder zu seiner Gesellschaft zurück. Nach einer kleinen Weile ertönte die Klingel am Eingange der Gallerie. Der Thürsteher öffnete und herein trat Nodnagel, ein Mann von einigen und dreißig Jahren. Er war unter mittler Größe, breitschulterig, nicht schön vom Gesichte, aber von unverkennbarer Gutmüthigkeit. Ein brauner, abgetragener Oberrock, welcher offenbar nicht für Nodnagels Gestalt zugeschnitten war, deckte dessen stark geschweiften Beine bis beinahe auf die Knöchel herab, während er dagegen kaum acht Zoll über die Ellnbogen der ungewöhnlich langen Arme reichte.

„Grüß Euch Gott, Jaumann —" sprach er vertraulich zu dem Thürsteher — „der Herr Inspector hat mich aus der innern Gallerie angerufen."

„Er führt Fremde herum —" versetzte jener — „und muß sogleich fertig sein. Wartet ein wenig hier, Nodnagel. Ihr seht ja ganz erhitzt aus und schwitzt?"

„Wie sollt' ich nicht?" entgegnete Nodnagel. „Sechs Metzen Linsen, die ich heimtragen will und außen bei der Wache vor der Thüre einstweilen abgesetzt habe, wiegen schon schwer."

„Seid Ihr denn ein so starker Linsenesser?" fragte der Thürsteher.

„Das nicht —" erwiederte Nodnagel — „meine Frau und Kinder sollen sie blos rein lesen für einen Gemüsthändler, der uns den kleinen Verdienst gönnt."

Nicht lange hatte Nodnagel gewartet, so erschien der Inspector, von welchem sich dessen Gesellschaft trennte, nachdem sie ihm die zeigende Hand versilbert hatte. „Nodnagel —" sprach er dann zu diesem — „Er muß mir bis morgen Vormittag eine Pfundblase Kremserweiß und eine halbpfündige Mineralblau reiben. Auch soll Er zum Tischler Würdig gehen und die bestellten Blendrahmen für mich abholen."

Als Nodnagel mit dem Versprechen, Alles zu besorgen, sich verabschiedete, ertönte auf's Neue die Klingel und es trat herein in die Gallerie eine lange, hagere, groß- und langnäsige Mannsgestalt in einem graugelben Ueberrocke, über welchen noch ein Spencer von blauem Azor geknöpft war. Der lange Hals war mit einem weißen, unmäßig dicken Tuche umgeben und die Nase mit einer, damals noch selten vorkommenden Brille bewaffnet. Ohne zu grüßen und die Miene zu verziehen, schritt der Fremdling vor, die grauen Augen sogleich auf die Bilderwände heftend.

„Seiner Herrlichkeit, der Lord Sparfield —" meldete der den Fremden begleitende Lohndiener — „wünscht die Gallerie zu sehen."

Albani verneigte sich vor dem bocksteifen Engländer und schickte sich an, seine bereits tausendmal wiederholte Erklärung abermals abzuleiern. Auf ein Gemälde über dem Eingange zeigend, hob er an: „Hier das Portrait des Begründers unsrer Gallerie, der —"

„Wo ist Raphaels Madonna?" unterbrach den Inspector des Engländers verdrießliche Stimme.

Die englische Großmuth stand damals noch in unangefochtenem Rufe und das englische Gold besaß einen zaubrischen Klang. Daher fügte sich der Inspector ohne Widerspruch dem Verlangen des Lords.

Dieser setzte sich dem genannten Gemälde gegenüber auf einen Stuhl und versank in ein lautloses, langwährendes Beschauen, so daß dem harrenden Inspector die Zeit entsetzlich lang wurde.

„Correggio's Nacht!" befahl nach fast einer halben Stunde der Lord in lakonischer Kürze.

„Sitze du hier, so lange es dir beliebt!" murmelte Albani ärgerlich vor sich hin und verließ des Britten Nähe, welcher es vor dem zweiten Bilde wie bei dem ersten machte.

Plötzlich durchhallte ein lautes Schnarren die hohen Räume. Als Albani betroffen herbeieilte, sah er, wie der Lord mit eigener Hand die Kurbel der Maschine drehte, welche das Aufziehen oder Herablassen der grauen Rouleaux an den riesigen Fenstern bewirkt..

„Herr Lord, —" redete der Inspector den Leiermann vorwurfsvoll an — „Sie haben die Feder nicht zurückgeschoben und werden

den Mechanismus verderben. Dieses Geschäft kommt nur den Galleriebeamten zu. Was ist Ihr Wunsch?"

Der Lord drehte fort, bis das Rouleau völlig herabgelassen war.

„Machen Sie noch mehr dunkel —" sprach er dann befehlend. „Die Nacht von Correggio nimmt sich nicht gut bei vollem Tageslichte aus."

„Aber die übrigen Beschauer sehen ja nichts —" wendete Albani ein — „so auch die beiden Copisten dort am Fenster, ja Sie selbst."

„Machen Sie finster!" wiederholte der Lord voll englischen Eigensinnes.

Noch einmal besiegte die Rücksicht auf die britische Freigebigkeit des Inspectors Bedenklichkeiten.

„Auf ein paar Minuten nur —" sprach er entschuldigend zu den beiden Malern, als er das Rouleau auch an deren Fenster herniederließ. „Die Britten sind nun einmal närrische Käuze und voll Spleens."

Wie zu vermuthen stand, sah der Lord, nachdem ihm der Wille gethan war, von dem Gemälde so viel wie nichts in der nunmehr bewirkten Dunkelheit.

„Schaffen Sie Wachsfackeln herbei!" gebot der Lord. „Dann erst kann des Bildes ganzer Werth sich zeigen."

„Ohnmöglich!" entgegnete Albani. „Ein solches Ansinnen muß ich zurückweisen, auch bei dem besten Willen. Selbst von der Feuergefährlichkeit abgesehen würden die kostbaren Gemälde von dem Rauche unersetzlich leiden."

„Was kostet?" fragte der Lord.

„Davon ist nicht die Rede —" bemerkte der Inspector. „Aber noch nie hat einer der vielen Fürsten, welche unsre Gallerie besucht haben, ein ähnliches Verlangen gestellt wie Eure Herrlichkeit."

Der Lord lächelte verächtlich und unterdrückte eine bittere Erwiederung, die ihm auf der Lippe schwebte.

„Wie theuer eine Copie von der Madonna del Sisto und von Correggio's Nacht?" fragte er.

„Das kommt auf den mehr oder minder gediegenen Künstler an —" versetzte Albani feuerfangend — „welcher das Copiren unternimmt. Ich zum Beispiel könnte eine gute Copie der beiden genannten Bilder nicht unter 3 bis 4 hundert Pfund Sterling herstellen."

„Sie copiren auch?"

„Wenn es verlangt und bezahlt wird, o ja! So habe ich gegenwärtig eine Copie der büßenden Magdalena von Correggio in Arbeit und solche bereits untermalt. Dieselbe könnte ich Eurer Herrlichkeit für 60 Pfund vollenden."

„Wissen Sie —" sagte der Lord mit halblauter Stimme zu dem Inspector — „was ein Fürst kürzlich gethan hat? In einer alten Klosterkirche befand sich ein vortreffliches Al-

targemälde von einem berühmten Meister, welches die eigensinnigen Mönche um keinen Preis dem Fürsten verkaufen wollten. Was that derselbe daher? Er bat die Mönche höflich um die Erlaubniß, eine Copie von dem Bilde nehmen dürfen zu lassen und ließ dieß durch einen geschickten, ihm ganz ergebenen Künstler bewirken. Nachdem derselbe seine Arbeit beendet hatte, vertauschte er diese heimlich mit dem Originale und dieses gelangte, ohne daß die Mönche den Betrug gewahrt hätten, glücklich in des Fürsten Besitz. Mein Herr, ich gebe Ihnen statt 60, sechshundert Pfund, wenn Sie es eben so mit Correggio's Magdalena machen. Sie haben dazu die Macht und die Mittel in den Händen."

„Mein Herr!" erwiderte Albani voll Entrüstung — „Sie wagten wirklich —"

„Ich biete Ihnen 6000 Pfund —" fiel jener leise ihm ins Wort — „und dürfte dieß mehr sein, als der große Correggio in seinem ganzen Leben mit dem Pinsel verdient hat."

„Wenn ich dieß Anerbieten Eurer Herrlichkeit für mehr als einen bloßen Scherz halten dürfte —" antwortete der Inspector ernst — „so müßte ich dasselbe zur Kenntniß meiner Vorgesetzten bringen."

„Thun Sie nach Ihrem Gefallen " sprach der Lord kalt —. „Sie kennen nun meinen Sinn."

Der Britte verließ, ohne weiter ein Wort fallen zu lassen, die Gallerie. Eben so wenig ließ er englische Guineen in die nehmfertige Hand des Inspectors fallen, welcher bloß aus derjenigen des Lohndieners zwei Thaler empfing und darob entsetzlich ergrimmte.

„O du windiger Insulaner —" murmelte er zähneknirschend — „der du mir erst mit 6000 Pfund den Mund weit aufsperrest, um mir dann wenig mehr als das Viertel eines einzigen Pfundes hineinfallen zu lassen. Goddam! spreche ich!" Der Inspector blieb den ganzen Tag über voll übler Laune.

In dem vorgedachten Jahre befanden sich in der jetzigen Schwarzegasse der Antonstadt nur wenige und noch dazu sehr ärmliche Häuser oder Hütten. In einer Dachwohnung der zuletztgelegenen findet der Leser den Farbenreiber Rodnagel nebst dessen Familie wieder. Es ist Nacht. Dessenungeachtet befinden sich noch sämmtliche Familienglieder in voller Thätigkeit. Um einen größeren Tisch herum, dessen Mitte ein ansehnlicher Haufen Linsen deckt, sitzen Mutter und drei Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe in dem Alter zwischen sieben und zehn Jahren, mit dem Reinlesen der Linsen beschäftigt. Dicht daneben steht vor einem Holzgestelle und darauf befindlichem Reibesteine, Rodnagel, den steinernen Läufer unermüdlich über die feinzureibende Oelfarbe hin- und herziehend. Ein einziges, an der Wand

befestigtes Lämpchen beleuchtet mit seinem schwachen Scheine die Fleißigen, deren jüngere Hände unverkennbare Zeichen der Ermüdung blicken lassen.

„Hans! schlafe nicht!“ ruft Frau Nodnagel bittend ihrem Sohne zu, dessen Haupt mit den halbgeschlossenen Augen wie das eines Pagoden nickt. Darauf rafft sich der Knabe gewaltsam zusammen und setzt mechanisch die einförmige Arbeit fort. „Sophie!“ ertönt es bald wieder — „Du wirst die Linsen verschütten, wenn Du die Schürze nicht fester halten willst. Wasche dir das Antlitz mit kaltem Wasser, dann entweicht der Schlaf aus deinen Augen. Christel! deine Hand feiert ja! Und nun streichst du wieder die Linsen sammt dem ausgelesenen Unrathe in die Schüssel. Ueberwindet euch doch, Kinder, nur noch ein kleines Weilchen. Noch hat es nicht elf geschlagen und wir müssen erst die Linsen auflesen, wenn wir morgen uns satt essen wollen.“

Hier stieß Nodnagel einen tiefen Seufzer aus, hielt mit seiner Arbeit inne und sagte: „Die armen Kinder dauern mich. In ihrem Alter ist der Schlaf so süß und schwer zu gewältigen. Ach, liebe Frau! wenn ich es noch bis zum Thürsteher in der Gemäldegallerie bringen könnte! Derselbe nimmt oft von einem einzigen Besucher so viel ein, als wir insgesammt den langen Tag und die halbe Nacht über sauer verdienen müssen. Nur hinzuhalten und zu öffnen braucht er die Hand. Ja, manchem fliegen die Tauben gleich gebraten in den Mund, während Andere sie nur von weitem auf dem Dache sitzend zu sehen bekommen. Wenn ich den Inspector Albani annehme! Dem ist's nicht einmal genug, wenn er für sein Erklären und Herumführen zwei Thaler empfängt. Und sieh, liebe Frau! Das getraute ich mir auch, nämlich das Erklären. Trotz dem Inspector, dessen Litanei ich auswendig weiß wie unsre Kinder ihr Vaterunser. Aber, horch! diese schlafen hart und fest. Laß sie!“ — bat er weich, als die Frau die jugendlichen Schläfer, deren Häupter auf den vor ihnen liegenden Linsen ruheten, erwecken wollte. „Grausam wäre es, wenn wir ihnen die Ruhe nicht gönnen wollten, nachdem sie von früh 6 an wie angenagelt gesessen und gelesen haben. Bringe sie zu Bette, Frau! Sobald ich die beiden Blasen fertig habe, helfe ich dir. Ich vermag schon eher eine Stunde länger aufzubleiben.“

Die Mutter versetzte die fest entschlafenen Kinder auf ein ärmliches, einen Winkel des Stübchens einnehmendes, Lager und kehrte zu ihrer Arbeit zurück.

„Nun leg' auch du dich nieder —“ sprach Nodnagel, als die Glocken der Stadt die Mitternacht verkündeten, zu seiner Frau. In einem halben Stündchen gedenke ich gleichfalls fertig zu sein.“

Die Frau gehorchte und Nodnagel arbeitete allein.

„Hm!“ sprach er nach einer Weile zu sich selbst — „auch zu mir kommt der Sandmann. Wart', ich will dich risch fortbeißen.“

Er öffnete ein Fenster und steckte den Kopf in die kühle Nachtluft hinaus.

„Die Diebe haben es doch noch schlimmer denn ich —" sprach er zufrieden. „Ich bin unter Dach, in einem warmen Stübchen, bei den Meinen und ungefährdet, während die Diebe draußen lauern, frieren und Gefahr laufen, ertappt zu werden. Da haben sie, wie mir der Tischler Würdig erzählte, aus einem neuerbauten und unbezogenen Hause zwei Fenster mit Verglasung und Wandrahmen gestohlen. Sonderbar Gelüste das! Was der Dieb damit beginnen will? Das Holz in den Ofen stecken, den Eisenbeschlag und die Glasscheiben für ein Spottgeld verschleudern. Sonst nichts. Ich bekam deshalb die Blendrahmen nicht und von dem Inspector ein kleines Donnerwetter auf den Pelz, weil Würdig sofort den Schaden zu ersetzen hatte und darum alles Andere liegen lassen mußte. Kein Licht weiter in der ganzen Umgegend! Aber, ist mir doch, als krappele dort eine dunkle Gestalt über die lichte Sandfläche dahin. Ist's vielleicht auch ein Dieb? Bemühe dich nicht, guter Freund! Wenn du etwa unserm äußersten Ansiedler da draußen einen Besuch zugedacht hast, so wisse, daß dich derselbe mit starken Hunden und scharfen Flintenschüssen empfangen dürfte. Herr Wogatz ist kein Mann, der mit sich spaßen läßt."

Nach diesem Selbstgespräche kehrte Nodnagel ermuntert an seine Arbeit zurück. Endlich war er damit zu Stande, die Farbe fertig gerieben, in die Kälberblasen gebunden und gut verwahrt. Selbst das noch vorhandene Linsenhäuflein rein gelesen.

„Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen!" sprach Nodnagel stillfreudig. Er blickte auf seine schlafenden Lieben hin und sagte mit Herzlichkeit: „Gute Nacht, Frau! gute Nacht, ihr Kinder!"

Dann trat er zu einer kunstlosen Wiege, in welcher sein kleinstes und jüngstes Söhnlein von drei Jahren lag. „Schlaf' süß, mein armer Friede!" seufzte er aus vollem Herzen. „Gott wolle dich uns erhalten."

Da streckte sich eine weiße, fleischlose Kinderhand aus dem Bettlein hervor und eine feine Stimme sprach: „Händel geben, Papa!"

„Wie? du schläfst nicht, mein Friede?" fragte Nodnagel betroffen. „Fehlt dir etwas? Thut dir etwa dein Beinel wieder weh?"

Friede antwortete nicht. Seine tief in dem bleichen, abgezehrten Antlitze liegenden Augen blickten bohrend in das niedergebeugte Gesicht seines besorgten Vaters, dem vor Wehmuth das Herz schwer ward.

„Warum schläfst du nicht, mein süßer Knabe?" wiederholte er.

„Beinel thut weh!" klagte jener nun mit trauernder Stimme.

Dem Vater that die Seele weh.

„Es wird schon wieder vergehen, mein Friedel —" tröstete er, selbst trostlos. „Und wann der Sommer kommt, so trage ich dich

wieder in die Priesnitz, wo du nach Herzenslust im Wasser herumplanschen kannst. Dann wird auch dein krankes Beinel ganz gesund, so daß du über Stock und Stein hinweg springen kannst wie die andern Kinder."

Des Kindes Antlitz verzog sich jetzt ängstlich. Sein hohles Auge blickte stier in die Luft hinein.

„Papa! —" rief es kläglich — „jag' die Motten weg — sie fliegen in der Stube herum — weiß — mit großen Flügeln."

„Du träumst, Kind!" beruhigte Nodnagel — „nicht eine Motte ist zu sehen. Schließ' deine Aeuglein und schlafe."

Aber Friedel machte nur desto größere Augen. Er setzte sich in seiner Wiege auf, zog die Kniee an den Leib empor und schrie voll Entsetzen: „Papa! Würmer zappeln an meinen Ferse n! Huh! Papa, wegnehmen!"

Der Anblick des schreienden Knaben war furchterregend. Er zitterte wie ein Espenlaub und der kalte Schweiß perlte ihm auf dem leichenblassen Antlitze. Nodnagel nahm das Kind aus der Wiege und auf seinen Arm, wo er es mit dem Antlitze gegen seine Brust drückte.

„Die garstigen Würmer!" sprach er — „wir wollen sie schon fortschaffen — nicht von deinen Fersen, sondern aus deinen Eingeweiden. Und nie wieder wollen wir in ein feuchtes Quartier ziehen, dem allein du dein krankes Bein zu verdanken hast, und sollte ich's auch umsonst bekommen."

Noch lange mußte Nodnagel den Knaben umhertragen und beruhigen. Oftmals noch blickte er von des Vaters Brust auf und mit sichtlichem Entsetzen in die Luft, wo, seiner Behauptung nach, immer noch die Motten ihren Flug fortsetzten. Dem Vater grausete es selbst bei dem stieren Hinstarren des Kindes. Nodnagel war so müde, so schläfrig! Seine Aerme schmerzten unter der nicht leichten Bürde und dennoch durfte er, während die übrigen Seinen fest schliefen, nicht eher sein Lager aufsuchen, als bis Friedels Augen endlich sich geschlossen hatten. Es war fast drei Uhr, als er sich endlich niederlegte.

Am Morgen des 21. Novembers 1788 läutete es mit Ungestüm an der Vorhausthüre des Inspectors Albani, dessen Wohnung in der Nähe der Gemäldegallerie, in der Töpfergasse, sich befand.

Als die Köchin unter Schelten öffnete, stürzte herein Schüller, der Gallerieaufwärter, mit allen Anzeichen des heftigsten Schreckens.

„Wo ist der Inspector!" stammelte er athemlos und stürmte bei der Köchin vorüber, ohne deren Antwort abzuwarten. Die Thüre zu des Inspectors Wohnzimmer aufreißend, schrie der Mann hinein: „Herr Inspector! die Gallerie ist — gestohlen worden —! Bestohlen, wollte ich sagen —" verbesserte er sich dann.

Diese wenigen Worte hätten beinahe dem Inspector den Hals gekostet. Denn derselbe stand gerade eingeseift vor dem Spiegel am Fenster und handhabte das Rasirmesser. Der Schnitt, welchen er bei den Worten — „Gallerie — gestohlen" — in das Fleisch führte, durfte nur etwas tiefer sein, so hätte er die Gurgel durchschnitten. Während Albani regungslos mit dem gezückten Messer dastand und das rinnende Blut unter dem weißen Seifenschaume hervordrang, vollendete Schüller seine Hiobspost.

„Die große Gallerietreppe — der halbe Neumarkt steht voll Menschen —" keuchte er — „Alle blicken zu dem Fenster empor, von welchem ein Stück des Drahtgitters losgetrennt und ein Flügel geöffnet ist."

In der nächsten Minute rannte Albani, wie er ging und stand, eingeseift, halb rasirt, in Filzschuhen und im Schlafrocke, hutlos und ohne Frisur über die Augustusstraße hinweg und in das Thor des Galleriegebäudes hinein. Ihm folgte auf dem Fuße Schüller mit dem Schlüsselbunde. Im Hofe des Gebäudes schlossen sich einige kurfürstliche Stalldiener an, welche eben mit dem Abwaschen der Hofwagen beschäftigt waren und als Zeugen dienen sollten. Zu diesem Behufe nahm man endlich noch die Schildwache mit, welche, weil damals noch der Eingang zur Gallerie über die Hintertreppe stattfand, dort vor der Thüre aufgestellt war. Letztere fand man wohl verschlossen und unversehrt. In nie gesehener Schnelligkeit wurden die beiden Doppelthüren geöffnet und hinter den Eingetretenen wieder verschlossen. Sodann wälzte sich das Häuflein, den Inspector an der Spitze, durch die wiederhallenden Räume dahin. Albani wußte genau, welche Gemälde, behufs des Copirens, von ihrem Platze genommen waren. Daher reichte ein flüchtiger Ueberblick auf die vollgehängten Wände hin, ihm zu sagen, was da fehle oder nicht.

Die nördliche Gallerieseite zeigte keine verdächtige Lücke. Aber da man sich zur östlichen wendete, glaubte der Inspector vom Schlage getroffen zu werden. Denn dort links, an der Thüre zum Pastellzimmer, hing ein leerer Goldrahmen, welcher das Portrait des alten Mannes von Seibold bisher umfaßt hatte. Dessen neben ihm hängende Gattin schien voll Trauer den Verlust ihres Gatten zu beklagen. Ein theures Haupt — im wahren Sinne des Worts — fehlte sonach. Wehe! nicht weit davon, an der rechten Wand, wieder eine leere Stelle! Das Urtheil des Paris von van der Werft! Der Dieb — mußte man gestehen — hatte Geschmack bewiesen. Die südliche und westliche Seite der Gallerie waren unversehrt. Aber nun die innere, die italienische Gallerie noch! Des Schatzes Kern! Mit bang und heftig schlagendem Herzen betrat der Inspector nebst seinem Trosse die heilig stillen Räume. Die Guido Reni's, die Michel Angelo's, die Carlo Dolce's, die Annibale Carraci's, die Dosso Dossi's und wie sie alle heißen, die italienischen Kunstherren, sie behaupteten ihre alten

Plätze. Dort glänzte das Licht von dem strahlenden Christkinde in Correggio's heiliger Nacht; da blickte die Sixtinische Madonna Raphaels in gewohnter, milder Weise aus dem breiten Goldrahmen heraus — wie hätte auch ein einzelner Dieb an Gemälde von 50–60 Quadratfuß sich wagen sollen! Aber, o Himmel! der Inspector taumelt wie vom Blitze niedergeschmettert, in einen Stuhl — geraubt ist Correggio's büßende Magdalene — das 80,000 Thaler-Bild — sammt dem silbernen Rahmen und den diesen zierenden Steinen!

Wehe! wehe! wehe! vor Albani's umflorten Augen geht ein helles Licht auf, aber nur, um in eine leere, traurige Oede zu scheinen. Der Dieb oder der Veranlasser des Raubes — wer konnte es anders sein als — Sparfield, der englische Lord! Und der Inspector durfte nicht einmal diesen, seinen Verdacht laut aussprechen; denn er hatte seinem Vorgesetzten die Versuchung verschwiegen, in welche er von dem reichen Insulaner geführt worden war. So wird selbst die kleinste Unterlassungssünde gestraft!

Albani konnte höchstens durch hingeworfene Andeutungen und Winke das Auge der forschenden Gerechtigkeit auf den muthmaßlichen Bilderdieb hinlenken.

„Seiner kurfürstliche Durchlaucht, mein allergnädigster Herr, hat geruhet, seinen allerhöchsten Unwillen ob des frechen, beispiellosen und unverantwortlichen Bilderdiebstahls gegen mich auszusprechen — sagte mit finstrer Miene und sträflichem Blicke der Oberkammerherr, welchem in jenen Zeiten die Oberaufsicht über die Gemäldegallerie übertragen war, zu dem zerknirschten Inspector derselben. „Mein allergnädigster Herr war der Ansicht, daß Allerhöchst derselbe gegenwärtig der nachlässigen Diener mehrere besitzen müsse, weil unlängst erst die Kunstkammer um ein silbernes Lavoir und einen silbernen Hirsch mit einer künstlichen Uhr bestohlen worden ist. Die angestellte Untersuchung hat klar herausgestellt, daß der Bilderdieb den Tag zuvor geflissentlich sich habe in der Gallerie einschließen lassen und nach vollbrachter That den Ausgang durch das Fenster ermittelt habe. Was soll man nun von Ihrer Diensttreue halten, wenn Sie solche Nachlässigkeiten geschehen lassen? Wie schlecht müssen Sie Ihre Untergebenen instruirt haben, daß diese nicht erst genau jeden Winkel durchstöbern, bevor sie davon gehen! Es ist dieß eine Unverantwortlichkeit sonder Gleichen und ich stehe Ihnen nicht für die fernere Belassung Ihres Postens, wenn die entwendeten Gemälde nicht wieder herbeigeschafft werden sollten. Stumm verneigte sich der heruntergekanzelte Inspector und ging, vor Grimm und Rachedurst innerlich kochend."

„Schüller!" sagte er zähneknirschend zu dem Gallerieaufwärter — nur Ihrer Trägheit und Nachlässigkeit verdanken wir den Bilder-

raub. Auf Ihr Haupt alle schlimmen Folgen davon! Soll ich etwa, während ich zu erklären und die Fremden herumzuführen habe, noch jedem einzelnen Besucher nachrennen können? Für was sind Sie denn da? Doch nicht blos, um die Trinkgelder einzustreichen? Meinen Sie genug gethan zu haben, wenn Sie mit schleppender Stimme durch die Säle dahinschreien: „Es wird ge — schlos — sen! Daran kehrt sich keine Maus, geschweige ein Mausedieb. Verflucht! wenn ich vom Dienste komme, so müssen Sie mir voran oder ich will nicht mehr Albani, sondern Stockfisch heißen."

Da haben wir die Bescheerung! —" murmelte der Aufwärter, als ihm der Inspector den Rücken gewendet hatte. „Dacht ich's doch, daß der Inspector seinen Kopf aus der Schlinge ziehen und mir die ganze Teufelei in die Schuhe gießen würde. Blitz und Hagel! Jaumann! he! sperr' Er einmal seine langen Eselsohren möglichst weit auf. Denn ein Esel, dazu der allerfaulste, ist Er! Kann er nicht die Schöpse zählen, die hier in unserm Stall ein- und ausgehen? Er hat ja in der weiten Gotteswelt sonst nichts zu thun! Ich aber möchte mich zertheilen und hundert Augen wie ein Argus haben, um darauf zu sehen, daß die Galeriebesucher die Gemälde nicht betasten oder bekritzeln. Pech und Schwefel! Er ist am längsten hier Thürsteher gewesen und kann noch Gott danken, wenn Er nicht obendrein in's Zuchthaus kommt."

„Das ist wahr —" brummte Jaumann, wenn man einen Hund hängen will, so findet sich gar bald ein Strick. Nun soll ich Schuld an der Bildermauserei sein. Da sitzen erstlich eine Menge Maler hier oben, zu denen bald ein guter Freund, bald eine Aufwärterin, bald ein Farbenreiber, bald ein Gönner, bald ein Stiefelputzer kommt. Die Gallerie gleicht ja einem Bienenstocke, so Viele fliegen darin ein und aus. Endlich stößt des Inspectors Malerzimmer daran, das seinen besonderen Aus- und Eingang hat. Wer weiß, ist der Bilderdieb nicht durch jenes in die Gallerie gelangt, da Albani die Thüre oftmals nicht verschließt."

So wiederholte sich hier abermals, was das erste Aelternpaar angefangen hatte: Eins schob die Schuld auf das Andere. Ja, dieses Zuschieben machte förmlich die Runde, vom Oberkammerherrn an bis zu diesem wieder zurück. Denn Albani sprach daheim zu seiner Gattin: „Wie vermögen 3 Leute, ich, Schüller und der einfältige Jaumann, eine Gemäldegallerie von diesem Umfange allein zu beaufsichtigen? Nichts als Knickrigkeit bei unsern Anstalten und Sammlungen. Die Fenster, welche auf die große Freitreppe herausgehen, sind ja nicht einmal mit Läden oder Eisengittern verwahrt. Da hat der Dieb leichtes Spiel gehabt. Und diese grobe Fahrlässigkeit des Oberkammerherrn soll ich nun verbüßen.

Am nächstfolgenden Tage standen zahlreiche Volkshaufen in Dresden an den Gassenecken versammelt. Alle reckten die Köpfe empor, lasen, wischten sich den Mund und blickten dann argdenklich und forschend auf den Nachbar, ob derselbe etwa der fragliche Bilderdieb sei. Denn es stand mit großen, verführerischen Buchstaben und Ziffern auf dem Anschlage geschrieben, daß derjenige, welcher den Dieb sammt den Bildern entdeckte oder die letztern wieder herzuschaffe, **1000** Ducaten Belohnung erhalten sollte.

„Tausend Ducaten!" wiederholte daheim Rodnagel zum zehntenmale, indem er den Laufer auf dem Reibesteine in Ruhe setzte. „Dann wäre uns auf einmal und für immer geholfen, liebe Frau. Tausend Ducaten! Dann hätten wir auf mindestens Tausend Wochen mehr als sattsam zu leben und eitel Feiertage. Und Friedels Bein ließe ich von des Kurfürsten Leibarzte selbst heilen. Ach, wenn wir den Bilderdieb entdeckten! Aber wie dies anfangen?"

„Rodnagel —" sagte der Gallerieinspector zu diesem unter vier Augen — „ich halte ihn für einen ehrlichen Menschen und anstelligen Kopf. Auch er büßt ein, wenn die gestohlenen Bilder nicht wieder herbeigeschafft werden. Denn schon haben alle Copisten die Gallerie räumen müssen, die auf meine Fürsprache ihren Farbenbedarf von Ihm entnahmen. Und komme ich vom Dienste, so erleidet Er noch größern Verlust. Also, helfe er mir den Bilderdieb — nicht entdecken, denn ich kenne ihn schon — sondern seiner Schuld überführen. Dabei müssen wir aber mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, weil jener ein sehr vornehmer und reicher Herr — weil er, wie ich genau weiß, niemand anders ist als der Lord Sparfield. Noch hält derselbe sich in Dresden auf und zwar wohnt er im italienischen Dörfchen, nicht weit vom Theater links. Beobachte Er, wer bei dem Lord ein- und ausgeht; suche Er mit dessen Leuten bekannt zu werden und sie auszuforschen, ob ihr Herr in diesen oder den nächsten Tagen Bilder fortsenden werde. Spähe Er bei Tage wie zur Nachtzeit fleißig um des Lords Wohnung herum und gebe Er mir dann von jedem verdächtigen Zeichen Nachricht. Vielleicht gelingt es uns eher, als der Polizei, welche bei dem Lord nicht anbeißen will, den Dieb zu erwischen und die **1000** Ducaten dazu.

Diese Rede des Inspectors bewirkte bei dem Farbenreiber eine mächtige Veränderung.

Aus einem still fleißigen Arbeiter, zärtlich besorgten Gatten und Vater ward plötzlich ein unstäter und ruheloser Herumtreiber, welcher selten heim kam und selbst des Nachts abwesend war. Rodnagel mußte sich aufreiben, währte seine fieberhafte Aufregung lange fort.

Vier Tage verstrichen ohne irgend ein Ergebniß auf die versprochene Belohnung und des Inspectors vielfache Bemühungen. Noch war es ziemlich dunkel, als am Morgen des 26. Novembers die Hausklingel des Inspectors Sturm läutete. Das ganze Haus ward aufgeschreckt und aufgeweckt.

„Was giebt's?" fragte man unwillig aus den verschiedenen Stockwerken herab.

„Was giebt's?" rief auch der bezipfelmützte Inspector zwei Treppen hoch herunter.

Darauf ließ sich Nodnagels Stimme jubilirend unten vernehmen.

„Herr Inspector!" schrie er überlaut — „Victoria! Fundus est! Machen Sie auf! die Bilder! Halleluja!"

Schneller zieht eine Schnecke ihre vorgestreckten Fühlhörner nicht ein, als der Inspector seinen Kopf und dessen Hausgenossen dazu. Wie rasch war die Hausthüre geöffnet, Nodnagel in die Hausflur gezogen und mit brennenden Lichtern umringt.

Bald blaß, bald roth, erst hüpfend, dann zitternd, weinend und lachend streckte der Inspector beide Hände nach den kostbaren Tafeln aus, welche in Nodnagels Armen ruhten wie ein geliebtes Kind an der Mutter Brust.

„Her — her damit!" zitterte es aus Albani's Munde. Sein ausgespreizter Finger zog das heftige Verlangen krumm, wie die Habsucht bei dem des Geizigen. „Der Seibold!" keuchte er, als er das erste Bild empfing und mit seinen Blicken verschlang. „Nicht beschädigt? Keine Kritzeln darauf? Weiter! weiter! guter Nodnagel! Ha! van der Werft's Urtheil! Nodnagel! ist nichts gerieben? Er hatte doch die Bilder nicht übereinander gelegt?"

„Ich werde doch nicht!" versetzte Nodnagel. „Wenn auch kein Maler, so weiß ich doch mit solchen theuren Malerwerken umzugehen. Wie mit rohen Eiern bin ich aufgetreten."

„Weiter! weiter! allerliebster Nodnagel! Nun noch die Perle — den Edelstein — die büßende Magdalene —" drängte der Inspector.

„Die büßende Magdalene —" versetzte Nodnagel, fast muthwillig in seiner Freude — scheint noch büßen zu müssen. Wo und warum? wird wohl dieser Brief besagen. Aber, wenn wir zwei verlorene Schäfchen wieder haben, wird sich auch das dritte finden."

Aber Albani geberdete sich wie Herzog Alba, als man ihm den Grafen Egmont und Horn gefangen vorführte und er den Prinzen Wilhelm von Oranien unter ihnen vermißte. Und in der That hatten die drei fraglichen Gemälde, nach ihrem Werth geschätzt, mit jenen drei bekannten Niederländern einige Aehnlichkeit.

Der Mensch ist und bleibt ein undankbares Geschöpf. Anstatt sich über die beiden wiedergefundenen Gemälde zu freuen, machte es der Inspector wie der König David, da er die Schlacht gewonnen und seinen ungerathenen Sohn Absolom verloren hatte.

„O meine Magdalene!" klagte Albani — „lieber wollte ich den Seibold und den van der Werft missen als dich?

„Wie kam er zu den Bildern und dem Briefe? Sag' er schnell, Nodnagel?" fuhr der Inspector hastig fort.

„Ich fand sie so eben an einem Laternenpfahle im italienischen Dörfchen hängen und den Brief dabei —" berichtigte Nodnagel.

Die Erwähnung des italienischen Dörfchens erinnerte plötzlich den Inspector an den Lord Sparfield und ein zweiter Gedanke ihn daran, daß Rodnagels Aussage wohl nicht für Jedermanns Ohren sich eigne.

Daher wendete er sich an die zahlreiche Zuhörerschaft und sagte höflich: „Ich nehme den Mann hier auf mein Zimmer und werde Ihnen später dessen Aussage mittheilen, da ich mit Recht annehme, daß Sie sich für die Sache interessiren."

Wohl oder übel blieben die neugierigen Hausgenossen zurück, als der Inspector mit Rodnagel sich in seine Wohnung zurückbegab.

„Nun erzähle Er, Rodnagel!" drängte jener hier.

„Ich war —" hob dieser an — „von Mitternacht bis bald gegen Morgen um des Lords Wohnung herumgeschlichen. Endlich trieb mich die Kälte und Müdigkeit von dannen. Als ich aus der Schimmelallee heraustrete und bei der dort brennenden Laterne vorbeikomme, leuchtet mir an deren Pfahle etwas Weißes in die Augen. Denken Sie sich, meinen freudigen Schreck, da ich mit diesem Briefe zugleich die beiden aufgehängten Bilder gewahre! Ich hätte lieber gleich den ganzen Laternenpfahl herausgezogen und zu Ihnen getragen. Aber freilich suchte ich vergebens nach der Magdalene umher. Nun, daß ich nicht faul mit Abnehmen war, können Sie sich denken und ich bleibe dabei: daß auch die Magdalene sich noch herzufinden wird. Das muß der Brief besagen."

„Der Brief —" erwiederte der Inspector, die Aufschrift wiederholt überlesend, ist an unsern allergnädigsten Kurfürsten gerichtet und darf daher von mir nicht erbrochen werden. Ich eile mich anzukleiden, um mit ihm, den Bildern und dem Briefe zu dem Oberkammerherrn zu gehen, welcher über das Weitere verfügen wird.

Es geschah, wie Albani gesagt hatte.

Der fragliche, Bilder tragende Laternenpfahl wurde von einer schnell zusammengetretenen Commission besichtigt und dessen Umgebung genau untersucht; der Brief dagegen gelesen, sein Inhalt aber geheim gehalten. Da jedoch derselbe jetzt kein Geheimniß mehr ist, so mögen meine Leser wissen, daß der Brief von dem Bilderdiebe geschrieben war, welcher sich anheischig machte, auch die büßende Magdalene zurückzugeben, wenn der Kurfürst ihm eigenhändig völlige Straflosigkeit und dazu die ausgesetzten 1000 Ducaten Belohnung bewilligen wollte. Die Bürgschaft solle öffentlich ausgesprochen, die genannte Geldsumme dagegen auf einen bezeichneten Stein an der katholischen Hofkirche niedergelegt werden, wo man solche in der dritten Nacht abholen und gegen das betreffende Gemälde eintauschen würde.

Es möge nicht befremden, wenn gegen die erste Hälfte dieses Ansinnens das bekannte ehrenhafte Gefühl des Kurfürsten Friedrich August's des Gerechten mächtig sich sträubte und derselbe dazu seine Einwilligung verweigerte. Man gab sich daher erst alle ersinnliche

Mühe, mit Hülfe des Briefes die Spur des Diebes zu entdecken, jedoch vergebens. Daß derselbe der Lord nicht sein könne, ging unleugbar aus der gestellten Geldforderung hervor. Man ging nun einen Schritt weiter und machte von Seiten des Staates bekannt, daß man gegen Rückgabe des fraglichen Gemäldes die 1000 Ducaten um die bestimmte Zeit und an den bestimmten Ort niederlegen wollte, jedoch ohne dabei besonders die begehrte Zusage der Straflosigkeit zu gewähren.

Wenn die Dresdner alle diese Zeit und jenen Ort gewußt hätten! Keiner von ihnen würde in derselben Nacht zu Bette gegangen und die katholische Kirche von vielen Tausenden umlagert worden sein. Auch für Rodnagel war Beides ein Geheimniß geblieben. Allein er kannte keine Ruhe jetzt mehr und ein instinktartiges Gefühl trieb ihn des Nachts noch immer nach dem italienischen Dörfchen hin, das ihm, der dort aufgefundenen Bilder wegen, des Bilderdiebes Heimath zu sein schien.

In der bezeichneten Nacht und in der bestimmten Stunde zwischen 12 und 2 Uhr lauerten der versteckt aufgestellten Wächter mehrere auf des Bilderdiebes Erscheinen. Ohne des Kurfürsten Vorwissen hatte man einen mit Bleistücken beschwerten Sack auf den fraglichen Stein niedergelegt, hoffend, auf diese Weise den Dieb überlisten zu können. Wirklich zeigte sich ein Viertel nach Mitternacht ein Mann, welcher festen, ruhigen Schrittes dem Steine sich näherte. Die hinter den Steinkegeln und in den hervorspringenden Winkeln der Kirche versteckten Wächter lauschten mit weit offenen Ohren und strebten, die Finsterniß der Nacht mit ihren Augen zu gewältigen. Der Athem stockte — desto ungestümer pochte das Herz. Doch der nächtliche Wandrer schritt, ohne anzuhalten, an dem gedachten Steine vorüber und gelassen fürder. Als ihm wie von Ohngefähr, der Wächter einer entgegen kam, ersah derselbe deutlich, daß jener weder das erwartete Gemälde unter dem Arme, noch unter seiner Kleidung trug, indem letztere blos aus einer kurzen Jacke und ziemlich engen Tuchhosen bestand. Aus Besorgniß, den wirklichen, vielleicht in der Nähe lauernden Dieb zu verscheuchen, ließ man den Mann, ohne ihn zu befragen, seines Weges ziehen. Derselbe wendete sich dem Klosterthore zu, wo er dann verschwand. Man überzeugte sich, daß man es mit einem sehr listigen Diebe zu thun habe, indem in der ganzen Nacht niemand weiter kam, das Blei gegen das Gemälde einzutauschen.

Auch Rodnagel war, sehr natürlich, in Untersuchung gezogen worden. Er selbst konnte ja der Bilderdieb sein, da er, oft in der Gallerie anwesend, noch dazu die beiden Bilder vom Laternenpfahle und zwar ohne Zeugen, aufgefunden hatte. Nur dem Umstande, daß er sein Alibi, sein Anderwärtssein, in jener Diebstahlsnacht hatte be-

weisen können, verdankte er seine Freilassung und er benutzte dieselbe, um den wirklichen Dieb zu entdecken, mit dem unermüdlichsten Eifer. So war er auch in jener Nacht, da man dem Bilderdiebe auflauerte, auf den Beinen gewesen. Jeden, ihm verdächtig Erscheinenden, der ihm dieß durch das Tragen eines Gegenstandes wurde, hatte er angehalten, befragt, genauer untersucht und dafür manche Grobheit, ja sogar manche Thätlichkeit hinnehmen müssen.

In ziemlich übler Laune über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen stand er gegen 5 Uhr Morgens im Begriff, seinen Heimweg anzutreten, als er in der einsamen Gegend am Fuße der brühl'schen Terrasse, welche damals noch der großen Freitreppe entbehrte, auf einen Mann stieß, welcher, die sogenannte Apareille heraufkommend, einen verhüllten Gegenstand unter dem linken Arme trug.

„Was tragt Ihr da? guter Freund?" Mit diesen hastig gesprochenen Worten trat Nodnagel dem Wandrer in den Weg.

„Habt ihr ein Recht, darnach zu fragen?" lautete die barsche Antwort.

„Ich denke wohl —" entgegnete Nodnagel bestimmt — „und wenn Ihr mir nicht gutwillig Rede stehen wollt, so werde ich Euch bis zur nächsten Wache begleiten." Während dieser Rede hatte Nodnagel sich erlaubt, den Gegenstand unter des Fremdlings Arme prüfend zu betasten. „Ihr tragt ein Bild!" rief er wie electrisirt aus — „Deutlich fühle ich den Rah — Ein wohlgezielter und kräftig ausgeführter Schlag, den hier Nodnagels Stirne mittels eines eisernen Gegenstandes empfing, machte seinen Mund verstummen, ihn selbst aber niedertaumeln. Allein dabei streckten sich seine langen Arme nach seinem Feinde aus, welcher sich eben auf die Flucht zu begeben gedachte, umklammerten dessen Beine und zogen deren Träger unwiderstehlich mit zum Falle nieder. Und diese Arme, welche die unermüdliche Handhabung des marmornen Läufers auf dem Reibesteine gefühlt hatte — sie klammerten sich, wie die Arme eines Polypen, weiter und weiter an den erfaßten Menschen empor und zogen ihren Eigenthümer nach sich, so daß zuletzt Nodnagels Antlitz mit dem seines unter ihm liegenden Gegners in gleiche Linie gelangte. Und Nodnagel, dem die Sinne zu schwinden begannen, öffnete weit seinen Mund und streckte dessen Zähne in den hervorragendsten Gesichtstheil seines Feindes. — in dessen ansehnliche Nase, und biß zu mit der letzten, verzweifelten Anstrengung seiner hinsterbenden Kraft.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Zweikampf nicht lautlos vor sich ging. Wenn derselbe aber keine weiteren Zeugen bekam, so war das geräuschvolle Rasseln der Kutschen, welche gerade aus der Augustusstraße nach der Elbbrücke hin ihren Weg nahmen und das Geschrei der Kämpfer verschlang, lediglich schuld daran.

Als Nodnagel später aus seiner Bewußtlosigkeit zu sich kam, sah er sich in hülfreichen, aber fremden Händen, seinen Gegner nebst

dem angeblichen Gemälde jedoch verschwunden, was er unendlich mehr bedauerte als die empfangene Stirnwunde.

„Er und kein Andrer war der Bilderdieb!“ behauptete Rodnagel von seinem Angreifer. „Die Polizei aber meinte, daß mich nur die 1000 Ducaten Belohnung verblendet hätten und bezeigt sich darum so lau in Verfolgung meines Feindes, der ganz leicht an der gebissenen Nase zu erkennen ist.“ Mit großem Verlangen sah Rodnagel der Zeit entgegen, wo ihm der Arzt das Ausgehen verstatten würde, um dann in eigener Person und ohne Säumen den Krieg gegen alle bösen Nasen Dresdens und der Umgegend eröffnen zu können. „Denn —“ sagte er — „ich bin überzeugt, daß mein Gebiß einen länger dauernden Eindruck hinterlassen hat, als das Beil oder der Hammer auf meiner Stirne.“

Rodnagel stand wieder an seinem Reibesteine und bewegte in gewohnter Weise den Laufer. Seine Stirne spielte in allen Regenbogenfarben, absonderlich in den grüngelben, was bekanntlich nach einer empfangenen Verletzung ein Zeichen der Genesung ist. Genesen allerdings war der Farbenreiber, doch nur körperlich, aber nicht geistig. Davon zeugte sein stierer, nichtssagender Blick, der in die Luft geheftet war, davon seine Theilnahmlosigkeit an dem, was seine nächste Umgebung betraf. Und gleichwohl gab es in derselben etwas, welches der Theilnahme gewiß verdiente. Ein kaum zwanzig Jahre zählendes, sehr hübsches Mädchen, die Schwestertochter von Rodnagels Gattin, saß, ihren Liebling, den blassen Friedel, auf dem Arme, neben ihrer Muhme und weinte bitterlich.

„Ach, Muhme!“ flehte sie — „redet doch meiner Mutter ab, daß ich nicht den häßlichen Mann nehmen muß. Nimmer kann ich ihm gut werden und wenn er im Golde bis über die Ohren säße. Er könnte ja mein Vater sein und dann ist er auch gar zu häßlich. Wie eine giftige Kreuzspinne kommt er mir vor und ich wie eine Fliege, die in seinem Netze zappelt und welcher er das Blut aussaugen möchte. Da hat mich meine Mutter getrillt, daß ich meinen alten Bräutigam besuchen soll, weil er sich jetzt vor Niemandem sehen lassen kann. Aber ich bin nicht weiter gekommen als bis zu Euch, Muhme. Die Füße versagen mir den Dienst, wenn ich weiter gehen will. Ach, gleich sein Haus, das so einsam und entfernt in der Sandwüste draußen liegt, erscheint mir wie der Sitz eines bösen Zauberers, wie eine Mörderhöhle, ja wie die Hölle selbst. Muhme, ich versichere Euch: wenn die Mutter auf ihrem Sinne besteht, so springe ich noch vor der Trauung in die Elbe. Der Mensch hat sein Lebtage nicht hübsch ausgesehen; seitdem er aber die böse Nase hat —“

Diese letzten Worte der Weinenden zündeten gleich einem Blitze bei dem in sich versunkenen Rodnagel.

„Böse Nase?!“ fuhr er auf. „Wer hat eine böse Nase? Sprich, Carlinchen!“

Ungeduldig blickte er der Jungfrau auf die rosigen Lippen.

„Wogatz draußen — mein Bräutigam!“ schluchzte Caroline. „Eine Nase hat er jetzt, Oheim, wie — wie ein Hemmschuh so dick! Rechts und links gepflastert — anzusehen wie ein gräulich Nashorn.“

„Seit wann?“ forschte Nodnagel gespannt.

„Wie er vor acht Tagen das letzte Mal bei uns war —“ erzählte Caroline — „hatte seine Nase noch kein Unthätchen. Sein Kettenhund hat ihn so gebissen da er sich gebückt hatte, um ihn zu liebkosen, er ihn dafür aber auf der Stelle erschossen.“

„Sei ruhig, Carlinchen!“ tröstete Nodnagel — „Du nimmst den Wogatz nicht. Menschen, die böse Nasen haben und von denen man nicht weiß, wo und wie sie hergeschneiet worden sind, wie dieser Wogatz, darf man nicht ohne Weiteres trauen. Ha! wenn er vollends gar derjenige böse Nasenmann wäre, dem ich nachtrachte: so wäre unser aller Glück gemacht.“

„Was willst Du thun?“ fragte Nodnagels Gattin besorgt.

„Dem Wogatz auf den Zahn fühlen —“ gab Nodnagel zur Antwort.

„Und Dir dafür von ihm auf die Stirne fühlen lassen —“ versetzte die Frau, dabei auf die Wunde ihres Mannes hinzielend.

„O, ich gehe nicht allein —“ erwiederte Nodnagel. „Ein Vorwand zum Besuche ist leicht gefunden. Er ist ein Farbenerbauer, ich ein Farbenreiber. Das giebt die Einleitung. Dann sage ich ihm, daß ich der Ohm seiner Braut bin. Dies giebt dem Gespräche eine passende Wendung und die Beobachtungen, die wir indeß anstellen, bilden das Ende.“

Während dieser Worte hatte Nodnagel bereits seinen Rock angezogen und den Hut in die Hand genommen.

„Was Du heute thun kannst —“ sprach er — verschiebe nicht auf morgen. Ich gehe, mir einen Begleiter, einen Beschützer im Nothfalle zu holen.“

Bald schritt Nodnagel mit seinem Freunde, dem Tischlermeister Würdig, der Niederlassung Wogatzens zu, welche wie eine Oase in der weiten Sandfläche am rechten Priesnitzufer lag. Wogatz war als ein unruhiger, aber unternehmender Mensch, zugleich aber auch als Sonderling und Menschenfeind bekannt. Unter dem Vorgeben, den Waidbau in Sachsen heimisch zu machen, hatte er zu seinen desfallsigen Versuchen ein Stück wüsten Sandboden von der Regierung erbeten und bekommen, auf welchem er, je nachdem ihm dies seine geringen Geldmittel erlaubten, ein Wohnhaus und einige kleinere Nebengebäude zu errichten begonnen hatte. Nur die Macht der Liebe zu dem hübschen Carolinchen, welches er zufällig beim Wäschebleichen an der Priesnitz kennen gelernt, hatte ihn etwas umgänglicher gemacht und jetzt öfterer denn sonst außerhalb seines Wohnsitzes sich zeigen lassen.

Erst nach vielem Anpochen und lautem Rufen brachten die beiden Männer es dahin, daß Wogatz ihnen den Eintritt in seine Wohnung verstattete. Er empfing sie mit vor die Nase gehaltenem Tuche, mit mürrischen Mienen und unfreundlichen Worten. Nur der geltend gemachten Verwandtschaft mit Carolinchen gelang es, daß Wogatz minder schroff sich zeigte und auf ein längeres Gespräch einging. Aber was Nodnagel fast mit Gewißheit gehofft hatte, erfüllte sich nicht. Keine Verlegenheit, kein Erblassen, kein scheues Ausweichen von Seiten Wogatzens, als Nodnagel die Geschichte seiner Stirnwunde erwähnte. Selbst da Letzterer die Abneigung seiner Nichte gegen ihren Bräutigam berührte, veränderte sich Wogatz nicht, sondern meinte sehr ruhig und bestimmt, daß Alles sich schon finden und zur gegenseitigen Zufriedenheit endigen werde. Rathlos blickte zuletzt Nodnagel auf seinen Freund, welcher, anstatt in das Gespräch sich zu mischen, zu Nodnagels Aerger am Fenster stand und mit den Fingern auf die Glasscheiben trommelte.

Der Farbenreiber verabschiedete sich endlich — bitter getäuscht, trostlos!

„Und Ihr standet auch da —" grämelte er zu seinem Freunde — „als hätten Euch die Hühner das Brot weggegessen! Nicht mit einer Sylbe habt Ihr mir beigestanden."

„Dennoch habe ich mehr entdeckt als Ihr mit Eurer Suada —" versetzte der Tischler und lächelte geheimnißvoll.

„Was wäre dies? O sprecht!" drängte Nodnagel.

„Daß Wogatz ein Spitzbube ist —" versetzte Würdig.

„Freund! Goldmann! ist es wahr?" jubelte Nodnagel.

„Nicht anders!" behauptete Würdig. „Ich werde doch meine Arbeit und mein Zeichen kennen! Und meine Arbeit war das Fenster, an dessen Scheiben ich trommelte, und welches ich für das Haus des Kaufmanns Täubrich in der äußern Pirnaischen Gasse gefertigt hatte, wo es aber in der nächsten Nacht schon gestohlen worden war. Zugleich gewahrte ich noch, daß in dem ganzen Gebäude nur wenig Fenster und Thüren von gleicher Größe waren. Mir scheint's sonach, als habe der Eigenthümer erst die fertigen Fenster und Thüren entwendet und dann die Gewände danach setzen lassen. Ich hatte nicht wenig an mich zu halten, daß ich nicht auf der Stelle den saubern Wogatz beim Schopfe packte und ihm seine Spitzbübereien vorhielt."

„Wenn er auch der Bilderdieb wäre!" sprach Nodnagel brünstig und faltete seine Hände. „Dann, Freund Würdig, gäbe ich Euch 50, nein 100 Ducaten von den 1000 Stück."

„Theilen wir uns nicht in des Bären Fell, bevor wir die Bestie haben —" meinte der Tischler lächelnd.

Auf Grund der gemachten Anzeige des Tischlers stellte die Obrigkeit eine Untersuchung in Wogatzens Hause an und wirklich ergab dieselbe, daß fast sämmtliche Fenster und Thüren aus andern neu erbauten Häusern entwendet worden waren. Denn Wogatz vermochte

nicht, die Tischlermeister zu nennen, welche ihm den nöthigen Bedarf geliefert hätten, und wo er es that, so erwiesen sich seine Aussagen stets als wahrheitswidrig. Noch theilten die Behörden keineswegs Rodnagel's Glauben, daß Wogatz auch der Bilderdieb sei. Allein eine zweite, genauere Haussuchung führte zu weiteren und wichtigeren Entdeckungen. Man fand nicht nur die Zimmerwände mit geheimen Behältnissen versehen, sondern auch die Stubendielen hohl und zum Aufheben eingerichtet. In jenen wie in diesen waren gestohlene Gegenstände aller Art aufgehäuft, so wie mit Diebswerkzeugen gefüllt. Auch eine Geldsumme von mehr als 700 Thalern befand sich darunter, über deren rechtmäßigen Erwerb sich Wogatz gleichfalls nicht ausweisen konnte. Weitere Nachforschungen stellten heraus, daß Wogatz bei einem Dresdener Goldschmidt 69 Mark eingeschmolzenen Silbers verkauft und dafür 900 Thaler erhalten hatte. Die Priester der Themis trieben hierauf den leugnenden Waidbauer so lange in die Enge, bis er am Ende seiner Winkelzüge stand und einräumen mußte, das erwähnte silberne Waschgefäß und den silbernen Hirsch mit der Kunstuhr aus der königlichen Kunstkammer entwendet und eingeschmolzen zu haben. Hatten nun aber die Inquisitoren einmal den Dieb bei dem einen Finger, so trachteten sie auch schon danach, alle zu bekommen und die Hand dazu. In dieser Absicht dictirte man ihm den Brief wörtlich in die Feder, welcher nebst den beiden Gemälden am Laternenpfahle aufgefunden worden war. Was die Herren Rechtsgelehrten erwartet hatten, geschah. Wogatz hatte sich alle ersinnliche Mühe gegeben, in Handschrift, Orthographie und Styl gerade das Gegentheil von jenem Briefe aufzustellen. Aber eben diese geflissentliche Verstellung vermehrte den Verdacht gegen ihn. Und gleichwie ein Lügner schon für Worte ein gutes Gedächtniß haben muß: so und noch mehr ein Schreiber, wenn er nicht mit einem Buchstaben oder einem Worte seinen früheren Schriftzügen gleichkommen will. Das Alibi vom 20. bis zum 21. November vermochte Wogatz auch nicht darzuthun; vielmehr war er um die Mittagszeit des 20. in der Augustusstraße gesehen worden. Obgleich damals in Sachsen die Tortur bereits abgeschafft worden war, so giebt es doch noch immer eine geistige Tortur, welcher nur wenig verstockte Uebelthäter auf die Dauer widerstehen können. Auch Wogatz erlag zuletzt derselben. Er bekannte sich zu dem Bilderdieb stahle, so wie auch, daß er Correggio's büßende Magdalene im Sande seines Besitzthums vergraben hatte. Daselbst wurde das theure Bild auch wirklich unversehrt und mit seinem silbernen Rahmen, dessen bunte Steine von Wogatz für echte gehalten worden waren, auf gefunden.

Was hohe Aktenstöße füllte, möge hier in wenig Zeilen kürzlich wiedergegeben werden.

Wogatz hatte sich wirklich in die Gemäldegallerie einschließen lassen, und zu Ausführung seiner Uebelthat eine stürmische und regnerische Novembernacht erwählt. Nachdem er noch bei Tage die

ihm durch des Inspectors Erklärung als besonders werthvoll bekannten drei Gemälde ausgelesen und bei Seite gestellt, hatte er ohne sonderliche Anstrengung und Gefahr seine Flucht durch das auf die Freitreppe stoßende Fenster bewirkt. Mächtig angelockt durch die verheißenen 1000 Ducaten, hatte er in dem Briefe seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Gemälde wieder beizuschaffen, deshalb auch die beiden minder werthvollen ausgeliefert. Er war ferner der Mann gewesen, welcher in der fraglichen Nacht an dem bestimmten Steine vorübergegangen und von dem einen Wächter gesehen worden war. Klüglich hatte er das Bild an der Appareille versteckt gehabt, um erst den Versuch zu machen, ob der Weg zum Golde auch rein sei und ohne Gefahr. Da ihm aber der Augenschein und ein richtiger Instinkt davon das Gegentheil gelehrt hatte, so war er auf einem Umwege zu dem versteckten Bilde zurückgekehrt, um mit demselben seinen Heimweg anzutreten. Dabei war er Rodnagel in den Weg gekommen und von diesem gebissen worden, worauf er sich nur mit der größten Anstrengung unter dem Bewußtlosen hervorgearbeitet und von dessen Last befreit hatte.

Die ganzen tausend Ducaten bekam nun zwar Rodnagel nicht ausgezahlt, jedoch eine recht artige Summe, die ihm und namentlich seinem Söhnlein Friedel gar sehr auf die Beine half. Ja, als nicht lange hernach der Thürsteher Jaumann das Zeitliche segnete, so erhielt er glücklich dessen Stelle zugesprochen und demnach alljährlich ungleich mehr Einkünfte, als ihm die Interessen der 1000 Ducaten eingetragen haben würden. Carolinchen aber segnete ihren Oheim in voller Freude. Nicht mit dem alten, häßlichen, bösnasigen Wogatz, sondern mit einem jungen, hübschen, von ihr längst schon heimlich geliebten Manne trat sie zum Altare, jener dagegen den Weg nach dem Zuchthause zu Zwickau an. Vorher war ihm noch die unverdiente Ehre wiederfahren, von dem Hofmaler Johann Schmidt für die kurfürstliche Gemäldegallerie abkonterfeit und später gar in Kupfer gestochen zu werden. Der Bilderdieb starb nach vielen Jahren im Zuchthause. Sein Haus und Hof stehen heute noch mit den ungleichen Fenstern und Thüren. Es ist das letzte Gartengrundstück am linken Ende des jetzigen Bischofsweges in Dresdens Antonstadt und zunächst des kleinen Priesnitzflüßchens gelegen, daher es alljährlich den Sommer über von solchen Familien bewohnt wird, welche für ihre schwächlichen Kinder das stärkende Mineralwasser zum Baden in der Nähe zu haben wünschen.

Wie viele tausend Beschauer mögen die hier erwähnten drei Gemälde betrachtet haben, ohne zu ahnen, welche Fährlichkeiten diese zu überstehen gehabt! Noch lächelt dich Seibolds alter Mann aus dem Goldrahmen an; noch hält Paris den goldnen Apfel in der Hand, unschlüssig, welcher von den drei vor ihm stehenden Göttinnen er denselben zuerkennen soll; noch liest die reuige Magdalene mit aufgestützter Rechte in dem vor ihr aufgeschlagenen Buche und zwar mit

der tiefsten Ruhe in dem reizenden Gesichte. Also las sie, die Be- und Vergrabene, selbst unter dem Sande; also möge sie fort und fort lesen auch in dem bald neu zu erstehenden Museum zu Dresden, mächtig geschützt vor einem zweiten gefährlichen Feinde, dem so viel verschrieenen — Steinkohlenruße!

Gustav Nieritz.

Ein Versuch zur Ansiedlung

oder

wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

Von Fr. Gerstäcker.

Amerika — Urwald — Indianer — Tomahawk — Scalpiren — Schlingpflanzen — Panther — „Oh, wer doch einmal im Urwald sein und das Alles so recht in der Nähe mit ansehen könnte —" ruft der entzückte Leser, während vor seinem inneren Auge, eine wunderliebliche Camera obscura ihm all die obenerwähnten Sachen klein und zierlich, aber mit dem vollen Zauber reicher Phantasie übergossen, vorspiegelt.

„Da muß ich hin!" hatte auch „von Sechingen," ein junger unabhängiger deutscher Edelmann gesagt, als er Coopers „Ansiedler" auf's Sopha warf, emporsprang, die an der Wand hängende Büchse ergriff und auf einen, im Geist heraufbeschworenen Panther schnell und sicher anlegte.

Er nahm sich kaum Zeit, das Buch auszulesen; noch in demselben Monat ordnete er seine Geschäfte, und acht Wochen später trug ihn die wogende, blaue See hinüber, zu dem Land seiner Hoffnungen und Träume. Dort, im stillen Wald — im rauschenden Schwanken der Urbäume, wollte er sich seine Hütte bauen, den Bär und Panther jagen und mit den rothen Eingeborenen verkehren; dort von allen Sorgen und Aergernissen des alten Vaterlandes entfernt, hoffte er die Ruhe zu finden, nach der er sich gesehnt, und die Oberlippe warf er stolz und verächtlich empor, als er jetzt an all das Complimenten- und Etikettenwesen zurückdachte, was Gott sei Dank nun hinter ihm lag.

Die Reise war höchst glücklich — nach schneller Fahrt erreichte er New Orleans, hielt sich aber hier kaum lange genug auf, die Stadt flüchtig anzusehen, sondern nahm, als am nächsten Morgen ein für den Arkansas bestimmtes Dampfboot stromauf lief, auf diesem Passage, und erreichte neun Tage später Little Rock, die Hauptstadt des Staates.

Hier nun strömten, wie das stets bei ankommenden Booten der

Fall ist, eine Masse von Menschen an Bord, um vielleicht hie oder da einen Bekannten zu treffen oder Zeitungen und Briefe in Empfang zu nehmen, und von Sechingen, dem das Treiben noch ganz neu und ungewohnt war, konnte nicht umhin, einen kleinen freundlichen Mann zu bemerken, der, etwa ein Achtunddreißiger, einen grauen, verschossenen Ueberrock mit Messingknöpfen, ein paar dunkelfarbige Sommerbeinkleider, grobe Schuh, ein hellblaues Halstuch und einen ziemlich mitgenommenen schwarzen Seidenhut trug. Der Kleine trat nämlich mit einer unbeschreiblichen, wohlbehaglichen Sicherheit auf, schien dabei Jeden auf dem Boot zu kennen, und war auch wirklich von Allen gekannt, denn des Zunickens und Handdrückens wurde gar kein Ende und „wie gehts Charleh — noch immer munter, Charleh? — bless me Charleh, wie dick Ihr geworden seid!" tönte fast von jeder Lippe. — Es war Charles Fischer, dessen Name bei allen dort gewesenen oder dorthin reisenden Deutschen, fast unzertrennlich von dem Namen der Stadt selbst geworden, denn schon seit langen Jahren wohnhaft in der Stadt, die er, wie er gern erzählte, „noch als ein Dorf gekannt," hatte er durch Fleiß und Sparsamkeit (er war ein Tischler) und besonders durch Glück, bei allen seinen Unternehmungen eine hübsche Summe gespart, später ein paar kleine Häuser gebaut, dann eine Art Wirthshaus und Schenkstand angelegt und jetzt steigerte sich mehr und mehr sein Verdienst, da er Alles, was er brauchte, von New Orleans oder Cincinnati — wo Provisionen wie Getränke sehr billig sind — bezog, und dieses dann in Little Rock zu einem enormen Preis wieder verkaufte. Dazu als eine gute, harmlose Seele beliebt, und schon so lange an jenem Ort wohnend, daß ihn Hin- und Herreisende immer wieder auf derselben Stelle, der Erste an Bord jedes anlandenden Bootes, und eine halbe Stunde später hinter seinem Schenktisch fanden, wurde Charles Fischer gewissermaßen die Hausnummer, die man auf alle nach Little Rock oder auch ganz Arkansas addressirten Briefe setzte, wenn man nicht den Ort, wohin Brief oder Passagier bestimmt war, ganz genau angeben konnte.

Charles Fischer war also, und ist selbst jetzt noch, das Polizeibüreau, für sämmtliche nach Little Rock kommende Deutsche, auf dem sie sich nach jedem Interessenten erkundigen können, das aber dafür auch Alles, was den Fragenden angeht, wissen will. Selbst übrigens selten oder nie, seit er in Amerika ist, aus Little Rock herausgekommen, wechselt er auch seine Ansichten nicht besonders, und wenn Jemand von ihm wissen will, wo in Arkansas gutes Land liegt, so schickt er ihn seit funfzehn Jahren an den Fourche la fave; wünscht man von ihm zu erfahren wie „die Zeiten" sind, so schimpft er und holt ein Paketchen kleiner Banknoten, die er mit einem starken Bindfaden in einem Westenknopfloch befestigt hat, aus der Tasche und sagt „man müsse in Little Rock das Geld anbinden, sonst liefe es fort;" erkundigt man sich nach seiner politischen Meinung, so ist er

Demokrat mit Leib und Seele — er ließe sich, behauptet er, lieber todtschlagen, ehe er zu den Whigs überginge, läßt sich aber nie über nähere Erörterungen ein, da ihm der Unterschied zwischen Whigs und Demokraten noch selbst in vielen Stücken sehr dunkel ist; fragt man ihn aber, was seine Frau macht, so stößt er Einem den Zeigefinger in die Rippen, blinzt das linke Auge zu, was verschmitzt aussehen soll, und lacht.

Außer Little Rock existirt weiter keine Welt für ihn, er verschmäht jede Einladung, einmal auf das Land, zu seinen Freunden zu kommen, und behauptet bei solchen Gelegenheiten stets, sich mit innigem Behagen die Hände reibend, „es gäbe doch nur ein Little Rock," und darin hat er vollkommen recht, denn es wäre fürchterlich, wenn auf der Welt noch solch ein zweiter Platz existirte.

Eben hatte Charleh, wie er von Allen freundschaftlich genannt wurde, mehre Briefe vom Buchhalter in Empfang genommen, die zwar an ihn adressirt, keineswegs aber für ihn bestimmt waren, und wollte das Boot wieder verlassen, als von Sechingen, der jetzt genug von ihm gesehn und auch den Namen so oft gehört hatte, um ziemlich sicher zu sein wer vor ihm stehe, auf ihn zutrat, und freundlich grüßend fragte, ob er „das Vergnügen habe, mit Herrn Carl Fischer zu sprechen?"

„Charleh — of course — gewiß —" sagte der Kleine „eben von Deutschland gekommen, eh? haben Sie dort auch letztes Jahr so nasses Wetter gehabt, wie wir hier? aber apropos, was ich Sie fragen wollte, wie weit sind sie denn bei Stuttgard mit der Eisenbahn?"

„Es thut mir leid, Ihnen darüber keine genaue Auskunft geben zu können," lächelte der Fremde, „ich komme aber mit einer Bitte um Rath zu Ihnen, Herr Fischer, indem ich von New Orleans aus durch einen dort zufällig getroffenen Freund an Sie gewiesen bin, mir die beste Gegend für Land hier in Arkansas zu nennen. Ich beabsichtige mich anzukaufen und weiß selbst noch nicht recht, ob ich meine Nachforschungen von hier aus beginnen, oder mit dem Boot bis Fort Gibson hinauf gehen soll."

„Land kaufen?" sagte Charleh, wie er sich selber nannte, „Land kaufen? keine bessere Gegend in der Welt, als am Fourche la fave — Land nicht todt zu machen — Weide, unverwüstlich — Wild unmenschlich."

„Viel Wild? so?" frug der Fremde, und wurde aufmerksamer — „und wo liegt dieses paradiesische Land?"

„Etwa vierzig Meilen von hier, über die Berge fort, Sie gehen jedoch am Besten mit dem Boot bis an die Mündung des kleinen Flusses selbst, und dann soll es noch etwa zwanzig Meilen von da bis zu der deutschen Ansiedlung sein, Sie können nicht fehlen, immer am Fluß hinauf."

„Was fang ich aber indessen mit meinen Sachen an? denn wenn

ich eine Fußtour unternehmen soll, muß ich die auf jeden Fall zurücklassen.“

„Können sie zu mir hinstellen,“ sagte Charleh, „ich habe ein kapitales Lokal— unten ein großes Barzimmer mit einem Schlafkabinet,“

„Barzimmer?“ frug der Fremde.

Nun ja — Barzimmer, ach so, Sie wissen nicht was Bar ist, nun Schenkzimmer, das ist ja wohl deutsch — eine Treppe hoch habe ich einen Tanzsaal — sollen einmal den Tanzsaal sehen, wie ich den herausgeputzt habe — und auch ein Schlafkabinet, und oben unter dem Dach noch zwei Schlafkammern, wo, wenn es ordentlich eingetheilt wird, an die vierzehn Betten stehen können.

„Aber wo wohnen Sie denn da?“ sagte erstaunt der Fremde.

„Im Sommer wohn' ich im Tanzsaal und im Winter, unten, neben dem Barzimmer.“

„Und vierzehn Betten in zwei Dachkammern?“

„Ja, und wie viel meinen Sie daß im letzten Winter, wo ich den großen Ball hatte, dort oben in eilf Betten Menschen gelegen haben?“

„Nun vielleicht gar zwei und zwanzig Personen?“ lachte der Deutsche.

„Zwei und zwanzig?“ rief Charleh die Nase rümpfend, „wegen denen wären die Umstände nicht nöthig gewesen — sieben und dreißig.“

„Aber wie ist das möglich?“

„Möglich? in Amerika ist Alles möglich, das werden Sie auch wohl noch erfahren, ehe Sie sechs Monate im Lande sind.“

„Dann kann ich also Alles zu Ihnen in's Haus schaffen lassen?“

„Ja wohl — versteht sich, wollen gleich einen Mann rufen, heh — Sam! oh Sam! hierher!“

Der Zuruf galt einem großen, breitschultrigen Mulatten, der neben seinem zweirädrigen Güterkarren am Ufer stand und mit der Peitsche knallte — „hier ist ein Gentleman, der Sachen nach meinem Hause zu schaffen hat.“

„Ay, ay, Mr. Charleh“ rief der Mulatte, freundlich grinsend, während er über die Planke an Bord lief, und in wenigen Augenblicken oben neben ihnen stand, „soll richtig besorgt werden“ fuhr er fort, indem er den getheerten Matrosenhut neben die Peitsche auf das Verdeck legte, „aber Mister Charleh, nicht wahr, Sam bekommt dann auch einen Schluck von dem Peach brandy?“

„Ist der schwarze Teufel schon wieder durstig,“ rief Charleh erstaunt, „hat er nicht erst vorgestern eine halbe Flasche voll ausgetrunken?“

„Aber Mister Charleh —“

„Nun schon gut, schaff nur die Sachen ordentlich und schnell hinauf — ich komme gleich mit und da wollen wir sehen.“

Drei Koffer, zwei Hutschachteln, mehrere Gewehrfutterale, ein

Reisesack und noch verschiedene andere kleine Kistchen und Kasten wurden jetzt von dem geschäftigen Mulatten in fast unglaublich kurzer Zeit an's Ufer, zu dem nur wenige hundert Schritt vom Wasserrande entfernten Hause Carl Fischers befördert, und der Fremde, nachdem er das Fuhrlohn wie einen Trunk für den Karrenführer bezahlt hatte, und Alles besorgt sah, wandte sich hier zu seinem freundlichen Wirth und sagte:

„Wenn es Ihnen recht ist, so möchte ich jetzt ein wenig Toilette machen, denn in diesem Aufzug kann ich doch auf keinen Fall in den Urwald dringen. Haben Sie Bären hier in der Nähe?"

„Bären?" frug Charleh verwundert, „die Leute da oben leben von weiter Nichts als Bärenfleisch; wie die Schweine laufen sie im Walde herum, nach den Hirschen schießen sie gar nicht mehr."

„Die Bären?"

„Die Jäger, **of course**!"

„Nun" rief der Fremde „dann werde ich ja auch wohl noch heute Abend zum Schuß kommen, will also doppelte Kugeln einladen."

Sie waren unterdessen in die Wohnung oder vielmehr das „Barzimmer" des kleinen Charleh, wie es dieser nannte, getreten, und in dem daranstoßenden Kämmerchen verwandelte sich der junge Mann bald, was wenigstens das Aeußere betraf, aus einem Stutzer in einen Jäger, mit grüner Pikesche, ledernen Beinkleidern, hohen Wasserstiefeln, umgeschnalltem Hirschfänger, gewaltiger lederner Waidtasche und schöner Suhler Büchsflinte, dabei wohl ausgerüstet, was Schrotbeutel, Pulverhorn, Zündhütchenaufsetzer, Messer, kurz Alles das betraf, was er nach deutscher, richtiger Waidmannsart „fertig gerüstet" nennen konnte.

„Nun kann's losgehen!" jubelte Charleh und schlug vor Freuden in die Hände, als er den Jäger erblickte. „Da sieht man's doch auch, daß es ein Jäger ist; — hier zu Lande laufen sie mit ihren langen Schießprügeln auf der Schulter, den Kolben nach hinten, in alten ledernen Jacken und wollenen Fracks im Wald herum und haben dünne, hirschlederne Lappen an den Füßen, durch die man jedes Sandkorn fühlt. Ich habe selbst einmal so ein paar Dinger angehabt, bin aber beinah lahm geworden; weiß der Böse nur, wie sie noch 'was schießen, es muß aber wohl so viel draußen sein, daß sie's selbst nicht ändern können."

„Gehen Sie denn nie auf die Jagd?" frug der Fremde.

„Ich? nein — bewahre —" lachte Charleh, „ich müßte mich auch gut mit einer Flinte ausnehmen; ne, da draußen im nassen Walde herumzukriechen, den ganzen Tag ein schweres Stück Eisen auf der Schulter zu schleppen und dann auch noch d'raus zu schießen — ne — das ist meine Passion nicht. Ich habe gern Alles in der gehörigen Ordnung, Abends mein gutes Essen und ein warmes Bett, und am Tag — aber sie läuten schon wieder auf dem Boot — daß Sie's nur nicht versäumen. Was mir aber noch einfällt, es

wäre doch eine Möglichkeit daß Sie sich verliefen, denn im Walde sieht ein Baum wie der andere aus und hier neben an wohnt ein Indianer wenn Sie dem einen Dollar und einen Schluck Whiskey geben, so geht er mit Ihnen durch's Feuer.“

„Ein Indianer?“ rief der Fremde entzückt, o rufen Sie ihn her, ich will ihm geben was er haben will, der muß mit mir gehen, das ist zu romantisch.“

„Wie heißen Sie denn eigentlich?“ frug Charleh jetzt, dem der letzte Ausdruck wahrscheinlich auffallen mochte.

„Mein Name ist von Sechingen“ erwiederte der Fremde.

„Ach Herr von Sechingen, ist mir sehr angenehm Ihre werthe Bekanntschaft — aber der Teufel soll mich holen, wenn's da nicht schon zum zweiten Male läutet — laufen Sie auf's Boot, ich bringe den Indianer.“

„Ja — aber er muß sich doch erst zurecht machen —“

„Ist immer zurecht gemacht“ erwiederte Charleh, „nur fort, sonst werden Sie noch zurückgelassen. Also wohl gemerkt — an der Mündung des Fourche la fave lassen Sie sich aussetzen, und wenn Sie Alles in Richtigkeit haben, so kommen Sie nur her, und holen sich Ihre Sachen — apropos — grüßen Sie mir die Deutschen oben.“

Herr von Sechingen eilte jetzt auf das Boot, es dauerte jedoch gar nicht lange, bis Charleh mit dem versprochenen Indianer nachkam und ihn auch kaum noch abliefern konnte, denn eben schellte die Glocke zum dritten und letzten Mal, die Taue wurden eingenommen, ein flüchtiges Lebewohl den am Ufer Bleibenden zurückgerufen, und fort schoß der Koloß, das „schwimmende Gasthaus“ gegen den Strom an, dem fernen, fernen Westen zu.

Der Deutsche versuchte indessen mit dem Indianer ein Gespräch anzuknüpfen, fand diesen aber zu einer langen Unterhaltung keineswegs aufgelegt, und konnte auf seine Fragen, da dieser noch dazu sehr gebrochen englisch sprach, nur kurze, und meistens unbefriedigende Antworten erhalten, so daß er seine Erkundigungen endlich einstellte und bei sich dachte, im Walde würde der rothe Sohn der Wälder auch wohl gesprächiger werden.

Dieser rothe Sohn der Wälder sah übrigens ganz anders aus, als sich Sechingen eigentlich die Indianer, jene stolzen, kriegerischen Häuptlinge gedacht hatte. Ein früher einmal blau gewesenes, baumwollenes Jagdhemd hing ihm lose um die Schultern, die Beine staken in grau wollenen Beinkleidern, die Füße in mächtigen groben Schuhen, auf dem Kopf saß ihm, bis tief in die Augen hinein, ein alter zusammengedrückter Filz, unter dem die langen, schwarzen Haare wild und unordentlich hervorquollen und im Gürtel, der sein Jagdhemd zusammenhielt, stak ein kurzes, schmales Messer, während an seiner rechten Seite eine kleine lederne Tasche, auf seiner linken Schulter eine zusammengewickelte wollene Decke hing und eine lange,

keineswegs prachtvoll aussehende Büchse mit Feuerschloß, die Bewaffnung und Ausrüstung dieses sonderbaren Wesens beendete.

Dem jungen Sechingen blieb jedoch kaum Zeit, dieß Alles an seinem neuen Reisegefährten und Begleiter zu bemerken, denn fast sämmtliche, sich auf dem Dampfboot befindenden Amerikaner drängten sich um ihn her und begannen mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit von der Welt seine Waffen und ganze Ausrüstung anzustaunen und zu betrachten. Einer nahm ihm, mit einem freundlichen „if yon please" (wenn Sie erlauben) die Büchse aus der Hand und knackte unzählige Male die Schlösser, ein Anderer zog, ohne zu sagen „if yon please," den Hirschfänger aus der Scheide und untersuchte die Schärfe desselben, ein Dritter zupfte an dem Patentschrotbeutel, bis er die Kapsel glücklich herausbrachte und eine ganze Ladung Schrot auf's Deck streute, kurz es fehlte nicht viel, so hätten sie ihn wie eine Puppe aus und wieder angezogen.

Von Sechingen ließ sich im Anfang wirklich Alles mit vieler Gutmüthigkeit gefallen, es schien sogar seiner Eitelkeit etwas zu schmeicheln, von Jedem so bewundert zu werden; nach und nach ward ihm die Sache aber doch ein wenig lästig und er nahm, ohne viele Umstände, sein verschiedenes Eigenthum wieder an sich. Die Amerikaner frugen ihn jedoch fast bei jedem Stück, wie er es verkaufen wolle und wunderten sich sehr als er ihnen sagte, daß er Nichts von alle dem veräußern würde. Einer wünschte sogar zu wissen, wie er seine Stiefeln gegen ein paar andere, erst wenige Wochen getragene vertauschen, d. h. ob er noch Aufgeld haben wolle, denn daß er sie, wenn ihm der Handel gut schiene, überhaupt vertauschen würde, verstände sich, glaubten die Leute, von selbst.

Sechingen bekam die Gesellschaft schon recht überdrüssig, als er endlich zu seiner Freude den Ausruf des Indianers vernahm, der, mit dem Finger vorwärts deutend, auf einen Anwuchs niederer Baumwollenholzschößlinge hinwieß.

„Ist das die Mündung des Flusses" rief er freudig — nun Gott sei Dank — aber werden wir auch halten?"

Die Bootsglocke beantwortete seine Frage, der Ruf des Lootsen sandte die „Deckhands" oder Matrosen nach der, hinten am Boot befestigten Schaluppe — der Deutsche und Indianer sprangen hinein und fanden sich, wenige Minuten darauf, an der Spitze einer Sandbank, welche gerade überhalb des Flusses Mündung eine kurze Strecke in den Arkansas hineinlief. Das leichte Fahrzeug, was sie hierher gebracht, war indeß zum Boot zurückgekehrt — das Zeichen wurde gegeben, puffend und schnaubend brauste der schöne Dampfer stromauf, und die beiden Männer standen allein auf der kleinen, sandigen Landzunge.

Sechingen blickte entzückt um sich her — Alles — Alles mahnte ihn daran, daß er jetzt im Begriff sei, zum ersten Mal die Amerikanische Wildniß, den Urwald zu betreten, und von wonnigen

Schauern durchbebt wandte er sich gegen den dunklen Wald. Zu seiner Linken, am andern Ufer des kleinen Flusses, thürmten sich schroffe, mit Kiefern und Eichen bedeckte Hügel empor, rechts von diesen, in der Richtung, die er einzuschlagen gedachte, lag eine dichte grüne Baum- und Laubmasse und hinter ihm wälzte sich der gewaltige Arkansas dem „Vater der Wasser" dem Mississippi zu, während der schmale Sandstreifen auf dem sie standen, etwa eine Meile weit bis zu dem wieder steiler werdenden Ufer hinauflief.

Noch war der Deutsche in staunender Bewunderung des Heiligthums versunken, das er kaum zu betreten wagte, als der Indianer, dessen christlicher Name „Robert" in den bequemeren „Bob" umgetauscht worden, das Schweigen brach und dem jungen Mann mit wenigen Worten andeutete, wie er nicht gesonnen sei hier die ganze Nacht auf offener Sandbank halten zu bleiben.

„Wollen gehn —" sagte er, und drehte dabei den Kopf nach allen vier Himmelsgegenden, um Wolken, Sonne und Luft genau und prüfend zu betrachten — „kaum noch eine Stunde Tag, besser an einen trockenen Platz vor Abend — Feuer anmachen — groß."

„Und welchen Weg nehmen wir jetzt?" frug Sechingen.

„Weg?" sagte der Indianer verwundert, „kein Weg von hier — lauter Wald."

„Ha, desto besser!" rief der Deutsche, „das ist herrlich; lauter dichter, finsterer Wald, und dann das Nachtlager, — o das muß köstlich werden."

„Will der Weiße die nächste Richtung, ganz durch den Wald gehen, oder fünf Meilen um, über die Hügel — weit oben läuft ein gebahnter Weg!" sagte Bob.

„Oh unbedingt den nächsten Weg durch den Wald, wie weit ist es wohl?"

„Funfzehn Meilen — aber viel naß" sagte der Indianer, und zeigte mit dem Finger gerade auf den Wald.

„Ich habe große Stiefeln an" lachte Sechingen, „und wenn Sie sich Nichts daraus machen" —

„Bob kann schwimmen" erwiederte dieser lakonisch, schritt jetzt, ohne ein Wort weiter zu verlieren und die dünnen Baumwollenholzbäumchen auseinander biegend, durch diese hinweg und betrat, von dem Deutschen gefolgt, während sie die sandige, angewaschene Landzunge hinter sich ließen, den eigentlichen dunkelen Wald.

Sechingen hatte vom ersten Augenblicke an, als er festen Grund und Boden unter den Füßen fühlte, die Doppelbüchse von der Schulter genommen, und zum großen Aergerniß Bob's, der fortwährend nach ihm hinschielte, beide Hähne aufgezogen, ging auch jetzt, stets im Anschlag, vorsichtig und aufmerksam umherspähend, hinter dem Indianer her, bis dieser endlich, trotz dem ihm angeborenen stoischen Gleichmuth, das Gefühl nicht länger ertragen konnte, in dem dichten Gewirre von Schlingpflanzen eine gespannte Büchse

hinter sich zu haben, und von nun an neben dem jungen Mann blieb.

Die Sonne sank indessen mehr und mehr und verschwand eben hinter den gewaltigen Bäumen, nur noch hie und da einen der höchsten Wipfel mit ihrem rosigen Schein übergießend. Im Walde herrschte tiefe Stille, die nur selten durch das Quaken eines Frosches oder das Gezirpe einer Grille unterbrochen wurde; es war ein wunderlieblicher, entzückender Frühlingsabend, dem schönen Wald von Arkansas so eigenthümlich; dennoch aber schien sich der Herr von Sechingen dieses langersehnten Genusses nicht so recht zu erfreuen, oder wenigstens keine Zeit dafür zu haben, denn bald schlug er sich mit der flachen Hand auf die Stirn, bald in den Nacken, bald auf die andere Hand; oder nahm die Mütze ab, mit der er um sich herumschlug, und endlich blieb er gar in allem Unmuth stehen und rief aus:

„Wo kommen denn nur um Gotteswillen alle diese verwünschten Mücken her? das ist ja zum rasend werden."

„Mücken?" sagte Bob, „was das? Mosquitos meint Ihr? nicht viele hier! mehr davon weiter vorne; aber lagern jetzt — gleich dunkel."

Damit, ohne weiter eine Antwort seines Begleiters abzuwarten, warf er seine Decke und Kugeltasche ab, lehnte die Büchse an einen Baum und schlug Feuer, das er bald mit Hülfe des dürren Laubes zu einer Flamme anfachte, die, von trockenem Holz genährt, in wenigen Minuten zur hohen Gluth emporloderte.

„Hier also sollen wir bleiben?" sagte Sechingen etwas kleinlaut, indem er sich an dem Orte, auf welchem sie sich befanden, umsah, „ja — es wäre recht hübsch hier, wenn die verdammten Mücken nur nicht wären. Also das sind Mosquitos? — fuhr er fort, als er eben wieder viere mit einem Schlage auf dem Rücken seiner Hand vernichtet hatte — „nun Gott sei Dank, es sind doch wenigstens genug von ihnen da, um sich abzulösen, wenn ein Theil satt oder müde werden sollte."

„Fremder legt sich auf diese Seite vom Feuer, unter den Rauch — keine Mosquitos!" — bedeutete ihn Bob. Sechingen befolgte auch schnell den guten Rath, und fand sich hier, in dem weichen, gelben Laub, das mehre Zoll hoch den Boden bedeckte, bald von seinen Quälgeistern verlassen, die durch den über ihm hinwegziehenden Rauch verscheucht wurden. Bob schien sie gar nicht zu achten.

„Lieber ein Dach machen — kann regnen die Nacht," sagte der Indianer jetzt.

„Regnen?" lachte Sechingen, „wo soll denn der Regen herkommen? es ist ja keine Wolke am Himmel?"

„Schadet Nichts" meinte Bob — „Regenfrosch gutes Zeichen."

„Ach nein — hier ist's herrlich" betheuerte Jener, der, von seinen Plagegeistern für den Augenblick befreit, wieder das so lang

gehegte und genährte romantisch wilde Sehnen in sich erwachen fühlte — „hier ist's so wundervoll, mit dem grünen Laubdach über uns, dem blauen sternbesäten Himmel als Decke, und dem dunkelen, rauschenden Wald um uns her; wozu da noch ein Dach, was uns doch nur den Anblick des prachtvollen Firmamentes entziehen würde; — kommen Sie hierher Bob, legen Sie sich neben mich und erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben."

„Bob ist hungrig," war die lakonische Antwort.

„Nun ja, da es einmal erwähnt wird" meinte der Deutsche, so wäre mir auch ein Bissen Warmes nicht so unerwünscht, eine Tasse Thee könnte besonders gar Nichts schaden."

„Viel Thee im Wald" sagte Bob.

„Thee? grüner Thee?"

„Gewiß grüner Thee — will der Weiße Thee haben?"

„Das wäre nicht so übel," erwiederte Sechingen, „auf alle Fälle können wir es versuchen."

Bob riß hierauf einen kleinen, neben ihm wachsenden grünen Strauch aus der Erde, wischte die Wurzel so rein als möglich mit seinem Jagdhemd ab, schnitt sie in dünne Spähne, that sie in den Blechbecher, den er an seiner wollenen Decke hängend trug, füllte diesen dann voll Wasser und setzte ihn auf die Kohlen.

„Und das wird Thee?" frug Sechingen ungläubig.

„Ahem," war Bob's Antwort, der nur mit dem Kopfe nickte.

„Es ist aber doch sonderbar" sagte der Deutsche nach einer wohl Viertelstündigen Pause, in der er träumend zu den funkelnden Sternen hinaufgeschaut hatte, „daß wir jetzt schon über eine Stunde durch den dichtesten Wald gegangen sind, ohne eine Spur von Wild gesehen zu haben."

„Sonderbar?" entgegnete die Rothhaut, „Bob hat drei Tage hier gejagt und keine Klaue gefunden."

Das stimmte nun freilich nicht mit Charles Fischers Aussagen überein, doch blieb ihm für den Augenblick keine weitere Zeit zu ferneren Erörterungen, denn der Thee war fertig und wurde Sechingen dargereicht.

„Etwas Zucker und Milch wäre jetzt sehr an seinem Platz" meinte dieser, — „aber halt — ich habe ja Rum bei mir; der mag den Dienst versehen," und aus einem kleinen Fläschchen, das er aus dem Jagdranzen nahm, goß er etwa ein Spitzglas voll in den Becher, und reichte die Flasche dann an Bob hinüber, der sie schon mit gierigen, verlangenden Blicken betrachtet hatte und jetzt einen langen, langen Zug that. Mit augenscheinlichem Widerwillen mußte er zuletzt absetzen um Athem zu holen, und Sechingen schob sie wieder in den Ranzen zurück. Der Thee war indessen etwas kühl geworden, — aber welch entsetzliches Gebräu.

„Pfui Teufel!" rief der junge Deutsche aus, indem er den

Becher zurückschob und aufsprang. „Bob, das können Sie allein trinken, das schmeckt ja abscheulich.“

„Indianer trinkt nur Thee wenn krank ist.“

„Ich bin aber nicht krank“ rief Sechingen.

„Ich auch nicht“ sagte Bob und begann mit großer Ruhe die Lederriemen aufzubinden, die seine Decke zusammenhielten.

„Daß mich auch der Böse plagen mußte, mit keiner Sylbe an Lebensmittel zu denken,“ murmelte Sechingen ärgerlich vor sich hin —„ich glaubte aber sicher, noch vor Dunkelwerden irgend ein Stück Wild erlegen zu können.“

„Bob kann warten,“ brummte dieser und rollte die jetzt gelöste Decke auf.

„Nun so erzählen Sie mir wenigstens etwas, bat ihn der Deutsche, „ich möchte gar so gerne einige Skizzen aus dem Leben der Indianer, von den Lippen eines Indianers hören, und da wir doch nun einmal im Wald sind, so lassen Sie mich auch einige Anekdoten von Ihren Jagden mit Büffeln oder Bären, von den Kämpfen mit anderen Stämmen, dem nächtlichen Ueberfall, dem Schlachtschrei und den genommenen Scalpen hören — was hilft mir denn der Wald und der Indianer, wenn wir schlafen wollen?“

„Weiß Nichts zu erzählen“ sagte Bob, indem er seine Decke nahe zum Feuer ausbreitete und dieses dann wieder von Frischem aufschürte — „habe nie einen Büffel gesehen und noch keinen Bären geschossen; — kam vor sechs Jahren von Georgien mit ganzem Stamm.“

„Und was haben Sie in den sechs Jahren getrieben? — Jagd?“

„Nein — Schuhmachen!“

„Schuhmachen?“ frug Sechingen entsetzt — Schuhmachen? ein Indianer — in Arkansas? aber Ihr Vater war doch ein Jäger und Krieger? fiel vielleicht in der Schlacht — in einem nächtlichen Ueberfall.“

„Mein Vater starb in Georgien an den Blattern — war ein Korbmacher.“

Bob schien jetzt zu glauben, daß er über sich und seine Familienangelegenheiten hinlängliche Auskunft gegeben habe, denn er rollte sich in die Decke, und war wenige Minuten später, wie sein lautes, regelmäßiges Athmen bewieß, sanft eingeschlafen. Sechingen aber, spießte, auf den linken Ellbogen gelehnt, mit seinem Genickfänger höchst misvergnügt die vor ihm liegenden, gelben Blätter auf.

Er hatte sich Alles so romantisch gedacht — das Heulen der Wölfe, das Geschrei des Panthers, die Erzählungen eines rothhäutigen Kriegers von Jagden und Kriegszügen, und dazu das Rauschen des mächtigen Urwaldes — Ja! Der Urwald umgab ihn, in all seiner Pracht und Herrlichkeit, mit seinen Riesenstämmen und wild durchwachsenen Dickichten, mit den gigantischen Weinreben, die sich von Stamm zu Stamm schlangen, und im unzerreißbaren Netze die

gewaltigen verbanden, den einzigen Laut aber den er vernehmen konnte, war das Summen der Mosquitos, die von der kühlen Nacht nicht eingeschüchtert, nach dem warmen Blute des Fremdlings lüstern, dessen Lager umschwirrten.

Höchst verdrießlich schob er sich endlich die Jagdtasche unter den Kopf, und wollte ebenfalls schlafen, als er, wie von einer Natter gestochen, wieder emporsprang, und nach der Büchse griff, denn dicht neben ihm — es konnte kaum zwanzig Schritte entfernt sein — vernahm er den sonderbarsten, wildesten Laut, den sich seine Phantasie nur je gedacht, nur je geträumt hatte.

„Huhu, huhu — — huhu, huhu — a — h!" tönte es so klagend, so schauerlich, daß er, sprachlos vor Jagdeifer und innerem Entsetzen, den Arm seines schläfrigen Gefährten ergriff, und den Ruhenden mit aller Macht schüttelte, während er dabei in der Rechten die schnell gespannte Büchse fertig zum Schuß hielt.

„Bob, — Bob, — Bob!" — flüsterte er dabei mit unterdrückter Stimme — „ein Panther — Bob!"

„Ein was?" rief dieser, und sprang schnell auf die Füße, ergriff seine Büchse und sah den Fremden groß an. „Wo? wo Panther?"

„Pst!" winkte Sechingen — „dort war's — gleich in dem Busch da — er muß auf einen Baum geklettert sein, mir kam es hoch vor."

„Huhu, huhu — — huhu, „huhu — a — h!" riefen die schauerlichen Töne auf's Neue, diesmal aber auf der entgegengesetzten Seite.

„Horch — horch — er hat uns umschlichen — erst war er hier."

„Das der Panther?" frug Bob.

„Nun? was soll es sonst sein? ein Wolf steigt doch nicht auf die Bäume?"

„Eule!" sagte Bob, und legte sich wieder, ohne ein Wort zu verlieren, nieder.

„Teufel!" murmelte Sechingen ärgerlich vor sich hin, indem er den Hahn seiner Büchse in Ruhe setzte, „das nur eine Eule, und hat eine Stimme wie das stärkste, gewaltigste Thier." Bob hatte aber ganz recht, es war wirklich eine Eule, die ihr einsames Nachtlied krächzte, und unwillig warf sich der in seinen schönsten Erwartungen Getäuschte in das gelbe Laub zurück.

Durch die ungewohnten Anstrengungen ermattet, schlief er lang und fest, sein Erwachen war aber ein sehr trauriges, unbehagliches, denn, als er von kalten Schauern durchschüttelt die Augen aufschlug, strömte von dem dunkelen, nur dann und wann durch einzelne grelle Blitze erhelltem Nachthimmel der Regen in Fluthen hernieder, und fern grollender Donner murmelte seinen gewaltigen Segen dazu. Das Feuer war niedergebrannt und ausgelöscht, und tiefe Nacht umgab ihn.

„Bob!" rief er — „Bob! — Bob! wiederholte er stärker und

ängstlicher, als ihn auf einmal der Gedanke durchzuckte, sein rother Führer könne ihn im Stiche gelassen haben — „Bob!" — kein Bob antwortete und „Bob" schrie er jetzt in die Höhe springend aus Leibeskräften, daß er selbst vor dem dumpfverhallenden Nothruf zurückbebte, der gar so schauerlich in dem öden Walde wiederklang.

„Ja!" sagte der Wilde, der, nur wenige Schritte von ihm entfernt und in seine Decke gewickelt, unter demselben Baume mit ihm stand — wir werden nassen Morgen bekommen."

„Warum antworten Sie denn gar nicht? ich glaubte, Sie wären fort. —"

„Und wohin!" frug Bob, „ein Baum so gut wie der andere — ich schlief!"

„Im Stehen?"

„Bob kann überall schlafen."

„Was fangen wir denn jetzt um Gotteswillen an? ich bin durch und durch naß, und muß mich erkälten — wenn ich nur wenigstens eine Decke hätte."

„Wenn der Weiße Bob's Decke haben will," sagte gutmüthig der Indianer, — „so mag er sie nehmen, Bob kann ohne Decke naß werden."

Sechingen schämte sich im Anfang, den armen Burschen seines fast einzigen Schutzes zu berauben, da der dünne Kattunlappen, den jener noch darunter trug, sicherlich als kein wärmendes Kleidungsstück angesehen werden konnte, doch überwog bald die Sorge um die eigene Gesundheit jede andere Bedenklichkeit und fest in die, wenn auch etwas feuchte doch warme Umhüllung eingeschlagen, warf er sich wieder, die Waidtasche unter dem Kopf, an der Wurzel der alten Eiche nieder, deren Blätter ihnen, wenigstens jetzt noch, einigen Schutz gegen die immer stärker und stürmischer niedertobenden Schauer gewährten.

Bob kauerte sich dicht daneben, einen möglichst kleinen Raum einnehmend, zusammen und ließ den Kopf auf die Brust hinuntersinken, wachte aber, denn dann und wann lauschte er aufmerksam den Athemzügen des Weißen, ob dieser schlafe oder nicht, bis er sich endlich von dessen Bewußtlosigkeit hinlänglich überzeugt zu haben schien, und nun leise an ihn hinkroch.

Immer tobender raste indessen der Sturm, darum aber ganz unbekümmert, befühlte Bob mit vorsichtiger Hand und geräuschlosen Bewegungen die Waidtasche, und nach und nach, fast unmerklich seine Finger unter des Schlummernden Kopf bringend, gelang es ihm nach mehreren Minuten, die Flasche der Ledertasche zu entrücken. Wäre es Tageshelle gewesen, so hätte man des Indianers Gesicht wohl ein triumphirendes Lächeln überfliegen sehen können, als er geräuschlos und mit geübter Hand den Kork abzog, so aber ward nur gleich darauf der leise, gluckende Laut gehört, wie der heiße erquickende Trank die Kehle des Durstigen hinunterglitt, und lange, lange sogen

seine Lippen an dem engen Hals der Korbflasche. Endlich war auch der letzte Tropfen geleert, und Bob setzte, tief Athem holend, ab, versuchte dann zwar noch einmal, dem Boden einen vielleicht zurückgehaltenen Rest zu entziehen; die Nachlese fiel aber wenig ergiebig aus und er bemühte sich jetzt die entwendete Flasche wieder an ihren früheren Platz zurück zu schaffen. Um jedoch keinen unnützen Verdacht zu erregen, schob er sie vorsichtiger Weise verkehrt, mit der Oeffnung nach unten, in die Tasche und ließ den Kork daneben in das Laub fallen, dann kroch er auf seinen alten Standpunkt zurück, und war bald ebenfalls, trotz stürmenden Unwetters und heulender Windsbraut, sanft und ruhig eingeschlafen.

Kalt und schaurig brach der Morgen an, die Gewitter hatten sich verzogen, aber schwere, dunkele Wolkenschichten schienen in an einander gepreßten Massen auf den Wipfeln der Bäume zu ruhen; ein feiner, dünner Regen stäubte nieder und einzelne Windstöße schüttelten in Schauern die großen Tropfen auf das fest an den Boden geschmiegte gelbe Laub hernieder.

Sechingen, obgleich schon seit längerer Zeit erwacht, fürchtete fast sich in den naßkalten Falten der Decke zu bewegen, und lag regungslos in einander gekrümmt, bis es heller Tag geworden war; endlich ermannte er sich, sprang, die Hülle von sich werfend, auf die Füße, und schaute mit trostlosem, mattem Blick auf die ihn umgebende, keineswegs lächelnde Natur.

„Das also ist Urwald!" seufzte er leise vor sich hin, indem er einige der, trotz der kühlen Morgenluft auf ihn einstürmenden Mosquitos von sich abzuwehren suchte — „das ist Urwald! — eine sehr schöne Gegend — daß mich der Böse auch plagen mußte, dem Rath des Narren in Little-Rock zu folgen; der Indianer schläft dabei in seinem dünnen, baumwollenen Jagdhemd, als ob er im weichsten Federbett läge."

Die Wahrheit zu gestehen schlief Bob aber eigentlich nicht, sondern war schon, um sich zu erwärmen, seit einer Stunde hin und hergelaufen, hatte sich aber, um wegen der Flasche nicht befragt zu werden, schnell wieder unter den Baum geworfen, sobald er das Munterwerden seines Marschgefährten bemerkte.

„Bob!" wollte dieser jetzt rufen, aber Du lieber Gott, keinen Ton brachte er aus der Kehle, der Hals war ihm wie zugeschnürt und er konnte sich selbst kaum vor Heiserkeit reden hören; nochmals versuchte er „Bob!" zu sagen, aber vergebens und seine Worte wurden zu einem kaum hörbaren Hauch. Er trat daher dicht neben den Indianer, und schüttelte diesen, bis er auf die Füße sprang und sich nun langsam, wie eben erst aus tiefem Schlaf erwacht, nach den Bäumen und Wolken umschaute.

„Wie weit haben wir noch bis zum nächsten Haus?" frug Sechingen jetzt mit seiner leisen, röchelnden Stimme.

„Könnt laut reden," sagte der Indianer, das Schloß seiner Büchse

abtrocknend und frisches Pulver auf die Pfanne streuend, „kein Wild hier, finden aber welches; dieser Morgen guter Jagdtag.“

„Ich kann nicht laut reden — ich habe mich ja erkältet,“ flüsterte Sechingen ärgerlich.

„Erkältet!“ rief verwundert die abgehärtete Rothhaut — „erkältet? was ist das?“

„Wie weit haben wir noch bis zum nächsten Haus?“

„Fünf Meilen!“ sagte Bob.

„So lassen Sie uns wenigstens eilen, daß wir dort hinkommen, ich bin halb todt vor Hunger und Erschöpfung — Pest!“ rief er aber zu gleicher Zeit, mit dem Fuße stampfend, aus, als er bei diesen Worten in die Jagdtasche gegriffen hatte, und die jetzt leere Flasche hervorzog, „auch das noch — ausgelaufen — bis auf den letzten Tropfen — die einzige, letzte Stärkung fort.

„Wie schade!“ sagte Bob, und sah traurig die Flasche an. Doch hier half kein weiteres Besinnen, beide Männer schulterten also ihre Gewehre, Bob hing seine alte, nasse Decke, die er jedoch vorher so gut wie möglich ausgerungen hatte, wieder auf den Rücken, und fort ging's auf's Neue in den Wald hinein, oder eigentlich, besser gesagt, im Walde fort, denn unbestreitbar waren sie darinnen. Hier zeigte sich übrigens der Nutzen, den des Indianers Ortssinn, ein gewisser ihm angeborener Instinkt, dem Deutschen gewährte, denn ohne Jenen hätte er sich im Leben nicht wieder aus den Dickichten und Sümpfen herausgefunden, die, einander so ganz ähnlich, ihn nicht begreifen ließen, wie man in einem solchen Labyrinth eine wirklich gerade Richtung beibehalten konnte, ohne bei jeder Wendung irre zu werden. Immer unwegsamer wurde hier der Wald, häufiger und häufiger kreuzten sie schmale, keine tiefe Bäche und standen plötzlich an einem kleinen Flusse (oder einer Slew, wie es der Indianer nannte), der seine schlammigen Fluthen dem Fourche la fave zudrängte.

„Bob!“ sagte Sechingen, erschrocken, als dieser ohne weiter eine Sylbe zu äußern, hineintrat und durchwaten wollte, wobei ihm das Wasser bis unter die Arme reichte — „ist denn keine Fähre hier? wir sollen doch nicht mitten durch?“

„Ist der Weiße hungrig?“ frug Bob, stehen bleibend.

„Sehr!“

„Und naß?“

„Durch und durch!“

Bob erwiederte Nichts weiter, sondern badete gerade durch, während ihm die Fluth bis zu den Schultern stieg, und war in wenigen Minuten am anderen Ufer. Wehmüthig schaute ihm Sechingen nach, überzeugte sich aber bald, daß hier nichts Anderes zu thun übrig bliebe als zu folgen, denn allein zurück zu bleiben, ging doch auch nicht an. Das also, was er nicht zu durchnässen wünschte, als Brieftasche, Zündhütchen, Pulverhorn und Uhr in die Jagdtasche steckend

und diese, nebst der Flinte, über dem Kopfe haltend, trat er seine unfreiwillige Wasserfahrt an, kam auch glücklich hinüber, schüttelte sich hier, ließ das Wasser aus den Wasserstiefeln laufen, indem er sich auf den Rücken legte und die Beine an einem Baum in die Höhe reckte (im Anfang freilich etwas zu hoch) und folgte dann dem Führer, der schweigend voranschritt.

So großen Jagdeifer Sechingen aber beim Anfang ihrer Wanderung gezeigt hatte, so abgestumpft war er jetzt gegen alles ihn Umgebende geworden und schaute kaum vom Boden auf, um nicht fortwährend über die unzähligen, überall umhergestreuten Aeste und Stämme zu stolpern und zu stürzen; die Flinte hing ihm, Hahn in Ruh und Sicherheit aufgesetzt, über die Schulter, die Mütze saß ihm tief in der Stirne und der einzige Laut, den er von sich gab, war dann und wann ein leise gemurmelter Fluch, wenn ihm die nassen Zweige in's Gesicht schlugen, oder sich sein Fuß, trotz aller Vorsicht und Aufmerksamkeit, in dem dichten Schlingpflanzengewebe fing, das an vielen Stellen den Boden wie mit einem festen Netze überzog.

Da blieb Bob plötzlich stehen und hob schnell und lautlos die Büchse an den Backen und wie mit einem magischen Feuer durchgoß diese einzige Bewegung den Körper des bis jetzt in fast gänzlicher Apathie versunkenen Deutschen; blitzesschnell riß er das eigene Gewehr von der Schulter und schaute, hochaufgerichtet, die Augen in dem alten, keineswegs erstorbenen Jagdeifer erglühend, spähend umher, das Wild zu entdecken, das der Indianer auf's Korn genommen. Aber erst, als er der Richtung von Bob's Büchse folgte, von deren Pfanne das Pulver schon zweimal abgeblitzt war, sah er einen stattlichen Hirsch, der ruhig äste und die Nähe zweier menschlichen Wesen gar nicht zu ahnen schien. Vor Eifer zitternd, hob Sechingen das Doppelrohr, das, noch mit guten, deutschen Zündhütchen versehen, dem Wetter Trotz geboten, und der Schuß krachte dröhnend durch den stillen Wald.

Hochauf sprang der Hirsch und setzte über einen, vor ihm liegenden Baumstamm, blieb dann aber augenblicklich wieder stehen, äugte verwundert umher, witterte zu gleicher Zeit die Feinde und sprang eben in ein benachbartes Dickicht, als ihm Sechingens Rehposten noch nachsausten. Wohl schüttelte er den schönen Kopf ein wenig, als ihm das Blei um's Gehör pfiff, unverletzt aber warf er den Wedel in die Höhe und war mit wenigen Sätzen verschwunden.

„Ich muß ihn getroffen haben," rief Sechingen, der dem Anschuß in wilder Jagdlust zusprang; Bob folgte ihm jedoch sehr ruhig und bemerkte, die Fährten keines Blickes würdigend:

„Hirsch merkwürdig wohl, wenn er den weißen Fleck zeigt — weiß: Mann Bockfieber!"

Gar sehr wider Willen, mußte es sich Sechingen zuletzt selbst gestehen, daß er, auf kaum funfzig Schritt, mit beiden Läufen das Wild gefehlt habe, denn auch nicht ein einziger Tropfen Schweiß

war auf dem Laube zu sehen. In hierdurch nicht gerade verbesserter Laune, setzten also Beide, nachdem der Deutsche zuerst wieder geladen, ihren Weg weiter fort, und erreichten, nach etwa zweistündigem Marschiren, das Haus von dem Bob gesprochen, und Sechingen, mehr todt als lebendig, begrüßte mit freudigem Herzklopfen das trauliche, Schutz und Wärme versprechende Dach, aus dessen Lehmschornstein eine dünne, blaue Rauchsäule emporwirbelte.

Nachdem die beiden Männer zuerst noch eine niedere, die Wohnung umgebende Fenz überklettert hatten, näherten sie sich dem Gebäude, dessen Thür, nach Art all der andern fensterlosen Blockhäuser, offen stand, um Licht und Luft zu gleicher Zeit einzulassen, und betraten den inneren Raum, vor dessen breiten Kamin sie eine, dem Auge Sechingens wenigstens, sehr sonderbar erscheinende Gruppe versammelt fanden.

Es waren zwei Frauen und drei Kinder, die in malerischen Stellungen das Feuer umsaßen und umlagerten, und durch den Eintritt der Fremden in ihren verschiedenen Beschäftigungen weiter nicht gestört wurden, als daß die eine der Frauen, wahrscheinlich die Wirthin, mit ihrem Sessel ein wenig zur Seite rückte und sagte:

„Nehmt einen Stuhl!"

Nun wäre das zwar an und für sich schon eine recht freundliche Einladung gewesen, denn das Feuer flackerte mächtig und erwärmend mit rother Zunge die schwarz geräucherte Esse empor, wenn — nur ein Stuhl dagewesen wäre, vergebens schaute sich aber der Deutsche nach einem derartigen Möbel in dem kleinen Raume um, lehnte daher vor allen Dingen die Büchsflinte in die Ecke, legte die Jagdtasche daneben, welchem Beispiel der Indianer ohne weitere besondere Einladung folgte, und trat dann in den für sie freigemachten Raum an die linke Kaminecke.

„Nehmt den Stuhl!" sagte die Frau zum zweiten Male, und winkte dabei mit dem Kopf nach der gegenüber liegenden Ecke, aber kein Gegenstand, der auch nur die entfernteste Familienähnlichkeit mit einem derartigen Hausgeräth gehabt, oder zu solchem hätte benutzt werden können, zeigte sich dem Auge; die Ecke war, ein schmales, langes Bret was darin lehnte ausgenommen, leer. Bob schien jedoch mit den Gelegenheiten der Wohnung und ihren Gebräuchen schon etwas besser bekannt, oder ein gewisser Instinkt mußte ihn leiten, denn kaum hatte er sich seiner nassen Decke entledigt, als er eben jenes Bret vorholte, dieses dann, dicht neben dem Kamin, zwischen zweien der die Wand bildenden Stämme hindurch, und auswendig unter den, zu diesem Zweck in einen Pfirsichbaum geschlagenen Pflock schob, und dem Deutschen mit der Hand zuwinkte, darauf Platz zu nehmen, was dieser denn auch nach einigen, etwas ängstlichen Versuchen zwar, befolgte, während Bob neben ihm stehen blieb und sich, wie ein am Spieße steckender Braten, langsam vor der Gluth im Kreise herumdrehte, um seinem ganzen Körper einen

gleichen Antheil von Wärme zukommen zu lassen. Bald stieg von ihren nassen Kleidern der feuchte Dampf wie eine Wolke zur Decke hinauf und drängte sich dort, durch aufgehangene Schinken und Speckseiten, in's Freie.

Die Beschäftigung der beiden Frauen zog jetzt, als das erste frostige Schütteln vorüber war, was Jeden erfaßt der naß und kalt zu einem erwärmenden Feuer tritt, Sechingens neugierige Blicke auf sich. Die Herrin des Hauses saß nämlich auf einem kleinen Sessel, dem Feuer gerade gegenüber, hatte zwei Karden oder Wollkämme in der Hand, mit welchen sie die klargezupfte Baumwolle spinngerecht in lange Streifen rollte und nur dann und wann ihre Arbeit unterbrach, um eine kleine, kurze Pfeife aus dem Mund zu nehmen und den Kopf derselben, diese am Stiel fassend, durch die glühende Asche zu ziehen, wonach sie die dadurch herausgehobene kleine Kohle in die Höhe hielt, und in langen Zügen den verlöschten Tabak wieder zu entzünden suchte. In ihrem ganzen Wesen lag aber eine gewisse Reinlichkeit und Ordnung, die, mit dem freundlichen, offenen Gesicht der Matrone, einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den jungen Deutschen machte, der durch seine letzte Wanderung besonders empfänglich für alles Das geworden war, was Behaglichkeit und häuslichen Sinn verrieth. Sie war sehr einfach, aber höchst sauber in selbstgewebte Stoffe gekleidet und die größte Ordnung schien auch in dem kleinen, wenn gleich sehr ärmlich ausgestatteten Raume zu herrschen, den sie bewohnte.

Keineswegs so günstig sprach ihn die Erscheinung der zweiten Gestalt an, deren Haar, nach Art der irländischen Frauen, in einem breiten Scheitel von dem rechten nach dem linken Ohr, quer über die Stirn hinüber gelegt war, und die durch ihre, nichts weniger als reinliche Kleidung auf eine um so auffallendere Art gegen die neben ihr sitzende Amerikanerin abstach. Ihr Anzug bestand aus grell buntem Kattun, der seine besten Tage schon gesehen hatte, und dessen große Pfauenaugen wehmüthig nach einer Stange Seife hinüber zu blinzen schienen, die auf einem kleinen Bretchen in der rechten Ecke des Zimmers ruhte. Sie kreuzte den einen Fuß über den andern und stützte sich mit dem linken Arm auf das rechte Knie, mit dem rechten Ellbogen wieder auf den linken Arm, und paffte, ohne die eben Angekommenen weiter viel zu beachten, den Rauch aus ihrer kurzen Pfeife nach Herzenslust in den Kamin hinein.

Desto aufmerksamer wurden aber dafür die beiden feuchten Gäste von den drei Kindern beobachtet, deren ganzes, verwildertes, unsauberes Aussehen sie als der Irländerin (denn eine solche war der Gast) zugehörig bezeichnet hätten, wäre nicht diese stille Vermuthung Sechingens noch durch den unwiderlegbaren Beweis eines eben solchen Stückes Kattun, als Madame zum Kleid verwandt, bestärkt worden, das in verschiedenen spitzwinkeligen und dreieckigen Stücken die Kehrseite des jüngsten Kindes zusammenhielt.

Mit weit aufgerissenen Augen und Sprech- oder Schreiwerkzeugen starrten diese, nicht den Indianer, denn dergleichen hatten sie schon genug gesehen, sondern den, ihrer Meinung nach, viel wunderbarer bekleideten Deutschen an, und nur durch verschiedene Ermahnungen der Wirthin des Hauses — denn die eigene Mutter schien sich wenig oder gar nicht um sie zu kümmern — konnten sie zurückgehalten werden, sich immer wieder auf's Neue zwischen den Fremden und das diesem so höchst wohlthuende Feuer zu drängen.

Auf Sechingens Bitte, um etwas Warmes zu essen und zu trinken, ließ die Amerikanerin jedoch augenblicklich mit freundlichem Eifer ihre beiden Beschäftigungen, Rauchen und Karden, im Stich und es dauerte gar nicht lange, bis ein Paar heiße Tassen Kaffee, nebst gebratenem Speck und schnell gebackenem Maisbrod auf dem rohen, aber blank gescheuerten Holztisch dampften, zu dem sich auch die Zwei nicht lange nöthigen ließen, sondern mit wahrem Heißhunger über die so lang und schmerzlich entbehrten Lebensmittel herfielen.

Sechingens verwöhnter Gaumen möchte freilich, unter anderen Verhältnissen, mit den vorgesetzten Gerichten schwerlich zufrieden gewesen sein; er befand sich aber gegenwärtig nicht in der Laune, lange zu betrachten und zu kosten was er aß, so er nur überhaupt etwas zu verzehren hatte, und bald waren Teller und Schüssel leer und blank.

Während der Mahlzeit hatten die Frauen sich nicht weiter um die hungrigen Gäste bekümmert, als daß die Wirthin ihnen noch zweimal die schnell geleerten Tassen mit dem heißen, erquickenden Trank füllte; da sie aber jetzt gesättigt vom Tische aufstanden und wieder an's Feuer traten, fingen sie an, die mit Schnüren und Troddeln besetzte Pekesche des Deutschen zu bewundern, der, ihnen darin gern gefällig, sich von allen Seiten genau betrachten und die Arbeit daran untersuchen ließ. Nun hatte Sechingen durch diese Aufmerksamkeit die moralische Ueberzeugung gewonnen, daß die beiden Damen von dem zierlichen Kleidungsstück ganz entzückt seien, und frug daher die Irländerin mit freundlicher Stimme, ob sie vielleicht im Sinn habe, ihrem Ehegemahl eine dieser ähnliche anzufertigen, die Frau rief aber verwundert:

„Meinem Manne, Sir? Gott segne Euch, für eine erwachsene Person eine solche Jacke? nein, aber ein hübsches Röckchen für das Jüngste gäb' es."

Sechingen biß sich auf die Lippen und sah von der Seite den Indianer an, dieser schien jedoch in der Bemerkung nichts Auffallendes gefunden oder sie gar nicht beachtet zu haben, sondern nahm, als Zeichen des Aufbruchs, die Büchse wieder zur Hand, und nickte dem Deutschen zu.

„Was sind wir Ihnen für Ihre Güte schuldig?" frug also Sechingen jetzt, da es ihm nach dieser Aeußerung nicht mehr so recht wohnlich bei den Leuten war.

„Ob ich weiß nicht" — entgegnete die Amerikanerin, „das We-

nige, was ich Euch vorsetzen konnte, war gern gegeben und keiner Bezahlung werth. Wohnten wir hier an der Straße, dann wär' es etwas anderes, man kann nicht alle Reisende umsonst beherbergen, wenn man selbst arm ist und sich seine Lebensmittel schwer verdienen und erziehen muß, so aber mag's gehen. Wir sitzen hier mitten im Wald, und in Alabama, von wo wir herkommen, ist es auch nur an wenigen Stellen Sitte, daß man Bezahlung von Reisenden nimmt, also geht mit Gott, Ihr seid Nichts schuldig."

Herzlich dankte ihr Sechingen, nicht allein für die gegebene Stärkung, sondern auch für die freundlichen Worte, und bedeutend gekräftigt und erfrischt, obgleich immer noch sehr durch die nassen Kleider belästigt, folgte der Deutsche seinem rothen Führer einen schmalen Pfad entlang, der sich von hier aus, am Fuße einer jetzt erreichten niederen Hügelreihe hinwand und die Wanderer wenigstens dem niederen Sumpflande entzog, durch das sie bis dahin ihre Bahn hatten suchen müssen. Nicht viel Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, denn Sechingen spähte, da sie den etwas offeneren Wald betraten, scharf nach Wild umher, das der Führer jedoch wenig zu beachten schien, denn er schritt mit gesenkten und fest auf den Pfad gerichteten Blicken voran. Uebrigens blieb des Deutschen Aufmerksamkeit höchst nutzlos verschwendet, denn kein einziger Hirsch, nicht einmal ein Truthahn, ließ sich sehen und höchst mißmuthig und unzufrieden mit der ganzen amerikanischen Jagd warf er sich endlich die Büchsflinte wieder über die Schulter und schwur, daß — undankbarer Mensch — Charley Fischer ein — Aufschneider sei.

Nicht mehr weit hatten sie von da aus zu gehen, bis sie zu der kleinen Lichtung und Blockhütte kamen, die ihm von dem Indianer als die „deutsche Niederlassung" bezeichnet wurde, und hier lag wieder, wo Sechingen allerdings etwas ganz anderes erwartet hatte, ein solches unausweichbares Blockhaus vor ihm, das keineswegs dem von einer „deutschen Niederlassung" entworfenen Bilde glich; dennoch eilte er mit freudigen und lebhafteren Schritten darauf zu, denn er sollte ja jetzt Landleute wiederfinden und durfte hoffen, nach der ausgestandenen Schreckensnacht seine Glieder in etwas stärken und erfrischen zu können.

Es ist aber eine eigene Sache mit den Deutschen in Amerika; in Arkansas, und überhaupt im fernen Westen, mag es noch angehen; selten bekommen sie hier einen Landsmann zu sehen, und freuen sich wirklich, wenn sie einmal Einem begegnen, der ihnen etwas Neues aus der Heimath erzählen kann. Anders, ach weit anders und weit trauriger ist es dagegen in den östlichen Städten, wo alle neue Einwanderer von den, sich schon dort befindenden Landsleuten als „Preisverderber und Eindringlinge" betrachtet werden, wo der schon etwas Amerikanisirte zu stolz ist, den früheren Freund deutsch anzureden, weil ein zufällig daneben stehender Amerikaner sonst sogleich wissen würde, daß er ebenfalls ein „Dutchman" wäre, und wo sich der

Deutsche wirklich nur deßhalb mit dem Deutschen einläßt, um ihn, sobald sich eine Gelegenheit dazu finden sollte, tüchtig über's Ohr zu hauen und hinterher auszulachen. Das kannte v. Sechingen freilich noch nicht, ein ganz anderer Empfang wartete aber auch hier seiner und mit offenen Armen und herzlichem, treugemeintem Gruß wurde er von dem biedern Deutschen Klingelhöffer, der in der einsamen Wildniß seine Wohnung aufgeschlagen hatte, empfangen.

Er war gerade beschäftigt gewesen Feuerholz zum Haus zu fahren, spannte jedoch augenblicklich aus und führte seine beiden Gäste in die kleine Hütte, um ihnen dort nach den ausgestandenen Strapatzen jede mögliche Bequemlichkeit gewähren zu können. Der Indianer war auch bald entschlossen, wenigstens für diese Nacht, sein Quartier hier aufzuschlagen und hing deshalb seine Decke ausgebreitet über die Fenz, damit sie der Wind, der jetzt recht scharf aus Nordwest zu blasen anfing, abtrocknen könne, während Klingelhöffer, von Sechingen gefolgt, das Haus betrat, in welchem ihnen des ersteren wackere Hausfrau, freundlich grüßend, entgegen kam.

Vor allen Dingen mußte er nun seine nassen Kleidungsstücke ab und trockene anlegen, und bald vergaß er bei guter, nahrhafter Kost und neben einem erquickenden Feuer, die überstandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen.

Jetzt bekam er aber auch Zeit das Innere der einfachen Hütte, in welcher die kleine Familie hauste, zu betrachten, und begriff in der That nicht wie Menschen, die früher schon einmal an mehr und größere Bequemlichkeit gewöhnt gewesen waren, hier und unter solchen Verhältnissen existiren konnten. Das Haus bestand, nach der gewöhnlichen Bauart des Landes, aus unbehauenen Stämmen, und die Spalten zwischen diesen waren, um den rauhen Nordwind abzuhalten, an dieser und an der Westseite mit lang gespaltenen Stücken Holz und Lehm ausgefüllt, dadurch eine feste und ziemlich warme, dem Klima wenigstens angemessene Wand bildend; die beiden anderen Wände jedoch ließen Licht und Luft ein, soviel nur durch die oft handbreiten Ritzen und Spalten einströmen konnten. In einer Ecke des Hauses standen zwei Betten, über denen ein langes Bret mit — einem seltenen Artikel in Arkansas — Büchern befestigt war, und an der gegenüber stehenden Wand befand sich ein anderer Gegenstand, den der Deutsche hier im Walde am wenigsten gesucht hätte und der auch von dem Indianer mit neugierig staunenden Augen betrachtet wurde: nämlich ein Fortepiano. Drei oder vier rohgearbeitete Holz- und Rohrstühle, der Tisch, dessen Platte ein früherer Kistendeckel bildete, und mehrere Kasten mit Schlössern und Fächern, auf denen das wenige Küchengeräth aufgestellt war, füllten den übrigen Raum, und Sechingen, als er das Alles eine Zeitlang betrachtet hatte, wandte sich endlich zu seinem Wirth, der eben wieder einen tüchtigen, lang gehauenen Hickoryklotz in's Feuer trug, und fragte, noch immer etwas schüchtern:

„Ist denn dieses wirklich der einzige Raum, den Sie mit Ihrer ganzen Familie bewohnen?“

„Nein,“ sagte Klingelhöffer, „hier neben an steht noch ein kleines, sogenanntes Rauchhaus, wo wir unser Fleisch und Fett, die Kartoffeln, etwas zu Brod ausgesuchten Mais und andere zum Hausstand nöthige Sachen aufbewahren.“

„Und hier in diesem einzigen Zimmer wohnen und schlafen Sie?“

„Nun, ist das nicht genug?“ lachte der Farmer, „da sollten Sie einmal hier sein wenn Gerichtstag ist, und wir noch zwei oder drei Nachbarn und ein paar Advokaten zu bewirthen und unterzubringen haben, dann geht's freilich eng her.“

„Die schlafen doch nicht mit in diesem Hause?“

„Wo denn sonst? Alle mit einander.“

„Das ist ja aber ganz unmöglich!“

„Unmöglich?“ lachte der Farmer, „unmöglich?“ wiederholte er kopfschüttelnd, — „das ist ein Wort, was wir hier in Arkansas nicht kennen; unmöglich ist gar Nichts auf der Welt, sobald es nur uns selbst und unsere eigenen Bedürfnisse betrifft.“

„Sie Beide, mit ihren drei Kindern (und die beiden Mädchen da draußen, können kaum noch Kinder genannt werden), schlafen und wohnen wirklich fortwährend in diesem Zimmer? entbehren alle Bequemlichkeiten, die man sich sonst bei einem Wohn- und Schlafzimmer als unentbehrlich denkt, und existiren so gewissermaßen im freien, auf offener Straße?“

„Ja, ja,“ lachte Klingelhöffer, „und das ist noch gar nichts, jetzt haben wir doch Dach und Fach, werden nicht naß, wenn es draußen regnet, und können, wenn es kalt wird, ein Feuer anmachen, ohne dabei fürchten zu müssen, daß uns der Wind die Funken und Kohlen über das Bettzeug wegtreibt, wie das im ersten Winter der Fall war, wo wir hierher zogen und ich das Haus erst aufbauen mußte. Meine arme Frau war noch dazu damals krank und mußte viel, sehr viel ausstehen. Doch was man gern thut wird Einem auch leicht, und wenn wir viel, ja fast Alles von dem entbehren müssen, an das wir im alten Vaterlande gewöhnt oder durch das wir verwöhnt waren, so drückten uns auch keine von den Sorgen, die wir dort kannten; wir arbeiten Beide, und dafür vermehrt sich auch unser Wohlstand und ich bin jetzt schon im Stande, das nächste Jahr ein bequemeres und geräumigeres Wohnhaus aufzuführen; bis dahin muß dieß freilich noch ausreichen.“

„Ja, daß Sie das Alles mit leichtem Muth ertragen können,“ rief Sechingen, „finde ich sehr begreiflich! des drückenden europäischen Zwanges enthoben, fühlt sich der Mann, auch wohl unter schlimmeren Verhältnissen, kräftig genug Alles zu bestehen und zu überwinden, was ihm hemmend in den Weg tritt. Die schwache Frau aber, zarte Kinder, in solcher Wildniß, den rauhen Stürmen der Jahreszeit, all den Entbehrungen eines Lebens auszusetzen, das

doch nur eigentlich für einen Indianer passend scheint, da — da weiß ich denn doch nicht, ob ich so etwas über's Herz bringen könnte. Wenn nun die Frau krank wird und das Heimweh bekommt, und sich ewig und ewig fortsehnt, zurück nach den verlassenen, glücklicheren Verhältnissen?"

„Lieber Herr von Sechingen," entgegnete ihm freundlich Klingelhöffer, indem er seine Hand ergriff, „wenn die Frau ihren Mann recht herzlich lieb hat, dann wird sie sich schon nicht von ihm fortsehnen, weil sie Bequemlichkeiten entbehren muß, an die sie früher gewöhnt war, im Gegentheil wird sie bei ihm bleiben wollen und alles das, was er ertragen muß, Freude wie Leid, mit ihm tragen, wie es meine Frau gethan; hat sie ihn aber nicht so recht von Herzen lieb, dann bleibt sich's auch ziemlich gleich, wo er seinen Leidenskelch leert, in der Stadt, oder im Walde. Mein liebes Weib hier ist nun einmal an mich und meine Laune gewöhnt, Gewohnheit thut viel, sie möchte mich nicht mehr entbehren, nicht wahr, Alte? und da harren wir denn schon hier im Walde zusammen aus."

Er reichte bei diesen Worten der lächelnden, jungen Frau die Hand hinüber, und diese erwiederte den herzlichen Druck und lehnte sich vertrauend mit ihrem Köpfchen an seine Schulter.

„Ja, das ist Alles recht gut," meinte Sechingen kopfschüttelnd — „Sie Beide haben sich lieb, wie sich Eheleute haben sollten, und können durch Sparsamkeit und Fleiß leicht ihr Auskommen, selbst in den widerwärtigsten Verhältnissen finden; warum aber? ich bin fest überzeugt, daß Sie das auch im alten Vaterlande ermöglichen würden, und viele Genüsse des Lebens kennen Sie hier nur dem Namen nach, die dort eine natürliche Folge Ihres ganzen Wirkens wären."

„Noch kennen Sie unser Land nicht," erwiederte ihm der Farmer freundlich — „Sie sind gewissermaßen erst eine Nacht in Amerika, denn den kurzen Aufenthalt in einem der besten Hotels von New-Orleans, wie die kurze Reise auf bequemem, selbst mit jedem Luxus ausgestatteten Dampfboot, dürfen Sie gar nicht rechnen; lernen Sie also das Land erst ordentlich kennen, und ist das geschehen, dann wollen wir weiter über dieses Kapitel reden; davon aber sein Sie überzeugt, daß es gewaltige Vortheile sein müssen, die im Stande waren, einen Deutschen zu bewegen, seinem Vaterlande für immer zu entsagen. Nicht alle Menschen lernen übrigens diese Vorzüge einsehen, und viele von diesen schleppen dann entweder ein unglückliches Leben in dem fremden, freundlosen Lande hin, oder sie kehren in die alte, aus Unmuth oder Veränderungssucht verlassene Heimath zurück; keiner aber, der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit in sich trägt, wird, wenn ihn nicht Familienbande unaufhaltsam dorthin ziehen, weniger erbärmlicher, leicht zu entbehrender Bequemlichkeiten und Luxusartikel wegen den freien Wald wieder mit den Ketten des alten Vaterlandes vertauschen. Thät' er es aber doch, schmiegte

er sich bloß deßhalb wieder unter das, einmal gedultete Joch, flög' er wieder in den goldenen Käfig zurück, weil er sich nicht gern im Walde, in Sturm und Regen sein Futter selbst sucht, nun dann ist das kein Verlust für Amerika, solche Leute gehören auch nicht in den Wald, sie sind Futter für Bälle und Theater."

„Ich weiß nicht," meinte Sechingen kopfschüttelnd, „man braucht gerade kein Anhänger von Ueppigkeit und Wohlleben zu sein, und mag doch die Ueberzeugung haben, seine Zeit nützlicher und angenehmer verbringen zu können, als im Walde bei einem Gewitterschauer. Mir, zum Beispiel ist die Kehle wie zugeschnürt, und ich werde die Erkältung in vierzehn Tagen nicht wieder los."

„Glaub's wohl," lachte Klingelhöffer, „Sie sind aber auch gleich mit dem Kopf zuerst in das Schlimmste hineingefahren, was uns hier im Walde passiren kann: Kälte, Hunger und Nässe auszustehen, ist ein freilich etwas großer Abstand gegen die reich besetzte Tafel und das warme Bett eines Dampfbootes. Doch jetzt sollen Sie, wie ich hoffe, auch einige von den Annehmlichkeiten unseres Wald- und Farmerlebens kennen lernen, und wenn diese Sie dann nicht ganz mit unserer rauhen Heimath aussöhnen, so werden sie wenigstens viel dazu beitragen, Ihnen das Leben hier nicht allein von seiner Schatten-, sondern auch von seiner Lichtseite zu zeigen. Es giebt auch im Urwald glückliche Menschen."

„Der Urwald verliert aber doch sehr in der Nähe," erwiederte Sechingen, als er durch eine Spalte der Wohnung hinaus auf die, von grauen, nassen Regenwolken überhangenen Baummassen blickte, während der Wind, unheimlich pfeifend, durch ihre Wipfel brauste und ihnen die großen, klaren Tropfen aus den schwankenden Häuptern schüttelte, „ich hatte mir in mancher Hinsicht ein anderes Bild davon entworfen."

„Sie hatten nicht daran gedacht," fiel ihm sein freundlicher Wirth lachend in's Wort, „daß die gewaltigen, stattlichen Bäume auch im Sumpfe stehen, oder gar quer über den Weg hin liegen könnten, und dann die Passage eher versperren, als verschönern, daß nicht allein das romantische Geheul der wilden Thiere, sondern auch das sehr prosaische Gesumme der Mosquitos den Wald erfüllt, und daß sich eine Landschaft, wo der Sturm auf den Flügeln der Windsbraut die Fläche durchsaust, wo tolle Regengüsse aus den Wolken niederfluthen und trockene Wege zu Bächen und Bäche zu Strömen werden, sehr hübsch und interessant auf der Leinwand, keineswegs angenehm aber im wirklichen Leben, in der nüchternen hausbackenen Wirklichkeit ausnehmen. Ja, das geht Manchem so, das giebt sich aber, und zuletzt lernen wir selbst die Unannehmlichkeiten eines wilden Lebens lieb gewinnen. Sehen Sie aber, wie sich der Indianer das Fortepiano betrachtet, eine solche Maschine hat er im Leben noch nicht gesehen, ich werde ihm etwas vorspielen."

Damit trat der Farmer zu dem Clavier, öffnete es, und präludirte

dirte ein wenig; gar wunderbarer Weise hatte sich auch das Instrument, einige Töne abgerechnet, noch ziemlich gut in Stimmung erhalten, trotz der feuchten Luft, der es fortwährend ausgesetzt war. Der Deutsche ging also nach einigen schnell gegriffenen Akkorden zu einem leichten Walzer über, und das Erstaunen Bob's, der vom Oeffnen des Instrumentes an bis jetzt, starr von Ueberraschung und Verwunderung gestanden hatte, erreichte nun seinen höchsten Grad. Bei den immer schneller und munterer folgenden Tönen, heiterten sich aber auch seine dunklen, bis jetzt fast ausdruckslos gewesenen Gesichtszüge auf, und ein Paar Reihen Zähne wurden sichtbar, die an Weiße dem frischgefallenen Schnee nichts nachgaben. Endlich schloß Klingelhöffer, und vom Stuhle aufstehend, klopfte er dem Indianer auf die Schulter und frug: „wie das klänge?"

„Bless my soul," sagte dieser, noch immer das früher nie gesehene, wunderbare Gestell betrachtend — „eine große Violine mit Zähnen und Beinen wie ein Bär, die das Maul aufmachen kann — Bob hat noch nie so ein Ding gesehen!"

„Und wie gefällt es Dir?"

„Gut — unmenschlich gut!" sagte Bob, indem er den Mund von einem Ohr bis zum andern zog.

„Sehen Sie, hier haben Sie gleich eine Naturbeschreibung des Fortepianos," lachte der Farmer, „der Bursche wird Wunderdinge davon erzählen, wenn er wieder nach Little Rock kommt; aber apropos, da wir von Little Rock reden, wo haben Sie denn Ihre Sachen gelassen, etwa dort?"

„Ja, bei Charles Fischer."

„Nun da stehn sie ziemlich sicher, sonst ist dem Neste gerade nicht viel zu trauen; ich habe allen Respekt vor dieser Hauptstadt von Arkansas."

„Haben Sie von dem Staat eine eben solche Meinung, als von der Stadt?"

„Dann blieb ich hier nicht wohnen, nein, ich halte Arkansas für den besten Staat der Union, das heißt, er ist mir der liebste, ich möchte in keinem anderen wohnen, und hoffentlich werden Sie dasselbe sagen, wenn Sie erst einmal im Lande umher gestreift sind und die verschiedenen Gegenden selbst besucht haben. Wohin gedenken Sie sich von hier aus zu wenden?"

„Aufrichtig gesagt," erwiederte ihm Sechingen, „so hatte ich nach dem, was ich von Herrn Fischer in Little Rock gehört, große Lust, mir irgend ein Stück Land in dieser Gegend auszusuchen, und mich darauf niederzulassen. Es ist dieß die Ursache, weßhalb ich nach Amerika ausgewandert bin, ich — ich hatte ein so gewaltiges Sehnen nach dem — nach dem Urwald; seit letzter Nacht hat sich das freilich bedeutend gegeben, und ich möchte doch nun erst die hiesigen Verhältnisse ein wenig genauer kennen lernen, ehe ich mich bleibend festsetze. Ist es Ihnen also recht, mein bester Herr Klingelhöffer,

und fall' ich Ihnen nicht zur Last, so bleib' ich ein paar Tage bei Ihnen, wir durchziehen dann die Nachbarschaft ein wenig, und ich kann mich im Laufe dieser Woche fester und genauer bestimmen."

„Von Herzen gern," sagte der wackere Farmer, ihm die Hand reichend, „Sie sind mir so willkommen, wie die Blumen im Mai, und sehen Sie sich das Land erst einmal an, dann gefällt es Ihnen auch. Wie wär's, wenn wir Ihre Sachen indessen von Little Rock heraufkommen ließen? Das nächste Dampfboot kann sie bis Bakers Landung im Arkansas bringen, und dort holen wir sie in nächster Woche mit meinem Canoe ab."

„Wo aber soll ich bei Ihnen schlafen?" frug Sechingen mit komischem Ernst, indem er sich überall im Hause umsah — „wenn Ihre Frau und Töchter —"

„Thorheiten," lachte Klingelhöffer — „das fällt hier alle Tage vor, wir machen Ihnen ein Lager auf der Erde — ein wenig hart wird's sein, doch daran müssen Sie sich gewöhnen; ein Jäger darf überhaupt nicht so sehr viele Bedürfnisse haben."

„Jagen Sie viel?"

„Nein, sehr selten, ich bin kein großer Freund mehr davon."

„Es ist wohl viel Wild in der Gegend?"

„Ja, ziemlich viel Hirsche und Truthühner!"

„Auch Bären, nicht wahr?"

„Dann und wann kommt uns einmal so ein alter Bursche zwischen die Schweine, doch sind wir in solchem Falle schnell mit den Hunden dahinter her, und fangen ihn entweder, oder treiben ihn doch wenigstens aus der Nachbarschaft."

„Dann und wann?" frug Sechingen sehr erstaunt, „aber Charles Fischer hat mir ja gesagt, daß sie hier fast nur von Bärenfleisch lebten."

„Dann müßten wir bald genug verhungern," lachte der Farmer — „Speck und Maisbrod, das ist die Kost, selten einmal Hirsch- oder Truthahnfleisch, denn Bäre fangen hier an zu den Seltenheiten zu gehören — ich habe, in den sechs Jahren, die ich hier bin, erst drei geschossen."

„So hat Fischer also wohl auch mit dem Anpreisen des Landes nicht die Wahrheit gesagt?" meinte schon etwas kleinlaut der junge Deutsche.

„Das steht auf einem anderen Blatt!" rief der Farmer — „davon sollen Sie sich auch selbst überzeugen, denn wenn er nicht fürchterlich aufgeschnitten hat, so werden Sie Ihre Erwartungen eher noch übertroffen finden. Außerdem ist dieß eine Erfahrung, die Sie ebenfalls in Amerika machen müssen: jeder Farmer preist die Gegend, in der er selbst lebt, am meisten, und ich sehe nicht ein, warum ich mich allein davon ausschließen sollte, da ich noch dazu das gute Recht und vollkommene Ursache auf meiner Seite habe. Aber wie ist's? wollen wir an Charles nach Little Rock schreiben, daß er die

Sachen heraufschicken soll? Der Indianer könnte den Brief mitnehmen?"

Sechingen blickte unentschlossen vor sich nieder, er hatte sich das Leben im Walde doch ganz anders gedacht — sollte er hier — in einer solchen Wildniß von jedem Verkehr mit civilisirten Menschen abgeschnitten (ein oder zwei Nachbarn höchstens ausgenommen) förmlich versauern? — sein Geld an todtes, mit ungeheueren Bäumen bewachsenes Land wenden, das er vielleicht nachher nicht einmal bebauen konnte? —

„Hm" — sagte er nach ziemlich langer Pause — „ich weiß doch nicht — wenn ich nun wieder zurückginge nach Little Rock, so" —

„Ja, wenn Sie darüber noch nicht mit sich im Reinen sind," unterbrach ihn schnell der Farmer, „dann lassen Sie's lieber beim Alten — ich sehe schon wie's steht — die Sachen mögen also unten bleiben und gefällt Ihnen unsere Gegend gut genug, ei nun, dann wird auch Rath werden, die paar Habseligkeiten mit Allem was ein Farmer hier sonst noch im Walde brauchen könnte, heraufzuschaffen. Morgen sollen Sie ein Stück von unserer Gegend kennen lernen, und daß ich Ihnen nicht das schlechteste zeigen werde, darauf mögen Sie sich ebenfalls verlassen."

Der Indianer, der indessen mit Speise und Trank und einem tüchtigen Glase Whiskey hinlänglich gestärkt war, von Sechingen auch die Bezahlung für seine Mühe empfangen hatte, rollte nun die an dem Feuer getrocknete wollene Decke wieder zusammen, in deren Falten er vorher noch ein paar, nicht unansehnliche Stücken Maisbrod und Speck barg, warf einen letzten, sehnsüchtigen Blick nach der, wieder auf das Wandbret gestellten grünen Flasche hinauf, murmelte einen kurzen Abschiedsgruß und schlug bald darauf den schmalen, an der Fenz hin führenden Fußpfad ein, der der Countystraße zulief. Ueber die Berge hin war er so im Stande, Little Rock trockenen Fußes zu erreichen.

Sechingen sah sich bald häuslich eingerichtet, und wider alles Erwarten wurde sein, wenn auch etwas hartes Nachtlager, so vortheilhaft, und selbst dem verwöhnten Körper des Europäers genügend hergestellt, daß er — vielleicht auch noch durch die ungewohnten Anstrengungen mehr als je ermüdet — sanft und ruhig bis zum nächsten Morgen schlief, und sich bei seinem Erwachen zum ersten Male gestehen mußte, es sei doch eigentlich recht wenig, mit dem ein Mensch glücklich und zufrieden leben könne, wenn er nur mit sich selbst im Reinen und ein freier Mann, seinem freien Willen auch frisch und fröhlich folgen dürfe.

Ein nach amerikanischer Art zubereitetes Frühstück wurde jetzt verzehrt, und Sechingen glaubte, daß sie gleich nach Beendigung desselben aufbrechen wollten; Klingelhöffer hatte aber die Absicht, seinem Gast, ehe er ihn auf das Land selbst führe, auch die Schwierigkeiten zu zeigen, die eine Urbarmachung desselben mit sich bringe.

Unter dem Vorwande also, noch Feuerholz schlagen zu müssen, nahm er den jungen Mann etwa hundert Schritte mit in den Wald, zeigte ihm eine, hier unter jenen Stämmen keineswegs stark aussehende Eiche von circa drei Fuß im Durchmesser, und bat ihn, „den kleinen Stamm," da er das doch Alles lernen müsse, einmal zu fällen, er wolle dann in einem Viertelstündchen wieder kommen, um ihn abzuholen.

Von Sechingen, der sich lange danach gesehnt, einmal seine Kraft an den Riesen des Waldes zu versuchen, griff freudig nach der schweren Axt, und seine Schläge — als ihm der Farmer erst gezeigt hatte, wie er das Werkzeug am vortheilhaftesten halten müsse — suchten sich bald ihr Echo in den nahen Hügeln.

Klingelhöffer, der wohl gemerkt, daß dem jungen Mann die Romantik des Waldlebens noch zu sehr im Kopfe lag, und der ihn daher gern zu der derben, hausbackenen Wirklichkeit zurück führen wollte, schritt still vor sich hinlächelnd dem eigenen Hause wieder zu; was er aber vorausgesehen, traf auch und zwar in sehr kurzer Zeit ein. Sechingen hackte allerdings eine ziemliche Weile an dem gewaltigen Baum herum, das zähe Holz wollte jedoch seinen ungleich geführten Hieben nicht weichen, nur hie und da sprang ein, durch einen Kreuzhieb gelöstes Spänchen ab und er mußte sich endlich — todesmüde und die Hände voller Blasen — gestehen, das Wort urbarmachen klänge wohl ausgezeichnet und nähme sich auch sehr schön auf dem Papier aus, passe jedoch in der Wirklichkeit ganz und gar nicht für ihn. So viel sah er ein, und wenn er den ganzen Tag hier stehen geblieben wäre — den Baum hätte er doch nicht umgebracht. Klingelhöffer fand ihn ziemlich verstimmt am Fuß der Eiche sitzen, und so versunken schien er im Anblick seiner Blut unterlaufenen Hände, daß er den Kommenden gar nicht hörte, bis er dicht neben ihm stand. Dieser aber suchte ihn nun auch über das noch nicht Glücken und Vorwärtsschreiten der Arbeit zu trösten und meinte „es fiele kein Meister vom Himmel und gut Ding wolle gute Weile haben — solche Arbeit fände ein Jeder schwer, der erst in den Wald zöge, und selbst Leute, die ihr Lebelang Nichts gethan hätten als schwere Werkzeuge geführt, müßten sich an die Führung der Axt gewöhnen, ehe sie im Stande wären, etwas Tüchtiges zu leisten — er solle deshalb auch ja nicht muthlos werden, denn Lust zur Sache sei halb gewonnen Spiel, und wenn ein Mann einmal recht ernstlich wolle, so könne er es auch durchführen, trotz allen Schwierigkeiten und Hindernissen."

Das waren eine Menge Thatsachen und unbestreitbare Wahrheiten, die von Sechingen nicht gut wegleugnen konnte, das harte Eichenholz stand aber auch wieder auf seiner Seite als ein unfällbarer Beweis und nur froh für jetzt durch eine gute Ausrede der fatalen Arbeit enthoben sein, folgte er seinem freundlichen Wirth

zum Haus, bestieg eines von den Pferden und ritt nun mit ihm in den Wald hinein.

Jetzt aber hatte auch das heitere Sonnenlicht all die dunklen, trüben Regenschatten verscheucht und seine belebenden Strahlen fielen frisch und fröhlich durch die glänzenden, glitzernden Blätter der leise rauschenden Wipfel zur Erde nieder — der ganze Wald duftete so lieblich, der klare Himmel hing so rein und lächelnd über der wunderschönen Welt, daß Sechingen schon fast die überstandenen Mühseligkeiten vergaß und endlich auch seinem Begleiter nicht länger verschweigen konnte, welchen so ganz verschiedenen Eindruck der Urwald *gestern* und *heute* auf ihn gemacht habe.

„Das alte Lied," lachte dieser „bei trübem Wetter sehn wir auch die ganze Welt mit trüben Gläsern an, und scheint dann die liebe Sonne, und zwitschern die munteren Vögel ihr Lied dazu, dann hängt der Himmel gleich wieder voller Geigen. Wir wollen die Mittelstraße wählen — ja — es *ist* schön hier im freien Wald, so schön, daß ich glaube, das Herz würde mir brechen, müßt ich ihm einmal wieder ade sagen, aber — er hat auch seine großen Schattenseiten, von denen Sie bis dahin allerdings erst *sehr* wenige kennen gelernt haben. Vollkommen ist jedoch Nichts auf der Welt, und so lange die guten Eigenschaften nicht von den bösen überdeckt werden, ei nun, so lange dürfen wir uns dann auch nicht sonderlich beklagen. Jetzt sehen Sie sich das Land erst einmal ordentlich von allen Seiten an, und dann können Sie sich, nach bestem Urtheil frisch und frei entschließen, was Sie zu thun beabsichtigen.

Mehrere Stunden lang ritten die Beiden im Wald umher und Klingelhöffer gab sich besondere Mühe, dem neuen Ankömmling die verschiedenen Landarten und die Vegetation, durch welche sie sich unterscheiden, zu zeigen; dieser aber, der sich in seinem ganzen Leben noch nicht um Land oder Ackerbau bekümmert hatte, widmete dem Gegenstand keineswegs die Aufmerksamkeit, die er verdiente, und die jener zu finden erwartete, sondern sah sich jetzt vielmehr fortwährend nach Wild um und kam dadurch nicht selten in die unangenehmsten Berührungen mit vorstehenden Aesten und niederhängenden Schlingpflanzen. Dabei übersprang sein kleines muthiges Pferd alle Augenblicke vor ihnen liegende Stämme und Aeste, oder Wassergräben und Sumpflöcher und brachte den Reiter mehre Male sogar aus allem Gleichgewicht, daß er sich kaum noch im Sattel erhalten konnte.

Die Mittagszeit rückte so heran, noch immer aber machte Klingelhöffer keine Anstalt heimzukehren, denn er behauptete, und auch ganz mit Recht, sie wären nun doch einmal draußen im Wald und es sei nicht allein für den Fremden gut, das Land und die Vegetation kennen zu lernen, sondern er selbst wolle auch die Gelegenheit gleich benutzen, nach seinem Vieh zu sehen, das hier in der Nähe seine Weideplätze hätte, denn apart deswegen hier herzureiten, nähme ihm zu viel Zeit weg.

Sechingen hatte nach und nach einen merkwürdigen Hunger bekommen, und die Glieder schmerzten ihn ebenfalls von der so ganz ungewöhnlichen Bewegung, Klingelhöffer schien aber von dem Allen Nichts zu spüren, ritt durch tiefe Gräben, die steilen Ufer hinab und herauf, wich keinem Dickicht aus, galopirte an Stellen, wo Sechingen lieber abgestiegen wäre und das Pferd geführt hätte und zeigte sich hier in dem wilden pfadlosen Walde so zu Hause, als ob er in seiner eigenen Stube umherginge. Da — er hatte eben davon gesprochen den Heimweg anzutreten, und der müde Reiter athmete schon hoch auf — schlugen nicht weit von ihnen entfernt die Hunde an und der Farmer, sich hoch dabei im Sattel emporrichtend, horchte den, ihm so wohl bekannten Tönen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. — Mehre Secunden lang war jetzt Alles still — da plötzlich ertönte der Lärm auf's Neue und der Farmer, der jetzt wußte, daß seine Hunde irgend etwas im Walde gestellt oder wenigstens aufgejagt hatten, fühlte im Nu den alten Jagdeifer in sich erwachen.

„Hurrah! rief er, und wandte sich im Sattel nach seinem Begleiter um — die Hunde sind fleißig, wir wollen die Pferde einmal laufen lassen, das Bischen Bewegung wird ihnen Nichts schaden." Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, drückte er dem eigenen Thiere die Sporen in die Seite und dieses, der Aufforderung nur zu gern Folge leistend, flog in muthigen Sätzen der Richtung zu, aus der das Bellen und Toben der Hunde jetzt immer deutlicher zu ihnen herüberschallte. Sechingen mußte, wollte er hier nicht allein im fremden Wald zurückbleiben, folgen und sein eignes Pferd, das schon ungeduldig den Kameraden hatte davon galopiren sehen, fühlte kaum den leichten, fast unwillkürlichen Schenkeldruck, als es fröhlich wiehernd hinten ausschlug und nun in tollen, unaufhaltsamen Sätzen den Spuren des Vorangegangenen folgte.

Nun war von Sechingen zwar ein geübter Reiter, und saß besonders schön und kunstgerecht im Sattel, verstand auch die Behandlung eines zugerittenen Pferdes aus dem Grunde, durch solch wildverwachsenen Wald aber zu galopiren und noch dazu mit allem möglichen Schieß- und Jagdgeräth behangen, das war mehre als er je versucht hatte, und bald blieb er mit dem locker befestigten Pulverhorn, bald mit dem Griff seines Hirschfängers, bald mit dem Gewehrriemen in den Zweigen und Schlinggewächsen hängen, und endlich wurde er gar bei einem schnellen Seitensprung des Pferdes, das einer vor ihm liegenden Schlange auszuweichen suchte, unter einen vorragenden Ast gerissen und — mit Blitzesschnelle aus dem Sattel gestreift. „Das Roß, des Reiters ledig," schien weiter gar keine Notiz von ihm zu nehmen und von Sechingen befand sich bald darauf, als auch das Bellen der noch fernen Hunde nachgelassen hatte, mitten im Wald, ohne Weg, ohne Steg — jeder Richtung, jeder Himmelsgegend unkundig — allein.

Eine volle Stunde wohl irrte er jetzt, mit immer steigender

Angst und jenem entsetzlichen beengenden Gefühl, das sich stets des Verirrten bemächtigt, in der Wildniß umher — seine feine Tuchpekesche war in den scharfen Dornen zerrissen, die Pulverhornschnure abgesprengt und das Pulverhorn verloren, den Hirschfänger hatte ebenfalls wahrscheinlich irgend eine Ranke erfaßt und herausgerissen — die Scheide hing ihm leer an der Seite — die Mütze mochte jetzt Gott weiß wo sein, Gesicht und Hände bluteten ihm und die Rippen thaten ihm alle mit einander im Leibe weh. Erschöpft warf er sich endlich unter einer alten Eiche nieder — er konnte nicht mehr vorwärts er mußte erst ausruhen.

„Und hier soll man den Urwald sehen?" rief er endlich in vollem Unmuth aus — hier wo man den Kopf nicht heben darf, ohne mit dem Gesicht in irgend einem verwünschten Dornenbusch hängen zu bleiben — und die Bäume — großer Gott es nähme ja ein Lebensalter, um nur ein halbes Dutzend von diesen Kolossen umzuwerfen; und dann ist die Erde hier so mit Wurzeln verwachsen, daß man kaum einen Stock hineinstoßen, geschweige denn einen Pflug hindurchziehen könnte. Nein — ich passe nicht zu solchem Geschäft — ich habe mir das viel romantischer gedacht. Blüthenbäume — blumige Ranken — duftenden Wald — zum Himmel strebende Riesenstämme — hol' sie alle mit einander der Teufel — ich will Gott danken, wenn ich erst wieder an einem gedeckten Tisch sitze, und eine heiße Tasse Kaffee trinken kann — und jetzt gar verirrt — in dieser fürchterlichen Wildniß. —"

Er sprang in aller Verzweiflung wieder auf, um nur wenigstens einen gangbaren Pfad zu finden, der ihn zu einer menschlichen Wohnung führe, da hörte er plötzlich, nicht weit von sich entfernt, das laute „Holla" Klingelhöffers. Vor lauter Freude schoß er rasch die Büchse ab, das verhinderte ihn aber nicht auch seiner, leider schon sehr angegriffenen Kehle, noch eine letzte, außerordentliche Anstrengung zuzumuthen, um ja die Stelle anzudeuten, wo er sich befinde.

Klingelhöffer stand bald an seiner Seite, und wenn er auch im ersten Augenblick nicht umhin konnte, recht herzlich über das tragikomische Aussehen seines etwas arg mitgenommenen Gastfreundes zu lachen, so that ihm dieser doch auch wieder, da er ja fremd und ein Neuling im Walde war, leid, und er bot nun Alles was in seinen Kräften stand auf, um ihn zu trösten und ihm Muth einzureden.

Es war ein erster, wenn auch etwas böser Anfang, wie er sagte und hatte wenigstens das Gute, ihn alles Nachkommende so viel leichter und bequemer ertragen zu lassen. Von Sechingen schien übrigens gar nicht geneigt irgend etwas Nachkommendes abzuwarten, und zum Tode matt ließ er fast willenlos mit sich geschehen, daß ihn der Farmer auf sein eigenes Pferd setzte. Er hatte, seiner Versicherung nach, keinen ganzen Knochen mehr im Leibe, dafür aber Hunger wie ein Wehrwolf, Kopf- und Zahnschmerzen

und noch außerdem verloren, was an seinem Körper nicht niet- und nagelfest gewesen.

In Klingelhöffers Wohnung endlich angelangt, stärkte er seinen ermatteten Körper durch Speise, Trank und Ruhe. Nichts in der Welt hätte ihn aber am nächsten Morgen vermögen können, eine zweite Tour zu unternehmen, um erstlich die verlorenen Sachen wieder zu suchen und dann auch wie der Farmer lächelnd bemerkte, „das Land noch etwas besser kennen zu lernen." Er verschwor sich hoch und theuer, vom Lande mehr zu wissen als ihm lieb sei, und war, als der Morgen graute, fest entschlossen nach Little Rock zurückzukehren. Als Ausrede meinte er zwar, er wünsche erst die östlichen Städte und den Osten überhaupt zu bereisen, ehe er sich ganz fest im Walde niederlasse, was aber die Ursache dieser schnellen Sinnesänderung gewesen, ließ sich wohl leicht genug erkennen.

Weiteres Zureden blieb auch nutzlos und Klingelhöffer erbot sich also, ihn wenigstens mit einem Handpferd eine Strecke auf der Countystraße hin zu begleiten, damit er nicht die ganze Strecke, etwa 44 englische Meilen, zu marschieren hätte. Nach Mittag, als sich sein Gast von den erduldeten Strapatzen ein wenig erholt, brachen sie auf und der wackere Farmer ritt so weit mit ihm, daß er eine, am Wege liegende deutsche Ansiedlung noch bequem vor Dunkelwerden erreichen konnte, und nahm erst dann, den Dank des Fremden für die ihm gewordene so freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft leicht übergehend, herzlichen Abschied von diesem.

„Leid thut mir's nur," sagte er, als er ihm noch vom Pferde herunter derb und gutmüthig die Hand schüttelte, daß Ihre Lust zur Ansiedlung gleich beim ersten Anlauf einen solchen Stoß erhalten hat, aber — ich gebe noch nicht Alles verloren, suchen Sie den schönen Westen doch später einmal wieder auf. Von Deutschland gleich ohne weiteres nach Arkansas hineinzufallen, ist allerdings ein etwas zu großer Abstand, haben Sie sich aber erst einmal eine Zeitlang in den östlichen Städten herumgetrieben, so wird Sie's schon wieder in die gesunde Waldluft zurückziehen. Vergessen Sie dann nicht, daß Sie in meiner Hütte immer herzlich willkommen sind. So leben Sie denn wohl — grüßen Sie mir die Deutschen in Little Rock, und — halten Sie sich nicht länger dort auf als Sie müssen — es giebt bessere Plätze in den vereinigten Staaten."

Damit hatte er den Zügel des Handpferds um seinen Arm geschlungen, winkte noch einmal einen letzten Gruß herüber, stieß dem eigenen Thiere die Hacken in die Seite, und trabte pfeifend waldeinwärts.

Von Sechingen blieb aber noch lange sinnend auf dem Wege stehn und sein Auge ruhte schweigend auf den grünen Waldesschatten, hinter denen sein Gastfreund soeben verschwunden war. Kopfschüttelnd dachte er dabei an Alles, was er in so kurzer Zeit erlebt, zurück.

„Das also" sagte er endlich tief aufseufzend, „das ist das stille

freundliche Farmerleben — das ist die patriarchalische Zurückgezogenheit der Wälder. Kaum zweimal vier und zwanzig Stunden bin ich drin, und wie seh ich aus? Meine Kleider sind zerfetzt, den alten Hut, den mir Klingelhöffer zum Nothbehelf gegeben hat, würde bei uns zu Hause kein Lumpensammler aufheben, und ich muß noch froh sein, daß ich ihn nur habe und nicht im bloßen Kopfe zu rennen brauche; Hirschfänger — Taschentuch, Pulverhorn, Zündhütchenaufsetzer — Alles bin ich losgeworden, im Gesicht und an den Händen sehe ich so zerkratzt aus, als ob ich die Nacht in einer Dornenhecke geschlafen hätte. Dazu schmerzen mich alle Knochen — ich habe einen fürchterlichen Schnupfen, und von dem harten Lager Hühneraugen am ganzen Leibe. Nein guter Sechingen, so viel merk' ich, für den Wald paßt Du nicht — ja, der Urwald sieht sich recht gut an — wenn man sich nicht gerade Bäume zum Umhacken aussucht — es liest sich auch recht gut darüber, schläft sich aber nur höchst mittelmäßig darin und was das Reiten anbelangt, so soll mich Gott vor einem zweiten Versuch bewahren. Nein, Du mußt ja kein Farmer werden — Du kannst Coopers Romane lesen, für Indianer schwärmen — wenn Dir Dein Schuster nicht die Ideale verdirbt — und kannst auch meinetwegen — heißt das im Geist — den wilden Bär und Büffel verfolgen — so lange es aber keine Chausseeen und Hotels hier giebt, gehe ich nach New York oder Philadelphia."

„Und meine jetzige Reise?" fuhr er leise murmelnd in seinem Selbstgespräch fort, als er sich langsam dabei wandte und auf der Countystraße hinschritt — „ih nun — es war doch immer eine ganz gute Erfahrung und — wenn weiter Nichts — ein Versuch zur Ansiedlung.

Deutsche Sagen und Märchen.

Von

Karl Simrock.

1. Die kluge Grete.

Es war einmal eine kluge Magd, die dachte immer gar fleißig nach über die Dinge, die da kommen könnten. Einsmals wurde sie hinuntergeschickt in den Keller, den Gästen Wein zu zapfen. Wie sie nun da unten vor dem Faß saß und zapfte, giengen ihr wieder allerhand kluge Gedanken durch den Kopf, was daraus werden sollte, wenn dieß und das geschähe und wie sie das so recht bedachte, erschrak sie sehr, schlug die Hände über der Brust zusammen und ver-

tiefte sich ganz in den Gedanken an das große Unglück. Inzwischen saßen die Gäste da oben und hatten nichts zu trinken. Als der Wirth merkte, daß sie unruhig wurden, sprach er selbst: Wo die Gret doch mit dem Wein bleibt! Lauf einmal herunter, Hans, und sieh zu, warum die Gret den Wein nicht bringt. Da gieng der Hans hinunter und als er in den Keller kam, sprach er zu der Gret: Wo bleibst du doch so lange und bringst den Gästen den Wein nicht herauf? Ach Hans, sprach die Gret, du denkst gar nicht, was mir für erschreckliche Dinge durch den Kopf gehen. Stell dir nur vor:

Hier sitz ich und denke
Und zapfe Getränke
Und denke wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg (kriegte) ein Kind
Und das Kind, das fiel',
Und fiel' in dem Zimmermann sein Beil.
Was das für ein groß Unglück wär!

Das ist aber auch wahr, sagte der Hans, das wär ja ein ganz erschreckliches Unglück. Hiermit setzte sich der Hans zu der Gret und half ihr zapfen und über das große Unglück nachdenken, das geschähe, wenn es so käme, wie sie dachte. Unterdessen hatten die Gäste da oben noch nichts zu trinken und wurden ganz ungeduldig. Der Wirth merkte es und sprach zu der Frau: So geh doch einmal selbst hinunter und sieh wo die Zwei mit dem Wein bleiben. Da gieng die Frau selbst hinab in den Keller und wie sie die Zwei vor dem Faß sitzen sah und nachdenken, sprach sie: Um's Himmelswillen, was treibt ihr Zwei hier zusammen, daß ihr den Gästen den Wein nicht heraufbringt. Ach Frau, sagte der Knecht, ihr glaubt nicht, was die Gret wieder einen klugen Gedanken gehabt hat und was für erschrecklich. Dinge geschehen könnten. Hört nur selbst:

Wir sitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das ist freilich wahr, sagte die Frau, das wär ja ein ganz erschreckliches Unglück. Und hiermit setzte sich die Frau zu der Gret und dem Hans und half ihnen zapfen und nachdenken, was es für ein groß Unglück wär, wenn es so käm, wie sie dachten. In der Zwischenzeit hatten aber die Gäste da oben noch immer nichts zu trinken und fiengen an zu wettern und zu fluchen. Als der Wirth das hörte, sprach er: Wartet, ich will selbst hinuntergehen und sehen, wo sie mit dem Wein bleiben. Da gieng der Wirth selbst hinunter und wie er

in den Keller kam und die drei beisammen sitzen sah und nachdenken, brach er los: Zum Henker, was steckt ihr hier den Kopf zusammen und bringt den Gästen den Wein nicht herauf? Ach Mann, sagte die Frau, wenn du wüßtest, wie die Gret einen klugen Einfall gehabt hat von den erschrecklichen Dingen, die da geschehen könnten. Denk nur einmal an:

Wir sitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind
Und das Kind, das fiel'
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Potz Schlapperment, sagte der Wirth, das muß ich gestehen, das wär mein Seel ein ganz erschreckliches Unglück. Und hiermit setzte der Wirth sich auch mit hin zu der Frau und zu dem Hans und zu der Gret und half ihnen nachdenken über das große Unglück, das es wär, wenn es so käm, wie sie dachten. Aber mit alle dem hätten die Gäste da oben verdursten können. Das wollten sie nicht und fiengen gewaltig an zu lärmen und zu toben. Zuletzt sagten sie: Wir müssen, hohl uns der Guckuck, selbst einmal hinab in den Keller gehen und sehen, warum sie uns den Wein nicht heraufbringen. Da giengen sie hinunter und wie sie in den Keller kamen und die vier in einer Reihe sitzen sahen und über das große Unglück nachdenken, schrieen sie: Alle Teufel, was hockt ihr hier unten beisammen und laßt uns Gäste da oben verdursten! Ach, ihr Herren, sagte der Wirth, es ist gut daß ihr kommt, ihr könnt uns behülflich sein. Denkt an, die Gret hat gar einen klugen Einfall gehabt, daß so erschreckliche Dinge geschehen könnten. Und nun sitzen wir hier

und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in den Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Aber die Gäste sagten: Wir können euch nicht weiter behülflich sein, denn das Faß ist ausgelaufen und der Wein schwimmt durch den Keller.

II. Schmaderaderaderalz.

Es war einmal eine feine Magd, die hatte immer blanke Schuhe, denn weil sie etwas eitel war und ihre kleinen Füßchen ins Licht stellen wollte, schonte sie der Eierwichse nicht. Die Hausfrau, die erschrecklich geizig war, hatte es ihr schon oft verwiesen, aber das „Drückchen" störte sich an nix und schmierte die Schuh mit Eierwichs. Als die Frau nun sah, daß ihr Predigen nichts helfen wollte, nahm sie die Eierwichs fort und verschloß sie in einen Schrank, zu dem sie allein den Schlüssel führte. Aber das Drückchen hatte nach wie vor blanke Schuhe, denn seit die Eierwichs versperrt war, pflegte sie die Schuhe mit Schmalz zu schmieren. Eines Abends, als Alles im Hause zu Bette war, wie sie glaubte, hatte sie das Schmalztöpfchen auf einen Stuhl gestellt und fieng an sich gemüthlich die Schuhe zu schmieren. Da schlich die Katze hinterm Ofen hervor, strich mit dem krummen Rücken ein Paarmal an dem Stuhlstempel hin, und fieng freundlich an zu schnurren und zu spinnen. Das Drückchen ließ sich nicht stören und kratzte und schmierte fleißig an seinen Schuhen. Als die Katze das sah, hob sie die Pfoten allmählich auf den Stuhl, guckte in das Schmalztöpfchen, hob dann den Kopf empor, sah das Drückchen verwundert an und sagte spinnend:

„Schmierst du die Schuh mit Schmaderaderaderalz?"

Als das Drückchen die Katze sprechen hörte, ward es böse und nahm das Küchenmesser, womit es die Schuh gekratzt hatte, vom Tisch und schlug die Katze auf die Pfoten, daß sie blutend und jämmerlich miauend zum Fenster hinaussprang. Am andern Morgen ließ sich die Katze nicht mehr sehen, aber auch die Hausfrau kam nicht zum Vorschein, denn sie lag im Bette und hatte den Wundarzt rufen lassen. Und als das Drückchen vor ihr Bette trat, um zu fragen, was sie kochen sollte, sah sie den Wundarzt beschäftigt, der Frau beide Arme zu verbinden. Da merkte das Drückchen wohl, was die Glocke geschlagen hatte. Die Frau war nämlich eine Hexe und hatte sie in Gestalt der Katze belauscht.

III. Geistermette.

In Neunkirchen bei Rietberg hatte sich die Frau des Küsters am Weihnachtsabend bei guter Zeit zu Bette gelegt, um die Frühmette, die zur Feier der Geburt des Heilands um Mitternacht beginnen sollte, nicht zu versäumen. Als sie aber erwachte, meinte sie gleichwohl sich verschlafen zu haben, denn sie sah die Fenster der Kirche hell erleuchtet. Eilends sprang sie auf, kleidete sich an, warf das schwarze Regentuch über und lief in die Kirche, die sie gedrängt voller Menschen fand. Sie wollte ihren Platz einnehmen, aber der war schon besetzt und da auch die Mette bereits begonnen hatte,

wollte sie keine Störung verursachen und blieb neben ihrem Kirchenstuhl demüthig stehen. Der Gesang klang ihr aber gar seltsam und unheimlich, auch kamen ihr die Leute so fremd vor und so altväterisch gekleidet, sie meinte sie auch nie gesehen zu haben, bis auf Etliche, die aber sah sie mit Entsetzen an, denn es schienen ihr längst verstorbene Leute. Vor Angst und Beklemmung wagte sie kaum, noch einmal nach ihrem Platz im Kirchenstuhl hinzublicken. Da merkte sie, daß die Frau, die ihn eingenommen hatte, ihr winkte. Als sie aber hinsah, war es ihre Pathe, die sie aus der Taufe gehoben hatte. Die flüsterte ihr zu: Lieschen, wie kommst du hieher? du hast dich gewiß verirrt: mach geschwind, daß du hinaus kommst, sonst bist du ein Kind des Todes. Da säumte sich das Lieschen nicht lange, als brennt' es ihr unter den Füßen, drängte sie sich durch die Menge und kam glücklich vor die Kirchenthür. Aber die schlug heftig hinter ihr zu und faßte den Zipfel ihres Regentuchs, daß sie es vergebens los zu machen suchte, zuletzt ließ sie es im Stich und lief wie ein gescheuchtes Reh ihrem Hause zu, wo sie froh war, sich tief in Decken und Kissen zu vergraben. Als ihr Mann, der Küster, am Morgen die Kirchenthür aufschloß, fand er das Regentuch vor seinen Füßen liegen, hob es auf und brachte es heim zu seiner Frau, die es als das ihrige erkannte und ihr schauerliches Erlebniß erzählte.

IV. Das Bonner Wahrzeichen.

Das jetzt längst verschwundene Bonner Wahrzeichen befand sich auf dem heutigen Römerplatz der abgerissenen Remigiuskirche gegenüber und bestand in einem steinernen Bilde, das auf folgende Begebenheit anspielte. Der heimliche Freier eines schönen und wohlhabenden Mädchens hatte es mit seinen Bewerbungen endlich dahin gebracht, daß sie seine Wünsche zu erhören versprach. Um Mitternacht, so war es abgeredet, wollte sie aus ihrem Schlafgemach einen Korb an einem Seil herunterlassen, der glückliche Schäfer sollte sich hineinsetzen und so von der Geliebten zu ihr hinaufgezogen werden. Zur verabredeten Stunde ward der Korb auch wirklich herabgelassen und der arglose Liebhaber säumte nicht hineinzuspringen. Alsbald ward der Korb emporgezogen; als er aber an den ersten Stockwerken vorübergeschwebt war, hielt die Himmelfahrt plötzlich inne, das Fenster schloß sich und der Unglückliche, der sich ein warmes Bett versprochen hatte, sah sich der kalten Nachtluft und am andern Morgen dem Hohngelächter der gaffenden Menge Preis gegeben. Weiter reicht unseres Wissens die hiesige auch sonst häufig vorkommende Ortssage nicht; ein niederrheinisches Puppenspiel, das wir vor Jahren gesehen haben, fügte aber, indem es denselben Stoff behandelte, einen eigenthümlichen Zug hinzu, der vielleicht aus der alten Sage geschöpft war und sich weder in dem deutschen Volksliede von Heinrich

Konrade der Schreiber im Korb noch in dem französischen, niederländischen und englischen Volksbuch von dem Zauberer Virgilius wiedergefunden. Die Rolle des verspotteten Liebhabers war hier dem Hanneschen zugefallen, dem Kasperle der niederrheinischen Volksbühne. Als dieser aber die Nacht über im Korbe hieng, sah er den Vater der Marizebill, so hieß hier das Mädchen, mit einer Leuchte in den Garten schleichen, ein Loch in die Erde schaufeln und einen goldenen Schatz vergraben. Diesen Schatz holte das Henneschen in der folgenden Nacht und der Besitz desselben war ihm zum Besitz der Schönen behülflich, so daß das Stück doch zuletzt noch mit einer Hochzeit schloß.

Frau von Poggwisch.

1404.

Die Gräfin hörte sagen
Von grimmer Schlachtennoth:
Die Söhne sind erschlagen,
Sind alle achte todt.

„Sind alle acht erschlagen,
Sind alle achte todt,
Dem Himmel Dank zu sagen
Gebührt mir solcher Noth.

„Doch hat der Graf vergessen
Zu rächen ihren Tod,
So will ich mit ihm essen
Nicht wieder Salz und Brot.

„Drei schwere Schüsse trafen
Ihn mitten auf die Brust,
Und pflegt ihr nicht den Grafen,
So naht uns sein Verlust. —"

„Hat er den Tod gemieden,
So wird es nimmer wett,
Mein Lebenlang geschieden
Bin ich von seinem Bett.

„Ich fluche seinen Namen
Von Stund an immerfort;
Unselig sei sein Samen
So hier als künftig dort. —"

„Frau Gräfin, große Sünde
Spricht euer rother Mund,
Hört was ich euch verkünde:
Der Graf ist fährlich wund.

Ist er so schwer verwundet
Und hat er keine Schuld,
So hoff ich, er gesundet
In meiner Pfleg und Huld.

Und dankend will ich heben
Die Hände himmelan,
Daß er mir hat gegeben
Die Söhn und solchen Mann.

K. Simrock.

Das Gnadenbild zu Marienburg.

Ein schlichter Meister viel erprobt
Mit Meißel und mit Feile
Hat sich ein heilig Bild gelobt
Zu schaffen, nicht mit Eile,

Noch einmal schaut er seine Lust
Beim Strahl geweihter Kerzen,
Er fühlt, so vieler Huld Verlust,
Er kann ihn nicht verschmerzen.

Und händeringend kniet der Greis
Und weint und schluchzt und wimmert leis,
Daß er sein Bild soll lassen.

Als das nach manchem Jahr gelang
Wie er es wollte bilden,
Da blieb ihm wenig Monden lang
Das Bild der Himmlischmilden,
Lobpreisen muß es wer es schaut;
Der Meister ist daran ergraut
Und soll nun von ihm scheiden.

Ach morgen trägt man es hinaus
Dem gläubgen Volk zu zeigen,
Hinfort gehörts dem Gotteshaus
Und war so lang sein eigen.
Das weckt ihn auf um Mitternacht:
Er schleicht sich in die Werkstatt sacht
Zu bittrer Abschiedswonne.

Mit ganzem Fleiß, aus höchster Kraft,
Wie es nur Lieb und Andacht schafft,
Inbrünstige Verehrung.

Und wie die Thräne kommt gerannt
Die Wangen ihm zu baden,
Da winkt ihm freundlich mit der Hand
Die Mutter aller Gnaden
Und blickt den Alten freundlich an:
Ein Wink, ein Blick, schon ists gethan,
Froh wird des Greises Seele.

In Demuth beugt er ganz sich hin,
Die letzten Thränen quillen,
Doch Freude wohnt in Herz und Sinn,
Sich alle Wünsche stillen.
Sie finden ihn beim Morgenroth
Gestorben einen selgen Tod
Vor seinem Gnadenbilde.

K. Simrock.

Das arme Seelchen.

Ach Paul, mein armer Paul, so rief im Fegefeuer
Ein armes Seelchen oft, ach Paul, mein Vielgetreuer!

Und stieg der Engel Schar vom Himmel tröstend nieder,
Ach Paul, mein armer Paul, so scholls in ihre Lieder.

Ihr Sang, ihr süßer Trost wollt Alles nicht verfangen,
Da aus bewegter Brust um Paul die Seufzer klangen.

Theilnehmend hob zuletzt ein Engel an zu fragen:
Um Paul, den armen Paul, was will dein Seufzen sagen?

Sie sprach: Ich trüge gern die Qual um mein Verschulden,
Wenn Paul, der arme Paul nicht mit mir müßte dulden.

Um meinen frühen Tod wird ihn der Gram verzehren:
Dürft' ich ihm einmal nahn und seinem Jammer wehren!

Dürft' ich ihm einmal nahn und trocknen seine Thränen,
Ich wollt in dieser Qual mich nicht unselig wähnen.

Der heilge Engel sprach: Wenn wir dir das erlauben,
Es wird am Himmelsglück dir tausend Jahre rauben.

Da rief das Seelchen froh: Das will ich gern verschmerzen,
Darf ich ihn wiederschaun und ruhn an seinem Herzen.

Dem Seelchen löste da der Kette Haft der Engel
Und jubelnd flog es her ins Land der Erdenmängel.

Da fand es ſeinen Paul an ſchlimmer Mädchen Brüſten:
O wär es blind und taub! ſo koſten ſie und küßten.

Das Seelchen wandte ſich und flog mit ſtillem Weinen
Dem Fegefeuer zu: Da ließ es gern ſich peinen.

Doch trugs der Engel jetzt empor auf goldner Schwinge:
„Lieb Seelchen", flüſtert er, „ſei froh, ſei guter Dinge.

„Du haſt im Augenblick des Leides mehr erfahren
Als aller Höllen Qual in hunderttauſend Jahren.

„Dafür biſt du erlöſt, gehſt ein zu Himmelsthoren
Und Paul, der böſe Paul iſt ewiglich verloren."

K. Simrock.

Humoriſtiſches.

Von

Ludw. Kaliſch.

Schwefeläther.

Der menſchliche Erfindungsgeiſt fängt an, die ewigen Geſetze in Unordnung zu bringen. Wahrlich, die Natur wird bald aufhören müſſen natürlich zu ſein. Seit undenklichen Zeiten hat bekanntlich der Menſch immer Schmerzen empfunden, wenn man ihm irgend ein Glied vom Leibe trennte; jetzt aber hat ein praktiſcher Amerikaner eine Erfindung gemacht, welche auch bei der allerſchwierigſten und gefährlichſten Amputation keinen Schmerz mehr zuläßt. Man giebt nämlich dem zu Amputirenden etwas Schwefeläther zu ſchlucken, und während er in ſüße Betäubung verſunken, ſchneidet man ihm einige Arme oder Beine weg, ohne daß er auch nur die geringſte Unannehmlichkeit dadurch empfindet. Die Folgen, welche dieſe Erfindung nothwendig haben muß, ſind unberechenbar. Unſere humane Zeit, welche die Kälber in Portechaiſen zur Schlachtbank trägt, wird künftig bei Hinrichtungen gewiß den Schwefeläther anwenden; und der Delinquent wird in paradieſiſchen Genüſſen ſchwelgen, während er ein wenig geköpft oder gerädert wird. Man wird den Verurtheilten den Weg vom Zeitlichen zum Ewigen ſchmerzlos durch den Aether zurücklegen laſſen. Der Krieg aber wird einen großen Theil ſeiner Furchtbarkeit verlieren, ſo daß unſere jetzigen Krieger, die den dreißigjährigen Frieden mitgemacht, ohne ſonderlichen Schrecken werden in die Bataille ziehen können, wenn man nur vorſichtig genug iſt, die Fouragewagen mit Schwefeläther vollauf zu verſehen. Und was wird erſt aus der Chirurgie werden? Wird nicht die Kunſt eines

Dieffenbach, eines Chelius, bald Gemeingut Aller sein? Es wird kaum mehr Kunst oder Muth dazu gehören, Hand und Fuß vom Gelenke als ein Stück von einem Schweizerkäse zu trennen. Jeder Mensch wird künftig außer seinem Privatgeschäft auch noch die Feldscheererei betreiben. Man wird sich gegenseitig zergliedern können, ohne sich wehe zu thun; man wird ohne sonderliche Courage sogar ein Mucius Scävola oder ein Regulus werden können; das politische oder religiöse Märtyrerthum wird nicht mehr mit so viel Angst und Noth verbunden sein.

Baumwolle.

Die Baumwolle fängt an fürchterlich zu werden! Die Baumwolle, die der hosenherzigste Philister um den Finger wickeln kann, jagt schon Schrecken ein. Schon macht sie dem Schießpulver den Rang streitig; schon leben Beide in Prozeß und schon wird sie gehaßt, weil sie gefürchtet wird. Wer hätte das vor einem Jahre gedacht! Ja, die Baumwolle ist fürchterlich geworden, und um so fürchterlicher, da sie ihre äußere Gestalt nicht geändert und man es ihr durchaus nicht ansieht, ob sie von zarten Frauenhänden zu unschuldigen Strümpfen verstrickt, oder von unerschrockenen Männern zum wilden Morde bereitet wird. Die Baumwolle hat ihr sanftmüthiges Aeußere behalten, aber sie hat ihr Naturel geändert. Sie sieht furchtsam aus und ist furchtbar. Wer wird noch beim Anblick der geschmeidigen Baumwolle unterscheiden können, zu welcher Partei sie gehöre, zur furchtbaren, oder zur furchtsamen? Wer wird künftig wissen können, ob er sich lächerlich macht, wenn er sie fürchtet, ob er dem Tode entgegengeht, wenn er sie verachtet? Der Löwe verliert an Achtung, wenn in dessen Haut das Schaf umherwandelt; sobald man aber weiß, daß sich der Löwe sehr oft im Schaffelle zeigt, wird das Schaf fast noch fürchterlicher als der Löwe. Wahrlich, bald wird man sich viel mehr vor einem Baumwollenmagazin als vor einer Pulverkammer fürchten. Die Tollkühnheit wird sich so oft den Tod holen, daß sie aus Liebe zum Leben sich am Ende der Furcht zugesellen wird. Die gedrückten, weichherzigen, verachteten Völker aber werden der Baumwolle gleichen. Viele Völker werden mit der unsichtbaren fürchterlichen Säure getränkt sein und bei herber Berührung sich so oft entzünden, daß man selbst die übrigen, ungesäuerten, die nur Schlafmützen liefern, wird fürchten müssen. Die Baumwolle ist fürchterlich geworden; ihr Tollkühnen, hütet euch vor der Baumwolle.

Ein Lehrgedicht.

(In nothgedrungenen Verſen.)

I.

Fürwahr, der Gimpel iſt und bleibt ein dummer Vogel;
Schau öfter in dein Inneres, als in den Spogel!

Mit Dummheit läßt es ſich gar übel heuſen;
Geiſtloſe Schriften ſollſt du niemals leuſen!

In's Unglück rennt, wer nachgiebt ſeinen Launen;
An Eigenſinn ſollſt du dich nie gewauhnen!

Wer Andern zu viel traut, wird oft ſich täuſchen;
Auf deines Herzens Stimme ſollſt du ewig läuſchen!

Nach oben ſtrebe nur und nicht nach unten;
Und fliehe bösgewillte Rezenſunten!

Blick nicht auf Speiſ' und Trank mit gieren Augen;
Der Geiſt verlangt mehr Nahrung, als der Maugen.

Auf's Antlitz nicht, in's Herz nur ſollſt du ſchauen;
Dann wird es immerdar dir wohlergauhen!

II.

Der Weg zur Beſſerung iſt Niemanden verrammelt;
Verdammt iſt nur, wer And're ſtets verdammelt.

Die wahre Treue lebt im Bund mit rauhen Zotteln;
Des armen Biedermannes ſollſt du niemals ſpotteln!

Für Weiber ſollſt du nicht dein gutes Geld verzetteln;
Und traue nie den Blicken der Koketteln!

Den Trägen hungert's ſelbſt bei vollen Schüſſeln;
Sei feſt und wanke nie in den Entſchlüſſeln!

Wo Tyrannei regiert, da hört man Ketten raſſeln;
Ein wahrer Mann wird ſtets die Feigen haſſeln.

Es ſtrömt Geſchwätzigkeit vom Schnabel dummer Ayeln;
Sei klug und ſchweige du, ſtatt dumm zu ſchwayeln!

Der Schlecker wird beherrſcht, wo leckre Speiſen prayeln;
Den Gaumenlüſten ſollſt du mannhaft treyeln!

Der Weisheit Lehren ſollſt du ſtets beherzigen;
Dann wird auch ſpäte Reihe dich nicht ſchmerzigen!

Blicke aus der Korbmacher-Perspektive.

Von H. H. Klemm.

Die Körbe sind im Allgemeinen nicht gerade sehr begehrt und doch pflegt sehr oft, wer einen Korb bekommen hat, ihn so sorgfältig zu verbergen, daß man meinen sollte, er verwahre ein kostbares Kleinod. Es gilt dieß ganz besonders von jener Gattung von Körben, die dem Mann in den zartesten und bedenklichsten Momenten seines Daseins eröffnet werden; von Körben, die man regelrecht in verdiente und unverdiente, ausdrückliche und stillschweigende, offene und verdeckte, geistvolle und geistlose klassifiziren könnte, wenn mit Klassen hier überhaupt etwas erreicht wäre. Allein darauf kommt nichts an. Ein Korb vierter Klasse würde genau eben so viel leisten und bedeuten, als ein Korb erster Klasse — hier sind eben beide nur verschiedene Arabesken für das eine Wörtlein: Nein.

Warum man nun aber gerade ein derartiges Nein, welches einem Liebenden die Thüre des Himmelreichs vor der Nase zuwirft, mit dem höchst eigenthümlichen Namen eines Korbes bezeichnet? dieß zu erklären ist eine Aufgabe, die bisher eine würdige Lösung noch nicht gefunden hat. Auch wir vermögen nur einen romantischen, aber keinen klassischen Erklärungsversuch zu machen, da die Schönheit der Form, welche im klassischen Alterthum herrschte, nimmermehr mit dem Korbe und seinem gepreßten Inhalte harmoniren und denselben erklären helfen kann.

Unserer Meinung nach schreibt sich jene Redensart lediglich aus der Zeit der Gestaltung der modernen Verhältnisse her, die den Korb zum eigenthümlichen Wahrzeichen aller besonders hervortretenden Lebensverhältnisse gebildet haben; und er scheint daher auch in jenen Augenblicken, die durch die getäuschten Erwartungen eines unklaren Gefühls oder einer unklugen Spekulation getrübt sind, wie ein Elementargeist citirt zu werden, der auch überall hingezogen wird, wo es gährt und toset. — In der That es ist bemerkenswerth, wie heutzutage die Körbe auf gleicher Stufe mit den Thränen stehen; Niemand bleibt frei davon.

Schon nahe bei der Wiege des angehenden Sterblichen steht der Gevatterkorb, und die ihm entnommenen Blumen duften an der Brust der Frau Pathe, und helfen über den Täufling einen sanften Schlummer verbreiten. Und er ahnt es nicht, daß er die kleine Hauptperson bei einem großen, deutschen Familienfeste ist, wobei sich die Erwachsenen nach Kräften gütlich thun und an ihn nicht denken und ihm nicht danken. — Es sind die Blumen des Gevatterkorbes, die den Täufling mit über den ersten Undank hinweghelfen und die dahin wirken, daß er nicht gleich beim Eintritt in Staat und Kirche Erfahrungen mache, die ihn leicht zur Umkehr bestimmen könnten.

Hat die Natur gütig über die Hülflosigkeit des ersten Lebensjahres hinweggeholfen, so werden von Tausend Erdenbürgern wenigstens

fünfhundert in den Laufkorb gesteckt, damit sie so allmählig als möglich auf eignen Füßen stehen lernen und nicht durch selbst erlebte Fälle klug werden; damit sie mit einem beschränkten Spielraum zufrieden sind und nie an das Davonlaufen denken. Diese Zeit des sogenannten Laufenlernens ist also eigentlich mehr eine Zeit des in Abhängigkeit Stehen-Lernens und diese Geschicklichkeit, die dem jungen Weltbürger in den Jahren, wo alle Eindrücke am tiefsten gehen beigebracht werden muß, pflegt ihn dann sein ganzes Leben hindurch von der Verantwortung eigner Gedanken frei und also in einem vollkommen unverantwortlichen Zustande zu erhalten. — Sind diese ersten Lehrstunden vorüber, dann erscheint die Zeit der ungebundenen Kindheit. Der Bienenkorb des Erziehungsinstitutes oder der Schule nimmt den flüchtigen Schwarm in sich auf und aus der Süßigkeit des Daseins, welche er überall am Wege begierig einschlürft, wird neben wenigen Körnlein des Honigs reiner Erkenntniß, ansehnliches Wachs präparirt — zu Charakter-Masken für die spätern Jahre. Nach und nach fängt die Jugend an zu schwärmen und in diesem Zustande verläßt sie den Bienenkorb um auf dem tiefbewegten Meere des Gefühls und der Leidenschaft ein unbekanntes Ziel zu suchen, nach welchem sie eine dunkle, unbestimmte Ahnung hinzieht. Hier sitzt die Jugend im Maskorb und blickt sehnend und erwartend nur immer weit in die Ferne und nach dem Aufgang von wo sie Licht und Leben hervorbrechen sieht und sie merkt es kaum, wie indeß die flüchtigen Stunden vorüberziehen und wie sie mit schneller Hand den leichten Schaum von den Wellen schöpfen, welche das Leben schlägt. Endlich, wenn die Jugend schon ungeduldig zu werden beginnt, zeigt sich das ersehnte Land und tritt allmählig bestimmter aus dem Nebel hervor. Jetzt will die Jugend ihren Einzug in das Paradies halten — da springt ihr eine steile, sehr klippenreiche Küste entgegen und die Jugend muß sich überzeugen, daß es vorerst noch an einem Landungsplatze fehlt. Keine glänzenden Empfangsfeierlichkeiten, kein rauschendes Entgegenkommen warmer Freude, wie sie die jugendliche Phantasie erwartungsvoll sich bildet. — Nun wird das Leben ernsthaft, der Muth verraucht, getäuschte Erwartungen helfen an mäßige Ansprüche gewöhnen und der Sterbliche dankt es am Ende nach mühseligem und langem Umfahren der Küste seinem Schicksale, wenn er eine kleine stille Bucht findet, wo er landen kann. Er betritt das Land, das lange ersehnte, das endlich aufgeschlossene. Aber statt des Glanzes einer Zauberwelt und der Ruhe eines Sonntagsmorgens die er erwartet hatte, findet er nur mühselige steinige Wege, auf denen ein wildes Drängen und Treiben ihn hin und her wirft und von den sehr sparsam angebrachten Ruheplätzen immer wieder aufscheucht. Da überkommt den ruhelosen Wanderer eine unbesiegbare Entrüstung; er fängt an zu schelten und zu verweigern, zu tadeln und zu trotzen; und er will rechts und links von der breiten Straße abweichen und seinen eignen Weg gehn. Da erscheinen die Diener der öffentlichen Sicherheit, erklären ihm daß er

im Staate sei und daß jedes Abweichen von der allgemeinen Heerstraße auf verbotene Wege führe und hängen, um Weiterungen zu vermeiden, dem raisonirenden Menschenkinde den Maulkorb um. Nun geht die Periode des Vernunftannehmens und Zahmwerdens an. Der Staatsbürger wendet sich zu praktischen Zwecken; er sorgt für sich, vertraut seinen Erziehern und huldigt dem Zeitgeiste. Er läßt sich in Bürger- und Bevölkerungslisten einschreiben und bekommt Hochachtung vor den Schreibern von denen er nun endlich merkt, daß sie zwar nicht bei der Welterschaffung, wohl aber bei der Weltregierung wesentlich betheiligt sind. Er begreift, daß man doch wirklich das ganz außerordentlich sicher hat, „was man schwarz auf weiß besitzt" und mit lobenswerthem Eifer fängt er selbst an zu schreiben und schreibt ab und zu, auf und an, für und wider und siehe es ist der Papierkorb für den er arbeitet und in den er sich nach und nach so vergräbt, daß aus den vielen Blättern und Blättchen nur noch der Zopf herausguckt. Jetzt endlich fängt der Mensch an in den Lebensabschnitt des ruhigen Erwerbes zu treten. Der Geschäftsgang d. h. der Papierkorb hat ihn in seiner Mitte, den Ausweg kann er vor Papieren nicht finden und so beginnt er zu summiren und die Schlüsse zu ziehen aus dem was er geschrieben hat und was er hätte schreiben können und was er nicht hat schreiben dürfen. Und er freut sich zu finden, daß er doch etwas vor sich gebracht hat auf dieser Welt und daß dereinst seine Erben „etwas finden" werden und daß er vor Stürmen die etwa kommen könnten, ruhig geschützt im Korbe sitzt und daß er Gott sei Dank, trotz dieser sitzenden Lebensart so guten Appetit hat. Von nun an ist es der Brodkorb der dem Sterblichen überlassen bleibt, der ihm nur dann höher gehangen wird, wenn er einen unbesonnenen Rückfall seiner Jugendideen bekommt und zu dessen Fällung er Alles — ja sich selbst verwendet. — Leider aber ist auch hier auf einen nachhaltigen Zustand nicht zu rechnen; das Alter, jener unverwüstliche Todfeind des Menschengeschlechts macht uns allmählig selbst untreu; es verändert den Blick, entführt die Kraft und löst uns so nach und nach auch von dem los, woran wir uns für ewig festgeklammert zu haben meinten, bis wir uns am Ende gestehen müssen, das ganze Leben sei weiter nichts als ein Tragkorb gewesen, den uns das Schicksal aufgebunden und in den es launisch untereinander Sterne und Blumen und bunte Bänder und Glasperlen geworfen. —

So ist es der Korb, welcher den Sterblichen bei Eintritt aller bedeutenden Lebensabschnitte gereicht wird und warum sollte man ihn nicht auch in Anwendung bringen, da, wo Jemand den Schmerz einer getäuschten Erwartung in der Liebe erfahren und dabei einen Irrthum seines Herzens büßen muß? — Dieß ist auch ein Lebensabschnitt voll Bedeutung — denn er schneidet das Lebensglück ab.

Es ist gewiß eine Idee voll tiefer Wahrheit, die man öfter verwirklichen sollte, wenn Einzelne anordnen, daß auch noch der Sarg ihnen von Weiden geflochten werde — als der letzte Korb der ihnen zu Theil wird.

Die Ahnung.

Nach einer wahren Begebenheit.

Von

Fr. Gerstäcker.

Draußen über die Haide tobte und wetterte der Sturm, heulte durch die blattlosen Baumwipfel der Eichen, und zischte und flüsterte in den dichten Nadeln des benachbarten Schwarzholzes. Der Mond war hinter schweren Wolken verschwunden, trüb und düster lag die Nacht auf der Erde und der Orkan, der sich von den Geistern der Luft die tollen Weisen aufspielen ließ, raste mit der Windsbraut über den weiten Plan, durch Bergesschlucht und einsames Thal, und über die starren, drohenden Felsenkämme der trotzig ihm die Stirn bietenden Gebirgsrücken hin.

So, draußen im Freien — aber fast noch tolleres Spiel trieb er um die Wohnungen der schüchtern zusammengedrängten Menschen. Hui! — wie das um die Giebel pfiff und spluttete, wie die Windfahne auf dem alten Pasterhause kreischte und knarrte, daß selbst der hoch und altergrau daneben aufstarrende Schornstein den Lärmen endlich satt bekam, und bald links in den dunkeln Hof, bald rechts in den feuchten Garten hinunter sah, als ob er nur noch nicht recht wisse, in welchen von beiden er zuerst kopfüber hinein springen solle. Wie's an den alten morschen Fensterrahmen riß und klapperte, und seine Kraft an den breitästigen Birn- und Aepfelbäumen versuchte, die schon so lange Jahre dem Sturme getrotzt und sich jetzt, bei den erneuten Angriffen, nur noch immer fester und hartnäckiger mit den weitgespreizten Wurzeln in die Erde hineinklammerten.

Viele viele Stunden lang trieb er's so, und vergebens hatten die wetterschwangeren Wolken schon oft versucht, sich in einzelnen Fluthengüssen zu erleichtern, wie es wohl ein bedrängtes Schiff thut, das seinen Ballast über Bord wirft, um die leewärts drohende Küste zu verlassen; der wachsende Orkan schleuderte ihnen stets neue wasserschwere Nebelberge entgegen, und jagte die zürnenden wild und toll durch einander in entsetzlicher Fröhlichkeit.

Bei solchem Wetter, wo die Natur in ihrer ganzen großartigen Furchtbarkeit ersteht, drängen sich die armen schwachen Menschen-

kinder am liebsten in freundlicher Traulichkeit zusammen, und von sicheren Wänden geschützt, unter Dach und Fach, dem brausenden Nord wie dem kalten Regen entzogen, lauschen sie nur manchmal in ängstlicher Stille zum Fenster hinüber, wenn der Sturm einen neuen Akord in seine dröhnende Aeolsharfe greift, und das feste Gebäude vielleicht vor dem markdurchschauernden Ton bis in seine innerste Tiefe hinein erbeben macht.

So still und traulich war's auch im kleinen behaglichen Studirzimmerchen des wackern Pastor Barrenkamp, der mit seiner Frau, dem Schulmeister einem Universitätsfreund des Pastors, und dem Rittergutsverwalter, einem alten wettergebräunten Oekonomen, um den schweren eichenen Tisch saß und bei einer guten Tasse Warmbier das Unwetter draußen so wenig als möglich zu beachten schien. Nur manchmal, wenn der Wind die Backen ein bischen gar zu voll genommen und irgend ein krachender Stamm des dicht an den Garten grenzenden Waldes seine gewaltige Kraft verrieth, stand Barrenkamp wohl auf, ging an's Fenster, schob den Vorhang zurück, nahm die Pfeife einen Augenblick aus dem Munde, und schaute, das schwarze Sammetkäppchen fest an die kalte behauchte Scheibe gedrückt, in die rabenfinstere Nacht hinaus.

Es war während einer solchen Pause, denn das Gespräch stockte in dem Fall gewöhnlich auf einige Minuten und die kleine Gesellschaft horchte ebenfalls nach dem Kampf der aufgeregten Elemente hinüber, als der Verwalter langsam seine ausgetrunkene Tasse niedersetzte und mit leiser, fast ängstlicher Stimme sagte:

„Sie haben ganz recht gethan, Frau Pastorin, daß Sie sich heute einmal ausnahmsweise in des Herrn Pastors warmgelegenes Studirstübchen geflüchtet; da drüben in der großen Eckstube muß bei solchem Sturme ein keineswegs freundlicher Aufenthalt sein — draußen freilich ist's noch schlimmer; der Wind pfeift sich ordentlich sein Stückchen und es kommt Einem wahrhaftig manchmal sogar vor, als ob man einzelne Worte und Redensarten verstände — möchte heute nicht über den Kirchhof gehen."

„Nicht über den Kirchhof?" wiederholte, sich lächelnd nach ihm umwendend, der Pastor, „Sie fürchten sich doch nicht etwa, Verwalterchen? ei, ei, ein Mann in Ihren Jahren —"

„Mein bester Herr Pastor," meinte der Verwalter und rückte auf seinem Stuhle hin und her, „von fürchten kann bei mir wohl keine Rede sein, ich bin kein böser Mensch und — glaube nicht an Gespenster, wovor sollte ich mich also fürchten, aber —"

„Aber" lachte die Hausfrau und schaute mit einem schelmischen Blicke zu ihm auf, — „aber? der Herr Verwalter lassen sich noch eine Hinterthür offen."

„Ei, ich meinte nur was das Kirchhofgehen betraf," erwiederte gutmüthig der alte Mann — „ich weiß ebensowohl wie jeder Andere, daß die Todten sanft da unten, unter ihrer warmen Decke ruhen

und Nachts nicht wieder herauf kommen werden, um sich auf die kalten Hügel zu setzen und hinter den weißen Steinen Versteckens zu spielen, aber ich vermeide auch gern jede unnütze Aufregung, die mir nachher immer nur Kopfschmerz und Unwohlsein verursacht. — Es hat etwas Unbehagliches für mich, mir in dem schwachen Dämmerlicht aus wehenden Trauerweiden und Büschen, die bleiche Steine halb überdecken, Gestalten mit weißen Gewändern und ringenden Händen herauszufinden, und ich mag mich nicht in einem fort umsehen, weil ich jeden Augenblick darauf schwören wollte, es käme Jemand hinter mir drein. Ebenso ungern, und aus eben dem Grunde, sitze ich Abends allein in einem Zimmer und mit dem Rücken einer Thüre zugedreht, die halb offen oder angelehnt ist. Ich weiß dabei recht gut, daß sich Niemand im andern Zimmer befindet, also auch Niemand von da zu mir herein kann, und dennoch läßt es mir, wunderlicher Weise, keine Ruhe; ich muß mich entweder herumsetzen, oder die Thüre schließen."

„Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft, und die gaukelt Ihnen da allerlei seltsame Dinge vor," fiel hier die Pastorin ein, „Sie denken sich in dem Augenblick vielleicht etwas recht Entsetzliches oder Graußliches, und das stört, wenn es auch nicht wirklich eintreffen kann, doch für kurze Zeit Ihre sonstige Ruhe."

„Ih nun, mit der Einbildungskraft dürfen wir am Ende so etwas nicht einmal alleine entschuldigen," meinte kopfschüttelnd der Schulmeister, „Einbildungskraft schreiben wir doch sonst schon einem ausgebildeteren Geiste zu und dasselbe Gefühl, das Ihnen der Herr Verwalter vorhin geschildert, finden Sie nicht selten bei dem geringsten Dreschcr, der sein Hirn den ganzen Tag über mit nichts weniger martert, als mit Gedanken und Ideen. Ich habe mir nach meiner schlichten Weise die Sache immer so versucht auszulegen: etwas Uebernatürliches gibt's doch, das können und dürfen wir nicht leugnen, wo das nun — uns versteht sich unbewußt, weil unsere Sinne zu grob und rauh sind, es zu verstehen und zu erkennen — in unsere Nähe kommt, da läuft uns, wir wissen selbst nicht weshalb, eine sogenannte Gänsehaut über den ganzen Leib. Daher kommt auch wahrscheinlich die Sage von den Ahnungen, denn was ich meine, ist eben nichts weiter als eine Ahnung überirdischer Kräfte."

„Die wir auch um Gotteswillen nicht ableugnen wollen," sagte die Pastorin und wurde auf einmal ganz still und ernst, „ich dächte wir hätten davon ein Beispiel in unsrer eignen Familie."

„In Ihrer eignen Familie?" frug der Verwalter rasch.

„Meine Frau bildet sich's wenigstens ein," meinte der Pastor kopfschüttelnd; „die Sache klingt freilich ganz abenteuerlich, hat aber sicher eine sehr natürliche Lösung."

„Die aber bis jetzt noch kein Mensch gefunden hat," flüsterte die Frau; „es ist meiner eignen Mutter wiederfahren, und ich habe es nicht allein aus ihrem Munde, sondern auch die Bestatigung, wenn

es deren überhaupt bedurft hätte, oft von meiner Tante gehört, die als Kind dabei gewesen war, und sich der einzelnen Umstände noch recht gut erinnerte."

„Und wären Sie wohl so freundlich, uns die Geschichte mitzutheilen?" frug der Verwalter und rückte seinen Stuhl etwas näher zum Tisch; „es wäre möglich, daß ich durch etwas Aehnliches die Existenz solcher Ahnungen ebenfalls zu bekräftigen vermöchte."

„Die Sache ist einfach genug," erzählte die Pastorin; „wir waren unser drei Geschwister, ich, ein älterer Bruder und noch eine jüngere Schwester, und die Großmutter vor etwa acht Wochen gestorben, als meine Mutter, die sich allerdings damals noch in einem sehr aufgeregten Zustande befand, träumte, sie schaute am hellen Nachmittag aus dem Fenster. Da ging die Hofthür auf und herein kam, in demselben Kleide wie sie im Sarg gelegen, ihre Mutter, schritt langsam durch den ganzen Hof und stieg dann die Leiter hinauf, die zu dem Heuboden führte.

„Wie man nun so im Traume ist, so scheint auch meine Mutter gar nichts Außererdentliches in dem Wiederkommen der Todten gesehen zu haben, nur daß diese, was sie im Leben nie gethan, auf den Heuboden stieg, fiel ihr auf. Trotzdem sprach sie kein Wort und die Mutter kam denn auch bald wieder zurück und hatte ein Heubündel unter dem Arm. Damit stieg sie die halbe Leiter hinunter, blieb plötzlich stehen, drehte dann wieder um und holte sich noch ein zweites.

„Ei um Gott, Mutter," rief die Träumende da, und streckte die Arme nach ihr aus, „ist denn das eine nicht genug?

„Ja," sagte die Todte und stieg langsam nieder, „ich bringe Dir das andere wieder zurück" — und aus der Hofthür verschwand sie, wie sie gekommen.

„Mein damals etwa vierzehnjähriger Bruder war ein ausgezeichneter Harfenspieler, und übte sich besonders in jener Zeit Tag und Nacht; um es zu noch immer größerer Fertigkeit zu bringen, hatte er sich aber wohl darin übernommen, oder lag der Keim der Krankheit schon in ihm, kurz, wenige Tage nach diesem Traume wurde er, sonst ein kräftiger, gesunder Knabe, krank, und sah sich bald durch das bösartigste Nervenfieber auf sein Lager geworfen. Fünf Tage später legte ich mich ebenfalls mit demselben Uebel, mein Bruder aber starb am neunten Tage, und in dem Augenblicke, wo er im Todeszucken lag, rissen plötzlich alle Saiten seiner Harfe. — Mich brachte die Großmutter wieder — ich genas nach kurzer Zeit."

„Die Harfe hat hinter dem Ofen gestanden," brach der Pastor rasch eine feierliche Pause, „das Gestell kann sich gezogen haben und da mußten wohl die Saiten mit einem Male springen."

„Die Erklärung mag wohl ganz gut und natürlich klingen," sagte der Schulmeister endlich, „ich sehe aber wirklich nicht ein, weshalb wir uns Alles natürlich erklären müssen — Du lieber Gott, unser Aller Leben ist so arm, so entsetzlich arm an jeder Poesie, daß

ich denken sollte, es hätte sogar etwas Wohlthuendes, einmal einen Gegenstand zu finden, den man nicht recht begreifen kann. Ich weiß mich noch recht gut daran zu erinnern, wie ich als Kind fest und heilig glaubte, der Storch bringe die Kleinen, und das Christkindchen die schönen Sachen zu Weihnachten; wie ich mich vor dem Knecht Ruprecht fürchtete und die heiligen drei Könige ehrfurchtsvoll anstaunte — und einmal im Theater — der Abend wird mir unvergeßlich bleiben, da sah ich ein Stück, das hieß die Kreuzfahrer, und etwas derartiges war mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Ich weinte und lachte den ganzen Abend und träumte ein volles Jahr von weiter nichts, als tapfern edeln Rittern, braven Türken, unglücklichen Türkenmädchen und bösen Aebtissinnen. Das Stück übte auch merkwürdiger Weise einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf mein künftiges Leben aus; ich schwärmte für die altadeligen Geschlechter der tapfern Ritter und bekam einen ordentlichen Haß auf die katholische Religion, die den Mißbrauch der Klöster dulden konnte.

„Jetzt ist das ganz, ganz anders geworden — ich halte die Störche für sehr gewöhnliche Zugvögel, die von Fröschen und anderem Zeug leben, und sich keineswegs mit Kindertransport beschäftigen — den sogenannten heiligen Christ habe ich diverse Male selbst machen müssen, und deshalb gegründete Ursache an seiner Heiligkeit zu zweifeln; ebenso den Knecht Ruprecht, wobei ich gleichzeitig und höchst trauriger Weise allen Respekt selbst vor den heiligen drei Königen verloren; und was das Theater anbetrifft, so gaben sie, als ich im vorigen Jahre zum letzten Male in Hamburg war, dort zufällig dasselbe Stück und die Erinnerung an meine Kindheit trieb mich hinein. — Ich wollte, ich wäre nicht gegangen, denn als ich wieder heraus kam, — und ich sollte mich eigentlich schämen es zu gestehen — habe ich großer erwachsener Kerl geweint, bittere, große Thränen geweint, und weshalb? weil ich durch meine Neugierde ein kleines Heiligthum muthwillig gestört hatte, das mein Herz seit seiner Jugendzeit in seiner innersten Zelle still und heilig genährt — weil ich das muthwillig und mit roher Hand jetzt von mir gerissen sah was mich so viele, viele Stunden mit froher geheimnißvoller Lust erfüllt. Die hohen schattigen Palmen, die mir bis dahin noch immer vorgeschwebt, schrumpften zu Pappdeckeln mit hölzernen Stützen zusammen, — jener Zweikampf, an den ich oft mit stillem Schauder zurückgedacht, wurde zu einem gewöhnlichen Hämmern auf Blechschilde, — der alte ehrwürdige Emir — in der einen Scene fiel ihm der Bart ab, und das ganze Publikum lachte, während mir die Thränen in die Augen traten — die fürchterliche Aebtissin — war die Frau meines freundlichen Wirths, eine treffliche brave Seele, die sich noch an demselben Nachmittag erst so theilnehmend erkundigt hatte, wie es all' den Meinigen zu Hause ging — die Frau konnte unmöglich ein Bösewicht sein; und nun erst die Knappen und Ritter, die früher einen

[illegible] Eindruck auf mich gemacht, — wie hölzern sie dastanden und wie ungelenk — ach, mein schöner Jugendtraum, wie bös, wie häßlich war der zerstört worden, und wie viel besser wäre es gewesen, wenn ich keine natürliche Erklärung für all den süßen Zauber gefunden hätte!"

„Es läßt sich auch nicht Alles natürlich erklären," sagte der Verwalter ernst und stopfte sich dabei langsam den hohen Maserkopf mit dem vor ihm liegenden Tabak — „und wenn man's noch so gern erklären möchte und wollte. Ich selbst habe zum Beispiel etwas erlebt, was so wunderbar und märchenhaft klingt, daß ich es selten erzähle — es glaubt mir's Niemand, und es thut mir nachher weh, wenn etwas bespöttelt wird, das — heiliger Gott, wie das wieder rast und tobt, man sollte glauben, es schüttelte die alte Erde aus den Aren — das mir selbst so allgewaltig in's Leben gegriffen hat."

„Sie scheinen mich für einen total Ungläubigen zu halten, lieber Verwalter," sagte der Pastor freundlich, „darin thun Sie mir aber Unrecht — das vertrüge sich auch nicht einmal mit meiner Stellung, mit meiner Religion. Auch von Gott ward uns ja weiter nichts, als in sinnbildlichen Uebertragungen eine Ahnung seines Wesens, und was Anders als Ahnung einer höhern Welt ist es, wenn uns bei frommen, erhebenden Choralgesang die Seele in süßer unbegriffener Lust zusammenschauert. Ich glaube an Ahnungen, möchte sie aber nur von den gewöhnlichen Vorbedeutungen geschieden sehen."

„Vorbedeutungen — Ahnungen! —" sagte der Verwalter kopfschüttelnd, und hielt dabei den brennenden Fidibus auf die Pfeife, ohne jedoch den Blick zu erheben, der sich von da an fest und unbeweglich in die eine Zimmerecke heftete, „das sind am Ende nur immer verschiedene Worte für ein und dieselbe Bedeutung — doch zu meiner Erzählung, aus der sich Jeder seinen Schluß selber ziehen mag, denn ich selbst kann nichts weiter als die Thatsachen geben. Es war nach dem letzten Kriege; — mein Bruder Carl, ein tüchtiger, stattlicher Bursche, hatte sich auch anwerben und später nie wieder etwas von sich hören lassen. Bei Leipzig wollten sie ihn zuletzt gesehen haben; bis dahin dienten wenigstens Landsleute aus demselben Ort, in dem nämlichen Regiment mit ihm, und er ließ mich auch einmal in einem von den Briefen grüßen. Nachher blieb er verschollen und zehn Jahre, die ebenfalls verflossen, ohne daß ich die mindeste Nachricht erhielt, nahmen mir endlich den letzten Zweifel, daß er in jener blutigen Schlacht gefallen."

„Nach dieser Zeit, und als der Friede schon lange wieder seine segensreichen Früchte getragen, verwaltete ich in der Nähe von Grimma, eine kurze Strecke von Leipzig entfernt, ein Gut, schaffte im Juni meine Wolle in die Stadt, zum dort gehaltenen Markte, verkaufte sie, und schickte, weil ich noch bei Thräna einen Freund besuchen wollte, den Wagen von dort aus allein voraus. Dort kam das Gespräch, ich weiß jetzt selbst eigentlich nicht mehr recht wie, auf

die frühere Kriegszeit und auf unsere gefallenen Freunde und Brüder, wobei ich äußerte, wie schmerzlich es doch für die Hinterbliebenen sein müsse, nicht einmal zu wissen, wo die geliebten Todten begraben lägen und ob sie überhaupt ein ehrliches Soldatengrab bekommen hätten."

„Du lieber Gott," meinte hierauf mein Freund, der dortige Förster, „da ist wohl Mancher Wochen lang im lieben Walde liegen geblieben, oder, was noch schlimmer ist, mit der ganzen Masse in eine große Grube geworfen, und wie Viele wurden noch vorher von den Kosaken und — anderem Volk — geplündert und gemißhandelt — ich sage Dir, Bernhard, ich habe da schauerliche Dinge mit angesehen. Ich erinnere mich noch an einen armen Teufel, dem hatten sie drei Kugeln in die Brust geschossen und er lebte immer noch. Von den Unsern waren dabei Leute hinausgeschickt, die Gebliebenen aus dem Wege zu schaffen und in ein Loch zu werfen; die aber natürlich, bei denen sie noch Leben fanden, die legten sie bei Seite, bis sie fertig waren, und dann konnten sie gewöhnlich bei denen wieder von vorn anfangen. Der Verwundete nun, der unter einer Eiche lag, streckte die Hand nach mir aus und bat mich, ihm zu helfen — lieber Gott, was konnte ich für ihn thun — die Zunge klebte ihm schon am Gaumen und er brachte kein Wort mehr über die Lippen; selbst einen Trunk Wasser, den ich ihm reichte, vermochte er nicht mehr hinunterzuschlucken. Während ich ihn noch im Arme hielt, holte er seinen letzten Athemzug, und als ich ihm die Uniform aufriß, nach seiner Wunde zu sehen, fiel er, eine Leiche, zurück. Auf der bloßen Brust fand ich aber einen Ring, den ich zum Andenken mitnahm und den armen Teufel dafür draußen am Waldesrand, etwa eine Stunde von hier, und nicht weit von dort, wo jetzt der Fußpfad in die große Straße einläuft, warm und weich in die Erde bettete."

„So lautete seine Erzählung, und er wollte mir den Ring, noch ehe ich fortging, zeigen, bald nachher kamen wir aber auf ein anderes Gespräch und vergaßen ihn. Gegen Abend endlich — denn ich hatte nun noch volle drei Stunden zu marschiren und der Mond ging etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang auf — nahm ich Abschied von meinem Freunde und machte mich, nachdem er mir einen nähern Pfad durchs Holz gezeigt, auf den Heimweg."

„Die Sonne sank eben hinter den Wipfeln nieder, als ich ausmarschirte, und im Walde dämmerte es schon; meinen Pfad konnte ich aber nichtsdestoweniger deutlich genug erkennen, und schritt rüstig darauf vorwärts, bis ich von fern das hellere Licht des offenen Feldes durch die Bäume schimmern sah; — bald darauf erreichte ich die äußerste Grenze des Waldes und vor mir, vielleicht noch eine Viertelstunde entfernt, lief die Chaussee, die sich ganz genau an den Pappeln unterscheiden ließ. Ich überflog die ausgedehnte Fläche mit meinem Blick, um nach den nächsten Thürmen genau die Stelle

bestimmen zu können, wo ich mich eigentlich befand, als ich in gar nicht großer Entfernung und mitten auf einer kleinen feuchten Wiese einen einzelnen Menschen, und als ich näher hinsah, einen Soldaten erkannte, der hier allem Anschein nach und mit dem Gewehr im Arme, Schildwache stand."

„Was um des Himmels willen," dachte ich so bei mir selber, „macht nur der einzelne Posten hier, mitten auf dem Felde — die Früchte sind doch noch nicht reif, und der Klee — hm, das muß ein Forstschutz sein, — hat sich aber einen sonderbaren Platz dazu gewählt."

„Der Mann stand still und regungslos und ich blieb ebenfalls einen Augenblick stehen und schaute nach ihm hinüber — er rührte sich nicht, und die Uniform fiel mir jetzt auf, die er trug. So viel ich in der immer zunehmenden Dämmerung erkennen konnte, gehörte sie keineswegs nach Sachsen, war auf jeden Fall von der sehr verschieden, die ich sonst zum Forstschutz verwendet gesehen, und der Tschacko — ein Schauer lief mir unwillkürlich über den Leib, als ich zu dem Gesicht des Posten aufschaute — der Tschacko saß in der richtigen Entfernung zu dem Kopf, aber der Kopf? — das matte Licht mußte mich jedenfalls täuschen, denn gerade wo ich stand, konnte ich deutlich durch die Stelle durch, wo doch sein Gesicht hätte sein müssen, das dahinter durchschimmernde Grün der Wiese erkennen."

„Lächerlich," murmelte ich, aber leise vor mich hin, — „daher entstehen so viele Geister- und Gespenstergeschichten, daß uns irgend ein ungewisser Lichtschein oder eine Brechung der Strahlen, ja vielleicht der aufsteigende feuchte Dunst der Erde, wunderliche Geschichten vorspiegelt, die sich nachher, wenn man näher hinzugeht, auf die natürlichste Art von der Welt erklären. Wäre jetzt an meiner Stelle irgend ein furchtsamer Bauerjunge den Weg gekommen, und sein Blick dorthin gefallen, wer weiß, ob er nicht in voller Angst und vor lauter Entsetzen die Flucht ergriffen und daheim dann erzählt und beschworen hätte, er habe auf dem frühern Schlachtfelde einen fremden Soldaten ohne Kopf Schildwache stehen sehen — ich muß nur näher hingehen und mich selber davon überzeugen —"

„Gerade dort, wo ich mich befand, lief ein nicht tiefer Graben am Rand der Holzung hin, den ich vorher überspringen mußte, er war übrigens schmal und auf der andern Seite desselben führte ein grüner Rain in ziemlich genauer Richtung der Stelle zu, wo die wunderliche Wache stand. Ohne weiteres Ueberlegen — denn ich ging nicht einmal viel um, da ich von dort aus die Chaussee eben so rasch erreichen konnte — schritt ich jetzt auf den Mann zu und hielt dabei, des Wegs nicht weiter achtend, den Blick fest und unverwandt auf seine, dunkel gegen das lichter dahinter liegende Grün abstechende Gestalt geheftet. Das Bandelier zog sich ihm, wie ich deutlich erkennen konnte, weiß und hell über die Brust und jetzt kam es mir auch

vor, als ob die Umrisse seines Kopfes, ja seine Gesichtszüge klarer und deutlicher hervorträten.

„Guten Abend, Kamerad!" sagte ich endlich, als ich schon in mehr als Rufes Nähe von ihm war — „ist ein kühler Posten hier, und abgelegen vom Wald, — weshalb so spät noch draußen? — wird der Holzdiebstahl hier so arg getrieben?

„Der Soldat antwortete nicht, und ich hätte darauf schwören wollen, er sei noch vor wenigen Sekunden mitten in der kleinen Wiese gewesen, auf der ich mich jetzt befand, und nun stand er doch, wie sich gar nicht verkennen ließ, in dem benachbarten Sturze, und ein gutes Stück weiter von mir entfernt. Wieder überkam mich jenes eigenthümliche frösteinde Gefühl, über das ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte, doch war ich entschlossen, den wunderlichen Soldaten zum Antworten zu bringen und ging jetzt mit noch schnelleren Schritten als vorher auf ihn zu."

„Sie glauben mir vielleicht nicht, wenn ich es Ihnen sage, aber dennoch kann ich Sie heilig versichern, daß ich nicht im Stande war, den Schattenmann zu erreichen — deutlich genug sah ich ihn vor mir, und wenn er auch kein Glied regte, weder Fuß noch Arm, dennoch rückte er aus einem Feld in's andere und es blieb mir zuletzt gar kein Zweifel mehr, daß ich es mit einem keineswegs körperlichen Wesen zu thun hatte."

„Und konnte das ein Gebild meiner erregten Phantasie sein? — war es möglich, daß ich die Conturen der jetzt, trotz der Dämmerung immer noch genau erkennbaren Gestalt nur träume oder denke? Ich blieb plötzlich stehen und hielt den Blick fest und unverwandt auf die Figur geheftet. Da verschwammen die Umrisse mehr und mehr mit dem, jetzt dunkel dahinter lagernden Feld — zuerst verschwand der Tschako — die Uniform — ich sah nur noch das blitzende Gewehr, das Bandelier, die helleren Beinkleider — auch diese wurden immer undeutlicher — das Alles zog sich wie ein leichter, wehender Nebel in den feuchten Grund — der Körper, wenn es überhaupt ein Körper gewesen, lief flüssig, in luftigen Hauchen aus einander, und zuletzt war gar nichts mehr zu erkennen —. Doch nein, das weiße Bandelier stach noch immer scharf und deutlich gegen den düstern Hintergrund ab — ich konnte deutlich die Kappe sehen, in der das Seitengewehr hing. — War denn auch das Täuschung? — wenigstens davon wollte ich mich noch überzeugen, denn wenn ich auch unbeweglich wohl zehn Minuten auf meiner Stelle stehen blieb, der Schein des Bandeliers regte sich ebenso wenig, und hing, wie es fast aussah, von einer unsichtbaren Gewalt getragen, in der Luft."

„Je näher ich kam, desto deutlicher ließ es sich unterscheiden, und schon stand ich, kaum noch fünf Schritt davon entfernt, als ich —"

„Herr Gott — was war das?" rief die Frau plötzlich und fuhr erschreckt auf — der Verwalter schwieg und selbst der Pastor warf einen flüchtig scheuen Blick im Zimmer umher.

„Was hast Du denn?“ sagte er dann und versuchte zu lächeln, — „Du jagst Einem ja ordentlich Schreck ein.“

„Hörest Du nichts?“ sagte die Frau und sah leichenblaß aus, — „mir war es, als ob Jemand um Hülfe schrie —“

„Die erregte Einbildungskraft,“ beruhigte sie der Schulmeister, „wir haben Alle ein gutes Gehör, Frau Pastorin, verlassen Sie sich darauf, hätte wirklich Jemand gerufen, es wäre uns nicht entgangen — die Erzählung hat Ihre Nerven aufgereizt, das unbedeutendste Geräusch erschreckt uns dann; — bitte, Herr Verwalter, fahren Sie fort.“

Der Pastor war aufgestanden und wischte mit seinem Taschentuch den Hauch von dem Fenster, um hinaussehen zu können; bei dem augenblicklichen Schweigen hörten sie, wie der Regen polternd gegen die Scheiben klapperte und draußen auf dem gepflasterten Hofe laut und klatschend aufschlug. Der Verwalter, welcher während der ganzen Unterbrechung — die übrigens nicht so lange gedauert, als ich hier gebraucht, sie zu beschreiben — seine Stellung kaum so weit verändert, daß er bei dem ersten Ruf den Kopf etwas erhob, jetzt aber wieder eben so still und in seinen Gedanken verloren in dieselbe Ecke starrte als vorhin, fuhr augenscheinlich mehr mit sich selbst sprechend, wie zu den Andern gewandt, mit leiserer Stimme als vorher also fort:

„Fünf Schritt mochte ich noch davon entfernt sein, als ich erst in diesem hellen Bandelier weiter nichts wie — einen einfachen Streifen weißen Sandes erkannte, der sich hier, von dunkler Erde und hohem Grase umgeben, vielleicht zwei Schritt lang auf dem Boden herzog. Aber — ich berührte ihn mit dem Fuße — die Stelle war erhöht, selbst das immer mehr schwindende Licht warf noch seinen letzten düstern Schein über den kleinen flachen Hügel. — Es war ein Grab und hier unten — wie mit einem elektrischen Schlage durchzuckte es meinen ganzen Körper — viele Minuten stand ich, meiner selbst kaum mächtig, auf der einsamen Stelle. — Plötzlich — ich konnte mir im Anfang nicht einmal Rechenschaft darüber geben — raffte ich mich empor und floh, so schnell mich meine Füße trugen, zu meinem Freund, dem Förster zurück.“

„Der Ring, der Ring — das war der einzige Gedanke, den ich mit Bewußtsein festhalten konnte — der Ring des todten Soldaten, und bleich und athemlos erreichte ich bald darauf sein Haus wieder. Er erschrak, als er mich in diesem Zustande sah, — er wollte —“

Der Verwalter schwieg plötzlich, stand auf, ging zum Fenster und trat von diesem wieder zum Tisch zurück.

„Und der Ring?“ frugen der Pastor und Schulmeister gespannt.

„Weshalb soll ich Sie noch länger mit der genauern Mittheilung quälen,“ erwiederte der Verwalter mit augenscheinlich erzwungener Ruhe — „der Ring war wirklich der meines Bruders — und jenes Grab — sein Grab. Was jene Erscheinung betrifft, so weiß nur

Gott, ob sie ein Spiel meiner Phantasie gewesen, doch einerlei. Sie werden begreifen daß ich seit jener Zeit alle Ursache hatte, wenigstens an Ahnungen zu glauben, wenn ich das überhaupt mit diesem Namen belegen darf. — Aber es wird spät, Herr Pastor — Sie wollen wohl auch zu Bette gehen — es ist lange Schlafenszeit, und ich habe noch eine kleine Strecke zu marschiren."

„Sie können doch wahrlich bei dem Wetter nicht fort?" sagte der Pastor rasch, — „es pfeift und heult ja noch draußen um die Kirche herum, als wenn es das alte Gebäude mit der Wurzel aus dem Erdboden zu reißen gedächte — bleiben Sie die Nacht bei uns, das Fremdenstübchen steht bereit, und Sie wissen, es macht auch nicht die mindesten Umstände."

„Danke — danke herzlich," sagte der Verwalter und verbeugte sich leise, — „es geht aber doch nicht; erstlich ist es kaum einen Büchsenschuß weit bis an's Gut und dann muß ich auch morgen früh schon wieder bei der Hand sein, und möchte überdies nicht gern gerade in solcher Nacht das Gut ohne Aufsicht lassen — es ist besser, ich bin bei der Hand, wenn etwas verfällt. Gehen Sie mit, Schulmeister?"

„Nicht Ihren Weg, ich gehe durchs Hinterpförtchen und habe dann nur einen Sprung bis in mein Haus."

Der Verwalter knöpfte sich seine grüne Pekesche bis oben hinan zu, klappte den Kragen auf, band sich noch zur Vorsicht sein Taschentuch über diesen um den Hals, griff nach Mütze und Hacke, schüttelte Allen herzlich die Hand und verließ, ohne zu gestatten, daß ihm Jemand hinunter leuchte, rasch das Zimmer.

Die drei Leute blieben, als sein Schritt schon lange auf der Treppe verklungen war, noch wohl mehrere Minuten beisammen stehen, und es sah fast so aus, als ob Keiner gern das Schweigen zuerst brechen wollte. Endlich sagte des Pastors Frau mit einem recht aus tiefster Brust heraufgeholten Seufzer:

„Ich wollte, der Verwalter hätte die häßliche Geschichte nicht erzählt — ich weiß nicht — mir wurde so unheimlich dabei — und er blieb auch so still und ernsthaft, als ob das Alles wirklich geschehen, und der Geist seines Bruders ihm leibhaft erschienen wäre — so deutlich und sichtbar steht doch die Geisterwelt auf keinem Fall mit der unsern in Verbindung, und man sollte daher auch so etwas nicht so lebendig und ernsthaft den Leuten ausmalen."

„Auch das läßt sich vielleicht natürlich erklären," sagte der Pastor, mehr wie es schien seiner Frau zur Beruhigung, als weil er selbst wohl das wirklich glaubte, was er jetzt sagte —, „die Erzählung jenes Försters hatte ihn sehr wahrscheinlich aufgeregt, und er dachte an den Bruder — dachte wohl gar, wenn der jener fremde Mann gewesen, dessen Grab da so ganz in der Nähe sein sollte. Dämmerung war es ebenfalls, die dunkeln Abendschatten geben oft einem Strauch, einem Rain, ja einem vor uns hinlaufenden Wagen-

gleis die wunderlichste Gestalt — läßt es sich da nicht denken, daß er, besonders noch von dem weißen schimmernden Sand angelockt, zufällig den kleinen Hügel fand und später die Bestätigung dessen erhielt, was er geahnt? —"

„Geahnt — und da wären wir wieder auf dem alten Punkt" — fiel hier kopfschüttelnd der Schulmeister ein; „die Ahnung kommt zuerst, macht uns unbehaglich und die Imagination muß nachher dem Ganzen die Krone aufsetzen; 's ist ein wunderliches Ding um den menschlichen Geist, aus heiler Haut, mit all seiner gerühmten Festigkeit und Consequenz läßt er sich herausklügeln und außer Fassung bringen, und das ganze Nervensystem erbebt nachher, wenn draußen nur etwa ein Besen in der Ecke umfällt, oder die Katze von einem Stuhl herunter springt — ganze Bücher ließen sich schreiben über den Unsinn."

„Unsinn, Schulmeister? —" wiederholte die Frau und sah ihn verwundert an. „Sie sagten doch selbst erst, daß Sie an Ahnungen glaubten. Doch, wie dem auch sei, ich halte es für Unrecht, und noch dazu in solch wilder Nacht, die Einbildungskraft förmlich muthwillig aufzuregen — ich glaube ich könnte mich jetzt vor meinem eignen Schatten fürchten, und mag mich gar nicht einmal danach umsehen — Frauen sind doch recht ängstliche, nervenschwache Wesen."

„Ach, nicht Frauen allein," meinte der Schulmeister lächelnd, während er ebenfalls nach seinem Käpsel griff und den, schon vor Anfang des Regens zur Vorsorge mitgenommenen dicken, rothbaumwollenen Regenschirm aus der Ecke holte, „Zeit und Umstände müssen das ihrige dazu beitragen und der stärkste Mann ist vor demselben Gefühl — und dann noch dazu in weit erhöhtem Maße — nicht sicher."

„Wenn er überhaupt ängstlichen Gemüths ist," sagte der Pastor.

„Aengstlichen Gemüths oder nicht — seine schwache Stelle, seine Achillesferse hat ein Jeder und wird die getroffen, so greift es nachher gerade den stärksten Mann auch am stärksten und gewaltigsten an. Sie kennen doch gewiß die Geschichte mit dem Spiegel —"

Die beiden Gatten verneinten es.

„Hm," sagte der Schulmeister, „denn weiß ich auch nicht, ob ich's heute Abend nicht lieber lasse — Sie sind gerade erregt genug —"

„Ach, heraus damit — in solcher Stimmung ist man am empfänglichsten dafür, und schlimmer kann's bei meiner Alten doch nicht werden," meinte der Pastor.

„Ach Gott ja — erzählen Sie nur," bestätigte dies mit einem tiefen Seufzer die Frau, „— es kommt jetzt auf das eine mehr oder weniger nicht mehr an — ich fürchte mich doch heute Abend — Sie sprachen von einem Spiegel."

„Nun, ich meine das Hineinsehen in einen Spiegel, Abends, wenn man ganz allein ist," begann der Schulmeister und stützte sich

auf die Lehne des ihm nächsten Stuhles. „Es wird nämlich, wie Sie gewiß auch schon gehört haben, behauptet, man könne oder dürfe vielmehr in stiller Nacht und in einem einsamen Zimmer nicht mit einem Lichte langsam und dicht vor den Spiegel treten, dort dreimal mit lauter Stimme seinen eignen Namen rufen und dann laut und schallend auflachen. Thäte man das und riefe sich besonders nachher noch einmal, so passire irgend etwas Entsetzliches, ich glaube die eigene Gestalt soll mit schauerlich verzerrtem Gesicht aus dem Spiegel heraussteigen."

Die Frau warf einen scheuen Blick nach dem Spiegel und strich sich rasch mit der Hand über die eigne Stirn.

Die Geschichte nun, die mir darüber erzählt wurde," fuhr der Schulmeister fort, „ist sehr kurz, und betrifft einen Husarenlieutenant, also doch allem Vermuthen nach einen kräftigen, keineswegs nervenschwachen Menschen. Die jungen Leute waren in einer fröhlichen Gesellschaft von Herren und Damen gewesen und dort, eben so wie wir heute, auf Geister- und Gespenstergeschichten gekommen. Ein Wort gab das andere, und allerlei tolle Vorschläge wurden endlich, wahrscheinlich mehr um die Damen zu ängstigen, als sie wirklich auszuführen, gemacht; die Einen wollten um zwölf Uhr auf den Kirchhof gehen und dort um ein frisches Grab tanzen — die Andern in der Kirche selber eine Nacht allein bleiben, bis endlich irgend Jemand von der Gesellschaft das Experiment mit dem Spiegel in Anregung brachte. Der junge Lieutenant erbot sich augenblicklich dazu und die Dame vom Hause, die wahrscheinlich glaubte, der junge Herr bramarbasire blos, sagte scherzend, damit ließe sich der Versuch ganz vortrefflich in ihrer eignen Wohnung machen. Im Gartenhause sei ein ganz einsam gelegener großer Saal mit zwei mächtigen Spiegeln, der seit längerer Zeit unbenutzt stehe — sie habe den Schlüssel dazu und wenn der Herr Lieutenant Lust hätte, könne er seine Wanderung gleich antreten. Ein allgemeiner Jubel unterbrach sie hier und der Husar durfte schon nicht mehr zurück, wenn er es wirklich gewünscht hätte. Allerdings erschrak die Dame, als sie sah daß es plötzlich Ernst wurde, und machte nun allerlei Ausflüchte; der Lieutenant bestand aber jetzt selbst darauf, gab sein Ehrenwort, daß er die vorbeschriebenen Bedingungen genau erfüllen wolle, und verließ mit einem Bedienten, der ihm Lichter und Feuerzeug nachtragen mußte, das Zimmer. Den Bedienten wollte er, an Ort und Stelle angelangt, zurückschicken."

„Die Gäste wären allerdings gar zu gern mitgegangen, Einsamkeit war ja aber die Hauptbedingniß des ganzen Versuchs, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit erwarteten sie die Rückkehr des Offiziers — jedes Gespräch schien abgeschnitten — jede Unterhaltung stockte und eine halbe Stunde mochte so in peinlichster Weise verstrichen sein, als der mitgegebene Bediente plötzlich todtenbleich in's Zimmer stürzte und die, jetzt kaum minder entsetzten Gäste zu Hülfe

rief. Ein paar Damen wurden richtig ohnmächtig, die Herren aber, die sich ja auch in ihrer Masse gesichert fühlten, stürmten, da ihnen der Bediente weiter gar keine Rede stehen wollte, von diesem geführt, durch den Garten, in dessen Saal sie bleich und besinnungslos den unglücklichen jungen Menschen, zwischen den beiden sich gegenüber befindlichen Spiegeln, am Boden liegen fanden.

„Was er gesehen — was ihm begegnet, hat man nie genau erfahren können, der Bediente hatte allerdings draußen an der Thüre des Gartensaals gehorcht und wollte den jungen Mann, als er sich eine kurze Weile dort befunden, laut haben lachen hören, dann aber — und der Mann glich selber mehr einem Todten als einem Lebenden — schwur er Stein und Bein, es sei ihm so vorgekommen, als ob es von allen Seiten von oben und unten geantwortet hätte, gleich darauf gellte ein fürchterlicher Schrei heraus, und als dann Alles todtenstill geworden war, und er selbst in Furcht und Entsetzen viele Minuten lang athemlos gelauscht, da hielt er es nicht länger aus, riß die Thür auf und sah den Lieutenant ausgestreckt auf der Erde liegen. Weiter wußte er selber nichts, denn hierauf stürzte er sporenstreichs in die Gesellschaft zurück, um Hülfe herbeizuholen."

„Und der Lieutenant war todt?" frug der Pastor gespannt.

„Nein — nur wahnsinnig," sagte der Schulmeister — „aber es ist wahrhaftig schon zehn Uhr vorbei — wünsche beiderseits eine gute Nacht — Bitte Barrenkamp — ich dächte, ich sollte die Treppen hier kennen — das Mädchen kommt auch gerade unten mit ihrem Lichte aus der Küche, die kann das Haus hinter mir wieder zuschließen."

Und der Schulmeister verschwand, während die Eheleute allein in dem nur matt erhellten Gemach zurückblieben.

„Nun, die Geschichte hat mir heute noch gefehlt," sagte die Pastorin, und räumte, wie nur um sich eine Beschäftigung zu machen, das auf dem Tische stehende Geschirr zusammen — „nur wahnsinnig — das ist ja fürchterlich. Die Leute hatten aber auch gefrevelt, so etwas darf man sich nicht zu Schulden kommen lassen — Herr Du mein Gott!" rief sie plötzlich, und als sie die Tassen, die sie in der Hand hielt, wieder auf den Tisch setzen wollte, fiel ihr eine herunter und zerbrach klirrend am Boden.

„Was hast Du denn?" fragte der Pastor und drehte sich rasch und erschrocken nach ihr um — sie sah todtenbleich aus und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach dem Fenster hinüber. Nichts aber als das Unwetter draußen ließ sich vernehmen, der Regen schien etwas nachgelassen zu haben und die Wolken schüttelten sich nur noch, nach dem langen verzweifelten Kampf, ungeduldig und unwirrisch das Wasser aus den nassen Jacken.

„Das war wieder derselbe Hülferuf," flüsterte die Frau — „derselbe Ton und — Heinrich — soll mir der Herr in meiner letzten Noth beistehen — er klang gerade wie meines Vaters Stimme."

Sie barg das Gesicht in den Händen und schauderte am ganzen Körper zusammen.

„Unsinn!“ sagte der Mann und rückte sich ärgerlich die schwarze Kappe auf das linke Ohr, — „Unsinn — die dummen Erzählungen haben Dich aufgeregt und Du fängst mir am Ende auch noch heute Abend an Gespenster zu sehen und zu hören. Wir wollen zu Bette gehen — es ist Schlafenszeit und morgen, mit dem hellen Tageslicht werden Dir schon alle die trüben und ängstlichen Gedanken vergehen. Habe ich nicht recht, Elise? — aber was fehlt Dir auf einmal, was hast Du?“

Die Frau blieb, als ob sie die Worte gar nicht gehört, in ihrer Stellung, nur die zitternde Gestalt verrieth ihre Aufregung und ihr leises Schluchzen, wie die einzelnen, zwischen den fest zusammengepreßten Fingern vorquellenden Thränen kündeten, daß etwas ganz Absonderliches in ihrem Herzen vorgehen müsse.

„Elise, —“ sagte der Mann nach kurzer Pause, während er leise der Gattin Hand ergriff und diese von ihren Augen wegzuziehen suchte — „bist Du nicht wie ein närrisches Kind, das sich von ein paar thörichten Geistergeschichten in Furcht und Schrecken setzen läßt, und nachher nicht mehr allein über den dunkeln Vorsaal gehen, oder leiden will, daß die Magd das Zimmer verläßt? — Du kennst doch den alten Verwalter, weißt doch, was er fortwährend für abenteuerliche Märchen erlebt haben will. Wie haben wir nicht erst noch neulich über ihn gelacht, als er uns die Geschichte von den zwei feindlichen Irrlichtern erzählte, und wie böse wurde er darüber; und was das andere betrifft, wo —“

„Das meine ich nicht,“ sagte die Frau leise und fast mehr mit sich selbst, als mit ihrem Manne redend — „der Verwalter kann sich geirrt haben, und die Spiegelgeschichte ist wohl fürchterlich genug, läßt sich aber vielleicht natürlich erklären; nein, mir bewegt Anderes die Brust. — Der Schulmeister hat ganz recht — es gibt übernatürliche Kräfte — es muß sie geben, denn wo wir wissen daß der kleinste Wassertropfen von unzähligen Geschöpfen belebt und bewohnt wird, wie dürfen wir da annehmen, die ungeheuern Luft- und Aetherräume umschlössen frei und leer das ganze Weltall. — Nein, das ist nicht möglich; um uns her, über uns, neben uns regt es sich und treibt und wirkt — die uns fernstehenden Gebilde berühren uns aber nicht; unsere Nerven sind nicht fein genug ihre Nähe zu empfinden, oder ihre Kräfte — mir fehlt der Ausdruck Dir genau zu beschreiben wie ich es mir denke — ihre Kräfte üben nicht einen solchen harmonischen — vielleicht magnetischen Einfluß auf die unseren aus, um uns zum Bewußtsein ihrer Annäherung zu bringen. — Das dauert aber nur so lange, bis wirklich einmal ein uns verwandter Geist unseren eigenen Luftkreis berührt, oder durch die Stärke seines Willens, seiner Seele, zu uns hingetrieben wird — dann ergreift er aber auch all die feinsten Fasern unseres innersten Systems und die

Ahnung desselben, vielleicht auch nur das Bewußtsein dieses Gefühls entsteht und macht sie geltend —"

„Aber ich begreife Dich nicht —"

„Es ist heute der dritte Abend," fuhr seine Frau, den Einwurf nicht weiter beachtend, fort — „daß ich dieselbe ängstliche Unruhe fühle, wie heute — nur nicht so stark. Am ersten Abend erhielt ich, wie Du weißt, gerade vor Schlafengehen, den Brief von zu Hause — worin mir Mutter von des Vaters Krankheit schrieb."

„Ein etwas hartnäckiger Katharr, wie sie selbst sagte, der sich bis jetzt schon wahrscheinlich wieder vollkommen gehoben hat."

„Kein Katharr, Heinrich, — die Sache ist schlimmer, als sie es mir sogleich schreiben mochte — weshalb den Brief eilig gemacht — weshalb nun das Schweigen? — Mit dem jetzigen Lauf der Eisenbahn könnte Nachricht in neun Stunden hier sein."

„Komm Kind," erwiederte ihr lächelnd der Mann, — „geh jetzt zu Bett, und morgen früh wollen wir ruhig über die Sache reden; Du phantasirst heute Abend, und da ist's besser, Du überschläfst erst einmal die Gedanken, die das Sonnenlicht ohnedies nicht gut vertragen können. Doch sieh, der Wind hat den Himmel endlich rein gefegt, und der Mond scheint ordentlich freundlich in's Fenster herein, wenn sich der Sturm erst ein Bischen legt, bekommen wir vielleicht das schönste Wetter — komm Kleine — heb' das Köpfchen wieder und sei mein braves Weib — Du wirst Dich doch wahrlich nicht vor Spukgeschichten fürchten?"

„Nein, nicht vor Spukgeschichten, Heinrich," flüsterte die Frau und starrte dabei mit festen glanzlosem Blick in die Ecke des Gemachs, das von der immer düsterer brennenden Lampe kaum noch hinlänglich beleuchtet wurde, — „gewiß nicht vor denen, ich habe schon fast wieder vergessen, was der Verwalter und Schulmeister erzählten, aber — in mir selbst fühle ich, daß, und zwar in diesem Augenblicke, irgend etwas bei den Meinigen vorgeht. Ich kann, so viel ich auch dagegen ankämpfe, das Bild meines Vaters nicht aus dem Sinn verlieren. — Fortwährend sehe ich ihn, bleichen, gramvollen Angesichts, in dem grünen Schlafrock mit dem dunkeln Käppchen vor mir auf- und abgehen und mit dem stählernen Uhrbehänge spielen, — was er nur that, wenn er krank oder leidend war — so deutlich höre ich dabei das leise klimpernde Geräusch, daß ich mich heute schon mehrmals im Zimmer umgeschaut habe, ob nicht irgend etwas die Ursache desselben wäre, aber es liegt mir allein im Ohr — Du — Ihr Anderen habt nie etwas davon vernommen."

„Du bist heute aufgeregt, Kind, das ist die ganze Sache," beruhigte sie der Mann, „komm, laß uns zu Bett gehen, es wird spät und ich bin müde — die Lampe scheint überdieß kein Oel mehr zu haben; sie will ausgehen."

Ein leiser, winselnder Ton, der fast wie ein ferner Hülferuf klang, wurde in diesem Augenblicke laut — man konnte nicht recht

unterscheiden, ob er vom Hofe, oder aus dem Hause selbst herauf, erschalle — der Wind brauste und rauschte auch noch zu sehr in der dicht neben dem Gebäude stehenden Linde, und heulte im Schornstein auf und nieder. Die Lampe verlöschte in diesem Augenblick und der Pastor, der jetzt selbst, durch die Furcht der Frau vielleicht angesteckt, ein gewisses unheimliches Gefühl nicht ganz unterdrücken konnte, war eben im Begriff, in die daran stoßende Schlafstube zu treten, um von dort her einen kleinen, neben dem Feuerzeug stehenden Wachsstock zu holen, als die Gattin hastig und krampfhaft seinen Arm ergriff und mit von innerer Angst fast erstickter Stimme, während sie die rechte zitternde Hand nach der andern Thüre ausstreckte, flüsterte:

„Sieh, sieh dort!"

Der Pastor stand mit seiner Frau nahe der Schlafkammerthür und noch im Schatten der Wand, in dem jetzt dunkeln Zimmer, während ein einzelner Mondenstrahl in das obere Fenster und auf die gegenüber liegende Treppenthür fiel; aber auch durch eine dünne Gardine so weit gemäßigt wurde, die Gegenstände, die er beleuchtete, nur undeutlich und unbestimmt erkennen zu lassen. Nichtsdestoweniger sahen die Gatten ganz genau, wenn sie auch nicht das mindeste Geräusch der sonst gewöhnlich kreischenden Thüre hörten, wie sich die blanke Klinke langsam bewegte und anscheinend von selber aufdrückte — gleich darauf öffnete sich eben so feierlich die Thür und herein trat mit geräuschlosem Tritt eine Gestalt, die das Blut in Beider Adern stocken machte — der grüne Schlafrock, das schwarze Käppchen — die hohe, bleiche Figur — die Pastorin stand mit fast aus ihren Höhlen starrenden Augen, mit halbgeöffneten Lippen — mit noch immer zeigend und zugleich abwehrend ausgestrecktem Arme da, und selbst der Mann blieb überrascht — bestürzt vor dem, was seine eigenen Augen sahen und nicht ableugnen konnten — in der einmal genommenen Stellung.

Im nächsten Moment glitt die Erscheinung, sonst regungslos, langsam in den dunkeln Theil des Zimmers und ein klimperndes Geräusch wurde laut, wie von Stahl an Stahl. Der Pastor fühlte, wie sich sein Weib an seinen Arm klammerte und selbst von einem ihm unerklärlichen Entsetzen gefaßt, wußte er kaum, ob er stehen bleiben, ob er vorspringen sollte. Da ließ der Druck an seinem Arme nach und die Frau wäre zu Boden gestürzt, hätte er sie nicht rasch umfaßt und gehalten.

Als er sich wieder nach der Erscheinung umdrehte, war diese verschwunden, und der Mond schien freundlich in das stille — leere Gemach.

Der Pastor trug die ohnmächtig gewordene Frau auf ihr Bett, und sprang dann mit dem rasch entzündeten Lichte durch sein Zimmer, — riß die Thür auf, eilte die Treppe hinunter, durch alle Gänge, faßte an alle Klinken, fand selbst das Hausthor verschlossen

und pochte vergebens an des Küsters Stube an; der alte Mann lag schon lange in tiefem Schlaf und hörte ihn nicht. — Es war Alles so still, so unheimlich; auf den Gängen rauschte und flüsterte es; wie mit schleppenden Gewändern zog's Trepp auf und ab — den sonst unerschrockenen Mann faßte ein Schauder an, und mit Gewalt mußte er das Gefühl, das ihm die Brust zusammen zu schnüren drohte, von sich werfen.

„Der Wind, — der Wind!" murmelte er, wie um sich selbst zu beruhigen, dabei leise vor sich hin und floh mehr, als er ging, die Treppe wieder hinauf. Dort aber raffte er sich gewaltsam zusammen, betrat zuerst das Zimmer seiner Frau, um dieser beizustehen, stieg dann hinauf, wo ihre Magd schlief, weckte sie und gab ihr die nöthigen Aufträge, was sie zu besorgen habe. Dann untersuchte er noch einmal alle Laden und Thüren, ging sogar über den Hof, um zu sehen, ob das Hofthor verschlossen wäre und that überhaupt Alles, was er nur mit ruhigster, kältester Besonnenheit hätte thun können; aber es geschah eben nicht mit kalter Besonnenheit, — wie ein Nachtwandelnder, mit bleichem Gesicht und glanzlosem Auge schritt er von Ort zu Ort, und die Bewegungen seines Körpers glichen eher denen eines künstlichen Automaten, als denen eines wirklichen, selbstbewußten Menschen.

Sobald der Morgen dämmerte und seine Frau in einen ruhigen stärkenden Schlaf verfallen war, schloß er sich in sein Zimmer ein, schrieb dort den ganzen Vormittag und siegelte mehrere Pakete und Schriften ein. Selbst zum Mittagsessen blieb er nicht vorn und sah nur einmal nach der Kranken, ob sich diese von den Vorfällen der letzten Nacht in etwas erholt habe.

Nachmittags klopfte es an sein Zimmer, und als er den Riegel zurückschob, reichte ihm der draußen stehende Postbote einen Brief. — Er riß ihn auf, sah nach der Unterschrift — er war von seiner Schwägerin Regine — und las mit flimmernden Augen, während das Schreiben in seiner Hand zitterte und er die Züge kaum erkennen konnte, folgende in flüchtiger Eile niedergeworfenen Zeilen:

„Lieber Schwager.

„Gott hat uns gestern Abend auf schwere, entsetzliche Weise „heimgesucht. Zwischen zehn und halb eilf Uhr starb, wahrscheinlich an einem Blutschlage, mein armer Vater. Theilen Sie „Elisen die Schreckenskunde vorsichtig mit — ach, sein letzter, „sehnsüchtiger Wunsch war ja, sie noch einmal vor seinem Ende „zu sehen. Wenn es möglich ist, kommen Sie her; Elise wird „aber Ihre Gegenwart gerade jetzt wohl schwerlich entbehren können. Ich schreibe in der Nacht, und will den Brief noch vor „dem Abgange des Bahnzuges an einen Conducteur zur Beförderung schicken, daß er Sie wo möglich heute noch erreicht. Trösten „Sie meine arme Schwester. Ihre

Regine."

Acht Wochen waren verflossen — draußen auf Feldern und Wiesen keimte und grünte es, das Frühjahr hatte mit seinem warmen Hauch den starren Boden geküßt, und froh auf trieb dieser, in immer neu erstehender Kraft und Jugend, saftreiche Gräser und Halme und bunte, glänzende Blumen und Blüthen. — Zwischen neckend nach ihm hinunterschwankenden Zweigen rieselte freudig murmelnd der klare Waldbach hin, und aus südlichern Zonen waren die munteren Sänger des Waldes wiedergekehrt und zwitscherten freudig in den alten liebgewonnenen Plätzen, wo sie schon im vorigen Jahre so still und friedlich mitsammen gehaust.

Die Luft war rein und lau und auch vor der Pastorwohnung, unter dem blühenden Aepfelbaume, von duftigen Hollunderbüschen umgeben, saß, an der Seite ihres wackeren Mannes, die erst von schwerer Krankheit erstandene Frau und schaute mit mattem Blick auf das fröhliche Wirken und Schaffen der herrlichen Welt. Ihre kräftige Natur hatte endlich das heiße Fieber besiegt, der Körper erholte sich wieder, wenn auch langsam von dem erlittenen Anfall und die Kräfte kehrten nach und nach zurück. Der nicht zu scheuchende Trübsinn der Reconvalescentin aber, ihr dumpfes, stundenlanges Träumen und Brüten — die Angst, die sie ergriff, wenn sie Abends, selbst auf Augenblicke allein im Zimmer bleiben mußte, das Alles verrieth nur zu deutlich, wie sie jene Schreckensstunde nicht allein nicht vergessen habe, sondern die peinliche Erinnerung derselben auch noch im krankhaft erregten Gemüthe hege und sich heimlich abzehre und gräme.

Solche Furcht und Besorgniß mochte wohl das Herz des Gatten erfüllen, denn er hielt die Hand der Geliebten fest und innig in der seinen und schaute ihr wehmüthig freundlich in das bleiche leidende Gesicht, wagte aber doch nicht den wunden Fleck zu berühren, der vielleicht geheilt werden konnte, vielleicht aber auch nur eines Anlasses, nur eines Wortes bedurfte, um mit neuer, zündender Gewalt auszubrechen und um sich zu greifen. Ueber die Vorgänge jener Nacht hatte er selbst mit Niemandem gesprochen, nur seinem alten Freunde, dem Schulmeister, vertraute er die Ursache der Krankheit seiner Frau und theilte ihm dabei die näheren Umstände der Erscheinung und so bis zu den kleinsten Einzelnheiten mit, daß der Schulmeister doch endlich zugestehen mußte, es sei ein höchst merkwürdiger Fall, und bestärke ihn, wenn beide Gatten wirklich recht gesehen, nur immer noch mehr in dem, was er schon früher über Ahnungen gedacht und gesprochen.

„Vor der Hand übrigens," meinte er, „sei es am Besten, es auf sich beruhen zu lassen, es käme sehr häufig vor, daß sich derartige, dem Anschein nach höchst wunderbare Fälle, oft später und ganz zufällig, auf die natürlichste Weise von der Welt aufgeklärt hätten. Ja, wären die beiden Leute vorher nicht durch Geistergeschichten aufgeregt und gespannt gehalten worden, wäre irgend ein dritter,

ruhiger Zuschauer dabei gewesen, dem dasselbe wiederfahren, aber so — "

Die untere Gartenthür ging auf, der alte Küster kam mit dem Schulmeister den breiten Mittelgang herauf und herzlich begrüßten die beiden Männer zu ihrem ersten Ausgang in Gottes schöner Luft die Kranke, während der Küster dem Pastor ein Schreiben überreichte, das, irgend ein Geschäft betreffend, augenblickliche Erledigung verlangte.

Barrenkamp erbrach und durchflog es rasch und sagte dann, während er aufstand und sich dem Hause zuwandte:

„Ich werde in wenigen Minuten damit fertig sein, und Ihr könnt es gleich wieder mit zurücknehmen, Münzer. Bleibt Ihr Beiden indeß bei meiner Frau und vertreibt ihr die Zeit ein Bischen; sie wird gern einmal wieder auf die Plaudereien aus dem Dorfe horchen."

Der Pastor ging schnell ins Haus.

„Was macht Ihr Münzer?" sagte die Frau und streckte dem alten Manne die weiße abgezehrte Hand entgegen. — „Ihr schaut jetzt recht gut und wohl aus — die Frühlingsluft scheint Euch zu bekommen. Setzt Euch zu mir — bitte Schulmeister, nehmen Sie Platz — was macht Euer Gärtchen — Eure Kuh, Euer kleines Stück Feld? — wir haben uns recht lange nicht gesehen."

„Ach, beste Frau Pastorin," erwiederte der Greis und faßte und streichelte die ihm gebotene Rechte — „seit acht vollen Wochen, seit dem Abend nicht, wo der Sturm die alte Linde an der Kirchhofsmauer umriß, und Hammers, unten im Dorfe, den Schornstein mitten in die Stube warf, der beinahe das jüngste Kind erschlagen hätte. Das war in jeder Beziehung eine böse Nacht und ich, meinestheils, werde sie im Leben nicht vergessen. Sie, Frau Pastorin, sind ja auch damals krank geworden und haben sich gelegt. Ich weiß noch recht gut, am nächsten Mor — aber lieber Gott, fehlt Ihnen etwas? —"

„Es ist doch am Ende zu kalt hier draußen, Frau Pastorin," unterbrach ihn hier rasch der Schulmeister, der ein dorthin führendes Gespräch so bald als möglich abzuschneiden wünschte. — „Sie möchten lieber hineingehen in's warme Zimmer — soll ich Sie vielleicht geleiten? —"

„Ich danke, ich danke, Herr Wendler," sagte die Frau und hielt sich nur wenige Sekunden lang das Tuch gegen die Augen gepreßt — zum ersten Male wurde hier in ihrer Gegenwart, seit sie ihres Vaters Tod erfahren, jener Abend erwähnt, und sie mochte jetzt die Männer nicht merken lassen, wie sie der Gedanke daran erregte. — „Es war nur ein leichter Uebergang," fuhr sie dann mit einem halblächelnden Zug um den Mund fort — „ein leichter Uebergang sich oft einstellender Schwäche — ich habe meine alten Kräfte noch nicht wieder — es wird gleich vorbei sein. Doch — laßt Euch

nicht irre machen, Münzer — Ihr nanntet jene Nacht eine böse — ist auch Euch — ist Euch etwas darin geschehen, daß Ihr sie nie wieder vergessen könntet?"

„Lassen Sie jene Nacht, beste Frau Pastorin," bat sie der Schulmeister, „die ist lange vorüber; weshalb immer wieder auf sie zurückkommen. Münzer kann Ihnen eine andere treffliche Neuigkeit berichten; der Gutsherr hat ihm das kleine Stückchen Feld, das er bis dahin bewirthschaftete, verdoppelt, und hinlänglichen guten Samen zu Kartoffeln versprochen."

Die Frau hielt indessen ihr Auge fest und forschend auf den alten Mann geheftet; es war unverkennbar, daß irgend ein Gegenstand alle seine Gedanken gefesselt hielt, denn er beachtete nicht einmal das, was ja bisher, wie die Pastorin recht gut wußte, sein höchster Wunsch gewesen. Etwas Anderes ging ihm im Kopfe herum und jene Nacht mußte damit in Verbindung stehen. Der leicht erregbare Zustand der Kranken faßte denn auch, besonders nach diesem Punkte hin, den geringsten Faden mit zitternder Schnelle auf.

„Was ist Euch geschehen, Münzer," flüsterte sie und griff, die Hand des Schulmeisters zurückdrängend, nach seinem Arme — „was ist, — sagt mir — was ist mit jener Nacht?"

„Geschehn gerade nichts, Frau Pastorin," erwiederte der Greis und schnitt verlegen mit dem Rand seiner Sohle in den gelben Kies ein, — „geschehen gar nichts, aber — wenn Sie es denn wissen und — mich nicht auslachen wollen — — ich hatte eine Erscheinung."

„Münzer!" rief der Schulmeister vorwurfsvoll, und der alte Mann sah erst jetzt, als er die Augen vom Boden hob, zu seinem Schreck, welchen Eindruck die wenigen Worte auf die Frau gemacht hatten.

„Ihr saht — Ihr saht meinen Vater!" — rief diese mit heiserer, kaum vernehmlicher Stimme — „gesteht es nur — gesteht — Ihr saht an jenem Abende meinen Vater — Münzer!"

Die Kranke war in fürchterlicher Aufregung und der Küster hätte Gott weiß was darum gegeben, kein Wort von der ganzen Geschichte gesagt zu haben; doch zu spät. Auch der Pastor, der gerade jetzt wieder aus dem Hause trat und bestürzt erkannte, welcher Fehlgriff gemacht sei, war nicht mehr im Stande, seiner Frau das einmal fest und krampfhaft erfaßte Ziel zu entrücken. Hören wollte sie, hören von des Küsters eigenen Lippen, was er gesehen, die Gewißheit wollte sie haben, daß ihr Vater selber sie gerufen „und dann, dann" — meinte sie und strich sich die Haare aus der feuchten weißen Stirn — „werde sie ruhiger, — werde ihr besser werden."

Es blieb keine andere Wahl, als ihr zu willfahren und der Pastor forderte zuletzt selbst den alten Mann auf, was er wisse, bei seiner Seele Heil aber kein falsches, übertriebenes Wort zu sagen.

„Ach, lieber Herr Pastor," erwiederte der Greis, „wollte doch

Gott, ich hätte ganz geschwiegen, noch dazu, da ich nicht einmal etwas Bestimmtes über die Gestalt sagen kann.“

„Die Gestalt —“ wiederholte, kaum bewußt, die Kranke — „wo war sie — wie sah sie aus?“

Der Schulmeister stand bestürzt und ängstlich daneben — jetzt schien sein letzter Einwurf gehoben — und welchen Eindruck mußte eine solche Bestätigung auf die reizbare Kranke machen.

„Genau weiß ich's nicht,“ flüsterte der alte Mann und sah sich selbst hier im hellen Sonnenlichte scheu um, als ob ihm der Gedanke an das Geschehene noch Schauder erwecke; „doch — es wird vielleicht besser sein, Ihnen das Ganze nur in wenigen Worten mitzutheilen. Ich hatte mich nämlich an dem Abende schon früh, weit früher als gewöhnlich, in's Bett gelegt; das Wetter war stürmisch und mein altes Reißen plagte mich wieder einmal ganz absonderlich; sobald ich aber einzuschlafen versuchte, störte mich ein häßlich ächzendes Geräusch, das, wie ich gar bald fand, von dem offen gelassenen Fensterladen der Sakristei herrührte. Nun hätte ich allerdings leicht hinübergehen und den Laden schließen können, noch dazu da ich fürchten mußte, der Wind bräche ihn vielleicht die Nacht aus den Angeln, und von der kleinen Hinterthür, die aus meinem Zimmerchen hinüber führt, sind's ja, wie Sie wissen, nur wenige Schritte — ich hatte aber die Schlüssel in des Herrn Pastors Studirstube liegen lassen —“

Der Schulmeister hob schnell den Kopf und sah den Küster forschend an.

„— und scheute mich hinaufzugehen und ihn zu stören. So lag ich bis nach zehn Uhr; da jetzt das Geräusch aber immer ärger wurde und ich nun auch ziemlich gewiß wußte, Sie wären oben Alle zu Bett — denn an der Linde, die vor meinem Fenster steht, kann ich es deutlich sehen, wenn oben in der Eckstube noch Licht ist — zog ich meine Filzschuhe und meinen alten Schlafrock an und schlich leise die Treppe hinauf —“

„Ihr wart an jenem Abend in meinem Zimmer?“ rief der Pastor und die Lippen der Frau theilten sich in Staunen und Ueberraschung. —

„Auf der Treppe schon klang mir's unheimlich und laut,“ fuhr der Greis, die Frage nicht beachtend, fort, — „das stürmische Brausen um das Haus wurde hier, in dem umschlossenen Raume, zum leisen Flüstern und Zischeln, und ich öffnete rasch die Thür und schritt dem wohlbekannten Platze zu, wo der Herr Pastor immer Abends die Schlüssel hinlegt, damit ich sie früh finden kann. Schon hatte ich sie gefühlt und in die Hand gefaßt, denn ein schwacher Mondenstrahl fiel in dem Augenblicke durchs Zimmer, als ich — das Blut stockt mir noch jetzt in den Adern, wenn ich daran denke — ein leises Stöhnen vernahm, und den Kopf rasch danach umwendend, eine helle Gestalt erkannte, die im Begriff schien, die Arme nach mir

auszustrecken. Im nächsten Augenblick stand ich vor Entsetzen stumm und regungslos, als ich jetzt aber wirklich sah', daß sich die Erscheinung regte, als ich das weiße Grabtuch rauschen hörte, da kann ich nachher nicht einmal mehr sagen, wie ich aus dem Zimmer kam, nur so viel erinnere ich mich noch, ich glitt die Treppe hinunter, sprang in meine Kammer, die ich hinter mir verschloß — in's Bett, hüllte mich in die Decke ein und betete heiß und brünstig zum lieben Herr Gott, daß er alles Unglück von mir und diesem Hause abwenden wolle."

„Und der Fensterladen?" frug der Schulmeister und ergriff lächelnd des Pastors Hand.

„Der Wind legte sich bald nachher," meinte der alte Mann, „und das Aechzen hörte auf; wär's aber auch noch so stürmisch gewesen, an dem Abende hätten mich nicht zehn Pferde mehr in die Sakristei gebracht."

„Elise!" sagte der Pastor, und zog das bleiche zitternde Weib leise an sich — sie zögerte einen Augenblick, — schaute noch zweifelnd — zaudernd vor sich nieder und barg dann mit lautem Schluchzen den Kopf an ihres Gatten Brust.

„Meine gute Frau Pastorin," bat der alte Mann bestürzt.

„Alterchen," rief aber jetzt der Schulmeister, und zog den Arm des erstaunten Küsters in den seinen; — „Ihr habt heute Morgen den gescheidesten Streich gemacht, der sich nur denken läßt, nun kommt aber, meine prächtige Geistererscheinung, hier ist Euer Dokument, heute Mittag müßt Ihr bei mir essen.

„Aber Herr Schulmeister — ich begreife nicht —"

„Ist auch gar nicht nöthig, Schätzchen, — ist auch gar nicht nöthig, nur jetzt ein bischen die alten Knochen gerührt. Hurrah, Küster, ich bin so fidel, ich könnte, glaube ich, eine Menuet tanzen und mir die Melodie selber dazu pfeifen."

Und ohne dem alten Manne auch nur Zeit zu lassen, noch ein einziges Wort an die weinende Frau zu richten, zog er ihn rasch den Gartenweg hinunter und verschwand mit ihm durch die hintere Thür.

Und die Kranke? —

Nur wenige Wochen sind seit jenem Morgen verstrichen, in der Pfarre giebts aber keine Kranke mehr — des Pastors wackere Hausfrau wirthschaftet wieder, wenn auch noch etwas bleich und angegriffen, doch mit vollen, rüstigen Kräften im Hause herum; auch der Schulmeister und Verwalter kommen, wie früher, manchmal Abends herüber und verplaudern ein Stündchen — nur Geistergeschichten werden nicht mehr erzählt, und der Küster — nimmt jetzt den Schlüssel zur Sakristei gleich Abends mit in seine Stube — damit der alte Mann nicht mehr Morgens die Treppen zu steigen braucht, sie herunter zu holen.

Der Pulverthurm San Spirito zu Venedig.

Eine Erzählung von G. Nieritz.

Auf dem Dampfschiffe, welches die gewöhnliche Ueberfahrt von Triest nach Venedig bewirkt, befand sich an einem Tage des Märzmonates 1848 ein junger östreichischer Krieger niederen Grades. An der Feinheit und Nettigkeit seiner Montur, so wie an seinem gewandten und anständigen Benehmen ersah man jedoch leicht, daß er hübscher Leute Kind sein und als solches einen erklecklichen Zuschuß zu seiner Dienstlöhnung haben müsse. Der östreichische Krieger unterscheidet sich von dem norddeutschen und namentlich dem preußischen äußerlich schon durch die Blende seiner Kopfbedeckung. Während bei diesem die Blende über die Augen herab sich senkt, bildet sie bei jenem mit dem Czakko oder der Mütze einen rechten, ja sogar einen spitzen Winkel. Unter einer solchen emporstehenden Blende blickt ein rundes, heiteres, gutmüthiges Antlitz naiv und lebensfroh in die Welt hinein, während unter der gesenkten Blende ein längliches, ernstes und stolzes thront. Nicht ganz mit Unrecht könnte man einen solchen östreichischen Krieger den deutschen Gaskonier nennen, indem auch seine Laune mit seinem ganzen Aussehen im Einklange steht. Als ein solcher bewies sich denn auch wirklich der gedachte junge Mann, Herr Bachmair von den Schiffsleuten gerufen. Die Hände über dem Rücken gekreuzt, wanderte er das Deck auf und ab, bald hier, bald da zu den verschiedenen Gruppen der Reisenden tretend und sich in deren Gespräche mischend, ohne auf die kurzen, spitzigen, ja selbst gröblich ausfallenden Bemerkungen der durch den Eindringling Verletzten mehr als ein Lächeln oder ein Scherzwort zu haben. Besonders abstoßend zeigte sich das Benehmen einiger Italiener, welche in der Nähe des wärmenden Rauchfanges saßen und in ein nur halblaut geführtes, politisches Gespräch sich vertieft hatten.

„Lassen Sie die Carbonari in Frieden, Herr Bachmair!“ warnte ein deutscher Schiffsbursche den Jüngling. „Sie sind im Stande, die erste beste Gelegenheit abzusehen, um Sie unbemerkt über Bord zu werfen. Haben Sie denn nicht die rollenden Augen, das Zähneknirschen und die Schimpfreden vermerkt, so oft Sie den Schwarzbärten zu nahe traten?“

„Pah!“ versetzte der deutsche Gaskonier lachend —; „nichts als Maccaroni das! inwendig hohl und ohne Kraft. Wenn man eine blindgeladene Pistole unter sie abschießt, laufen sie auseinander wie die Spatzen auf dem Kirschbaume. Weißt du nicht, Matteo, ob

die Dame, welche bei dem jungen Italien sitzt, auch jung und hübsch ist?"

„Wäre sie dieß" — erwiderte Matteo — „so würde sie ohne Zweifel ihr Antlitz nicht so dicht verschleiern. Schöne Waare stellt man heut zu Tage hinter blanken Glasfenstern auf und nicht in fest verschlossenen Truhen."

Matteo ließ jetzt einen Eimer in's Meer hinab, um ihn voll wieder heraufzuziehen und das geschöpfte Wasser über das Verdeck auszugießen, worauf er den Wischbesen zu handhaben begann. Durch dieses Manoeuvre sah sich Bachmair bewogen, auf seinen Rückzug zu denken, und er richtete denselben so ein, daß er in die Nähe der verschleierten Dame kam.

In der Regel fährt das Dampfschiff am Abende von Triest ab und landet nach 12 Stunden, sobald nicht widriger Wind weht, in Venedig, so daß man die ganze Ueberfahrt schlafend bestehen kann, zieht man nicht vor, eine Nacht auf dem offenen, an wundersamen Schönheiten reichen Meere zu verwachen. Das Letztere that auch diesmal, wie gewöhnlich, der größere Theil der Reisenden. Als nun der Mond, wie vor alten Zeiten Cythere, aus dem Meere emporstieg und dessen dunkle Wogenspitzen mit Silberfunken übersäete, wendete sich Bachmair mit dem Ausrufe eines ungekünstelten Entzückens an seine Nachbarin: „O seht, Dame! wie schön!"

Die List des jungen, kaum 19jährigen Kadets glückte insoweit, als die Dame ihren Schleier zurückschob und ein Antlitz zeigte, welches die Behauptungen Matteo's geradezu Lügen strafte, indem es jung und reizend war. Jedenfalls lebte Bachmair der Meinung, daß er den Mond noch oftmals aufgehen, dagegen das neben ihm befindliche hübsche Gesicht nicht so leicht wieder sehen dürfte, weshalb er sich in des Letzteren Anschauen versenkte. Plötzlich sprang der sitzenden Italiener einer auf mit dem Rufe: „Miranda! eine Fledermaus!" und mit dem Arme scheinbar nach dem gar nicht vorhandenen Thiere in der Luft herumschlagend, warf er Bachmair's Mütze vom Haupte, wobei dasselbe zugleich eine etwas unsanfte Kopfnuß zugetheilt bekam. Ein schallendes Gelächter aus dem bärtigen Munde sämmtlicher Italiener belohnte diese Gemeinheit.

Der junge Krieger bückte sich nach seiner Mütze, setzte selbige wieder auf und wendete sich, als sei nichts geschehen, ruhig wieder zu der Schönen, die aber bereits den Schleier hatte fallen lassen und sich jetzt unter einer stummen, leichten Verneigung zurückzog. Als nach einiger Zeit die Schiffsglocke ein daherseglendes Schiff signalisirte und die Deckgesellschaft sich von ihren Sitzen erhob, um das fremde, in Segel gehüllte Fahrzeug in Augenschein zu nehmen, drehte sich Bachmair mit dem Ausrufe hastig um: „Ein Korsar! Zu den Waffen!"

Davon springend, rannte er seinen Beleidiger, den Fledermausmann, mit solcher Heftigkeit an, daß derselbe zu Boden stürzte und dabei zugleich seinen Nachbar mit umriß. Die beiden Italiener raff-

ten unter argem Fluchen sich auf, während dagegen die anwesenden Deutschen lachten. Selbst die schöne Miranda lachte, obschon gedämpft, und sprach zu Bachmair's Gegner: „Negretti, du mußt gestehen, daß der junge, verachtete Deutsche sich Genugthuung zu verschaffen gewußt hat. Warum verwehrst du ihm auch, mein Gesicht einen Augenblick zu betrachten, da er es vielleicht schon übermorgen um den Preis eines halben Lire stundenlang ansehen kann? Treibe deine Eifersucht nicht zu weit, Negretti, ich bitte dich. Der kleine Kadet ist ja nur noch ein Kind."

Aber das Kind hatte so eben die Kraft und den Muth eines Mannes gezeigt, so daß Negretti heimlich blutige Rache ihm schwor. Als er bald nachher nebst Miranda vor der Kühle der Nacht hinab in die Kajüte ging, traf er dort den Kadet am Schänktische, Punsch trinkend und in der besten Laune mit den Schenkmädchen scherzend.

„Erlaubt, Signora! —" sprach Bachmair später zu einer schwarzäugigen und schwarzgelockten Italienerin, welche mit noch drei Gefährten die musikalische Capelle auf dem Dampfschiffe vorstellte und eben das Rossini'sche Opernstück di tanti palpiti beendet hatte. Mit jenen Worten langte der Kadet nach der weggestellten Guitarre, strich einige einleitende Accorde und begann dann mit einer hübschen, wenn schon nicht kunstvoll gebildeten Tenorstimme zu singen:

„Komme doch, komme doch, komm' du Schöne!
Komme doch, komme doch, tanz' mit mir!
Höre doch, höre doch, Polkatöne!
Hüpft das Herz nicht höher dir?"

Die Melodie zu diesem Texte ist die des bekannten Polkatanzes und recht anmuthig; daher auch die Zuhörer des weiblichen Geschlechts mit Andacht dem Gesange wie dem Spiele lauschten. Negretti hob dagegen zu einem Nachbar, einem Italiener, ziemlich laut an:

„Mich dünkt's, als höre ich Eselsgeschrei. Sagt mir doch gefälligst, ob es schon um die Morgenzeit sei?"

Unbekümmert sang Bachmair weiter:

„Deine Mutter kann noch scherzen:
Falsch sind doch der Männer Herzen —"

„Hört auf! hört auf!" erscholl es wie drohend von den bärtigen Lippen der Italiener. „Eure Musik klingt unrein und beleidigt unser Ohr."

„Ihr habt Recht, Signors!" entgegnete der Kadet, indem er sein Gesicht an das Schallloch der Guitarre brachte und dort nach dem Namen des Verfertigers scheinbar suchte. „Das Instrument ist ein italienisches und klingt darum sehr mißtönend."

Also war schon damals die Stimmung der beiden Nationen gegen einander!

Der junge Bachmair war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Grätz an der Muhr in Stevermark und nach einem dreimonatlichen Urlaube zu seinem Regimente, das inmittelst nach Venedig versetzt worden, zurückgekehrt. Obschon von seinem Vater mit giltigen Empfehlungsbriefen an die vornehmsten Handelshäuser Venedigs versehen, so nahm sich Bachmair doch vor, nur im Nothfalle davon Gebrauch zu machen, weil die Stimmung der Italiener gegen die Oesterreicher bereits eine gespannte, ja selbst feindselige geworden war. Denn nachdem die Franzosen ihren König Louis Philipp vor wenig Wochen vertrieben und die Republik wieder hergestellt hatten, war auch ganz Italien von dem Brande ergriffen worden und harrte voll heißer Sehnsucht des Augenblicks, um jeden fremden und freiheitsfeindlichen Druck von sich zu schütteln. Alle Kennzeichen waren vorhanden, daß das überall glimmende Feuer der Empörung ehestens in hellen Flammen auflodern werde. Nur die österreichischen Machthaber im lombardisch-venetianischen Königreiche schienen die drohende Gefahr nicht zu kennen oder diese im sichern Gefühle ihrer Uebermacht und der italienischen Feigheit zu verachten.

Der junge Kadet Bachmair theilte die Sorglosigkeit seiner Oberen, wenn schon aus anderen Gründen, welche in seiner, dem leichten Sinne der Jugend entkeimenden Denkweise lagen. Neugierig wendete er die erste Zeit seines Aufenthalts in Venedig dazu an, um alle die eigenthümlichen Reize und Theile der alten Inselstadt kennen zu lernen. Da er das Italienische mit Geläufigkeit sprach und einen dunkeln Haarwuchs hatte, so legte man, den jungen, lustigen Krieger für ein Landeskind haltend, ihm kein Hinderniß in den Weg.

„Wie gefällt dir unsere Primadonna?" fragte den jungen Kadet ein Kamerad und Junker desselben Regiments, als jener mit diesem zum erstenmale das Theater besuchte. „Sie ist seit kurzem erst hier und von Triest herübergekommen, heißt Miranda Mirandolini, spielt und singt eben so allerliebst, als sie aussieht, wird aber von ihrem Liebhaber, dem Schauspieler Negretti, welcher dort auch ihren Liebhaber auf den Bretern giebt, mit Argusaugen bewacht."

Fast laut lachte Bachmair auf. „Wie?" sprach er lustig — „Miranda eine Aktrice? Und ich hatte sie wenigstens für eine Ducesse gehalten! Negretti ein Schauspieler und kein einstiger Doge oder Nobili aus dem hohen Rathe der Drei? Ha! Darum blieb ich bis heute von dem Stiche eines Bravo verschont! Schön! Ich werde mich später auf die Bühne begeben, um meiner Reisegefährtin die Aufwartung zu machen und sie nach ihrem Befinden zu befragen. Dazu werde ich den Zeitpunkt abwarten, wo Signor Negretti auf der Bühne beschäftigt, Miranda dagegen abgetreten ist."

Das heutige Theaterstück schien eigens für eine politische Katastrophe auserkoren oder wenigstens mit extemporirten Anspielungen ausgestattet worden zu sein, welche von Seiten des italienischen Publikums theils mit donnerndem Beifall, theils mit höhnendem Ge-

lächter aufgenommen wurden, je nachdem sie auf Italiens Freiheit oder Oesterreichs Vernichtung zielten.

Als Bachmair in Gesellschaft seines Kameraden im Zwischenakte das Parterre verließ, sprach dieser: „Sieh da, Bachmair! wie heute die Italiener ihre sonstige Gewohnheit wieder angenommen haben, aus den Logen in das Parterre hinabzuspucken. Was vor Zeiten die Verachtung der Nobili in den Logen gegen den gemeinen Plebs im Parterre bezeichnete, gilt heute uns Oestreichern. Echt italienisch! und dem machtlosen Kinde ähnlich, welches seinen Zorn nur durch Anspeien kundgeben kann. Meiden wir die Nähe dieser speichelspeienden Höhlen und hoffen wir, daß diese pöbelhafte Gemeinheit die ganze Rache unserer Feinde sein werde."

Später stand Miranda hinter einer Coulisse, ihre Rolle in der Hand und solche studirend. Plötzlich tauchte vor ihr ein jugend blühendes, beim Lächeln ein Grübchen zeigendes Antlitz auf, dessen Kinn und Lippen der erste Flaum eines erkeimenden Bartes besäumte, und eine wohllautende Stimme sprach höflich: „Verzeihung, schöne Signora, wenn ich zu stören wage. Nur befragen wollte ich meine liebe Reisegefährtin um ihr Befinden und ihr Gefallen in der Inselstadt."

Betroffen blickte Miranda auf und dann bestürzt sich um.

„Was wollen Sie hier?" fragte sie, die Farbe wechselnd, — „fort! fort! den Augenblick oder Sie sind verloren."

„Ich fürchte alle Theaterdolche Europa's nicht" — entgegnete der Kadet muthvoll — „und wenn sie selbst ein Signor Negretti gegen meine unbewehrte Brust führen sollte."

„Sie sind noch ein Kind!" versetzte Miranda hastig — „ein unerfahrenes, wohl auch unschuldiges. Darum dauern Sie mich! Fort! um Maria und Josephs willen! Gehen Sie nicht wieder in's Theater zurück — eilen Sie zu Ihrem Regimente — in Ihre Kaserne — schnell!"

Miranda's rollendes Auge, ihr fiebernder Körper sprachen dringlicher noch als ihre zuckenden Lippen. Da der junge Soldat noch wie unentschlossen dastand, bückte sich die Aktrice rasch, hob den abgeworfenen Theatermantel eines Schauspielers von den Bretern auf, umhüllte mit demselben den Kadet und drückte ihn dann gewaltsam in das Dunkel der hinteren Coulissen zurück, dabei ihre Warnung wiederholend.

Während Bachmair die Bühne verließ, sprach er kopfschüttelnd und lächelnd zu sich selbst: „Da ich unberufen einstmals in die Nähe der Waschweiber des älterlichen Hauses kam, banden diese mir zur Strafe eine Schürze um und ich mußte mich mit einem Geldgeschenke auslösen. Fast ebenso ergeht mir's, da ich als Soldat mich unter die Schauspieler menge. Ob auch hier ich mich werde loskaufen müssen?"

Im Begriff, den Theatermantel von sich zu werfen, vernahm Bachmair plötzlich den tausendstimmigen Ruf aus dem Innern des Schauspielhauses: „Es lebe die Freiheit! Tod den Deutschen!"

Zugleich erscholl ein Krachen, als wenn alle Bänke und Sitze abgebrochen würden.

„Dieß also der Sinn von Miranda's Rede!?" sprach der Kadet. — „Nun, hoffentlich wird eine einzige Salve von uns hinreichen, diesen Schreihälsen den Mund zu stopfen."

Während dem trachtete Bachmair, das Schauspielhaus zu verlassen, was ihm auch unaufgehalten gelang, weil der ganze Lärm sammt der tobenden Menschenmenge nach dem Vorderhause sich gezogen hatte. Aus demselben ergoß sich die freiheitrufende und über einzelne wehrlose Oestreicher herfallende Masse. Bereits knallten in der Nähe und Ferne einzelne Flintenschüsse und im Nu erhellten sich die Fenster in Venedigs Palästen, Häusern und Hütten, so daß der Widerschein tausendfach in dem Wasser der Kanäle sich abspiegelte. Bald genug erkannte der Kadet den Zweck dieser verabredeten Erleuchtung, indem man bei ihrem Scheine die flüchtenden östreichischen Krieger verfolgte. Diese Unglücklichen, welche theils die öffentlichen Gebäude und Plätze zu bewachen gehabt, theils patrouillirend die Stadt zu durchziehen hatten, theils vom Dienst beurlaubt worden und ihren Geschäften nachgegangen waren, wurden mit leichter Mühe und sonder Gefahr niedergemacht. Denn aus allen Fenstern flogen die bleiernen Todesboten auf die Aermsten ein, welche längs der schmalen, kaum für drei Menschenbreiten berechneten Fußpfade Venedigs sich zu flüchten suchten. Auch das tapferste Herz mußte hier ungerochen unterliegen, indem sein Feind hinter festen Steinmauern feig sich barg und so unangreifbar blieb. Wer verwundet strauchelte, fiel in den Kanal und ertrank rettungslos.

Immer höher noch stieg die Gefahr; denn schwarz wie die Nacht und das Grab schwamm herbei eine zahllose Flotte verrathbergender Gondeln, in langen Zügen sich vertheilend durch Venedigs breite und schmale Wasserstraßen. Unheimlich und still, gleich schwarz überhangenen Todtengrüften, glitten sie über die blinkende Fläche daher. Wie ein schleichendes Raubthier folgten sie den fliehenden Fersen der an den Häuserrändern sich hindrückenden Deutschen, und glaubten sie den rechten Zeitpunkt, ihr Opfer zu fassen, erreicht zu haben, so erhellte ein Blitz das finstere Innere der Gondel und unter dem Schmettern des Schusses sank der Getroffene zu Boden. In der Ferne vernahm man Trommelschlag und von dem Sanct Marcusplatze Pelotonfeuer. Bald stürmten auch die zahllosen Glocken Venedigs darein und schmetternde Kanonenschläge übertäubten in bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen selbst jenen Lärm für kurze Zeit.

Der Kadet wußte jetzt der Aktrice großen Dank für das behändigte Gewand, ohne dessen deckende Hülle er jedenfalls gar bald ein Opfer des Volkshasses gefallen wäre. Ein Glück war es noch, daß der Mantel bis auf die Knöchel hinabreichte, so daß auch die weißen Beinkleider kein Verräther an dem Oestreicher werden konnten. Klüglich hütete sich Bachmair, den Verdacht einer Flucht auf sich zu zie-

ben. Vielmehr gab er sich den Schein, als nehme er gleichfalls lebhaften Antheil an dem Kampfe gegen die Deutschen. Denn, nach dem Sprüchworte: „Wer nicht mit uns, ist wider uns", wurde jeder Unthätige als ein Feind der Freiheit angesehen und verfolgt. Unter dem Rufe: „Zu den Waffen! Tod allen Deutschen! Gebt mir eine Waffe!" war der Jüngling bis jetzt ungehindert bei den ihm aufstoßenden Haufen Volkes vorübergekommen. Da stieß er, nicht weit mehr von seiner Kaserne, auf einen Trupp Leute, welche bemüht waren, eine kanalfreie Straße durch eine Barrikade zu sperren. Hier ließ man seinen Ruf nach Waffen als Paß nicht gelten, vielmehr erhielt er die Weisung, das Steinpflaster aufzureißen und den Straßenwall erbauen zu helfen. Nothgedrungen leistete Bachmair dem Gebote Folge, mit dem heimlichen Vorsatze, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Da wollte es das Geschick, daß von der Anstrengung des Arbeitenden der zugebundene Mantel vorn aufging und darunter die weiße, blau aufgeschlagene Soldatenkleidung sichtbar wurde.

„Verrath! Ein Feind! Ein Deutscher! Nieder mit ihm!" erscholl es von allen Seiten, und von einem Steinhagel und einigen Nachsetzenden begleitet, entfloh eiligen Fußes der erkannte Oestreicher. Derselbe rannte in das erste, unerhellte Seitengäßchen und jeden Einzelnen über den Haufen, welcher ihm in den Lauf kam. Bald jedoch befand er sich am Ende des Gäßchens und erkannte in geringer Entfernung vor sich einen Trupp heranstürmenden Volks und zugleich die Unmöglichkeit eines weiteren Widerstandes. So zwischen zwei Feuern sich sehend, barg sich Bachmair schnell in einen Winkel der dunkeln Häuserreihe und wartete, bis seine Verfolger schnell an ihm vorüber gestürmt waren. Dann suchte er nach einem Auswege umher und war auch so glücklich, denselben in einer, seinem andrängenden Körper nachgebenden Pforte zu finden. Bald tappte er fühlend durch stockfinstere Räume, aus welchen er in einen kleinen, von hohen Brandmauern umnachteten Hof gelangte. Ein hoher Schutt- und Rebrichthaufen, welcher sich an der hinteren Quermauer erhob, machte ihm dieselbe zu ersteigen leicht, und als er diese jenseits hinabgesprungen war, sah er sich in einen zweiten, zu einem ansehnlichen Gebäude gehörenden Hofe. Alles finster und still umher. Hier noch nicht sich sicher wähnend, schritt er leise und vorsichtig in die gewölbten, feucht und modrig duftenden Hallen des Palastes, in dessen vorderer Hausflur eine Lampe ein mattes Licht verbreitete. So sehr sich Bachmair in Acht nahm, einiges Geräusch zu machen, so rief doch der Wiederhall seiner Tritte ein Mädchen aus einem Seitengemache herbei, welches bei seinem Anblicke anhob: „So wollt Ihr also nicht die Rückkehr des gnädigen Herrn Marchese abwarten? Freilich, der Aufstand des Volks — Niemand ist diesen Abend Herr seiner selbst — ich eile, Euren Gondolier herbeizurufen, den die Neugierde oben hinaufgetrieben hat, wo er etwas von dem Kampfe sehen zu können

glaubte. Lieber hätte er selbst daran Theil genommen, und nur mit Mühe ließ er sich bewegen, hier geduldig auszuharren."

„Die verkennt dich ohne Zweifel" — — sprach der Kadet zu sich selbst — „und folglich muß ich dem Rechten entweder sehr ähnlich sehen oder derselbe ist dem Mädchen selbst fremd. In letzterem Falle wird sie auch nicht so betraut mit seiner Sprache sein. Antworten wir ihr also, doch kurz und den Mantel vor den Mund gehalten, damit der Stimme Ton etwas undeutlicher werde."

„Gut!" murmelte der Kadet hinter dem Mantel hervor — „eile, Kind!"

Während das Mädchen die breiten Treppen hinaufsprang, Luigi! Luigi! aus voller Kehle schreiend, beeilte sich Bachmair, des Palastes Thor zu gewinnen. Dasselbe führte, wie die meisten in Venedig, mittels einer Flucht breiter Marmortreppen zum Kanal, an deren Stufen eine schwarze Gondel vor Anker lag.

Der Kadet hielt es nicht für räthlich, Luigi's, des Gondoliers, Ankunft abzuwarten, daher er eiligst das Seil mit dem Haken von dem Ankerringe der Treppe löfete und mit raschen Ruderschlägen die Gondel davon trieb. Es kam ihm jetzt zu Statten, daß er in seiner Vaterstadt oftmals die Muhr befahren und mit der Kunst des Ruderführens sich betraut hatte.

Wohin aber? war nun die große Frage. Denn so bekannt war Bachmair noch nicht mit Venedigs Kanälen und Straßen, daß er sich bei Nacht in deren Labyrinthe zurecht finden konnte. Zunächst beschloß er, dem ruhigeren Stadttheile zuzusteuern. Wären die dem Oestreicher begegnenden Gondelführer nicht insgesammt vollständig mit dem Interesse des Kampfes gegen die fremden Unterdrücker beschäftigt gewesen, so würden sie unstreitig gar bald in dem Kadet einen Pfuscher ihres Handwerks erkannt haben. So aber schob man sein ungeschicktes Fahren und Zusammenstoßen mit den ihm entgegenkommenden Gondeln auf die allgemeine Erregung der Gemüther und begnügte sich damit, jeden erhaltenen Stoß mit dem unwilligen Rufe zu vergelten: Tölpel! sieh dich vor! Bist du betrunken?

Solche und ähnliche Verweise nahm Bachmair, als nur zu verdient, schweigsam auf. Er pries sich schon glücklich, eine kleine, schwimmende Festung gewonnen zu haben, die ihn zunächst gegen die Schüsse der Venetianer sicherte und dann dem ruhigen Festlande zuführen konnte. Wenn er nur erst die Lagunen erreicht hätte!

Aus seinen Selbstbetrachtungen weckte den Kadet der laute Anruf eines Mannes: „Ho! Ho! Gondolier! Bist du frei? Eine Zechine dir, wenn du diese Dame nach dem Sestiere della Croce fährst und dort an dem Gasthause zum goldnen Engel wohlbehalten absetzest."

Das war nun freilich ein fataler Strich durch Bachmair's Rechnung, welcher, obwohl sonst dem schönen Geschlecht nichts weniger denn abhold, jetzt die Rettung seines jungen Lebens über die Gesellschaft selbst der reizendsten Dame setzte. Schon machte er daher Miene, als überhöre

er den Zuruf, und gedachte eiligst weiter zu fahren, da mischte sich aber das mißbilligende Geschrei an ihm vorüberfahrender Gondoliere mit dem des Begleiters der fraglichen Dame. Wenn, wie das Sprichwort sagt, die Noth zuweilen eine Tugend wird, so machte sie wenigstens unsern Kadet galant. Er hielt seine Gondel an und half der Dame beim Einsteigen. Der ausgebrochene Freiheitskampf entschuldigte heute Alles, selbst daß ein Herr seine Dame ohne Weiteres dem Schutze eines Gondoliers anvertraute und sie ohne seine Begleitung ließ.

Indem der Herr dem Gondolier das versprochene Geldstück behändigte, wiederholte er nochmals den Namen des Stadtviertels und des Gasthauses, wohin jener die Dame fahren sollte. Die Stimme kam dem Kadet wie bekannt vor, doch sah er jetzt gern von allen Nachforschungen ab. Rüstig ruderte er von dannen, die von ihm bisher eingeschlagene Richtung verfolgend. Denn Bachmair schloß sehr richtig, daß eben diese Richtung seiner Gondel ihm die Passagierin verschafft habe und er sich daher jener nicht entschlagen dürfe, wolle er nicht Verdacht erregen. Um die Lagunen zu erreichen, beschloß der Kadet, Venedigs Thürme als Compaß zu benutzen, und während er dieselben mit der Himmelsgegend verglich, trieb er immer rascher sein Fahrzeug vorwärts.

Bisher hatte dessen Insassin stumm und regungslos auf der Polsterbank gesessen. Plötzlich hob sie erschrocken an: „Aber, Jesus Maria! wo fahrt ihr mich hin? Längst schon müssen wir am goldnen Engel vorüber sein! Habt Ihr etwa falsch verstanden? So haltet doch ein, um des heiligen Markus willen.“

„Au weh!“ sprach Bachmair vor sich hin — „das ist Miranda Mirandolini oder ich will zum Laberdan werden. Hah! ich hoffte schon, eine Marchese als Geisel für mein Leben in der Gondel zu besitzen; da wird sie zur bloßen Aktrice, für welche höchstens Signor Negretti, aber kein anderer Italiener, das Leben eines östreichischen Kadets giebt.“

Hierauf ließ Bachmair sein Ruder feiern und hob zur zeternden Miranda an: „Schöne Miranda, erkennen Sie mich nicht? Ist Ihnen dieser Theatermantel und sein dermaliger Träger so schnell aus dem Gedächtnisse geschwunden? Wohin ich Sie, oder vielmehr mich zu bringen beabsichtige? In Sicherheit! Vor den meuchelnden Kugeln und Stichen der Venetianer. Wo aber vermöchte ich mich besser zu sichern, als wenn ich durch die Lagunen dem Festlande zusteure? Sie haben dabei gar nichts zu riskiren und können morgen bei guter Tageszeit wieder in der Inselstadt sein. Ueberhaupt dürften Sie ganz und gar nichts versäumen, da jedenfalls das Theater für einige Zeit geschlossen sein wird.“

Diesem Vorschlage widersetzte sich jedoch die Aktrice auf das lebhafteste.

„Undankbarer!“ rief sie aus — „wem sonst als mir verdanken

Sie's, daß Sie noch leben? Und zum Dank dafür wollen Sie mich entführen und einer offenbaren Todesgefahr aussetzen?"

„Nichts weniger als das Letztere" — versetzte Bachmair. „So wenig ich schon sterben mag, sollen Sie dieß auch."

„Nun wohl! Kennen Sie aber die Fahrstraßen in den Lagunen so genau wie Venedigs Gondoliere? Werden Sie in der Dunkelheit die Gondel nicht unfehlbar gegen die Markpfähle der Lagunen treiben machen, so daß dieses leichte Fahrzeug umstürzen und uns beide in den Fluthen begraben muß?"

„Der Teufel auch!" sprach Bachmair zu sich selbst. „Sie hat nicht ganz Unrecht! Doch will ich viel lieber wie David in die Hände des Herrn als in die der Venetianer fallen."

„Und sollten Sie ja nicht auf die Stimme der Vernunft so wie der Pflicht hören" — fuhr Miranda fort — „so werde ich, obgleich ein schwaches Weib, der Gewalt wieder die Gewalt entgegensetzen. Ich werde um Hülfe schreien, daß man es weit und breit hören soll — ich werde mit Ihnen ringen und diesen Dolch, der kein Theaterdolch ist, in Ihr Herz zu stoßen suchen. Doch" — setzte die schlaue Schöne hinzu — „ich hoffe, daß Sie es nicht bis zum Aeußersten kommen lassen werden. Sie werden das große Opfer zu würdigen wissen, das eine für die Freiheit ihres Vaterlandes heiß erglühte Italienerin durch die Rettung eines Feindes dargebracht hat, dessen Jugend und Unschuld ihr das lebhafteste Mitleid einflößten."

„Sie greift dich an deine schwache Seite" — gestand sich Bachmair — „und ich werde mich wohl, wie damals bei den Waschweibern meiner Mutter, nur durch ein ungleich größeres Opfer auslösen müssen. Sei es also! Die Ehre soll ja dem Krieger selbst über das Leben gehen". „Geben Sie" — fuhr er lauter fort — „mir die Richtung an, in welcher der goldne Engel zu finden ist. Sie sollen sich keinem Undankbaren verbunden haben."

Miranda war ungleich besser in Venedig bewandert als Bachmair, daher auch nach einiger Zeit der gesuchte Landungsplatz glücklich gefunden. Die Aktrice sprang aus der Gondel, welche der Kadet ohne klare Absicht weiter dahintreiben ließ. Plötzlich rief eine rauhe Stimme in gutem steiermärkischem Deutsch den Kadat an: „Halt! wer da?"

Bachmair ward jetzt zum Columbus, dem nach langer, gefahrvoller Fahrt die Wache aus dem Mastkorbe „Land! Land!" zuruft.

„Schwarzenberg und Ollmütz!" erwiderte der Kadet laut des heute erhaltenen Feldgeschrei's. Dann blickte er neugierig auf. Seine Gondel trieb gegen eine Reihe breiter Stufen an, welche zu einem kleinen Vorhofe führten, welcher auf der Wasserseite durch ein Eisengitter versperrt war. Im Hintergrunde des Hofes stieg ein hohes, thurmähnliches Gebäude von ziemlichem Umfange in die dunkle Luft empor.

Der Kadet hing sein Fahrzeug an, streifte den Mantel von sich

sprang die Stufen rasch hinauf und sprach zu der hinter dem Gitter stehenden Schildwache: „Kam'rad, sage mir, wo bin ich?"

„Zum heiligen Spiritus" — versetzte der Steiermärker lachend — „Ich aber wünschte, daß es reiner Korn sein möchte."

„Wer hat das Kommando über die Wache hier?" fragte der Kadet.

„Korporal Dechsel von der vierten Kompagnie" — erwiderte die Schildwache. „Eben steht er oben auf der Thurmzinne, um zu sehen, wohinaus es mit dem Spektakel in der Stadt will. Er hat den Schlüssel zum Gitterthore, wenn Ihr etwa hereinwollt."

„Korporal Dechsel!" erhob der Kadet seine Stimme — „Dechsel! Lieber Dechsel! Der Kadet Bachmair begehrt Einlaß. Wichtiges hat er Euch mitzutheilen. Werft den Schlüssel zum Thore herab, denn jeder Augenblick Verzug vermehrt die Gefahr."

Trotz dieser Bitte beeilte sich Dechsel eben nicht, dem Willen des Kadets Folge zu leisten, während dieser vor Begierde brannte, sich hinter dem schützenden Gitter zu sehen. Als dies endlich geschehen war und Bachmair das, was er erlebt und gesehen, erzählt hatte, fuhr er fort: „Was gedenkt Ihr zu thun, lieber, alter Freund Dechsel? Jedenfalls werden die treulosen Venetianer auch Euch zu überrumpeln suchen. Glaubt Ihr Euch stark genug, Euren Posten so lange zu halten, bis Ihr hofft Verstärkung zu bekommen? So viel ich weiß, habt Ihr nur 9 Mann unter Eurem Befehle."

„Diese sind noch viel zu viel" — erwiderte Dechsel — „um allen Venetianern ein Schnippchen zu schlagen. Vor der Hand sind wir sicher vor ihnen. Dann erst werden sie uns auf den Leib rücken, wenn wider Erwarten unsre Truppen den Kürzern ziehen sollten. Aber etwas können wir denn doch in Vorsorge thun. Herr Guido! nicht so? Ihr seid im Schreiben und Zeichnen, so wie auch im Italienischen bewandert? Wenigstens habe ich Euch oft daheim über dem Reißbrete sitzen und Euch welsch sprechen hören. Ich will Eurer Kunst zu thun geben, da an ein Schlafen diese Nacht schwerlich zu denken sein dürfte."

Der Korporal hatte richtig insofern gesprochen, daß wirklich der sich immer weiter in der Stadt verbreitende Lärm, das Schreien, Kämpfen und Schießen, nicht bis in die Nähe von San Spirito drang. Als der Tag graute, versammelte Dechsel seine Leute um sich.

„Kameraden!" heb er an — „mag auch der Würfel fallen wie er wolle, wir wanken und weichen nicht von unserm Posten; es werde denn von Oben aus befohlen. Zu fürchten haben wir nur dann, wenn wir uns feig bezeigen. Und das soll Keiner dahin bringen, am wenigsten diese schuftigen Italiener. Nun dürfte es aber an der Zeit sein, unser Weinzeichen herauszuhängen. Herr Guido, holt Euer Kunstgemälde herbei, auf daß wir es an dieser Stange befestigen."

Der Kadet ging in die Wachstube, welche in einem Seitengebäude des Thurmes war, und kehrte aus derselben mit einem aus vier weißen

Papierbögen zusammengeklebten länglichten Viereck zurück, auf welchem mit großen, fetten, von schwarzer Tinte gemalten Buchstaben und Ziffern italienisch geschrieben stand:

San Spirito
enthält 633 Fässer Schießpulver!

darunter hatte der Kadet noch ein Gemälde mit groben Zügen gezeichnet, welches einen auffliegenden Thurm darstellte.

Dechsel, der Korporal, schloß das Thor auf, schlug dessen eine Hälfte nach Innen um und befestigte an die andere die Stange mit dem Papiere, so daß dasselbe etwa 8 Ellen hoch in der Luft wehete. Sämmtliche Mannschaft der kleinen Besatzung hatte sowohl die Flinten als auch die Seitengewehre abgelegt. Theils saßen die Krieger in der Wachstube, theils im Hofe, theils auf den zum Wasser führenden Stufen, und zwar so friedfertig, als wäre Venedig nie sicherer denn jetzt gewesen.

Mitlerweile tobte der Kampf auf dessen Straßen und Plätzen immer heftiger und erbitterter. Anhaltend rollte das Rottenfeuer der bedrängten Oestreicher gegen das mehr vereinzelte der Venetianer, welches von den Dächern, so wie aus den Fenstern der Häuser und aus den Tausenden der schnell beweglichen Gondeln geführt wurde. Dazwischen krachte der Donner der Kanonen, hallte das Kampfgeschrei der Italiener, welche dadurch sich selbst Muth und dem Feinde Schrecken einzuflößen suchten.

Ach, die Besatzung von San Spirito mußte sich's gestehen, daß nach allen Anzeichen der Sieg sich auf die Seite der Venetianer neigte. Dem war auch so. Die Oestreicher unter dem Befehle des Grafen von Zichy, eines im Kampfe unerfahrenen, feigen, wo nicht gar verrätherischen Generals, erhielten nach einem schlecht geleiteten und darum erfolglosen Widerstande den Befehl, die Stadt zu übergeben und solche zu räumen. Bevor das Letztere noch geschah, nahte von der Kanalseite ein Haufe siegestrunkener Venetianer dem Thurme San Spirito. Ihr Muth war um so größer und lauter, als sie, verleitet durch das in der Luft flatternde weiße Papier und durch den Anblick der völlig unbewaffneten Mannschaft, einen unblutigen Sieg hier verhofften. Bei dem Näherkommen einer Menge mit Bewaffneten angefüllten Gondeln verließen die vor dem Eisengitter befindlichen Oestreicher ihre Sitze und zogen sich langsam hinter jenes zurück, ohne jedoch das Thor zu verschließen.

Ohne Hinderniß bewerkstelligten die Feinde ihre Landung und überboten einander an Eilfertigkeit, die Stufen zu ersteigen und den Eingang zu gewinnen.

Hier wartete ihrer, die Hände auf den Rücken gelegt, der Korporal Dechsel.

„Was schaffen's, meine Herren?" redete er die Venetianer mit Ruhe und freundlicher Miene an.

Darauf trat Einer, welcher den Anführer vorstellte und der deutschen Sprache mächtig war, vor und versetzte barsch: „Wir verlangen die sofortige Uebergabe des Platzes, das Strecken eurer Waffen, euch selbst zu Gefangenen.“

„Dreierlei also!“ bemerkte Dechsel schmunzelnd. „Nun, wir werden halt sehen, was sich thun läßt. Nur a wenig G'duld, ihr Herren! Haben's denn aber schon unser Panierl da oben ang'schaut? I bitt' sehr, werfen's doch a klein's Blickerl drauf. Es hat dem Herrn Guido Bachmair aus Grätz hier Mühe g'nug g'macht. Fast die halbe Nacht hat er drüber g'pinselt und g'schrieben und mir fast's ganze Tintenfaß'l verschmiert. Ja, das ist's Bild und dort — schaun's mal hin — nach dem Thurm — da ist die Explicirung des Bild'ls.“

Von dem Papier wendete sich der Menge Blick betroffen nach dem Hintergrunde des Hofes.

Das rundgewölbte Thor des Thurms war geöffnet und in dessen Innern Faß auf Faß über einander gethürmt. Aus einem der untersten war der Boden herausgenommen und lose vor die Oeffnung wieder angelehnt, so daß sein schwarzkörniger Inhalt sowohl unten wie an den Seiten herausgequollen war. Von diesem Häuflein aus ging eine schwarze, dicht gestreute Linie bis in des Hofes Mitte vor. Am Ende derselben steckte ein niederer Stab, zwischen das Steinpflaster geklemmt, und um ihn befand sich ein dicker Strick gewickelt, dessen eines Ende lose bis zur Erde herabhing, so daß ein Stück von etwa einer halben Elle darauf ruhete. Von der Spitze dieses Strickendes stieg ein feiner weißer Rauch empor, und ein scharfes Auge konnte sehen, daß jenes roth glühte. Nur eines leichten Ruckes von Seiten des Oestreichers bedurfte es, welcher neben der Lunte am Boden saß und deren glühendes Ende in seiner Hand hielt, um die Pulverlinie in Brand zu setzen und den Thurm mit all seinem Inhalte auffliegen zu lassen.

Einige Sekunden lang weidete sich der Korporal sammt dem neben ihm stehenden Kadet an der Betroffenheit der Feinde, welche sich durch erblaßte und entstellte Gesichter, durch eine eingetretene Todtenstille und das allmälige Zurückziehen der Eingedrungenen kund gab.

„Meinen's nicht, ihr Herrn!“ sprach Dechsel lächelnd — „daß es noch a größers Spektakel abgeben müßte, wenn's Thürmerl aufflöge, als der ganze Lärm von gestern und heut? Freilich wär' die Freud' nur kurz, aber erbaulich. Einreißerlich — wollt' ich sagen. Denn ich wollt' wetten, daß halb Venedig wenigstens mit aufflöge. Ja, ich glaub' sogar, daß die Erd' sich zerspalten und das Meer nachstürzen müßt', so überaus fest ist das Thürmerl gebaut. Aber bitten muß i halt doch, daß der Kreidest ich dort nit übersteigen würd': denn mein Dittel da bei der Lunt' hat Anweisung, anz'brennen, so wie Eins über die Lini' geht, und der Kerl is sakrisch wichsig und suchtig auf die Italiener — der hat an Wuth auf sie — nicht zu b'schreibn! Denn er hat an italienisch Madel zur Liebsten g'habt und die hat ihn bei der Nas rumg'führt — der brennt los, eh' ich's ihm ordentlich heiß'. Und

bitten muß i noch recht schön, d' Cigarrn aus 'n Mund zu nehmen, denn manchmal hat der Teufel sein Spiel und führt 'n Funken, wohin er nimmer hat flieg'n solln. Drum darf auch keins von uns selber hier rauchen, was freilich das Allerbitterste ist."

Diese Worte, welche Bachmair der Menge auf Italienisch wiedergab, bewirkten, daß sofort die brennenden Cigarren verschwanden und hinterrücks in den Kanal geworfen wurden. Dieß konnte um so leichter geschehn, weil der Haufe bereits bis zum Thore sich zurückgeflüchtet hatte und sehnsüchtige Blicke nach den Gondeln warf.

Der Anführer der Feinde nahm jedoch all' seinen Muth zusammen und sprach zu dem höflichen Korporal mit eben so freundlichem Tone: „Guter Freund, was würde Euch die Behauptung dieses einzelnen Platzes nützen, wenn ganz Venedig in unserer Gewalt wäre? Ich an Eurer Stelle würde die Gelegenheit ergreifen, um für mich und meine Leute ehrenvolle Bedingungen zu erlangen, die Euch auch ohne Zweifel bewilligt werden dürften."

„Nutzen wird uns das Thürmerl mit seinen 633 Pulverfässern blutwenig" — erwiderte Dechsel — „wohl aber die Haut sammt dem Fleisch verbrennen, wenn wir losbrennen müßten. Aber, wann darf der Soldat nach dem Nutzen oder dem Schaden fragen, den er anrichtet? Der Soldat muß halt blindlings thun, was ihm sein Vorgesetzter befiehlt. Nun ist uns geboten worden, das Thürmerl San Spirito zu bewachen und darum müssen wir's halt ausführen auf alle G'fahr hin."

„Der Kommandant von Venedig, Graf Zichy, hat bereits befohlen, die ganze Stadt zu räumen" — sagte der Anführer der Italiener — „und folglich ist darunter auch dieser Platz mit inbegriffen."

„Wir wissen halt nichts von dem Befehl" — antwortete Dechsel — „und müssen also auch bei unsrer Ordre stehen bleiben."

„Wenn man Euch aber den schriftlichen Befehl des Kommandanten überbrächte?" fragte der Italiener. „Dann würdet Ihr demselben gehorchen?"

„Mit Verlaub! auch dem noch nicht" — versetzte Dechsel. „Wir wissen ja nit, ob der Zichy in Eurer Gewalt und gefangen, oder gar ein Verräther ist? Bringt uns den eigenhändigen Befehl sammt dem Petschier unsers gnädigsten Herrn Feldmarschallieutnants Grafen Radetzky in Mailand. Dem wollen und müssen wir gehorchen."

„Wenn man Euch einen ehrenvollen und freien Abzug bewilligt" — sprach der Italiener — „und noch ein erkleckliches Stück Geld dazu, so würde Niemand in der Welt Euch deshalb einen Vor—"

„Herr Signor!" fiel Dechsel, in einen furchtbaren Ernst übergehend, ein — „sprecht noch einmal ein solches Wort aus und Ihr sollt aus Erfahrung kennen lernen, was ein richtiger salto mortale ist und noch Tausende von Venetianern dazu. Solchen Spaß verstehen wir nicht. Merkt Euch das! Und nun denk' i, daß Ihr Euch

g'nug bei uns werdet umg'schaut haben. Geht in Gott's Namen denn. Ich seh's meinem Dittel an der spitzen Naa's an, daß ihm Eure Gegenwart nit recht behagt. Er spielt mir so verdächtig mit der Luntenspitz', daß wir zusamm' auffliegen wie 'ne Mütz' und eh' wir's uns versehn."

Mit diesen Worten komplimentirte Dechsel die Italiener aus dem Hofe. Während die Erstern mit erleichtertem Herzen und eilig in ihre Gondeln sprangen und die Nachrückenden ihre Vordermänner die Stufen hinabdrängten, hob Dechsel zu dem Anführer der Schaar an:

„Da hätt' ich ja bald vor lauter G'schwätz das Beste vergessen! Schaun's, lieber Herr Signor! wenn's wahr ist, was Ihr von dem Abmarsche unsrer Leut' gesagt habt, so werden wir wohl eine hübsche Weile auf unsre Ablösung warten müssen. Ich hoff', daß Ihr uns bis dahin nit werdet fasten lassen, sondern mit Speiß und Trank wohl versehen. Hunger thut weh und durst'ge Kehlen giebts unter uns nit wenig. Es springt sich weit leichter in die Luft, als daß man lange das Knurren im leeren Magen verträgt. Das möget's wohl bedenken, ihr Herrn Signors."

Nach fünf bis sechs Stunden legte eine Gondel vor San Spirito an. Mit stiller Genugthuung sah dessen Besatzung, wie ein Aufwärter nebst einem Dienstmädchen unterschiedliche und zwar vollgepackte Körbe aus dem schwarzen Fahrzeuge zu Lande förderten.

„Dechsel" — sagte der Kadet bei diesem Anblicke lächelnd — „jetzt werden wir sehen, ob wir oder vielmehr unsre Pulvertonnen von San Spirito bei den Venetianern Credit haben oder nicht. An der Beschaffenheit und Menge der verlangten Speiße und des Tranks können wir ermessen, ob unser Wetterglas auf gutes oder veränderliches Wetter zeigt."

Die Körbe wurden in die Wachstube geschafft und entleert. Aus zwei mächtigen Töpfen dampfte es, nach weggenommenen Stürzen, gar kräftig.

„Rindfleisch mit Reis!" sprach der Kadet, auf Entdeckungen ausgehend wie Columbus. „Bene! Auf einmal werden wir es kaum Herr werden. — Eine Cervelatwurst — zum Imbiß dieser weißen Brote! Wird acceptirt! Eine Flasche und eine große Kruke! Was schließt die erstere in sich?" Bachmair lüftete den Kork und brachte seine Nase an den Hals. „Ah! der Spiritus kommt, um sich mit dem Spirito zu vermählen. Kamerad Spieß, dein Wunsch, mit welchem du mich Ankömmling empfingst, ist erfüllt. Reiner Korn scheint's zu sein. Aber diese schwere, volle Kruke!"

„Wenn's Bier wäre!" sprach der Korporal voll Sehnsucht und faltete dabei andächtig seine Hände.

Der Kadet wiederholte sein bei der Flasche angebrachtes Manoeuvre und sprach: „Nichts von Bier — Wein ist's!"

„Nur Wein!" seufzte Dechsel kleinlaut.

Nachdem die Körbe leer gemacht waren, zog, auf einen Wink Dechsel's, der Kadet erst den Aufwärter, dann das Dienstmädchen bei Seite, um jedem von ihnen besonders die Fragen vorzulegen:

„Wer schickt Euch ab? Wo und von wem ist das Essen bereitet und das Getränke geliefert worden?"

„Unser Herr, der Besitzer des Gasthauses zum goldnen Engel, schickt uns her" — bekannten Beide übereinstimmend — „dort ist auch das Essen gekocht und der Wein sammt dem Branntwein eingemessen worden."

„Seid ihr fest überzeugt, daß kein Gift oder Schlaftrunk weder in dem Essen noch in dem Getränke enthalten sei? Wir wissen, daß ihr Italiener euch auf Giftpülverchen und Gifttränkchen noch besser versteht, als auf das Handhaben des Dolches."

„Bewahre!" — versetzte das Mädchen — „ich selbst habe das Essen kochen helfen und dasselbe mehr denn einmal gekostet."

„Bewahre!" — sprach der Aufwärter — „denn ich selbst habe den Wein aus dem Fasse und den Schnaps in die Flasche gefüllt und beides zuvor gekostet."

„Gut! Wir werden sehn, ob ihr die Wahrheit gesprochen habt oder nicht. Höret unsre Meinung. Wir sind hier im Ganzen 11 Mann. Fünf von uns werden jetzt mit euch essen und trinken, während die übrigen sechs fasten. Befällt uns auf den Genuß eine Uebelkeit — bekommt auch nur einer von uns Bauchkneipen darnach, so stecken wir andern das Pulver an und ihr fliegt mit uns und noch vielen Tausend Venetianern gen Himmel. Aber nicht um, wie wir, oben zu bleiben, sondern wieder herab und in die Hölle zu fallen, wohin alle Giftmischer gehören. Unter zwei Stunden lassen wir euch nicht fort, damit ihr nicht etwa in Zeiten ein Gegengift anwenden könnt. Also werden wir es alltäglich halten. Nun, was sagt ihr dazu?"

„Jesus Maria!" sprach das Mädchen zitternd — „für das Essen denke ich bürgen zu können. Ob aber auch für den Wein und Branntwein, weiß ich nicht."

„Für diese glaube ich haften zu dürfen" — meinte der erblaßte Aufwärter. „Wie es jedoch um das Essen steht —"

„Wenn ihr eurer Sache nicht ganz gewiß seid" — entschied der Kadet — „so begebe sich Eins von euch zu dem Gasthofe zurück, um unsre Erklärung kund zu thun und dafür die unsrer Feinde einzuholen. Wir werden mit dem Essen bis zu eurer Rückkehr warten."

Während das Dienstmädchen nach dem Gasthofe hin und zurückfuhr, wendete sich der Soldat Dittel an seinen Korporal.

„Herr" — sprach er heimlich — laßt mich in Gottes Namen immer von dem Essen und dem Trinken kosten. Ich fürchte mich

lange nicht so vor dem Gifte der Italiener als wie vor der Falschheit ihrer Mädchen.“

„Ich glaube dir's, armer Junge!“ — versetzte Dechsel — „aber jetzt habe ich dafür zu sorgen, daß kein Schaf von meiner kleinen Heerde verloren gehe. Gedulde dich nur noch kurze Zeit und dann sollst du den Anfang mit dem Essen machen.“

„So lange mein Herr den Auftrag habe, für euren Unterhalt zu sorgen“ — erklärte das zurückkehrende Mädchen — „könntet ihr ohne alle Gefahr und Besorgniß sein. Da sein Gasthof zunächst mit dem Thurme San Spirito auffliegen dürfte, so würde er sich wohl hüten, etwas Schädliches unter eure Nahrung zu mischen.“

Trotz dieser Versicherung nöthigten die Oestreicher die beiden Italiener, ihre Gäste zu werden — eine Vorsicht, welche täglich zu wiederholen jene beharrlich fortfuhren.

Noch waren die anberaumten zwei Stunden nach der Mahlzeit nicht vorüber und darum der Aufwärter so wie das Dienstmädchen zugegen, da machte der Kadet eine rasche Bewegung, griff mit der Hand nach seiner linken Seite und rief mit einem schmerzlich verzogenen Gesichte: „Au! ein Stich! noch einer!“ Da war es nicht anders, als sei der Wolf in eine Schafheerde eingebrochen.

Das Dienstmädchen zeterte bei allen Heiligen und beschwor die Oestreicher, nicht vorschnell zu handeln. Der Aufwärter starrte lautlos nach dem verhängnißvollen Thurme hin. Dechsel fluchte und seine Leute kamen in Verlegenheit. Nur Dittel blieb unverändert. Gelassenen Schrittes näherte er sich der brennenden Lunte, faßte deren Ende in seine Hand und sah sich dann, weitere Befehle erwartend, nach seinem Korporal um.

„Es ist nichts“ — sprach jetzt der Kadet — ein vorübergehender Stich, wie es zuweilen zu geschehen pflegt. Leid sollte mir es thun, wenn ich euch ernstlich erschreckt haben sollte.“

Forschend blickte der Korporal dem jungen Menschen ins Gesicht.

„Kadet Bachmair“ — hob er mit furchtbarem Ernste an — „hütet Euch, den Teufel zu versuchen. Treibt nicht mit demjenigen Euern Scherz, das nicht nur über Euch, uns, über ganz Venedig, sondern selbst über Eure Aeltern und Euer Vaterland ein nicht wieder gut zu machendes Unglück herbeiführen kann. Bedenkt überdieß, daß die Straßen und Kanäle dieser Stadt noch von dem Blute der Unsrigen rauchen und daß sonach kein Grund, Spaß zu treiben, vorhanden ist.“

Diese Warnung fiel deswegen auf keinen unfruchtbaren Boden, weil der Kadet wirklich jene Stiche nicht empfunden, sondern nur erdichtet hatte. Ueberhaupt bekam der etwas leichtsinnige junge Mann Gelegenheit, unter der Leitung und Aufsicht Dechsel's sich den Ernst des Lebens und die nöthige Beharrlichkeit im Guten anzueignen.

Der Korporal war ein echtes Muster von Kommandanten. Unermüdlich blieb seine Fürsorge für die Erhaltung des ihm anvertrauten Postens, sowie für die Sicherheit seiner Untergebenen. Deshalb

vertheilte er eben so gewissenhaft als strenge die geistigen Getränke, je nach dem Bedürfnisse und der Leibesbeschaffenheit der Seinen, wodurch allein er jeglicher Trunkenheit und daraus entspringender Widersetzlichkeit vorbeugte. Er selbst ging dabei mit seinem guten Beispiele voran.

Die Venetianer verzweifelten an der nicht einzuschläfernden Wachsamkeit und Festigkeit eines bloßen Korporals, der alle ihre listig angelegten Pläne, den Pulverthurm in ihre Gewalt zu bekommen, zu vereiteln wußte.

Wochen, ja Monate auf Monate vergingen, ohne daß sich in dem Bereiche des Thurmes von San Spirito das Mindeste geändert hätte. Während in Venedig die östreichische Regierung vertrieben worden war, das Volk eine neue eingesetzt hatte, während Parteiungen ihre Kämpfe ausfochten, die Reichen mit ihrem Gelde der jungen Republik zu Hülfe kommen mußten und später Sardiniens Schutz in Anspruch genommen wurde, blieb in San Spirito Alles beim Alten. Für ein junges, thatendürstiges Gemüth, wie das des Kadets Bachmair, ein peinlicher Zustand. Oftmals fühlte er sich in seiner Unthätigkeit versucht, seine Rettung an jenem verhängnißvollen Abende zu bereuen, die ihn gleichsam zu einem Festungsgefangenen gemacht und zur tödtlichsten Langeweile verurtheilt hatte.

Der Sommer kam mit seinen Reizen und Freuden. Ach, der Kadet konnte nur von des Thurmes Zinne aus die grünen Ufer über den Lagunen erschauen. So durfte einst Moses bloß vom Berge Pisga nach dem gelobten Lande hinblicken, welches zu erreichen er 40 Jahre voll Mühe und Entbehrungen ertragen hatte. Bachmair beneidete die friedlichen Schwalben, welche einander um den Thurm herum haschten; die Spatzen, die so fröhlich schwatzten, weil sie frei waren; die Krähen und Störche, welche hoch unter des Himmels Wolken umherkreisten, ja selbst das Käferlein, welches seine kleinen Flügel entfaltete und schwirrend davonflog. Er sah, wie die Dampfböte rauchend und rauschend den Golf durchschnitten; wie Kriegs- und Kauffahrtheischiffe mit geschwellten Segeln ab- und zufuhren und donnernd einander begrüßten. Er sah des Morgens das Tagesgestirn sich aus dem Meere erheben, um des Abends wieder in demselben zu versinken. Dann stieg der goldne Mond empor und versilberte mit seinem Lichte die zitternden Wellen des Meeres, das stille Wasser der Kanäle. Ach, Alles durfte gehen, fliegen, laufen, sich bewegen; nur er nicht, dem die Sehnsucht darnach das junge Herz zu zersprengen drohte. Bachmair beklagte, nein, er verwünschte die Unthätigkeit der östreichischen Armee, welche Venedigs Besitznahme für immer aufgegeben zu haben schien.

„Ich habe nicht die Treulosigkeit einer Geliebten zu beklagen" — sprach er zu sich selbst — „und dennoch möchte ich, wie Dittel, wün-

schen, den Thurm sammt seinen Pulverfässern in die Luft zu sprengen, nur um eine Veränderung herbeizuführen. Da ruhen sie" — sprach er eines Abends, als er bei den aufgestapelten Fässern vorüber die Treppe zur Thurmzinne hinaufstieg — „gleich fest schlafenden Drachen. Ein einziger Funke zu ihnen gebracht und sie werden zu eben so vielen feuerspeienden Bergen. War es nicht ein ähnlicher kleiner Funke, welcher im Februar zu Paris zündend aus einem beabsichtigten Gastmahle hervorsprühte und der dann fast alle Länder Europa's in Brand setzte? In meiner Hand liegt es" — fuhr Bachmair fort, als er von der Zinne die Inselstadt unter und um sich ausgebreitet sah — „alle diese Gebäude und Straßen, diese umher wimmelnde Menschenmenge zu vernichten, den stolzen Löwen vom Sanct Markus zu stürzen und meinen Namen, den eines unbekannten Kadets, der Nachwelt zu überliefern. Aber wie dieß ausführen, da wir unsrer 11 sind und mein Regiment nicht einmal weiß, daß ich noch lebe und zu San Spirito mich befinde?"

Als aber später die Lust zum Leben eine eitele Ruhmsucht verdrängte, wendete der Kadet bittend sich an seinen Vorgesetzten, den Korporal Dechsel.

„Liebster Dechsel" — hob er an — „laßt mich doch ein wenig aus unserm Käfig fliegen — nicht weit — höchstens bis in den goldnen Engel, sei es auch nur, um dessen Wirthe unsern Dank für die gute Kost darzubringen. Ihr lauft ja nicht die geringste Gefahr dabei. Denn, bei Lichte besehen, bin ich gar nicht Eurer Obhut anvertraut, bin gleichsam bloßer Volontair bei Euch und überzählig. Ich leihe mir von oder durch unsern Aufwärter einen andern Rock — italienisch spreche ich — was wollten 90,000 Venetianer von einem einzelnen jungen Oestreicher fürchten? Sie werden mich gehen lassen, da ich ihnen nicht schaden kann. Und sollte ja irgend wem beifallen, mein Leben oder meine Freiheit zu bedrohen, so schrecke ich sie durch das furchtbare Wort „San Spirito und die 633 Fässer Pulver" zurück, die auffliegen würden, ließe man mich nicht ungehindert hierher zurückkehren."

Wenn steter Tropf den Stein höhlt, so endlich auch wiederholtes Bitten selbst ein festes Menschenherz. Dechsel gab zuletzt nach, und der Kadet, freudig wie ein sich befreiender Vogel, schwamm in der an jenem Abende gewonnenen und glücklich erhaltenen Gondel nach dem Gasthofe zum goldnen Engel hin.

Als er zur bestimmten Zeit zurückkehrte, sprach Dechsel zu ihm: „Der junge Herr riecht stark nach Tabak. Gewiß hat er geraucht?"

„Warum sollt' ich's leugnen?" versetzte der Kadet. „Ja, ich habe geraucht und zwar ein paar Cigarren, wie man sie vor dem Aufstande hier nicht bekommen konnte. Und dabei spottbillig, sage ich Euch, Herr Korporal. Hättet Ihr es nicht streng verboten, so würde ich ein Paar zu mir gesteckt haben."

„Gut, daß mich der junge Herr selbst an meine Pflicht erinnert"

— entgegnete Dechsel. „Was das Auge sieht, glaubt das Herz. Darum zeige der Herr seine Taschen vor, ob vielleicht eine oder die andere Cigarre in den Falten sich verborgen habe."

„Ei, ei, Korporal" — sagte der Kadet erröthend — „wollt Ihr wirklich Euch zu einem verhaßten Tabakspitzel hergeben? Oder erblickt Ihr in Euch bereits den Mauthbeamten?"

„Keine Umstände gemacht" — erwiderte Dechsel, Unrath merkend — „die Taschen umgewendet. Nicht nur Kommandant, sondern auch Polizeiminister unseres Platzes bin ich."

„Es müßte zufällig" — sprach der Kadet, indem er zögernd dem Befehle Dechsel's nachkam — „eine angerauchte — ich wüßte zwar nicht — jedoch verschwören — will ich es gerade — nicht."

Dechsel's Finger kamen denen des Kadets zu Hülfe und förderten richtig 3 Stück Cigarren zu Tage.

„Erwischt!" rief der Korporal — „Ist das eine angerauchte, Mosje Wind? Wenn Er so schnöde die Festungsregeln übertritt, so wird man hinführo keine Nachsicht gegen Ihn haben."

„Auf Ehre!" — erwiderte der beschämte Kadet — „nicht um hier zu rauchen, habe ich die Cigarren behalten. Sie dauerten mich aber, um sie wegzuwerfen. Wie könnte ich auch hier rauchen, ohne daß dieß sogleich an den Tag käme?"

„In den Kanal mit den drei Adamsäpfeln!" sprach der Korporal streng, indem er mit den Cigarren in der Hand dem Wasser sich näherte. Der Kadet folgte ihm nach.

„Schade um die herrlichen Cigarren!" — sagte er seufzend — „Aechte Havannah's! Korporal, versucht sie nur! Wenn Ihr Euch in den Grund der von drei Seiten dicht verhängten Gondel setzt, so sehe ich keine Möglichkeit, wie ein Funke nach San Spirito hinüberfliegen und Schaden machen könnte."

Dechsel warf einen langen Blick auf die Cigarren in seiner Hand. Aus seinen Augen leuchtete unverkennbar das heftigste Verlangen hervor.

„Satan!" — murmelte er — „was versuchst du mich?! Soll ich alter Adam von einer kaum 19jährigen Eva in Mannshosen mich verführen lassen? Ha! was würde dann aus der Subordination und aus meinem Ansehn werden?"

„Dasselbe würde nur noch steigen" — versetzte der Versucher — „und der Gehorsam gegen Eure Befehle um so freudiger werden, wenn Ihr Euern Untergebenen verstattet, alltäglich hier in der Gondel eine Cigarre zu rauchen. Das würde eine heilsame Veränderung unsers ewigen Einerlei hervorbringen und die fernere Ausdauer Eurer Mannschaft neu stählen. Unser Dittel zum Beispiel wird seines Harms vergessen, sobald Ihr ihm in der Tabakspfeife eine andere Liebste schenkt."

„Eine Pfeife Tabak ist auch mir lieber als zwei Cigarren" — gestand der Korporal. „Auch ist dabei weniger Gefahr vorhanden,

wenn der Kopf einen richtig schließenden Deckel hat, wie zum Beispiel meine Pfeife, die nun schon so viele Monate kein Körnlein Kraut zu sehen bekommen hat. Wenn ich aber versuchsweise jetzt eine Cigarre in der Gondel rauche, so geschieht's auf Eure Gefahr hin, Kadet Eva! Auf Euern Kopf das Unglück, welches daraus entstehen könnte!"

„Mit Vergnügen!" versetzte Bachmair lächelnd. „Ihr werdet mir es noch Dank wissen."

Dechsel verschwand hierauf im Grunde der Gondel, um dort unter lang entbehrten Wonnegefühlen nicht eine, sondern alle drei Cigarren zu rauchen. Bald genug wurde die Gondel zum Rauchzimmer für die gesammte Besatzung, welcher jedoch, wie bei der Vertheilung des Weines und Branntweines, ein gewisses Maaß auch im Rauchen vorgeschrieben wurde, das der Korporal selbst am strengsten innehielt.

„Wenn ich nun" — sprach Dechsel zu sich selbst — „noch allwöchentlich ein paarmal im guten, deutschen Biere mich satt trinken könnte, ei, so wollte ich noch Jahre lang Kommandant von San Spirito sein."

Aber eben San Spirito sammt seinen Pulverfässern war den Venetianern der Pfahl im Fleische, war des Damokles Schwerdt, das drohend über der Inselstadt und deren Bewohner hing. So lange San Spirito in der Oestreicher Gewalt verblieb, konnten die Venetianer ihres Sieges nicht ganz froh werden. Darum trachteten sie auch darnach, den verhaßten Pfahl aus ihrem Fleische zu ziehen und hielten zu Erreichung ihrer Absicht jedes Mittel für erlaubt. Mit Gewalt oder Gift war bei Dechsel's Wachsamkeit und Entschlossenheit nichts anzufangen. Dessen Untergebene gegen ihren Vorgesetzten aufzuwiegeln, scheiterte aber an der unbestechbaren Treue der wackern Steiermärker. Es blieb sonach nur noch der junge Kadet übrig, an dessen Unerfahrenheit, Leichtsinn und jugendliche Sinnlichkeit die Venetianer ihren Hoffnungsfaden spannen. Daher hatten sie mit großer Genugthuung die Kunde von den Ausflügen Bachmair's vernommen, welche derselbe theils nach dem Gasthause zum goldnen Engel, theils in die Stadttheile unternahm. Obschon aber der junge Kadet nichts weniger als ein Simson war, so schickten die Venetianer dennoch, wie einst die Philisterfürsten, eine Delila über ihn, die durch der Verführung schlaue Künste den jungen Mann umstricken und seiner Pflicht untreu machen sollte. Hierzu eignete sich Niemand mehr als — Signora Miranda. Sie war Schauspielerin, war jung, reizend und überdieß durch Zufall Guido's Lebensretterin geworden, daher von diesem dankbar verehrt. Ueberdieß bewohnte sie dasselbe Gasthaus, welches der Kadet auf seinen Ausflügen in der Regel besuchte, ein glücklicher Umstand, der nicht passender für eine anscheinend ungesuchte und darum keinen Verdacht erregende Annäherung sein

konnte. Miranda aber fand eine hohe Ehre darin, ein weiblicher heiliger Georg zu werden, welcher die stolze Inselstadt von einem gefährlichen Drachen befreie, der die Einwohner insgesammt zu verschlingen drohte. Selbst Signor Negretti opferte seine Eifersucht auf dem Altare der Vaterlands- und Freiheitsliebe, indem er seine Einwilligung zu dem beabsichtigten Plane ertheilte, der zu seiner Beruhigung in keiner Weise die Grenzen eines bloßen Spiels überschreiten sollte und durfte.

Nur zu leicht ward es der Dame Miranda, den unerfahrenen, nach einer anziehenderen Gesellschaft als die seiner ungebildeten Gefährten dürstenden jungen Mann an sich zu fesseln, so daß er fortan seine ganze Urlaubszeit in der Gesellschaft Miranda's verbrachte. Von deren frischen rothen Lippen glitten süß wie Honigseim die verführerischen Worte für die Freiheit und Rechte des Volks; aus ihren schwarzen Augen strahlte siegreich ein Feuer, vor dessen Gluth Guido's Grundsätze des soldatischen Gehorsams und der Treue gegen seinen Fürsten zu zerfließen begannen, und wann die Guitarre in Miranda's schönem Arme ruhte und ihre weiße, kleine Hand kühne Accorde den Saiten entlockte und ihre Zauberstimme der Freiheit eine begeisternde Hymne sang, dann verschloß der Kadet sein Ohr nicht den Syrenenklängen, sondern bewegte sie vielmehr in seinem Innern. Möglich, daß bei längerer Verleitung der leicht zu verblendende junge Mann unterlegen wäre. Wie sich dann das Drama geendet haben würde, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, nur so viel vermuthen, daß bei der unerschütterlichen Diensttreue Dechsels und seiner Kameraden der Kadet am allerübelsten weggekommen sein würde.

An einem der ersten Abende des Januarmonates 1849 saß Guido Bachmair im goldnen Engel an der Seite Miranda's, welche dem jungen Manne ein Glas des feurigsten Weines vorgesetzt hatte und durch dessen Vermittelung, so wie durch ihre eigenen Künste heute zu siegen hoffte. Sie war reizender denn je gekleidet und ihr Gesang, wie ihr Spiel, fast unwiderstehlich.

Da weckte plötzlich der Schlag der Uhr den Kadet aus seinem Taumel. „Mein Himmel!" — rief er, betroffen aufspringend — „schlug das nicht sechs? Ja wirklich! O so muß ich fliegen — lebt wohl, angebetete Miranda. Wie gern blieb ich hier!"

„Und wer hält Euch davon ab?" fragte Miranda bitter — „Der Befehl eines elenden, grämlichen Tyrannenknechtes! Seid Ihr denn so ganz und gar ein Uhrwerk geworden, das man nach Belieben anhalten und wieder fortstoßen kann? Habt Ihr kein Fünkchen derjenigen Freiheit Euch vorbehalten, welche selbst der vernunftlosen Kreatur verliehen worden ist? Kaum die Woche einmal und dann wenig über eine Stunde erlaubt Euch Euer mürrischer Kerkermeister, dem finstern Kerker zu entrinnen und, gehorsam dem unnatürlichen Gebote, kehrt das gefangene Vöglein in seiner Einfalt dahin zurück. Ihr

habt mir versichert, zugeschworen sogar, daß Ihr nirgends lieber weilt als hier bei mir, daß Ihr sogar mich liebt —"

„Anbetet!" — fiel der liebetrunkene Kadet ein.

„Wie könnte ich aber diesem glauben" — fuhr die Schauspielerin spöttisch fort — „da die Furcht vor dem östreichischen Stocke größer ist denn Eure Liebe?"

„Wenn Ihr mir die Versicherung Eurer Gegenliebe schenken wolltet, schönste Miranda" — seufzte der Kadet — „so — so würde — so verspräche ich Euch —" Er stockte.

„Was würdet Ihr mir versprechen?" fragte Miranda, ihres Sieges fast gewiß.

„Daß ich fortan nur Euer Sklave sein würde" — betheuerte der mit der Romansprache etwas betraute junge Mann feurig.

„Einen Sklaven werde ich nie lieben" — sprach Miranda stolz — „selbst wenn er der meinige zu sein sich entschlösse. Nur ein freier — hört Ihr wohl? — nur ein ganz freier Mann verdient die Liebe einer Tochter der Republik. Erst muß ich von Euch einen Beweis haben, daß Ihr meiner Liebe, so wie der Freiheit werth seid."

„Und welchen verlangt Ihr von mir?" forschte der Jüngling.

„Daß Ihr erstens mindestens noch eine Stunde jetzt bei mir bleibt" — antwortete Miranda. „Dann wird sich das Weitere finden."

„Gut!" sprach Bachmair, schnell entschlossen. „Nicht eine Stunde nur — meine ganze Lebenszeit will ich bei Euch zubringen. Welcher Tod könnte schöner sein, als mit Euch vereint zu sterben?!"

„Nicht sterben, Lieber!" — versetzte Miranda lächelnd — „vielmehr ein neues, schönes Leben der Freiheit beginnen."

„So meint Ihr nicht, daß der goldne Engel mit auffliegen würde, wenn San Spirito angesteckt wird?" — fragte der Kadet träumerisch.

„Auffliegen? der goldne Engel?" — entgegnete Miranda erstaunt — „Was wollt Ihr damit sagen?"

„Korporal Dechsel hat gedroht" — erwiderte Guido — „sofort den Pulverthurm in die Luft zu sprengen, sobald ich über die bestimmte Urlaubszeit außenbleibe."

„Ein bloßer Schreckschuß das!" lachte Miranda. „Glaubt mir, um eines einzigen, jungen und — verzeiht — unerfahrenen und unbedeutenden Menschen willen — gibt Keiner sein eigenes Leben und das von noch neun Gefährten preis."

„O, Ihr kennt nicht unsern Korporal!" — versetzte der Kadet kopfschüttelnd — „Er hält Wort, versichere ich Euch bei allen Heiligen."

„Und das sagt Ihr mir jetzt erst?" rief Miranda, welche plötzlich von ihrer früheren Sicherheit zur größten Muthlosigkeit überging. „Und Ihr weilt noch länger hier?" fuhr sie mit gellender Stimme fort. „Flieh, Unglücklicher!" Ihr Entsetzen ward zur zornigen Verzweiflung. „Fort, du bartloser Knabe!" kreischte sie in haß-

lichen Tönen und ihre Augen schleuderten vernichtende Blitze. „Gehst du noch nicht, Verräther! Mörder!“ Die Guitarre flog gleich einer Bombe nach dem bestürzten Jüngling, der nicht wußte, wie ihm geschah und geduldig ein Bombardement aushielt, welches sich über alle auf dem Tische befindliche und bombardierfähige Gegenstände erstreckte.

Der arme Junge hatte auch Grund genug, einer versteinerten Bildsäule ähnlich zu werden. Nicht die liebreizende, unwiderstehliche Miranda — eine entstellte, häßliche Furie ging jetzt mit zehn ausgespreizten Fingern auf ihn ein, um ohne Zweifel eine schmerzende Operation mit seinen Augen vorzunehmen. Vor dieser unzweideutigen Liebeserklärung entfloh Bachmair jetzt und schneller wohl als einst der keusche Joseph vor Pothiphars Weibe.

Kaum daß der Jüngling aus dem Zimmer war, steckte Herr Negretti seinen Kopf durch eine andere Thüre herein.

„Ist der deutsche Gimpel glücklich auf die Leimruthe gegangen?“ fragte er höhnisch. „Doch, was seh ich?“ — Verwundert blickte er auf die umhergestreuten, sonderbaren Bomben — „Du hast ihm ohnstreitig deine Liebe erklärt? Ha! ha! ha!“

„Lauf' ihm nach, Negretti!“ ächzte Miranda händeringend — „Peitsche ihn gen San Spirito! Wir sind Alle des Todes! Hah! war das nicht ein Knall? Jesus Maria!“

Bachmair lief indeß, der Peitsche nicht bedürfend, aus allen Kräften, bis er seine Gondel erreicht hatte. Als sei die Flamme seiner Leidenschaft plötzlich in einem Strome kalten Wassers erloschen, war ihm zu Muthe.

„Sapperlot!“ — sprach er, während er ruderte — „wie hatte sich der Engel mit einem Male in einen Teufel verwandelt! Wer diese zur Frau bekommt, thut wohl, wenn er seine Augen so hoch als möglich versichert.“

Als er in San Spirito landete, fand er dort die ganze Besatzung versammelt und seinen Korporal in deren Mitte.

„Ihr seid mein Staatsgefangener!“ — sprach Oechsel sträflich zu dem Kadet — „Fortan dürft Ihr nie wieder die Schwelle dieses Thores überschreiten, denn Ihr habt mein Vertrauen zu Euch gemißbraucht, habt Euch in ein Einverständniß mit den Feinden eingelassen, wohl gar mit ihnen Pläne geschmiedet zu Ueberrumpelung unseres Platzes. Was mich die unsern Essenträgern entschlüpften Worte nur befürchten ließen, hat Euer Außenbleiben über die Zeit des Urlaubs zur Gewißheit gestempelt. Ich klage mich selbst vor meiner Besatzung an, daß ich thöricht, ja unverantwortlich gehandelt habe, als ich einen leichtsinnigen, unerfahrnen und leicht zu verführenden Jüngling in die Stadt unserer Feinde gehen ließ. Aber ich will mich dafür selbst auf das Empfindlichste bestrafen. Von heute an ist das Rauchzimmer geschlossen und jeder noch vorräthige Tabak in den Kanal zu werfen. Meiner Treu! Kadet Bachmair! Ihr seid nicht

werth, daß um Eurer Person willen San Spirito und wir zugleich mit in die Luft flogen. Dennoch hätte ich mein Wort lösen müssen, so wie Ihr noch eine halbe Stunde länger ausblieb."

Im Gefühle seiner Schuld unterwarf der Kadet sich geduldig und reumüthig der ihm zuerkannten Strafe, dabei nur bedauernd, daß dieselbe seine übrigen Kameraden theilen mußten.

Nach fast 10monatlicher Geduldsprobe nahete endlich für die Besatzung von San Spirito der Erlösung Tag. Dieselbe bewirkte ein Schreiben der östreichischen Regierung an die Republik Venedig, in welchem die Besatzung des Thurmes von San Spirito gegen dessen Uebergabe frei zurückgefordert wurde. Es versteht sich, daß Venedig's Machthaber sehr gern auf ein solches Begehren eingingen und nichts Eiligeres zu thun hatten, als die kleine Mannschaft davon in Kenntniß zu setzen.

Korporal Dechsel prüfte aufmerksam die Aechtheit des Befehls und dessen Siegel, dann wendete er sich an seine Untergebenen und sprach:

„Wir müssen zwar die Fleischtöpfe Aegyptens verlassen, dafür aber tauschen wir den Boden des lieben Vaterlandes ein. Nur zu gehorchen haben wir dem erhaltenen Befehle, nicht aber zu fragen, ob wir durch unser Hierbleiben dem Vaterlande mehr nützen würden. Macht euch fertig zum sofortigen Abmarsche. Diese Herren haften uns dafür, daß wir ungefährdet über die Lagunen zum Festlande gefahren werden."

Gern verläßt der gefangen gehaltene Vogel ein reichliches und gewisses Futter, um dafür die Freiheit, die goldene, einzutauschen. So unsre wackern Steiermärker, welche überdieß noch nach Tabak und Bier schmachteten. Gar bald standen sie vollständig ausgerüstet und bewaffnet im Thurmhofe, um den bereit gehaltenen Kahn zu besteigen.

Dechsel überzählte die Häupter seiner Lieben und siehe! es fehlte eins davon.

„Wo ist Dittel?" fragte er und sah sich um. Der Bursche hatte sich, ohne Dechsel's Vorwissen, seit längerer Zeit schon doppelte Wein- und Branntweinportionen von seinen Kameraden einzutauschen gewußt, wahrscheinlich in der Absicht, um seines Liebesleidens dadurch baar zu werden. Diese neue Liebschaft hatte ihm eine rothe Nase zugezogen, welche oftmals die Zielscheibe des kameradschaftlichen Witzes geworden war. „Kreuzbomben und Granaten!" schrie plötzlich der Korporal und machte einen schnellen Satz nach dem Vermißten, welcher im Rücken der Mannschaft neben der brennenden Lunte kniete und mit der Hand das herabhängende Ende derselben hielt.

Bevor noch der Korporal den wahnwitzigen oder berauschten Burschen daran verhindern konnte, brachte derselbe unter dem Ausrufe: „Tod allen Italienern!" die glimmende Spitze an die von Zeit zu

Zeit erneuerte, bereits beschriebene Pulverlinie. Bei dem raschen Aufflammen der feurigen Schlange warfen sich die venetianischen Bevollmächtigten instinktartig zur Erde, eine Bewegung des Augenblicks, welche von den Oestreichern, mit Ausnahme Dechsel's und Dittel's, rasch nachgeahmt wurde. Das Antlitz fest gegen den Erdboden gepreßt, erwarteten die Liegenden die furchtbare Explosion. Doch statt derselben ertönte die zornige Stimme des Korporals, welcher seine Leute anrief: „Auf! ihr Memmen! Schämt ihr euch nicht? Soldaten, deutsche Krieger wollt ihr sein? Pfui! alte Weiber vielmehr! Kadet Bachmair! verdolmetschet den Herren Italienern da, daß sie nicht nöthig haben, länger ihre Kleidung zu bestäuben. Saget ihnen, daß sie getrost aufstehen können, daß sie, wir und Venedig's Häuser unversehrt bleiben. Mein Glück, daß ich vorhin die Verbindung der Pulverlinie mit dem Thurme und den Pulverfässern unterbrochen hatte. Den verrückten Dittel aber geleitet als Arrestanten in den Kahn. Seines widersetzlichen Vorhabens wegen soll er vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Euch ihr Herren jedoch" — er wendete sich an die beschämt und verdutzt dastehenden Italiener — „habe ich noch eine Mittheilung von einiger Wichtigkeit zu machen, welche der Kadet euch ebenfalls verwelschen wird. Nicht, daß wir in euer Wort ein Mißtrauen setzten; allein die Kriegsregel verlangt es nun einmal, daß man sich für alle Fälle sicher zu stellen sucht. Darum ersuche ich euch, den Pulverthurm nicht eher zu öffnen und zu betreten, als bis wir gelandet sind, was längstens in zwei Stunden geschehen sein kann. So lange müßt ihr euch schon gedulden, und daß dieses geschehe, habe ich die Vorrichtung getroffen, daß eine, auf zweistündige Dauer berechnete, brennende Lunte bei dem Oeffnen des nach Innen gehenden Thurmthores sich den Pulverfässern nähere und sie in Brand stecke. Venedig's Erhaltung oder Untergang ruht sonach in Euern Händen. Addio!"

Fort schwamm die kleine Besatzung des so lange und muthvoll behaupteten Thurmes von San Spirito. Bald ließen sie Venedig's Mauern hinter sich und drangen in den Wasserstraßen der Lagunen vorwärts. Bisher hatte Dittel stumm, in sich gekehrt und mit gebeugtem Haupte inmitten seiner Kameraden gesessen. Einen unbewachten Augenblick seiner Nachbarn benutzend, raffte er sich plötzlich empor, stieß mit großer Gewalt jedes Hinderniß hinweg und sprang in die See. Doch eben so schnell hatten ihn der Fäuste mehrere gefaßt, welche ihn trotz allem Widerstreben in den Kahn zurückzogen und dort auf dem Boden betteten.

„Bewacht ihn scharf!" — befahl Dechsel — „Uebrigens war das kühle Wasserbad ihm heilsam und wird sein heißes Racheblut niedergedämpft haben. Daß der Bursche aber das Herz auf einem besseren Flecke hat denn ihr, muß man eingestehen. Darum soll auch seine bestandene Angst und die kalte Wassertaufe seine einzige Strafe sein. Mit dem angedrohten Kriegsgerichte ist es sonach nichts. Genug

an mir zu halten hatte ich, um nicht laut auf zu lachen, als die Herren Venetianer so schnell kuschi machten. Hätte ich mich nicht zugleich über eure Feigheit ärgern müssen, wäre der Spaß vollkommen gewesen. Aber sehen möcht' ich die ellenlangen Gesichter, welche die Herren Venetianer machen werden, wenn sie die süßen Honigwaben aus dem voll geglaubten Bienenstocke herausschneiden werden wollen und nichts als die leeren, tauben Zellen finden."

„Wie meint Ihr das, Dechsel?" fragte der Kadet neugierig.

„Selbst auf die Gefahr hin" — sprach der Korporal lachend — „daß unsere Ruderer unser Deutsch verständen, so will ich Euch hiermit kund thun, daß die Hand voll Pulver, welche unser Delinquent in Brand steckte, der einzige und letzte Ueberrest des gesammten, zu San Spirito aufbewahrt gewesenen Schießpulvers war, daß sämmtliche 633 Tonnen leer und darum mit der eingeschlagenen Bodenseite nach hinten gelegt waren, daß wir sonach nicht einmal eine Mäusefalle, denn ganz Venedig, in die Luft hätten sprengen können. „Hei, ihr Herren Venetianer! Glück zu unsrer reichen Hinterlassenschaft."

„Ist das Euer Ernst, Dechsel?" fragte der Kadet, eben so ungläubig wie die übrigen Oestreicher.

„Mein völliger!" betheuerte Dechsel. „Meint Ihr, daß ich außerdem Euch jungen, unerfahrenen und leicht zu verführenden Burschen Stadturlaub ertheilt, daß ich unser Rauchzimmer geduldet und die Farce mit der Pulverstreue im Hofe veranstaltet hätte, welche durch hundert unglückliche Zufälle sich hätte entzünden und die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln können?"

„Also, nur um leere Tonnen zu bewachen" — versetzte der Kadet unmuthig — „verurtheilten wir uns zur Unthätigkeit und zu einer 10monatlichen Gefangenschaft?"

„Leer oder voll war hier ganz gleich" — antwortete der Korporal. „Es galt, unsere deutsche Soldatenehre zu wahren und den Feinden zu zeigen, daß selbst ein kleines Häuflein einer großen Uebermacht zu trotzen vermag. Oder meint Ihr nicht, daß die Venetianer vor Wuth schier platzen werden, wenn sie entdecken, daß 10 Deutsche 90,000 Italiener 10 Monate lang durch einen bloßen Popanz in steter Angst und Ehrfurcht gegen uns selbst erhalten haben? Und was habt Ihr denn verloren durch den Aufenthalt zu San Spirito? He? War San Spirito nicht, so wurdet Ihr in Kochstücken gehauen, oder erschossen, oder gespießt — ein Schicksal, das uns insgesammt beschert gewesen wäre, hätten wir nicht das Rauche oder vielmehr die ganzen Faßböden herausgekehrt. Worüber habt Ihr Euch sonst noch zu beklagen? War unsere Nahrung nicht zehntausendmal besser als die der Israeliten in der Wüste, welche 40 Jahre lang nichts als Manna und zuweilen eine magere, vom langen Fliegen abgetriebene Wachtel bekamen? Habt Ihr Euch nicht für Eure ganze Lebenszeit satt genährt in Polenta, Makkaroni, Salami, Weißbrot und Wein? Lüstert's Euch nun nicht unwiderstehlich nach einem deutschen Butter-

brot und Käse, nach einem Trunke schäumenden Bieres! Ueber Alles jedoch geht die Pflicht, welche uns treu auszuharren gebot, bis wir endlich abgelöst wurden. Doch schaut! da liegt das Ufer vor uns und dort blitzen die Waffen unsrer deutschen Kriegskameraden uns entgegen. Lustig, Dittel! Alles ist jetzt vergessen und vergeben!"

„Grüßet Signora Miranda Mirandolini von mir" — sprach der Kadet auf Italienisch zu den Ruderern, welche eben landeten.

„Kennt Ihr die leichte Finke auch?" — versetzten jene lachend — „Sie hat schon manchem feisten Krammetsvogel die Federn ausgerupft, und mehr denn zehn Liebhaber, doch keinen Nehmer gehabt."

„Auch den Staub Venedig's schüttle ich von meinen Schuhen ab" — sprach Bachmair, indem er an das Land sprang, wo seine Kameraden sich zum Marsche ordneten. „Zehn Monate lang war ich auf der hohen Schule, und gewiß, sie sollen mir für's ganze Leben Nutzen bringen."

„Vorwärts! Marsch!" kommandirte jetzt der Korporal Dechsel mit lauttönender, frohbewegter Stimme. „Es leben unsre Kameraden!

Es lebe das deutsche Vaterland!"

„Hoch! hoch! hoch!" — fiel der wackern Steiermärker Chor jubilirend ein.

Adam Heuß' Lehrjahre. *)

1792 — 1795.

„Ach mein Sohn, wenn du ein Schneider würdest," sprach meine Mutter, „das ist ein schönes, reinliches Handwerk, man reißt dabei nichts ab und die Schneider gehen immer recht reinlich."

Abgespannt von der langen stillen Wahl, war ich bereit, meine Zustimmung zu geben, als mein zehn Jahre älterer, einziger Bruder, der seit mehreren Jahren Buchdruckergesell war, Einspruch that. „Nein, das ist nichts für dich, folge mir, werde ein Buchbinder, da hast du immer Bücher in Händen und kannst lesen, wenn du Feier-

*) Der Titel des trefflichen Buches, dem Obiges entlehnt ist, heißt: „Wanderungen und Lebensansichten v. A. Heuß" (Buchbindermeister, Stadtältester u. Landtagsabgeordneter in Weimar). Jena, Fromman 1845, Preis 1 Thlr. — Obwohl Herausgeber und Verleger dieses Kalenders den Grundsatz aufgestellt und bisher festgehalten haben, nur Original-Aufsätze aufzunehmen, so glauben sie doch ein Abgehen von diesem Grundsatze in vorliegendem Falle nicht weiter rechtfertigen zu müssen, hoffen vielmehr der Zustimmung der Leser versichert sein zu dürfen, auf ein Büchlein aufmerksam gemacht zu haben, welches des Lehrreichen so viel in eben so einfachen als anmuthigen Gewande bietet.

abend hast." Dies Argument schlug durch und ich kam im September 1792 erst zwölf und ein halb Jahr alt als Buchbinder in die Lehre.

In diesem Momente war eine verhängnißvolle Zeit für Europa, ja für die Erde hereingebrochen — es waren die Tage der Kanonade von Valmy, deren Donner zuerst am Rheine und dann allmälich durch ganz Europa widerhallen sollten.

Die untergehende Sonne des deutschen Reichs hatte noch einen Glanzblick auf das alte Mainz geworfen; der deutsche Kaiser, der König von Preußen und mehrere Fürsten waren unlängst in seinen Mauern versammelt gewesen, um den Krieg gegen Frankreich zu berathen. In Folge dessen waren die Truppen des Kurfürsten nach Speyer gerückt, um ein dortiges Magazin decken zu helfen; nur die absolut nöthige Wacht-Mannschaft und Invaliden blieben in Mainz — da erscholl die Schreckens-Nachricht: die Truppen bei Speyer sind überfallen, zerstreut und gefangen, und die Franzosen im Anmarsch auf Mainz begriffen.

Das unmöglich Geglaubte war geschehen und nach einigen Tagen standen die Republikaner vor den Thoren von Mainz. Die Garnison bestand aus wenigen dienstfähigen Soldaten und Invaliden, welchen eine Compagnie Nassau-Biberacher und eine Compagnie Oestreicher, nebst einer Eskadron ungarischer Husaren zu Hülfe zog. Trotz dieser geringen Streitkräfte hielt man es im Volke für unmöglich, daß die starke Festung Mainz von solchem Gesindel, welches Fleisch und Brod auf dem Bajonnet gespießt mit sich trug, wovon der Eine Leinwand- und der Andere Tuchhosen trug, das klein und groß in ungleicher Reihe stand, erobert werden könnte. Die Bürgerschaft besetzte wohlgemuth die innern Wachen und verstärkte die Besatzungen der Außenwerke, aber die tiefste Bestürzung ergriff die Einwohner, als nach vier oder fünf Tagen die Stadt durch Capitulation den Franzosen übergeben wurde.

Bald begann ein neues Regiment; die Convents-Deputirten — Martin v. Thionville an der Spitze — waren die Könige in Mainz, eine rheinische Nationalversammlung wurde einberufen, eine Munizipalität eingesetzt, ein Jacobiner-Clubb that sich zusammen, Klöster wurden aufgehoben, fürstliches und Kirchengut verkauft u. s. w. Die Truppen wurden der Mehrzahl nach in die Casernen, in die Hotels des Adels und in die Klöster einlogirt, nur wenige wurden bei den Bürgern untergebracht, und zwar ohne Verpflegung, weil ihnen Brod, Fleisch und Gemüse geliefert wurde.

Man hat in jener Zeit die Mainzer beschuldigt, sie seien Patrioten (dieser Ehrenname galt damals bei vornehmem und geringem Pöbel als Schimpfwort!), sie seien Jacobiner, Clubbisten, Franzosen, sie hätten Stadt und Festung so schnell übergeben, sie seien keine guten Deutschen und untreu ihren Fürsten — so geht es, wenn durch Fehler der Regierung ein Volk in Feindes Hand geräth, es muß dann diese Fehler doppelt büßen.

Es möge mir erlaubt sein, lediglich aus den Erinnerungen meiner Jugend und der Erkenntniß im spätern Alter die damaligen Zustände zu schildern.

Kurfürst Friedrich Karl Joseph v. Erthal war gewiß der weiseste Fürst, der seit einer langen Reihe von Jahren auf dem erzbischöflichen Stuhl von Mainz saß; er hob Klöster auf und verwendete ihre Güter für die Universität und Volksschulen, — welche letztere er eigentlich stiftete; er zog gelehrte Professoren an seine Universität, er wendete viel an deren Bibliothek und schuf einen botanischen Garten; er beschränkte die Straßenbettelei, gründete eine Armenanstalt, — verbesserte die Waisenanstalten, baute Chausseen, verschönerte die Umgebungen der Stadt durch mannichfaltige Anlagen; er beschränkte die Zahl der Feiertage, und erlaubte am Freitage Fleisch zu essen. Aber seine Weisheit ward zur Sünde in den Augen des bethörten Volkes; noch nach mehr als einem halben Jahrhundert tönen mir dessen Urtheile, die auch ich damals nachsprach, in die Ohren.

„Warum hat er die Klöster aufgehoben? ja, Geld wollte er haben, darum hat er ja die reichsten aufgehoben (Jesuiten-, Carthäuser-, Dominikaner- auch Frauenklöster); hätte er die Herren gelassen, sie hätten alle Jahre etwas gespart und ihm gegeben, jetzt ist's auf einmal alle, und wozu hat er es gebraucht? — Mit seiner Universität, — was hilft uns das, fremde Professoren hat er kommen lassen, haben wir denn keine Leute hier? und die Juristen (so wurden alle Studenten genannt) sind böse Christen, man sieht's ja, sie gehen wenig in die Kirche und bei der Wandelung (der Akt, wo in der Messe das Brod und der Wein in Fleisch und Blut verwandelt wird) bücken sie sich nur und klopfen stehend an die Brust, aber sie knieen nicht nieder, sie und ihre Professoren sind Freigeister — und die Schulen, da waren sonst auch nicht, und unsere Alten sind doch selig geworden. Die armen Leute dürfen jetzt nicht mehr mit dem Kreuze herumgehen, sonst haben sie auf der Gasse laut den Rosenkranz gebetet und was vor die Thüre kam, das betete auch sein Krisseisldumaria, da wußte man doch, warum man etwas gab, und wem man es gab; jetzt kommen die Einsammler mit der Büchse, da hört man nichts und weiß nichts — und nun hat er gar den Rolfs, einen Lutheraner aus Sachsen, als Armenvater hergerufen." — Das Aufheben mehrerer Feiertage, die Erlaubniß, am Freitage Fleisch zu essen, fand lebhaften Tadel in den untern und mittlern Volksklassen.

So sah Friedrich Karl Joseph seine wohlthätigsten Regentenhandlungen und auch sein Privatleben angegriffen und angefeindet; er hatte das Schicksal aller Männer, die ihrer Zeit vorangehen oder aus ihren Verhältnissen heraustreten.

Aber neben diesem trüben Geiste der Masse tauchten auch die Lichtpunkte einer neuen Zeit auf; aus Professoren und andern gebildeten Männern bildete sich eine „Lesegesellschaft", deren Mitglieder freilich als „Freigeister" bezeichnet wurden. Noch sind mir die Namen der

Professoren Dorsch, Blau, Metternich, Eikemeier und Forster unter dieser Bezeichnung erinnerlich; die Studenten waren ja ohnehin Freigeister, auch in der höhern Weltgeistlichkeit gab es aufgeklärte Männer; ein Pfarrer an der Ignazikirche führte den deutschen Gesang bei der Messe ein, anstatt daß früher der Rosenkranz vor- und nachgebetet wurde, er ließ auf lutherische Art die Nummern der Lieder, welche gesungen wurden, in der Kirche anschlagen, — das war arg! — Voltaire und Rousseau waren in den Bibliotheken der höhern Geistlichkeit keine Fremdlinge, und Thomasius, der Hexenbekämpfer, war den Theologen wohl bekannt und von ihnen geschätzt. Auch Spinoza wurde von einem Theologen in unsere Werkstelle gebracht, ich erinnere mich dessen noch gerade durch die anbefohlene Heimlichkeit und die halbleisen Worte meines Lehrmeisters: „Und wenn es der Teufel geschrieben hätte, kümmerte ich mich nichts darum.“ Der Student sagte: „Ihr Bruder wollte mir eine Bibel nicht einbinden, weil sie von Dr. Luther übersetzt war.“ Diese mancherlei Lichtpunkte waren nicht ohne Einfluß auf das Volk, sie fanden Eingang in seine Mittelklasse, weshalb denn die Mainzer am Niederrheine als Freigeister verschrieen waren.

Die neuen Ideen, welche mit der dreifarbigen Fahne in Mainz zur Herrschaft kamen, fanden da und dort einen vorbereiteten Boden; feurige Männer (wie die oben genannten) sahen den Umsturz des Bestehenden, welches sie mit einem Stoße als völlig vernichtet erachteten, sie wollten fördernd in die Räder greifen und mit glühender Rede auf das Volk wirken.

Noch lebhaft erinnere ich mich einiger Stellen einer Rede des Professors Metternich im Jakobiner-Clubb, welche mir durch die Lebendigkeit des Vortrags unvergeßlich blieb: „Was sollen wir fürchten? Preußen ist vernichtet in der Champagne, Oestreich geschlagen, die Niederlande erobert und das heilige römische Reich, welches — unter uns gesagt — weder heilig, noch römisch, noch reich oder ein Reich ist, ja man könnte es das Arm nennen, arm an Geist, Eintracht und Macht u. s. w.“ In diesem Style ging die Rede bis zu Ende fort.

Die Mainzer wurden jedoch durch solche Reden wenig erbaut, denn selbst wenn die Fremdlinge etwas Besseres gebracht hätten, so war das Nationalgefühl des Volkes auf's tiefste verletzt und der Haß des Volkes wurde noch geschärft durch die mancherlei Eingriffe in die Verhältnisse der Geistlichkeit und der Kirche.

Demohngeachtet ward der Jakobiner-Clubb auch aus den Reihen der Bürgerschaft verstärkt; aber nur Wenige traten aus politischer Ueberzeugung dahin über, Einige aus Unmuth, weil die starke Feste Mainz so schnell übergeben worden, und sie jetzt Alles für verloren hielten; aber die große Mehrheit der Beigetretenen suchten Vortheil für ihr Gewerbe oder strebten nach einer Anstellung bei der neuen Organisation aller öffentlichen Verhältnisse.

Für die meisten Gewerbe, die bisher vom Hofe, von dem zahl-

reichen Adel und von dem nun stockenden Handel gelebt hatten, trat eine schwere Zeit ein, die nicht geeignet war, Sympathieen für die neue Republik hervorzurufen.

Auf dem platten Lande hatte das neue Regiment allerdings ein schweres Gewicht in die Waagschaale zu legen, alle Feudal-Lasten, Frohnden, Zinsen, Zehnten, Laudemium, Besthaupt u. s. w. wurden mit einem Federstrich aufgehoben, aber auch dieses führte nur wenig Sympathieen für Frankreich herbei, denn der von der Geistlichkeit angeschürte Haß ließ zumal bei dem Zweifel an die Dauer ihrer Herrschaft eine solche nicht Wurzel fassen.

Für mich, der ich bei dem Einzuge der Franzosen nur seit wenig Wochen in die Lehre getreten war, ging eine harte Zeit an. Die Arbeit schwand plötzlich und mit gesenktem Blicke standen wir in der leeren Werkstelle. ich mußte nun das Beil ergreifen und in dem, behufs der Vertheidigung der Stadt, demolirten Gartenfelde und in den Weiden am Rheine meinem Lehrmeister das Winterholz sammeln und eintragen.

Die deutschen Armeen hatten sich indessen wieder gesammelt und Mainz war nach wenig Monaten wieder von ihnen blokirt. Wochenlang war oft kein Bogen Papier in der Werkstube und mein Lehrmeister beschloß mit Weib und Kind auszuwandern, um in dem zwei Stunden entfernten Dorfe Niederulm bei seinem Schwiegervater die Wiedereinnahme von Mainz abzuwarten. So kam ich wieder in das Brod meiner Mutter zurück.

Eigentliche Noth war damals nicht in Mainz, doch gab es keinen Verdienst und Alles wurde um etwas theurer, dazu kam noch die Furcht vor der größern möglichen Noth in der Zukunft, und die Einwohner von Mainz wanderten in großen Schaaren aus. Zu diesem Zwecke wurden Conventionen zwischen den Belagerten und Belagerern geschlossen und die Auswanderer nach gefertigten Verzeichnissen übergeben.

Es hatte nun mein Lehrmeister einen Schwager, der, für seine Frau besorgt, diese auch zu ihrem Vater nach Niederulm zu schicken gedachte. Aber sie war eine höchst ängstliche Frauensperson mit zwei Kindern ohne alle männliche Begleitung. Dies schien bedenklich; da ersah der Ehemann den kaum dreizehnjährigen Knaben zu diesem Ritterdienst; seine Vorstellungen, daß ich bei der bedenklichen Zeit meiner Mutter aus dem Brode käme, und bei seinem Schwiegervater wohl aufgenommen sein werde, daß es auch gar nicht lange mehr mit der Belagerung dauern könnte u. s. w., ließ uns seinem Wunsche nachgeben.

An einem Nachmittage zog eine große Schaar Auswanderer, geführt von Munizipal-Beamteten, unter militärischer Bedeckung, über die Rheinbrücke nach Castel, und von dort den französischen Vorposten in der Gegend von Biberich zu. Nach ein paar Stunden der Verhandlung zogen sich die französischen Vorposten zurück und die deutschen Truppen übernahmen die Auswanderer.

Mit einem Laufpaß versehen, setzten wir unsere Reise fort und erreichten im Vogenmarsch den andern Tag Niederulm, wo ich sauersüß mit der naiven Frage: „Wie willst du dann wieder nach Mainz hineinkommen?“ aufgenommen wurde. Augenblicklich erkennend, daß ich nur ungern gesehen sei, antwortete ich ohne Bedenken: „Das ist leicht, ich habe gestern gehört, daß man von hier aus unangefochten nach Mombach kommen kann und dahin kommt täglich zweimal eine französische Patroulle; wie die nach Mainz kommt, kann ich auch hin kommen.“ Man war in der Begierde, einen Esser los zu werden, so thöricht, diese Knabenidee, die so leicht hätte sehr gefährlich werden können, zu fördern, und ich betrat den andern Morgen mit einem Stück Brod und Käse in der Tasche den Rückweg nach Mainz; unangefochten durchschritt ich das Lager auf dem am vorigen Tage begangenen Wege, da kam eine Cavalcade Officiere quer des Wegs geritten, einer derselben ritt auf mich zu: „Du sollst zu dem General kommen, Kleiner,“ redete er mich an. Dieser Befehl war mir sehr unerfreulich; daß ich nach Mainz wollte, durfte ich doch nicht sagen, so viel sah ich ein; der General fragte mich: „Wo kommst du her? — Von Niederulm. — Bist du von Niederulm? — Nein, ich bin von Mainz, ich bin vorgestern mit meines Lehrmeisters Frauenschwester ausgewandert. — Wo willst du hin? — Meine Mutter will heute auch auswandern, da will ich nach Drais (ein Dorf in der Nähe), sie wird da durchkommen und ich will sie da erwarten.“ — Ein Adjutant redete ein paar freundliche Worte mit dem General, und er sagte: „Nun, dann gehe hin,“ und ritt weiter.

Meine Zuversicht war gesunken, aber ich schritt fort auf meinem Wege bis zu einem Punkte, wo derselbe sich theilte. Zwei Feldposten spazierten hier auf und ab, ohne sich um mich zu bekümmern; aber welchen Weg sollte ich nun einschlagen? Das Natürlichste schien mir, die Wachen zu fragen: „Welcher Weg geht hier nach Drais?“ redete ich den einen an. „Dat weiß ich nicht, mein Sohn; Kamerad, bring' doch den Menschen zum Lieutenant,“ war die Antwort.

Ich mußte mich fügen und der Kriegsmann brachte mich zum Wachtposten des Lieutenants. Nach vernommenem Rapport sagte der Lieutenant: „Bringt den Menschen zum Capitain.“ Der Capitain schickt mich zum Obersten und der Oberst zum General. Der General war abwesend und ich saß derweilen beim Wachtpiket vor dessen Zelt, und hörte den erbaulichen Gesprächen der Soldaten über Spione, die man gefangen und aufgehängt hatte, mit nicht sonderlicher Andacht zu. Die Sache war mir freilich nicht spaßhaft, doch war ich auch eben nicht ängstlich; da kam endlich der General und es war derselbe, der mich vor einer Stunde examinirt hatte, die Soldaten hatten ihn Kleist genannt — wahrscheinlich war es derselbe, welcher dreizehn Jahre später Magdeburg an die Franzosen übergab. — Nach vernommener Meldung fuhr er mich barsch an: „Wo wolltest du hin?“ — Ich erzählte ihm das Wenige, was sich kurz nach

seinem Verhör auf dem Felde mit mir zugetragen [illegible]d er herrschte dem meldenden Unteroffizier zu: „Laßt ihn laufen.“

Mit leichtem Herzen ging ich aus dem Zelte und durch das Lager nach Niederulm zu; bemerkte aber bald, daß mir in ziemlicher Ferne ein Dragoner nachritt, bis zu meinen Eintritt in Niederulm; dort hatte man meine Rückkunft eigentlich schon erwartet, denn ein östreichischer Offizier, der leicht verwundet im Dorfe lag, hatte versichert, mein Unternehmen sei thöricht und unausführbar, man war daher ziemlich froh, daß die Sache so abgegangen und nicht eine Untersuchung, die meinem Lehrmeister und seiner Familie jedenfalls unbequem gewesen wäre, zur Folge gehabt hatte.

Mehrere Wochen hatte ich in Niederulm zugebracht, da erwähnte ich meinen Onkel in Alzey. „Ei, das ist ja wahr!“ rief die Frau Meisterin aus, „da kannst du ja zu deinem Onkel gehen!“ Damit hatte es nun freilich seinen Haken; mein Onkel war Registrator im pfälzischen Oberamt Alzey, ein strenger, ernsthafter Mann, ich war ein Jahr früher einige Zeit lang bei ihm gewesen und mein Knabenthun und Leichtsinn hatte mir manche Verweise — und zwar nicht mit Unrecht — zugezogen; ich hatte öfters die Messe, die ich täglich hören sollte, geschwänzt und Verweise erhalten; am Sonntage mußte ich nach dem Hochamte auch die Predigt im Capuzinerkloster hören und sollte vor Tische erzählen, was ich gehört hatte; beim besten Willen und bei aller Aufmerksamkeit, welche ich nothgedrungen darauf richtete, war es mir rein unmöglich, den Hauptgedanken einer Predigt aufzufassen; dies war in meinem Alter doch nicht zu verlangen, und einzelne Sätze wiederzugeben, war eben so schwierig, denn da diese im Zusammenhang mit dem Ganzen standen, so verloren sie im Einzelnen ihre Bedeutung und mir entging die Handhabe für mein Gedächtniß. Mein Cousin war stets in gleichem Falle und nie blieb bei ihm die Realstrafe aus, während ich mit derbem Verweise davonkam. Einen dritten Kummer machten mir die Schreibübungen; schon früher habe ich erwähnt, daß ich von Jugend an ein schlechter Buchstabenmaler war, ich glaube fast ohne meine Schuld, denn oft gab ich mir aus Ehrgeiz Mühe, aber steif und hölzern blieben meine Züge. Bei meinem Onkel sollte ich jeden Nachmittag zwei Stunden sitzen und schreiben, die Buchstaben schön malen, die Finger ungebogen an die Feder legen und Zeige- und Mittelfinger nicht mit Dinte beflecken; — dies waren schwere Stunden, in welchen ich mir manche scharfe Rüge zuzog, die ich zuweilen mit unverständigem Trotze beantwortete, kurz, mein Onkel hatte volle Ursache, unzufrieden mit mir zu sein, und ich die gleiche, seinen Ernst und seine Strenge zu fürchten, und nun sollte ich wieder zu ihm! — Doch es half nichts, ich schnürte mein Bündel und ging, unter vielen Seufzern, daß ich nicht alt genug war, mein Brod selbst verdienen zu können. Die Aufnahme bei meinem Onkel war weniger streng, als ich gefürchtet hatte.

Mehrere Wochen waren mir bereits in Alzey verflossen, als unerwartet auch mein Bruder als Auswanderer erschien. Was macht deine Mutter, fuhr mein Onkel auf. „Sie hat mir befohlen, auszuwandern," antwortete mein Bruder, „sie wollte nicht, daß ich mich in das rothe Buch einschriebe."

Zum Verständniß dieser Antwort sei gesagt: auf Veranlassung des Jakobiner-Clubbs waren in dessen Lokale zwei Bücher aufgelegt, ein rothes und ein schwarzes, und alle männlichen Einwohner wurden aufgefordert, sich in das eine oder das andere einzuschreiben, wer sich in das schwarze einschrieb, erklärte sich zum Sklaven und wurde mit der Behandlung eines Sklaven bedroht; wer sich in das rothe einschrieb, gab sich als freier Mann und Republikaner zu erkennen. Daß sich Niemand in das schwarze Buch einschrieb, war natürlich, ebenso natürlich war es, daß die Furcht Viele bewog, sich in das rothe Buch einzuschreiben; aber wiederum wurde es als ein Ehrenpunkt angesehen, sich nicht einzuschreiben, und die Rede ging, bei der Wiedereinnahme der Stadt würden die im rothen Buche Eingeschriebenen zur strengen Rechenschaft gezogen werden, deshalb verlangte unsere Mutter, mein Bruder solle lieber auswandern, als sich in das rothe Buch einschreiben; mein Onkel war jedoch damit gar nicht zufrieden.

Nach einigen Wochen erhielt mein Bruder eine Condition in Frankenthal und ich durch ihn eine Einladung zu einem Verwandten, von Vaters Seite her, einem Pfarrer in Heßheim bei Frankenthal, wohin ich mich alsbald auf den Weg machte.

Während dieser Zeit war Mainz immer enger eingeschlossen und zuletzt beschossen worden. Eine französische Armee nahte in kurzen Tagemärschen zum Entsatz; aber davon erhielt freilich die Besatzung keine Kunde und der Kommandant schloß eine Capitulation ab, die der Besatzung freien Abzug gewährte.

Plötzlich erscholl in unserem Asyl eines Abends die Kunde der Uebergabe, und der kommende Morgen fand uns auf dem Wege nach Mainz. Das Vorgefühl des freudigen Wiedersehens belebte unsere Schritte; noch war der Zugang zu den Thoren nicht frei, aber gegen ein Trinkgeld konnte man den Fußweg durch die Schanzen der Belagerer passiren, und so standen wir nun auf der mittlern Bleiche; da trat uns das bekannte Gesicht einer Nachbarsfrau entgegen. „Ei, Mosje Emmerich", redete sie meinen Bruder an, „weiß Er denn schon, daß Seine Mutter gestorben ist?" — Ich war wie vernichtet, — ich fühlte mich völlig verlassen, und Tage lang konnte ich nicht an die Wahrheit der Thatsache glauben, und als ich mich an den Gedanken, „du hast jetzt auch keine Mutter mehr", gewöhnt hatte, empfand ich thatsächlich immer mehr, was ich verloren hatte.

Doch ganz Mainz konnte man in diesen Tagen einen Ort des Jammers nennen, ganze Straßen waren in Folge des Bombardements niedergebrannt und jammernd standen die Zurückgekehrten und Dagebliebenen an den Schutthaufen, die Furien des Hasses

waren losgelassen, und die Wuth des Volkes wendete sich gegen die Clubbisten. Aus ihren Verstecken gerissen, wurden sie unter tausend Mißhandlungen vom Pöbel zur Wache geschleppt, und hier und da die Plünderung ihrer Häuser versucht. Ich könnte mich nicht erinnern, daß einer dieser Männer seinen Mitbürgern eine specielle Veranlassung zum Hasse gegeben hätte, ihr Verbrechen war ihre politische Meinung — eine eben so große Sünde als das kirchliche Ketzerthum. Gleich bei meinem Eintritt in die Stadt trat mir eine solche Scene vor Augen: der Buchbindermeister Zech, ein Clubbist, aber sonst ein ehrlicher Mann, ward halb entkleidet von einem Pöbelhaufen über die große Bleiche nach der Münsterthor-Wache geführt, das Gesicht strömte voll Blut, und die Fäuste seiner Peiniger fielen fortwährend auf ihn herab, er wurde dann, wie alle seine Genossen, eingekerkert, seine Frau als Gefangene im Zuchthause und seine Kinder im Armenhause untergebracht, bis zum Jahre 1794, wo die Franzosen Mainz wiederum von der Landseite bloquirten und sämmtliche Clubbisten in Folge einer Convention in Freiheit gesetzt und nach den französischen Vorposten gebracht wurden.

Meines Lehrmeisters fahrende Habe war in seiner Miethwohnung mit verbrannt, und auf sein Nachsuchen ward ihm die Wohnung und das Werkzeug des inhaftirten Buchbinders Zech von dem Criminal-Senat zum Gebrauch übergeben. Unser Geschäft ward nun ein lebendiges, aber leider ohne sonderlichen Vortheil für mich; drei und vier Gesellen waren in der Werkstelle meines Lehrmeisters thätig und ich durfte nicht müßig sein; jetzt hieß es: „Adam, hole ein Buch Marmorpapier, dann ein Büchlein Gold, Pappen" u. s. w.; dann mußte ich die Hausbedürfnisse kreuzerweis herbeiholen, blieb so selten eine Stunde anhaltend bei der Arbeit, und war den beliebigen Anweisungen der öfters wechselnden Gesellen überlassen. Kein Wunder war es, daß ich, wenn ich zumal bei naßkalter Herbstwitterung die Hälfte des Tages auf der Straße zubringen mußte, verdrossen und träge verrichtete, was ich zu verrichten hatte. Ich sah ein, daß ich nichts lernen konnte, aber wer sollte mir helfen? Auch mein Bruder war nicht mehr in Mainz, sondern in Bingen ansässig; ich würde noch unwissender aus der Lehre gekommen sein, als es der Fall war, wenn sich nicht ein Geselle, der ein Jahr lang bei meinem Lehrherrn arbeitete und ihm seiner Geschicklichkeit wegen unentbehrlich war, meiner angenommen hätte. Er unterrichtete mich, und nie erhielt ich ein hartes Wort von ihm, aber sein tadelnder Blick that mir weher, als alle Schläge meines Lehrmeisters. Mit inniger Liebe hing ich an ihm, denn er war der einzige Mensch, der es zu jener Zeit gut mit mir meinte, der mich freundlich belehrte und warnte. Sein Abschied versetzte mich in lange Trauer; häufig habe ich, als ich selbsten in die Fremde ging, mich nach dem guten König, dem Heidelberger, erkundigt; aber er blieb für mich verschollen.

Als nach Durchbrechung der Weissenburger Linien die Franzosen

im Jahre 1794 die Stadt Mainz wieder blokquirten, schwand unsere Arbeit von Tag zu Tag, so daß ich meinem Lehrherrn am Ende ein überflüssiger Esser wurde, er ließ mich daher im Anfange des Jahres 1795 lossprechen, und ich ging den zweiten Februar, fünf Wochen vor dem Antritt meines sechszehnten Jahres, in die Fremde.

Der Nothhelfer.

Eine Erzählung von **G. Nieritz.**

Der Handarbeiter Müller war 72, seine Frau 70 Jahre alt geworden. Beide hatten in ihrem Leben wacker gearbeitet und millionenmal ihre Knochen gerührt, um Lasten fortzubewegen, Holz zu kleinen und Botengänge zu thun. Dafür genossen sie des Glückes, gesund und für ihr Alter noch rüstig und munter zu sein. Sie standen einsam, indem ihr einziges Kind, ein Sohn, bereits vor Jahren gestorben war. Durch Genügsamkeit, Fleiß und Sparsamkeit hatten sie ein kleines Kapital von 300 Thalern sich gesammelt, welches ihr Nothpfennig bei Krankheit und endlicher Arbeitsunfähigkeit werden sollte. Das Vorhandensein dieser Summe hatte einer jener Räuber ausgekundschaftet, welche ihres Nächsten Eigenthum unter dem Scheine des Rechts an sich zu bringen wissen und gegen welche leider unser Gesetz keinen Schutz gewährt. Müller, durch die schlauen Ueberredungskünste eines gewissenlosen Zwischenhändlers bewogen und durch das Versprechen eines hohen Zinsfußes verlockt, lieh seinen kleinen Reichthum dem Grafen von W., dessen Güter bereits so überschuldet waren, daß, wer ihn kannte, ihm Niemand einen Groschen mehr borgen mochte.

„Ein lieber Herr, der Graf!“ sprach Müller zu seiner Frau, als er geldschwerbeladen fortgegangen und leicht wieder gekommen war. „Er redete mit mir wie mit seines Gleichen, setzte mir ein Glas Wein nebst Zwieback vor und zahlte mir die halbjährigen Interessen gleich voraus. Nur zu Gefallen hat er's uns gethan, daß er unser kleines Kapitalchen angenommen hat. Na, Frau! die 18 Thaler Zinsen decken doch den Hauszins und die Feuerung, und wenn wir unser Geld brauchen, so erhalten wir's nach vierteljähriger Kündigung richtig zurück!“

Allein nach einem halben Jahre lautete es anders. Müller hatte von seinem eigenen Gelde nur die 9 Thaler Interessen bekommen und nichts weiter. Als er den Grafen zu mahnen ging, ließ dieser seinen Gläubiger nicht vor, und da derselbe dem Grafen auflauerte, bezahlte

dieser mit Grobheiten anstatt mit klingender Münze. Nun erst erfuhr Müller, daß er betrogen sei, daß die Schuldverschreibung des hochgebornen Grafen, so wie dessen Ehrenwort, nichts gelte, indem nicht einmal die Consensschuldner bei dem bevorstehenden Concurse ihre Forderungen befriedigt bekommen würden. Der arme Handarbeiter konnte die Ruchlosigkeit seines gräflichen Schuldners, die Unthätigkeit der menschlichen Gerechtigkeit, die Theilnahmlosigkeit derer nicht begreifen, denen er in herzbrechenden Worten seinen Verlust klagte. Er hatte fest geglaubt, daß er allen übrigen Gläubigern vorangehen müsse, weil ihm vor allen Andern der Erwerb seines kleinen Schatzes so überaus sauer geworden war und er ohne denselben einer trostlosen Zukunft entgegenging.

Als Müller mit dieser niederschmetternden Nachricht heimkam, entsetzte sich seine Frau über das veränderte Aussehen ihres Mannes. Derselbe schien um 10 Jahre plötzlich gealtert und von einer schweren Krankheit befallen zu sein. Das Haupt auf die Brust gebeugt, das Antlitz bleich und eingefallen, die Augen tief in ihren Höhlen und erloschen, die Brust schwer keuchend und die Kniee schlotternd, stand er da und gab seiner Frau in abgerissenen Worten die Schreckenskunde. Dann setzte er sich ermattet in den alten Lehnstuhl. Frau Müller rang stumm die Hände. Ein Thränenguß machte ihrem gepreßten Herzen Luft und in ihr schmerzliches Schluchzen schmetterte des Canarienvögleins munterer Schlag, welcher, des Ehepaars Lust und Freude, den gekommenen Lenz besang.

Ohne klar zu wissen, was sie that, trat Frau Müller zum offenen Fenster, durch welches mit der lauen Frühlingsluft zugleich der süße Duft eines prachtvoll erblühenden Lack- und Levkoiensstockes hereinwehte. In die vollen, wohlriechenden Blumendolden senkte sie ihr Antlitz hernieder und beträufelte sie mit ihren heißen Zähren. Ach, die beiden Blumenstöckchen waren die Pfleglinge ihrer Hände und vertraten darum die Stelle theilnehmender Kinder, denen sie ihren Schmerz jetzt anvertraute. Dabei fühlte sie mechanisch mit den Fingern, daß das Erdreich des Begießens benöthigt war und ging, von der Gewohnheit Macht beherrscht, das nöthige Wasser hereinzuholen. Da ertönte draußen eine rufende Stimme: „Frau Müllern! Frau Müllern! sagen Sie es Ihrem Manne, daß er mit seinem Handwagen zu uns komme und fremdes Passagiergut auf die Post fahre.“

Aber zum ersten Male in seinem Leben wieß Müller eine gut lohnende Arbeit von sich. Dann plötzlich sich ermannend, sprang er auf und sagte: „Mir wird die Stube zu eng — laß uns in's Freie gehn.“ Und sie gingen. Draußen vor dem Thore lenkte Müller seine Schritte dem breiten Strome zu, welcher längs des jungen, frischen Grüns anmuthiger Wiesen dahinfloß. Die Knospen der Bäume und Sträucher hatten bereits ihre braunen Hüllen zersprengt und abgeworfen, ihre saftigen Blätter entfaltet und die noch geschlossene Blüthe hervorgedrängt. Aus dem Wiesengrün erhob die Hundeblume ihr gold-

gelbes Strahlenhaupt und neben ihr blickten bescheiden die weißröthlichen Sterne des Gänseblümchens. In der blauen Luft wirbelte die trillernde Lerche und über den still dahin rinnenden Fluthen wiegte der Fischreiher seine langen Fittige. Am Ufergestade flüsterten die schlanken, grünen Ruthen der Weiden, und in der Ferne ließ die Schiffmühle ihr geschäftiges Klappern ertönen. Doch für das betrübte Ehepaar vergeblich. In sich versunken und die Arme in einander verschlungen, pilgerte es den schmalen Fußsteig entlang. Bald aber sprach Müller: „Ich kann nicht weiter! Laß uns niedersetzen."

Das Paar ließ sich am Uferabhange nieder und Müller, den Blick auf den Strom geheftet, hob an: „Was hat uns unsere Arbeit geholfen? Nichts! Unser Nothpfennig ist die Beute eines vornehmen Müßiggängers geworden. Was sollen wir nun anfangen? Arbeiten vermag ich nicht mehr. Meine Kraft ist gebrochen — mit einem Male — die Knochen ohne Mark — das Herz so wund! Sollen wir betteln und vom Almosen leben? Dazu schäme ich mich. Stehlen? Betrügen? Davor bewahre mich Gott! Was nun? frage ich. Mich ekelt die Welt an. Die Menschen hasse ich. O läge ich auf dem Kirchhofe bei unserm Heinrich!" Die Frau weinte still vor sich hin.

„Liebes Weib" — hob Müller nach einer Pause an — „44 Jahre warst du meine treue Lebensgefährtin. Wirst du mich jetzt im Alter verlassen wollen?"

„Nie! o nie!" schluchzte die Frau.

„Gut denn!" — sprach der Mann, vom Rasensitze aufspringend — „so laß uns beide zusammen in's Wasser gehen. Gewiß wird uns Gott die Sünde verzeihen, da wir sie nur durch die bitterste Noth gezwungen thun. Dort geht eine Habe weit in den Strom hinein. Von da ist's nur ein Sprung und wir sind bei unserm Kinde. Gieb mir deinen Arm, liebe Frau!"

„Mein Jesus!" — ächzte die Frau — „du wirst doch nicht so etwas thun, Gottlob?"

„Es bleibt uns nichts anderes übrig" — entgegnete der Mann. „Glaube mir, es ist ein sanfter Tod. Das Wasser ist nicht mehr so kalt und nur um den ersten Schreck zu thun."

„Ach!" — seufzte die Frau — „gar zu gern hätt' ich bei unserm Kinde auf dem Kirchhofe geruht und ein ehrliches Begräbniß gehabt."

„Ein ehrliches Begräbniß?" — versetzte Müller bitter. — „Ein ehrliches Begräbniß wird der Dieb erhalten, der uns Alles nahm. Ein prächtiges sogar. Uns aber wird die Armenbehörde wie Hunde an dem ersten besten Orte einscharren lassen. Komm, Rosel, wenn du mich wirklich nicht verlassen willst. Ich nehme die Sünde auf mich allein, wenn's ja eine sein sollte."

„O mein Gott!" — sprach die Frau — „Wie gern erfüllte ich dir den Willen! Aber mich dauert unser Canarienvogel daheim, der unrettbar verhungern muß, wenn wir jetzt in's Wasser springen. Auch möcht' ich gern erst unsern Lack- und Levkoijenstock auf Heinrich's

Grab pflanzen, da wir uns nicht mehr daran erfreuen dürfen. Dann will ich — ja, dann will ich — mit dir — in's Wasser — springen.“

„Nein!“ — widerstritt der Mann — „jetzt eben habe ich den Muth zum Wagnisse. Und wenn du nicht willst, so —“ Er hob den Fuß.

Die Frau umfing mit beiden Armen ihren Mann. „Willst du“ — sprach sie weinend — „nicht erst ein andächtiges Vaterunser beten? Sollen wir in unsern Sünden dahin fahren?“

„Ich habe das Vaterunser verlernt in meinem Grame“ — gestand der Mann träumerisch.

„So will ich es dir vorbeten“ — entgegnete die Frau und begann mit zitterndem Munde:

Vaterunser, der du bist im Himmel — Geheiliget werde dein Name — Zu uns komme dein Reich — Dein Wille geschehe —“

„Ja, er geschehe!“ fiel eine fremde ernste Stimme ein, und das hierüber bestürzte Ehepaar erblickte einen jungen Mann, welcher aus einem sich zertheilenden Weidenbusche hervor- und zu jenem hinzutrat. „Gottes Wille aber ist es nicht“ — fuhr er fort — „daß ihr ein vielleicht bis jetzt schuldlos verbrachtes, langes Leben mit der großen Sünde des Selbstmordes beschließt. Was konnte euch dazu bewegen?“

Da trat das volle Herz der Frau auf die Zunge, und sie erzählte unter Thränengüssen von ihrem erlittenen Verluste.

„Es mag wohl bitter — sehr bitter sein“ — erwiderte der junge Mann — „sein so sauer und rechtlich erworbenes Eigenthum in so schnöder Weise zu verlieren. Allein noch lebt ja derselbe Gott, welcher euch bisher vor Hunger und Noth geschützt hat. Ja, vielleicht kann ich, der ich weder ein Gott noch ein Engel bin, euch wieder zu euerm Gelde verhelfen. Ich heiße Anker, bin Advocat und werde euch in eure Wohnung zurückbegleiten, wo ihr mir des Grafen Schuldverschreibung behändigen werdet.“

Dieß geschah.

Drei Tage lang lebte das Ehepaar zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich erschien Herr Anker. Ja, derselbe war in der That ein Anker, an welchem sich das Ehepaar im Augenblicke des Versinkens festgeklammert hatte und der ihr Lebensschiff vor dem drohenden Untergange bewahrte. An seinen freudig glänzenden Augen, noch mehr an seinen geldstrotzenden Taschen konnten Müllers errathen, daß ein glücklicher Erfolg die Bemühungen des wackern Advocaten gekrönt hatte. Wirklich war dem so.

„Ich wußte“ — erzählte er, während seine Hände die Geldrollen auf den Tisch hinlegten — „daß der Graf von W. ein Erblegat von einem entfernt gestorbenen Verwandten, im Betrage von 2500 Thalern, ausgezahlt erhalten sollte. Es mußte dem Grafen sehr daran liegen, daß diese Auszahlung seinen vielen Gläubigern verschwiegen blieb, weil diese sonst die Summe gänzlich mit Beschlag belegt hätten. Damit bedrohte ich nun den Grafen und brachte ihn glücklich dahin,

daß er von jener Summe euer kleines Capital sammt den rückständigen Zinsen bezahlte. Hier ist Beides. In Zukunft aber seid vorsichtiger bei Unterbringung eurer Habe und hütet euch insonderheit vor Zwischenhändlern.“

Wie vorher dem nagendsten Schmerze, so überließ sich nun wiederum das alte Ehepaar der ausschweifendsten Freude, in welcher es seinem Rettungsanker eine namhafte Summe für seine menschenfreundliche Hülfe anbot. Allein der edle Mann verweigerte die Annahme jeder Belohnung, mit dem heißesten Danke der Geretteten sich begnügend.

Nachdem die Freude einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht hatte, zog Müller seinen Rock an, setzte den Hut auf, hob den Vogelbauer mit dem Canarienvogel vom Nagel und gebot seiner Frau, den Lack- und Levkoijenstock unter den Arm zu nehmen. Nicht zu Heinrich's Grabe, wie Frau Müller erst gemuthmaßt hatte, sondern zu Herrn Anker's Wohnung lenkte Müller seine Schritte. Die Annahme des Vogels, nicht aber die der beiden Blumenstöcke verweigerte der edle Sachwalter. „Der Vogel!“ — sprach er — „würde mich durch seinen Gesang in meiner Arbeit stören; die beiden Blumenstöcke aber sollen mein Lustgärtchen vor dem Fenster meiner Arbeitsstube werden.“

Dasselbe war das Kleinste von der Welt, aber unstreitig werthvoller als der umfangreiche Park eines Fürsten!

Der Wegweiser.

Eine Erzählung von G. Nieritz.

In dem Städtchen S. lebte eine Wittwe, welche mit derjenigen zu Nain das gemein hatte, daß sie arm war und einen einzigen Sohn besaß, welcher, 16 Jahre alt, bei dem Krämer des Ortes in der Lehre stand. Da Ferdinand's Mutter kein Lehrgeld erschwingen konnte, so mußte jener dasselbe durch eine längere Lehrzeit und durch die Uebernahme aller Arbeiten, selbst der schwersten, ersetzen.

Ferdinand that willig, was ihm auferlegt wurde, schon um seiner Mutter willen, die er zärtlich liebte. Die stete Arbeit stählte seinen Körper und verlieh ihm Kräfte, so daß sein Aussehen ein blühendes war.

Um die Mittagszeit eines kalten Weihnachtsheiligabends trat Ferdinand Schmidt unvermuthet in das niedere Stübchen seiner Mutter. Der Jüngling ging reisefertig, trug eine Jagdtasche auf dem Leibe und einen starken Stock in der Hand.

„Mein Weg führt mich hier vorbei" — sprach er zu seiner verwundert fragenden Mutter — „und da kommt' ich's nicht über's Herz bringen, ohne Gruß bei Ihnen vorüber zu gehen. Ich marschire nach N. zu dem Bruder meines Herrn, von dem ich einige hundert Thaler Geld holen soll. Es darf nicht so in der Leute Mund herumkommen, deshalb schickt's der Bruder nicht durch den Boten oder durch eins von seinen Leuten."

„Man wird dich doch nicht unterwegs anfallen" — sprach die Mutter besorgt — „und dir das Geld abjagen?"

„Damit hat es gute Wege!" — lachte Ferdinand — „viel eher vermuthen die Leute ein Häschen in meiner Jagdtasche als 300 Thaler, und jetzt auf das Geradewohl im Freien auf der Diebslauer zu liegen, vergeht den Dieben in der Kälte die Lust."

„Du bist doch gut verwahrt?" — fragte Frau Schmidt — „Hast du warme, wollene Socken angezogen? Daß nicht etwa die Zehen durch dieselben herausschauen! Nichts ist gefährlicher als das, um sich die Füße zu erfrieren."

„Sorgen Sie nicht, Mutter!" — versetzte Ferdinand. „Ist's doch nur ein Spaziergang. Zwei Stunden hin, eine Stunde dort, zwei zurück — jetzt ist's 12 Uhr — um 5 Uhr sonach bin ich spätestens wieder da."

„Dann komme wieder herauf" — sprach die Mutter — „und du sollst ein Warmbier oder eine heiße Suppe finden. Denn nicht wenig wirst du ausgefroren sein."

„Wie gut Sie sind, Mutter!" — erwiderte der Sohn dankbar und küßte dabei die mütterliche Wange — „Ich werde mich recht dazu halten, damit ich eine halbe Stunde eher zurückkomme, die ich bei Ihnen zubringen werde. Auf Wiedersehen denn, lieb Mütterchen!"

Der Jüngling ging, und seine Mutter nahm ihre, bei des Sohnes Eintritt schnell weggeworfene und verheimlichte Arbeit, einen wollenen Shawl, auf.

„Wenn er wäre fertig gewesen" — sprach sie zu sich selbst — „so hätte ich nicht bis auf den Abend gewartet, sondern ihn dem guten Jungen gleich mit auf den Weg gegeben. Wie gern bescheerte ich ihm mehr zum Christfeste! Nun, ich denke doch, daß er von seinem Herrn diesmal einen hübschen Heiligenchrist bekommen wird. Er kann den Burschen ja so gut und noch besser brauchen als einen Kaufmannsdiener."

Ferdinand schritt tapfer darauf los. So weit die Landstraße ging, fand er Bahn durch den Schnee. Diese verlor sich dann erst, als ein wenig befahrener Dorfweg nach N. und der dortigen Grundmühle abführte. Dennoch traf Ferdinand rechtzeitig bei dem Bruder seines Herrn, einem wohlhabenden Müller, ein. Aber es verstrich mehr als die bestimmte Stunde, bevor der Müller das Geld abzählte, verpackte und dem Jüngling überantwortete. Diesem wurde indessen Brot, Butter, Wurst und eine Flasche mit Schnaps vorgesetzt und dabei das übliche Nöthigen nicht unterlassen.

Es ging bereits auf 4 Uhr, als endlich Ferdinand, gesättigt und fast ein wenig von dem aufgenöthigten Branntwein berauscht, den Heimweg antrat. Wohl fühlte er jetzt, daß seine Jagdtasche nicht mehr leer war, doch hatte er schon schwerere Lasten getragen als diese Geldsumme.

Rüstiger denn vorher und in der frohesten Stimmung schritt der Jüngling aus, vor Allem dahin trachtend, die Landstraße wieder zu gewinnen. Allein, da er dieselbe glücklich erreicht hatte, so hielt er sie irrig für einen andern Dorfweg und setzte darum seinen bisherigen, welcher die Landstraße durchschnitt, weiter fort. Erst da sich nach längerem Gehen die Landstraße nicht zeigen wollte, erkannte Ferdinand, daß er irre gegangen sein müsse. Die ganze lange Wegstrecke wieder zurückzugehen, schien ihm nicht räthlich, vielmehr besser, querfeldein zu schreiten und so einen weitern Umweg zu ersparen. War aber jetzt schon das Gehen durch den ziemlich tiefen Schnee erschwert worden, so war dieß noch weit mehr der Fall, da Ferdinand über die Felder dahin schritt. Er mußte die Beine hoch heben, was die Müdigkeit schnell herbeiführte. Dieselbe wurde durch den genossenen Branntwein, dessen aufregende Kraft der abspannenden zu weichen begann, bedeutend gesteigert, so daß Ferdinand's Füße immer bleierner wurden. Nun fühlte er auch die drückende Schwere des Geldes, welche ihm die Achseln beugte und den Oberleib dazu. Um die Noth vollständig zu machen, umzog sich plötzlich der bis jetzt heiter gewesene Himmel mit grauen Schneewolken, welche gar bald ihre weißen Flocken hernieder zu wirbeln begannen. Nicht genug, daß die letzteren alle Gegenstände in der Ferne wie in der Nähe verschleierten und unkenntlich machten, so stürmten sie auch dem armen Wanderer in's Antlitz, beraubten ihn der Sehkraft, verstopften ihm Nase und Mund und bohrten sich kältend unter die Halsbinde und bis auf die Brust, die erhitzte. Zugleich sank die lange Winternacht mit all' ihren Schrecknissen und im schnellen Fluge hernieder.

Der heitere Sinn Ferdinand's war längst schon dem Kleinmuthe gewichen und dieser ward allmälig zur Trostlosigkeit. Von derselben gepackt, schrie Ferdinand laut nach Menschen, nach Hülfe. Nach allen Seiten blickte er umher nach einem Hause, nach einem tröstlichen Lichtglanze, nach einem Landmanne, der ihm den Weg zeige. Mit Anstrengung lauschte er nach einem Peitschenknallen, nach einem Glockenläuten, nach dem Brüllen eines friedlichen Hornviehes, nach dem Wiehern eines Pferdes, nach dem Bellen eines Hundes. Aber es blieb still wie auf einem Kirchhofe, und einem solchen glich auch die ganze Gegend, deren Unebenheiten die beschneiten Grabhügel und die dürren Baumstämme die schwarzen Kreuze vorstellten. Ferdinand's Leib dampfte vor Schweiß, während er seine Beine, vom Fuße bis zum Knie, vor Kälte kaum noch an sich fühlte. Mühsam schleppte der arme Jüngling sich dahin, nicht wissend, in welcher Richtung er seine langsamen Schritte fortsetzen sollte. Endlich waren seine Kräfte

erschöpft, daher sein trüber Blick nach einem willkommenen Ruheplatze sich umschaute.

Siehe! aus der weißen Schneefläche hervor steigt eine graue Säule mit einem ausgestreckten Arme, gleich einem unheimlichen Galgenbilde. Allein an ihrem Fuße befindet sich ein hoher Stein mit breiter Oberfläche, auf welcher Tausende von Schneeflocken sich friedlich niedergelassen haben. Diese stäubt der müde Wanderer hinweg und nimmt dann ihre Stelle ein, seinen Rücken gegen die hölzerne Säule lehnend, welche nichts anderes als ein Wegweiser war. Der Dunkelheit wegen konnte man jedoch nicht den Ort lesen, wohin der Arm den Weg zeige, nur die Richtung dahin ungefähr angeben. Selbst dieser stumme, unzuverlässige Wegweiser wurde jetzt dem Jünglinge zur willkommenen Erscheinung. Nur eine kleine Viertelstunde wollte er hier ausruhen und dann mit erneuten Kräften der angedeuteten Richtung folgen. Denn er gedachte mit Schrecken der Angst seiner Mutter wie der Sorge seines Herrn, wenn er über die Gebühr lange ausbliebe. Darum wollte er nur eine kurze Erholung sich vergönnen.

Allein, da er einmal saß, war die Ruhe so süß, so unbeschreiblich süß, daß sein stets neu gefaßter Entschluß, aufzubrechen, immer wieder der Sinnlichkeit unterlag. Bleiern und unwiderstehlich schlossen sich seine Augenlieder, nur in immer längeren Zwischenräumen einmal halb sich erschließend und in die Dunkelheit hineinblickend. Nicht fühlte er die wehenden, kältenden Schneeflocken, den rauhen Wind, die zunehmende Kälte in den erstarrten Füßen. Die geldgefüllte Jagdtasche auf den Schooß gebettet und mit beiden Händen fest sie umschließend, saß Ferdinand da. Bald war er fest entschlafen, von bunten Träumen umgaukelt, in welchen er zuweilen einzelne laute Worte ausstieß. Endlich aber verstummten die bleichen Lippen. Das anfänglich roth erhitzte Gesicht des Jünglings war kreidig geworden.

Der Wind hatte sich ein dichtes, weißes Federbettlein fertig geblasen. Er legte sich daher und das Schneegestöber mit ihm. Herrlicher denn ein rothtrübes Inselt- oder Oellicht in der Bauerhütte flimmerte am wolkenfreien, blaudunkeln Himmel der zahllosen Sternenheere überirdischer Glanz. Zur schönsten, ewigen Heimath winkten sie dem Sterblichen. Die Stunden der langen Christnacht verrannen. Daheim bei der Wittwe mättelte das längst bereitete Warmbier auf dem heißen Ofen. Frau Schmidt hatte für ihren erwarteten Sohn bescheert, was ihre Armuth vermochte: einen wollenen Shawl, dergleichen Socken, ein Paar Pulswärmer, ein Vorhemdlein, einen gestrickten Hosenträger — Alles die Werke ihrer fleißigen Hände — dazu eine frischbackene Semmel zum Imbiß für das Warmbier, und endlich ihr eigenes, treues, zärtlich liebendes Mutterherz, das, von mehr denn tausend Kerzen entflammt, voll freudiger Erwartung dem einzigen Sohne entgegenschlug.

Allein dieser kam nicht. Da lief die geängstete Frau zu Ferdinand's Lehrherrn hin, welchem mehr um die fragliche Geldsumme als um

des Jünglings Leben bangte. Allein, wo sollte man, wenn der Erwartete nicht bei dem Müller übernachtete, diesen in der Dunkelheit aufsuchen? Der heilige Christabend, für die meisten jungen und alten Christen eine Freudenzeit, ward für die Wittwe der schrecklichste ihres Lebens.

Der Morgen des Christtages brach an, vom festlichen Glockengeläute überall begrüßt. Strahlend ging die winterliche Sonne über den glitzernden Schneegefilden auf. Ihre Strahlen berührten auch die am Wegweiser lehnende Memnonssäule. Allein diese erklang, diese regte sich nicht. Sie schlief noch immer. Der letzte warme Hauch des Schläfers hatte als Reif sich in das Haupthaar und an den Mützenrand gelegt. Ferdinand glich einem richtigen Schneemanne, so sehr hatten ihn die Flocken eingehüllt. Selbst die Jagdtasche mit den fest sie umschließenden Händen war von einer weißen Decke überzogen.

Ein Häschen, welches über die Schneefelder gehüpft kam und die sonderbare Gestalt ansah, machte betroffen Halt und ein Männchen, worauf es querfeldein davonsprang. Eine Dohlenschaar, die Leichenbitter der Vögel, ließ sich vor dem Schläfer nieder und betrachtete ihn neugierigen Blickes; ein gelber Goldammer, auf des Wegweisers Arm sich setzend, that ein Gleiches.

Zur Kirche gehende Landleute fanden den Erfrornen, dessen erstarrten Händen man nur mit Gewalt die volle, schwere Jagdtasche entreißen konnte.

„Weg nach Seligstadt!“ — lautete die Inschrift des Wegweisers.

Wunderbar! dieselbe hatte der Jüngling glücklich erreicht, auch ohne die Schrift gelesen zu haben.

Als aber die arme Wittwe Schmidt weinend hinter dem Sarge ihres einzigen Sohnes daherwankte, da trat kein Heiland herzu, sprechend: „Weine nicht!“ Auch erweckte Niemand den Todten und gab ihn seiner trauernden Mutter wieder. Alles dieß jedoch that des Heilandes Lehre, welche tröstend spricht:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“

Das Jahr 1848,

mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.

Von Dr. A. Zimmermann.

Für wie fest und sicher hielt man am Anfange des Jahres 1848 die Lage der politischen Welt. Das einzige Bedenken für die Zukunft erregten Ludwig Philipp's Alter und Gesundheitszustand. Des schwachen Greises Dasein schien so wichtig für die Ruhe Europa's, daß sogar der Leiter der Congresse von Aachen, Laibach und Verona die legitimistischen Zeitungen in Wien verbot. In Frankreich selbst schien man zu vergessen, wie wenig die Politik des alten Rechners in den orientalischen, spanischen und italienischen Angelegenheiten der Nation Ehre gebracht, welche Schmach sie in der Schweiz auf ihre Lenker gehäuft hatte. Gab es etwas Schimpflicheres, als daß eine Regierung — die aus dem Siege über das der freien Entwickelung feindliche Princip hervorgegangen war — den Sonderbündlern die Hand reichte, um für den Gewissenszwang zu kämpfen und die unumgänglich nothwendige, zeitgemäße Umgestaltung des Bundes zu vereiteln?

Die willfährige Kammer übertönte beim Schluß der Thronrede mit donnerndem Jubelrufe die durch die Majorität fast erdrückte Opposition, in welcher selbst Thiers, der ehemalige Vertheidiger des Systems vom 13. März, seit acht Jahren unablässig für die Rechte des Volkes kämpfte. Er und Odilon Barrot verschwendeten vergebens ihre Beredtsamkeit; sie standen in dem Vordergrunde, denn wer dachte schon an den Republikaner Ledru Rollin, oder vermuthete, daß Lamartine je etwas anderes sein könnte als ein phantastischer Dichter? Und doch war diese Macht und Festigkeit nur ein Schein, unter der glänzenden Oberfläche alles unterhöhlt, die Kammer nicht die Vertreterin der allgemeinen nationalen Interessen, sondern ausschließlich die des großen Besitzes und der hohen Industrie. Deshalb sehnte man sich allgemein nach einer Reform des Wahlgesetzes, und zahlreiche Vereine bildeten sich zu diesem Zweck. — Doch nicht nur die politische, auch die sociale Frage wurde von allen Seiten in Anregung gebracht. Nach dem vergeblichen Versuche der Nachfolger des menschenfreundlichen Grafen von St. Simon, das christliche Dogma von der Gleichheit der Menschen auch praktisch durchzuführen, gewann die Lehre Babeuf's, der Communismus, immer mehr und mehr Boden. Cabet, Proudhon, Louis Blanc, der geistvolle Darsteller der politischen und socialen Gebrechen der Zeit, förderten mächtig das Gelüst des allgemeinen Gleichmachens und der Theilung des Be-

sitzes. Da aber diese Lehren in dem allerschroffsten Widerspruche zu dem konstitutionellen Königthume, wie die Staatsmänner unter Ludwig Philipp dasselbe auffaßten, standen, und die sogenannte Bourgeoisie ihren Sonderinteressen jede nationale oder allgemein menschliche Idee zu opfern stets bereit war, so glaubten jene Vorkämpfer der neuen socialen Gestaltung nur in der allerdemokratischesten Republik einen Stützpunkt für ihre Pläne zu finden.

Mit Vergnügen sahen sie, wie der Kampf zwischen der ministeriellen Partei und der dynastischen Opposition in der Adreßdebatte von Tag zu Tag erbitterter wurde. Das Bombardement von Messina steigerte die politischen Leidenschaften zu furchtbarer Höhe, und dennoch rief die Wahrung der materiellen Interessen die Beistimmung einer großen Majorität zu dem ministeriellen Principe hervor. Der letzte parlamentarische Kampf entbrannte am Schlusse der Adresse über die Reformbankets. Auch hier überwunden, beschloß die Opposition, den Kampf mit der Gegenpartei vor den Augen der pariser Bevölkerung durch eine Demonstration auszufechten. Ein Reformbanket auf den Eliseischen Feldern wurde angeordnet, auf welchem Odilon Barrot den einzigen Trinkspruch: „Der Wahlreform als Zweck! dem heiligen Recht der Versammlung als Mittel!" ausbringen sollte. Das Ministerium, im Vertrauen auf die Kammermajorität, war entschlossen, hindernd dazwischen zu treten. Man wollte für das vom Sonntag den 20. auf den 22. Februar vertagte Banket die Gäste zwar zusammenkommen lassen, sie dann aber durch Polizeibeamte zum Auseinandergehen auffordern, damit später der Cassationshof darüber entscheiden möchte. Jedoch am 21. Abends schritt man zum vollkommenen Verbot, weil die Nationalgarde, obgleich ohne Waffen, zur Theilnahme aufgefordert war, und dies dem Gesetze über dieselbe vom Jahr 1831 widerspräche. Auf diese Erklärung zogen sich die Deputirten der dynastischen Opposition vom Banket zurück. Eine unbeschreibliche Aufregung erfolgte, als man die beiderseitigen Proklamationen beim Scheine von Fackeln und Wachskerzen auf den Straßen las. Nicht nur die Regierung und ihre Partei, auch die Opposition schien die Rechte der Nation feig aufzugeben, und verlor deshalb alle Popularität — ein großer Gewinn für die republikanische Partei. Man erwartete gewaltsame Ausbrüche. Diese erfolgten am 22. Ueberall wurden Barrikaden errichtet, und wenn der Aufstand auch noch keinen gefährlichen Charakter angenommen hatte, so war doch das Ministerium Guizot unmöglich geworden. Dieser reichte sofort seine Entlassung ein, um sich der Verantwortlichkeit für alle ferneren Folgen zu entziehen. Molé ward beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden. Schon war die große Masse des Volkes beschwichtigt, die Nationalgarde zog mit dem Jubelrufe, das verhaßte Ministerium sei nicht mehr, durch die Straßen, die Fenster wurden erleuchtet, kurz, man glaubte, das drohende Unheil glücklich beseitigt zu haben. Da ereignete sich der un-

seelige Vorfall am Hotel des Ministerpräsidenten. Haufen des Volkes nahten demselben, und die Municipalgarden, welche einen Sturm fürchteten, gaben Feuer. Wüthender als je entbrannte der Kampf. Molé legte sein Mandat nieder; Thiers, der sich Odilon Barrot zugesellte, übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums. Alles umsonst. Sie vermochten nicht die empörten Gemüther zu beschwichtigen. Vergebens verkündete man die Abdankung Louis Philipp's, die Regentschaft der Herzogin von Orleans für ihren Sohn, den Grafen von Paris. Nichts genügte mehr. Die Deputirtenkammer versammelt sich; Odilon Barrot versucht hier das konstitutionelle Königthum durch die Regentschaft der Herzogin für den Grafen von Paris zu erhalten. Er war der einzige, der noch ein Wort für dasselbe einzulegen wagte. Lamartine ergoß sich in elegischem Tone über die unglückliche Fürstin und ihre unschuldigen Kinder. Ledru Rollin sprach das Wort „Republik" aus, und mit seinem Antrage erhob sich eine provisorische Regierung. Die meisten Abgeordneten waren aus dem Saale verschwunden, Fremde hatten die Bänke eingenommen, die Tribünen waren mit Blusenmännern angefüllt, von denen einige die Gewehre auf die Rednerbühne richteten. Vergebens bemühte man sich, in dem furchtbaren Gewirre auch nur die Namen der für die provisorische Regierung Vorgeschlagenen verständlich zu machen; es gelang nicht. Da ertönte der Ruf: „Nach dem Staathause" und bald darauf wurde von hier aus eine Proklamation erlassen:

Keine Bourbonen mehr!
Es lebe die Republik!
National-Versammlung!
Provisorische Regierung!

Dupont de l'Eure, Lamartine, Ledru Rollin, Marie, Arago, Armand Marrast, Flocon, Redakteur des National und der Reform, Albert, Arbeiter, wurden zu Mitgliedern der Letztern ernannt. —

So war der Julithron gefallen; ein warnendes Beispiel für die Regierungen und herrschenden Klassen in den Staaten, daß der Widerstand gegen zeitgemäße Reformen mit einem Schlage die ganze sociale Ordnung der Dinge in Frage stellen kann. Freventlich hatte der Julithron seine Aufgabe aus den Augen gesetzt. Man wollte eine Regierung im nationalen Sinne, und man hatte keinen einzigen Schritt gethan, um den täglich drohender werdenden socialen Gebrechen helfend entgegenzutreten. Große Unternehmungen, wie der Bau von Eisenbahnen, wurden, anstatt für das allgemeine Beste, von schlauen Spekulanten zum schnellen Erwerbe großen Reichthums auf Kosten des Nationalvermögens benutzt, während selbst die höchsten Diener der Krone für die Concessionen, schimpflich genug, sich große Summen zahlen ließen und dadurch auf die Regierung selbst Schimpf und Verachtung häuften. Zu sicher hatte man darauf gerechnet, daß die Geldhändler und großen Industriellen alle Fäden des socialen Lebens

in ihren Händen hielten; man bedachte nicht, daß dies ganze sociale Leben eine sehr künstliche Maschine ist, die durch einen rohen Schlag gar leicht in's Stocken gebracht werden kann, und daß eine solche Stockung unendlichen Jammer über die ganze Gesellschaft bringen muß. Dieser Schlag war geschehen. Zertrümmert lag der Thron, die Verfassung, ja das ganze sociale Gebäude drohte mit Umsturz.

Dies war die Bedeutung der Februarrevolution. Sie begann politisch, war allenfalls auf ein Ministerium Thiers, höchstens auf ein Ministerium Odilon Barrot berechnet, und hatte binnen 24 Stunden bis zur socialen Republik geführt. Europa staunte, glaubte immer noch an ein plötzliches Umschlagen, fand sich jedoch schmerzlich getäuscht; denn man ahnte, welch eine Erschütterung der Vulkan an der Seine über den ganzen Erdtheil verbreiten würde. —

In Deutschland, welches bisher am wenigsten von allen civilisirten Ländern durch die revolutionären Bewegungen Frankreichs in lebhafteren Schwung gesetzt war, erhob sich diesmal der Sturm am schnellsten und heftigsten. Metternich's Politik hatte die konstitutionellen Richtungen bisher erfolgreich niedergehalten, ebenso wie alle Versuche, die deutschen Staaten zu größerer Einheit zusammenzuschließen, aus doppeltem, höchst egoistischem, obschon für Oestreich sehr triftigem Grunde; denn, welch' eine Schwierigkeit mußte die Durchführung des konstitutionellen Princips für das Kaiserreich haben, und wie konnte letzteres in einem zur Wahrung aller großen nationalen Verhältnisse vereinten Deutschland eine mögliche Stellung finden! Eher vermochte es Preußen, und wer weiß nicht, daß höchst gemeinnützige Vorschläge zur Umgestaltung des Bundestags, für gemeinsame Wehrverfassung, Diplomatik und Einigung aller materiellen Interessen von Seiten der preußischen Regierung gemacht worden waren! Diese scheiterten vollkommen an Oestreichs Widerstande; auch alle Versuche, für die Presse eine freiere Bewegung in Deutschland zu erlangen, erfuhren dasselbe Schicksal. Von allen deutschen Einzelstaaten hatte sich in Baden der größte Drang nach Entwickelung der politischen Freiheit gezeigt. Schon seit Jahren war der Blick aller Freunde des Fortschrittes auf die Deputirtenkammer dieses kleinen Grenzlandes gerichtet. Rotteck, so lange er lebte, sein Freund Welcker, ja damals noch Itzstein und Hecker, denn wer ahnte zu jener Zeit, wie weit Leidenschaft vom rechtem Wege führen könnte, galten als Vorkämpfer konstitutioneller Freiheit. Von hier begann auch die große Bewegung Deutschlands. Kaum waren die Nachrichten aus Paris dort angelangt, so verkündete Welcker in der zweiten Kammer, daß er bei der Regierung den Antrag machen würde, sie möge sich von der Reaction frei machen; und schon am 29. Februar erklärte der Staatsrath Bekk in öffentlicher Sitzung: 1) im Laufe der nächsten Woche hört die Censur auf; 2) es sollen sofort Bürgergarden errichtet und 3) es soll unverzüglich ein Gesetzentwurf über Geschwornengerichte vorgelegt werden. Mit allgemeiner Begeisterung wurden diese

Verheißungen aufgenommen. Auch der König von Würtemberg versicherte Erweiterung der zugesagten Freiheiten, und schickte einen Botschafter nach Frankfurt, um dort einen gemeinschaftlichen Schritt zu beantragen. — Unterdessen hatte sich in Baden der Horizont schon wieder getrübt. Hier und da waren Unordnungen vorgefallen, und zum ersten Male hatte man den Ruf: „Nieder mit den Fürsten, es lebe die deutsche Republik" vernommen. Struve stand an der Spitze der Petitionsträger. Hecker hatte ihre Sache zu der seinen gemacht; er und Itzstein wollten im Sturme die Kammer fortreißen, damit sie der Regierung die verlangten Punkte abdrängte, doch siegte die Besonnenheit und man verwies den Antrag zur schleunigsten Berathung an die Abtheilungen. In Nassau trat man mit ähnlichen Forderungen vor die Regierung; in Darmstadt war die Aufregung groß, man fing an Theil zu nehmen an den deutschen Bewegungen. Auch in Kassel, besonders aber in Hanau sprach man sich für die Sache der Freiheit und Einigung Deutschlands aus; ja, in dieser Stadt war man bereit, mit gewaffneter Hand diese Forderungen im Falle militärischer Maßregeln zu vertheidigen. Der Bundestag in Frankfurt merkte nun, wie unheilvoll das lange Zögern mit Zugeständnissen, welche doch nicht zu beseitigen waren, gewirkt hatte. Nach einer Ermahnung zum festen Zusammenhalten vom 1. März erschien am 3. das vielbespottete Decret, daß 1) jedem deutschen Bundesstaate freigestellt wird, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, allein 2) nur unter solchen Garantieen, welche die andern Staaten und den Bund gegen den Mißbrauch der Presse sicher stellten. Wie sollte nach solchem Gesetz die Presse frei, wie die alten Mißbräuche beseitigt werden? Noch aber standen die beiden großen Militärstaaten, Oestreich und Preußen, fest. Da erscholl die Nachricht: „Wien ist in vollem Aufstande, Metternich geflohen, Ferdinand konstitutioneller Kaiser von Oestreich!"

Mit unerwarteter Schnelligkeit und Stärke hatten die Ideen, welche ganz Deutschland in Bewegung setzten, auch in diesem Lande um sich gegriffen, welches die übrigen Deutschen nur hauptsächlich der Auffassung und Förderung materieller Bedürfnisse für fähig zu halten pflegten. Am 13. März waren die niederösstreichischen Stände zusammengetreten, und sofort erhob sich ein Sturm gegen Metternich und sein System. Große Massen der Bevölkerung, vor allem die Studenten, welche in stürmischen Versammlungen Reform aller Verhältnisse gefordert hatten, zogen vor die Burg und versetzten den Kaiser selbst in die bedenklichste Lage. Man wandte Gewalt der Waffen an, um die aufgeregte Bevölkerung zur Ruhe zu bringen. Da fand man kühnen Widerstand. Siegreich erhob sich die Ueberzeugung, daß das System der Gängelung der Völker und der Beschwichtigung mit halben Versprechungen sein Ende erreicht habe. Ferdinand entließ den merkwürdigen Mann, dem es gelungen war, dem Strome der politischen Entwickelung Europas 33 Jahre lang einen hemmenden

Damm entgegenzusehen; doch dieser überfluthete dafür auch jetzt das Land mit um so zerstörenderer Wuth. Für Oestreich selbst ward diese Katastrophe um so bedenklicher, da außer der allgemeinen Unzufriedenheit noch der tief eingewurzelte Haß der unterdrückten fremden Nationalitäten hinzukam. Viele dieser Unzufriedenen, namentlich Ungarn und Italiener, ließen es sich angelegen sein, das Drängen nach Reform in Wien bis zur gänzlichen Beseitigung der monarchischen Form zu treiben, eine Richtung, welche in der sogenannten Partei der Aula, deren Kern die idealistisch begeisterte, aber unerfahrene studirende Jugend ausmachte, eine nur zu kräftige Unterstützung fand.

In Baiern fand sich außer den überall in Deutschland zur Bewegung treibenden Gründen noch ganz besondere Veranlassung zur Unzufriedenheit. König Ludwig hatte so manche Willkürlichkeit während seiner Regierung ausgeübt, welche, nur der Förderung der Künste günstig, viele der wesentlichsten Forderungen unserer Zeit ganz unberücksichtigt gelassen hatte. Außerdem war durch seine Privatverhältnisse die Mißstimmung über die öffentlichen Angelegenheiten noch erhöht worden. Die berüchtigte Lola Montez, zum Spott für das Volk zur Gräfin von Landsfeld erhoben, schaltete mit herausfordernder Frechheit in der Hauptstadt und gängelte den bethörten Fürsten nach ihrem Belieben. Da brach die Unzufriedenheit am 3. März in München mit lautem Sturm aus. Man wiederholte die Forderungen, welche durch ganz Deutschland erklungen waren, und gab ihnen durch gewaffneten Widerstand gegen die Polizeimaßregeln Nachdruck. Die Berufung der Stände auf den 31. Mai befriedigte nicht; man wünschte Beschleunigung des Zusammentrittes sowie die Rückkehr des Kronprinzen. Letzterer kam und unverzüglich ward das Einberufungsschreiben auf den 16. März erlassen. Am 20. legte Ludwig, ohne daß äußere Gründe ihn weiter gedrängt hätten, seine Krone nieder, und Maximilian II. wurde die Sorge für die politische Umgestaltung des Landes überlassen. —

Alles blickte jetzt auf Preußen. Der allgemeine Landtag hatte die Bedürfnisse, die Wünsche des preußischen Volkes der Regierung vorgelegt, und dies mit einer solchen Reife und Mäßigung, daß Europa mit Staunen auf die erste politische Vertretung des Volkes blickte. Dessenungeachtet hatte man das gerechte Verlangen, die Befugniß des allgemeinen Landtages zu erweitern und ihm eine periodische Wiederkehr zu sichern, nicht beachtet. Nur der durch das Patent vom 3. Februar bestimmte Ausschuß war berufen worden. Die dringlichen Verhältnisse veranlaßten jedoch den König, am 14. März den vereinigten Landtag auf den 27. April zusammenzuberufen und Periodicität für die Zukunft zu versprechen. Doch schien dies unter den jetzigen Umständen nicht genügend, namentlich seitdem die Nachrichten aus Wien die Umgestaltung Oestreichs in ein konstitutionelles Kaiserthum gemeldet hatten. Von allen Seiten langten Petitionen an um freie Presse, Entwickelung konstitutioneller Freiheit und Ver-

wirklichung deutscher Einheit durch ein deutsches Parlament. Die städtischen Behörden Berlins traten ihnen bei. Volksversammlungen, im Widerspruche mit den bisherigen Polizeigesetzen, wurden an den Zelten abgehalten, Volkshaufen umlagerten das Schloß und veranlaßten von Seiten der Polizeibehörden militärische Maßregeln. Vom 14. März an schritt man gewaltsam ein, es wurde sogar mit tödtlicher Wirkung von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht. Die städtischen Behörden suchten ihrerseits Maßregeln friedlicher Natur zur Beschwichtigung der Unruhen zu nehmen. Da langten die Deputirten aus der Rheinprovinz an mit ähnlichen Petitionen, wie sie an die übrigen deutschen Regierungen gerichtet waren. Mit ihnen vereinigten sich die städtischen Deputationen, und ihrem gemeinsamen Andringen wurden die bekannten Zusicherungen vom 18. März ertheilt: konstitutionelle Verfassung für Preußen und engster Anschluß an die Sache der deutschen Einheit. Jubel erscholl durch die Stadt; vor dem Schloß wogten Tausende, um freudig ihren bisher so schwer gepreßten Herzen Luft zu machen — da fielen zwei Schüsse, die Garden stellten sich zum Kampf, Dragoner schwenkten ein, alles stob auseinander und: „Verrath! Verrath!" tönte es durch alle Straßen. Ueberall erhoben sich Barrikaden, wie von unsichtbarer Hand gebaut, ein System, das auf Plan und Ordnung deutete. Bald entbrannte ein heftiger Kampf. Die Barrikaden wurden mit dem hingebendsten Muthe von Leuten, die oft nur mit Steinen bewaffnet waren, vertheidigt, während aus den Fenstern auf die Angreifer Schüsse fielen. Von den Dächern hagelten Steine auf die vorrückenden Truppen. Der Kampf tobte die Nacht hindurch; Barrikaden wurden genommen, doch den Vertheidigern sank der Muth nicht. — Schon in der Nacht erließ der König eine beschwichtigende Ansprache an die Einwohner Berlins, und später folgte die Verfügung über die Bildung eines Ministeriums in konstitutionellem Sinne, unter dem Vorsitze des schon am 18., vor den blutigen Vorfällen, damit beauftragten Grafen von Arnim. Zu gleicher Zeit wurde eine Bürgerbewaffnung auf Kosten des Staates genehmigt, die Bewaffnung dazu aus dem Zeughause geliefert, während sowol die fremden als auch die hier garnisonirenden Truppen die Stadt verließen. Die Massen des Volkes blieben sich selbst überlassen. Außer einigen immer noch mit gewisser Mäßigung geübten Gerichten hielten sie sich anerkennenswerth genug in gesetzlichen Schranken. Aufregung war vorhanden, Zügellosigkeit aber nicht. —

Noch ist das Geheimniß nicht aufgeklärt, von welcher Seite die eigentliche Veranlassung zum Kampfe gegeben worden ist. Die Folgen aber waren unberechenbar, denn faktisch gab die Regierung ihre ganze Macht aus den Händen und übertrug den Schutz der öffentlichen Ordnung so wie des ganzen Staates in diesem kritischen Augenblicke der Neugestaltung den bis jetzt für unmündig erklärten Bürgern. Am andern Tage wurden die Polen aus ihren Gefängnissen befreit,

die erste Concession an die Idee, daß jede Nationalität ihre volle politische Berechtigung habe; ein Akt der Menschlichkeit, welcher bald die Provinz Posen zum Schauplatz eines blutigen Aufstandes machte. Der 21. März brachte die bekannte Proklamation des Königs: „An mein Volk und an die deutsche Nation!" Seine Erklärung, an die Spitze der Bewegung in Deutschland zu treten, ward mit Jubel, doch an vielen Orten unsers gemeinsamen Vaterlandes mit Mißbilligung, ja mit Hohn aufgenommen; denn die Partei, welche bis jetzt am thätigsten gewirkt hatte, wollte zwar Deutschlands Einheit, aber ohne die Fürsten, die 33 Jahre das Streben nach freier und volksthümlicher Entwickelung keineswegs im Sinne der edelsten Vaterlandsfreunde gefördert hatten. Dazu kam die Eifersucht Oestreichs. Die Wiener Zeitung zeigte sich nicht minder feindlich gegen Preußen als die Mannheimer, und so mußte die Proklamation des Königs vom 21. mehr schaden als nutzen. —

Unterdeß hatte der Bundestag auch wieder ein Lebenszeichen gegeben und am 30. März beschlossen: „die Reorganisation der Bundesverfassung Hand in Hand mit den zu einem deutschen Parlament zu berufenden Vertretern der verschiedenen deutschen Völker und Volksstämme zu vollbringen," mit ihm sollten die bekannten 17 Vertrauensmänner von Seiten der zum Bunde gehörigen Staaten das große Werk betreiben. Welch' ein ohnmächtiger Versuch! Denn schon hatte sich ein Vorparlament von Vertrauensmännern der deutschen Völker neben dem mit so vielem Rechte mißachteten Bundestage versammelt, mehr als 500 Männer aus allen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes, denen der sogenannte Siebener-Ausschuß ein Gesetz zur Wahl eines deutschen Parlaments vorlegte, und bald darauf ward beschlossen, daß das künftige Parlament einzig und allein, d. h. ohne Mitwirkung der Regierungen, die deutsche Verfassung herstellen sollte. So war der Bundestag faktisch beseitigt durch eine Revolution, Reform nach diesem Schritte unmöglich. —

Wenn diese Schritte der Vertrauensmänner der deutschen Nation die besonnenen Förderer deutscher Einheit etwas besorgt in Betreff der praktischen Ausführbarkeit jener weitgreifenden Pläne machte, so gingen sie der radikalen Partei durchaus nicht weit genug. Diese sah nur in einer allgemeinen deutschen Republik das Heil des Vaterlandes und ergriff als Mittel dazu die gewaffnete Empörung. Hecker und Struve, denen sich Herwegh zugesellte, machten von der Schweiz aus an der Spitze politischer Flüchtlinge und von ihnen bethörter Bewohner des Badener Oberlandes gegen Ende des April einen Zug zur Verwirklichung ihres Traumbildes. Jedoch weder bei den Vertrauensmännern der deutschen Nation noch in der Bevölkerung der von ihnen angegriffenen Landstriche fanden sie hinreichende Unterstützung. Von deutschen Bundestruppen besiegt, mußten sie nach wenigen Tagen auf das schützende Gebiet des Auslandes zurückfliehen, welches sie nur verlassen hatten, um durch das Blut der unglücklichen

Opfer dieses thörichten Unternehmens ihrer Sache den ersten gefährlichen Stoß zu geben.

In Berlin war inzwischen am 3. April der vereinigte preußische Landtag in Folge der durch die Märztage beschleunigten Berufung jetzt zusammengetreten. Königlicher Commissarius war der am 29. zum Präsidenten eines zum Theil neuen Ministeriums ernannte Camphausen, einer der einsichtsvollsten und edelsten Männer der früheren Opposition. Als Hauptaufgabe des Landtags galt die Erlassung eines Wahlgesetzes für eine Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung. Diese Aufgabe, mit der sich bedeutende Creditbewilligungen verbanden, löste er, von der Begeisterung des Augenblicks ergriffen, mit patriotischer Hingebung, ob mit der nöthigen politischen Weisheit, ist eine andere Frage. —

Unterdessen hatte Berlin angefangen, einen eigenthümlichen Charakter anzunehmen. Der Sprung von ziemlich scharfer Censur, wenigstens in politischen Tagesschriften, zur unbeschränktesten Preßfreiheit, von strenger Straßenpolizeiaufsicht bis zum unbegrenzten Versammlungsrecht, ohne irgend ein ordnendes Gesetz, mußte natürlich die wunderlichsten Mißgeburten auf dem Boden der Politik hervorrufen. Man hatte nur die Besorgniß, die künftige Verfassung würde die Krone nicht schwach genug, das Volk nicht für jeden Augenblick allmächtig genug hinstellen; daß es gefährlich sein könne, dem Volke in Masse eine zu unmittelbare Einwirkung zu geben, kam damals wenigen in den Sinn. Auch regte sich mächtig, von Frankreich aus, wie wir bald zeigen wollen, der Drang, den socialen Zustand der Gesellschaft von Grund aus und mit einem Schlage zu verbessern. Was hielt man nicht alles für möglich!! — Volksversammlungen wurden fast täglich gehalten, überall das parlamentarische Wesen nachgeäfft; alles wollte Volksredner oder Präsident von Clubbs oder sonstigen Versammlungen sein. Die direkten Wahlen gaben den ersten Gelegenheit zu großem Meinungskampfe. Man verabredete zur Durchsetzung derselben gegen das organische Gesetz des Landtages eine große Demonstration. Die Bürgerwehr ward berufen, um diese Drohung, weil das Ministerum eine solche Bewegung für ungesetzlich erklärt hatte, zu verhindern; Munition ward vertheilt; die Hauptführer der Volksversammlung zogen sich zurück und die Demonstration unterblieb. So fanden denn dem Gesetze gemäß die Wahlen statt und die Nationalversammlung trat zusammen. Man glaubte, jetzt sei das Ende der Wirren erreicht! — Sie sollten nun erst recht beginnen. Clubbs unter den verschiedensten Namen hatten sich in demokratischem Sinne gebildet; der ursprüngliche politische Clubb hieß jetzt der demokratische, und verfolgte unter diesem Namen bewußt oder unbewußt republikanische Zwecke. Auf geradem Wege war damit wenig zu machen. Die große Masse der Bürger hielt die Republik, namentlich wie sie die Stimmführer seiner Partei sich dachten, mit ihren kommunistischen oder wenigstens socialistischen Ten-

denzen für ein idealistisches Trugbild, und auch in der Versammlung war kein Anklang für sie zu finden. Die Partei verzweifelte dennoch nicht, sondern beschloß, vorläufig nur erst die Auflösung aller Bande, durch welche Preußen zusammengehalten wurde, als Ziel zu verfolgen, um später nach Beseitigung dieses stärksten Gegners ein leichteres Spiel im übrigen Deutschland zu haben. Der beste Weg hierzu schien, die Hauptstadt und die in ihr tagende Versammlung zu terrorisiren. Man hoffte dieses Ziel um so eher zu erreichen, als die preußische Armee an zwei Orten lebhafte Beschäftigung fand. Preußen hatte den schon vom deutschen Bunde nothwendig gemachten dänischen Krieg für die Vertheidigung Schleswig-Holsteins als den ersten Beweis seiner Hingebung für die gemeinsame deutsche Sache mit Lebhaftigkeit ergriffen; Wrangel hatte glorreich bei Schleswig am 22. April gesiegt, war in Jütland eingedrungen, wurde aber der Natur der Sache nach trotz seiner Erfolge durch die feindliche Flotte, denen man nichts entgegenzustellen hatte, von jedem entscheidenden Schritte abgehalten. Ebenso sah man von Seiten der sogenannten Demokraten die preußische Armee im Posen'schen durch Mieroslawski's neue Schilderhebung für die Wiederherstellung Polens mit großer Freude beschäftigt, und wenn auch der Aufstand gegen Ende des Mai gedämpft war, blieb doch die Concentration der dort bisher verwendeten Truppen nothwendig. —

Zwar befanden sich etwa zwei Regimenter Militär wieder in der Stadt, doch behielt man, eifersüchtig auf die neuerworbene Bewaffnung, die Besetzung der wichtigsten Punkte der Bürgerwehr vor. Der Geist derselben war anfangs gut; doch von Tag zu Tag zeigten sich in ihr immer mehr Elemente, welche aus Absicht oder Unkenntniß dessen, was jeder geordnete Zustand verlangt, jeglicher anarchischen Bewegung Vorschub leisteten, und die vielleicht ganz wohlgesinnten Führer am Gängelbande ihren Zwecken gemäß leiteten. So ward die Bürgerwehr nach und nach vollkommen unbrauchbar für ihren ersten Zweck, die gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Ein zweiter Grund der stets zunehmenden Anarchie war der, daß die alte Gesetzgebung für die Vergehen der neuen Zeit nicht mehr paßte und die Richter demnach, durch diesen Umstand in Verlegenheit gesetzt, in ihrem Amte selten einen festen Schritt thun konnten.. Jede ausübende Polizei fehlte, und die Bürgerwehr wollte sich nicht zur Aufrechthaltung polizeilicher Maßregeln hergeben. So bestanden denn Straßenclubbs und Versammlungen gegen die Verordnungen und keiner wagte ernstlich dagegen einzuschreiten. Griff die Bürgerwehr einmal ein, so wurden die Führer als schändliche Reaktionäre gebrandmarkt, und gewöhnlich erfolgte eine demüthigende Sühne auf jeden energischen Schritt. Vorzüglich aber richtete die Partei, welche durch den Terrorismus der Massen zu wirken gedachte, ihre Hauptunternehmungen gegen die Versammlung selbst. Die erste Thätlichkeit wurde am 9. Juni verübt, wo die sogenannte linke Seite die Aner-

kennung der Revolution vermittelst einer Dankadresse für die Kämpfer des 18. März erzwingen wollte. Der geheime Gedanke der Partei war ohne Zweifel, auf diese Art über die Vereinbarung hinweg sich faktisch zu einer Constituante zu erheben; sie scheiterte aber an dem richtigen Instinkt der gemäßigten Mitglieder und konnte nur durch gewaltthätige Handlungen gegen Abgeordnete und Minister möglicherweise für die Zukunft wirken. Wenige Tage darauf fand in der Zeughausplünderung eine Erneuerung von Gewaltthaten statt.

Wenn hier die Zustände Berlins ausführlicher geschildert sind, so geschah dies nur, weil sich in dieser volkreichen Stadt die Zustände, welche durch ganz Deutschland herrschten, am deutlichsten und schärfsten in schlagenden Begebenheiten wiederspiegeln, wie denn ja überhaupt die Gebrechen der Zeit in solchen großen Vereinigungspunkten der Civilisation stets am klarsten hervortreten.

Während dessen hatte sich fast überall in Europa der politische Horizont mit düstern Wolken überzogen. In Wien litt man an denselben Gebrechen wie in Berlin, ja die Zustände wurden bald noch gefährlicher, da ein großer Theil des Reiches nicht minder als die Hauptstadt selbst dem Orange nach Umsturz nachgab. Von Tag zu Tag wuchs das Ansehen der Partei, welche in der Aula ihre Versammlungen hielt. Hier hatte sich ein zweites Gouvernement gebildet, mächtiger als das des Kaisers, zumal seitdem sich das sogenannte Central-Comité der Nationalgarde ganz unter seinem Einfluß befand. Das Ministerium, dessen populärstes Mitglied, v. Pillersdorf, anfangs von allen Seiten mit Vertrauen begrüßt worden war, sah sich bald in vollkommene Unfähigkeit, die Zügel der Regierung festzuhalten, versetzt; der Kaiser selbst glaubte seine Person gefährdet. Da griff er, auf den Rath seiner Umgebung, die mit dem Ministerium in keiner Verbindung stand, am 17. Mai zu dem bedenklichen Mittel einer heimlichen Flucht und begab sich in das Land seiner treuen Tyroler. Diese Flucht machte in vielen Theilen des Reiches einen erschütternden Eindruck. Man erklärte sich laut gegen die Umtriebe der Umsturzpartei in der Aula und beschwor den Kaiser durch die Rückkehr in die Hauptstadt, das revolutionäre Treiben daselbst zu beseitigen. Unterdessen war der Erzherzog Johann zum Reichsverweser ernannt worden. Als Vertreter des Kaisers erschien er in Wien und genehmigte unter dem Vorsitze des Baron von Wessenberg ein neues Ministerium, dessen Charakter zum Theil demokratisch war. Wenige Tage darauf, am 22. Juli, wurde der nach ähnlichen Grundsätzen wie in Preußen gebildete konstituirende Reichstag in Wien von dem Erzherzog eröffnet. Die Aufgabe dieser Versammlung war um so schwieriger, als die verschiedenen Bestandtheile des östreichischen Staates noch immer, trotz der siegreichen Waffenthaten des Heeres, eine bedenkliche Neigung zeigten, der neu zu begründenden Einheit die Selbstständigkeit der Nationalitäten zu opfern.

In Italien war trotz der Ankündigung einer Constitution der

Kampf mit Oestreich um die nationale Unabhängigkeit ausgebrochen. Von Mailand aus hatte seit den Märztagen eine allgemeine Schilderhebung durch die Königreiche Lombardei und Venedig stattgefunden. Ihrer bediente sich der König von Sardinien, um seine Macht über Italien auszudehnen, indem er freie Verfassung und Einheit Italiens als das Ziel seiner Politik verkündete. Anfangs glücklich, ward er jedoch in den letzten Tagen des Juli vom Feldmarschall Radetzky an den Ufern des Mincio auf's Haupt geschlagen. Am 6. August zogen die östreichischen Truppen in Mailand wieder ein; ein sechswöchentlicher, später immer wieder erneuerter Waffenstillstand, den Carl Albert der Vermittelung Frankreichs verdankte, rettete ihn und Venedig. —

Im Königreiche beider Sicilien waren seit der Mitte des Januar lebhafte Bewegungen entstanden, weil sich überall der Drang nach Reform geltend machte. Offen wogte der Kampf jenseit der Meerenge. Vergebens schickte man Truppen auf Truppen nach der Insel hinüber; in Neapel selbst drohte der Aufstand. Am 29. Januar entschloß sich der König, die langersehnte Constitution zu verleihen, welche mit Jubel von der Bevölkerung Neapels empfangen wurde. Sicilien jedoch ließ sich nicht durch die Verfassung beruhigen; hier wollte man vollständige Trennung der Regierungen, und ward selbst durch die Drohung eines Bombardements nicht erschreckt. Messina erfuhr die Zerstörungen desselben, ohne sich den Forderungen des Königs zu fügen; Frankreich und England traten endlich vermittelnd zwischen die beiden kämpfenden Parteien. Neapel selbst bot keinen beruhigenden Anblick. Ein Theil der neuen Abgeordneten arbeitete auf eine Republik hin; als der König am 14. Mai eine Pairskammer ins Leben rief, brach offener Widerstand in der von der Opposition gewonnenen Hauptstadt aus. Der König blieb nach einem blutigen Kampfe Sieger, und auch die Bewegungen in den Provinzen wurden bald mit Waffengewalt unterdrückt.

In Böhmen versuchten die Czechen das deutsche Element zu vernichten. Gegen Ende des Juni sollte eine Erhebung gegen die deutsche Herrschaft losbrechen. Wie weit man gehen wollte, ist durch sichere Documente nicht erwiesen worden. So viel ist gewiß, daß blutige Pläne entworfen waren, die von dem Kommandanten von Prag, dem Fürsten von Windischgrätz, dessen Gemahlin ein Opfer der Insurrection geworden war, mit eben so blutiger Strenge gedämpft wurden. In Ungarn arbeiteten die Magyaren an einer gänzlichen Lösung von Oestreich, während die slavische Bevölkerung mit ihnen in immer schärferen Widerstreit gerieth, weil sie ihre Nationalität durch sie unterdrückt sah. Der Hauptschlag aber geschah in Paris. Hier hatte man seit dem Eintritt der provisorischen Regierung die entschiedensten Schritte zur Ausführung der socialen Ideen gethan, welchen eigentlich die Republik durch die Zustimmung der Arbeiter ihre Entstehung verdankte. Der Staat sollte der große Arbeitgeber oder wenigstens der Vertheiler aller Arbeit so wie der Regler für die

Bezahlung sein. In diesem Sinne wurden die Nationalwerkstätten errichtet, ungeheure Summen auf den schon hinlänglich verschuldeten Staatsschatz zu diesen Zwecken angewiesen. Louis Blanc sollte die Probe von der praktischen Möglichkeit seiner Theorieen ablegen. Die Ergebnisse befriedigten, trotz des ungeheuren Aufwandes, keineswegs; die geschickten Arbeiter klagten über ein System, welches Fleiß und Talent der Schlaffheit und Unfähigkeit gleichsam dienstbar machte; der ganze Gewerbsstand, seit so vielen Jahren auf freie Concurrenz in seinem Wesen berechnet, sah in der neuen Ordnung, welche den schroffsten Gegensatz gegen die bisherigen Zustände bildete, seinen vollständigen Ruin. Die Arbeiter selbst konnten durch das neue System nur zum geringsten Theil befriedigt werden. Man sah sich deshalb in die Nothwendigkeit versetzt, Schritte zur Beseitigung oder wenigstens zur Modificirung dieses Systems einzuschlagen. Der Versuch dazu trieb die gereizten Arbeiter zum blutigen Widerstande. Am 23. Juni entbrannte ein Kampf, wie ihn bisher keine Revolution gesehen. Den 24. wich die Executiv-Commission der Diktatur Cavaignac's als provisorischen Präsidenten. Erst am 26. Mittags ward die furchtbare Barrikadenschlacht geendigt; viele Tausende von Nationalgarden hatten sich den Aufständischen angeschlossen, deren Ziel, wie ihre Banner erwiesen, offenbar die sogenannte rothe Republik war. Nach entsetzlichem Blutvergießen hatte man den Aufstand unterdrückt, Paris war in Belagerungszustand erklärt worden, militärische Diktatur sicherte die Ruhe. Aus war es natürlich mit den Nationalwerkstätten; ihr Urheber, Louis Blanc, welcher dem Aufstande nicht fremd geblieben, erwartete nebst seinen kommunistischen Freunden den Spruch des Gerichtes. So endete nach kurzer Dauer der Traum der socialistischen Republik von 1848. —

Unter der Zeit war man in Frankfurt mit kühnem Muthe an das schwierige Werk der volksthümlichen Umgestaltung Deutschlands gegangen. Der mit ungeheurer Majorität zum Präsidenten erwählte Gagern, ein in jeder Beziehung würdiger Vertrauensmann, hatte sofort erklärt, die Versammlung stehe da kraft der Berufung der deutschen Nation und somit als Souverain und keiner irdischen Macht ferner unterworfen. Wie glühend man aber auch immer die Einheit Deutschlands wünschen mochte, so konnte doch dem Besonnenen nicht entgehen, daß ein solches Dekret der Vertrauensmänner des deutschen Volkes noch nicht alle Schwierigkeiten des höchst verwickelten Geschäftes lösen konnte. Regierungen einzelner deutschen Staaten mochten, ja durften ohne Unbesonnenheit nicht sogleich diesen weitgreifenden und möglicherweise allen bestehenden Verhältnissen den gewaltsamsten Umsturz drohenden Forderungen beistimmen. Hannover vor allen widersetzte sich dem unbedingten Gebote. In Berlin war man über die Frage getheilt. Eine nicht geringe Anzahl Abgeordneter, selbst die damals gemäßigten Anhänger der linken Seite, das linke Centrum genannt, forderte ernstes Auftreten gegen Han-

nover, wogegen Camphausen beschwichtigend diplomatische Einwirkung versprach. Wenn auch Hannover sich fügte, so sahen doch die besonnenen Männer der Frankfurter Nationalversammlung bald ein, daß man die bestehenden Regierungen nicht ganz unbeachtet lassen dürfte, weil in ihnen immer noch die Völker zum großen Theil sich repräsentirt meinten. Gegen diese Ansicht jedoch erhob sich mit aller Macht die äußerste Linke. Arnold Ruge erklärte geradezu, daß die deutsche Republik schon da sei, nämlich in der Paulskirche, daß man faktisch die Mediatisirung der Fürsten schon vollzogen habe, die Wahl eines Hauptes der Centralgewalt außer der N.-V. geradezu Hochverrath an dem Drange und der Sehnsucht nach deutscher Einheit sei. Zitz, Blum u. s. w., alle Koryphäen dieser Partei, sprachen und schrieben überall in diesem Sinne, die Tribünen in der Paulskirche unterstützten sie durch lärmenden Beifall und drohten sogar damals schon dem kurz zuvor vergötterten Präsidenten Gagern mit Katzenmusiken. Er und die gemäßigte Partei ließen sich jedoch nicht irre machen. Am 27. Juni beschloß man mit großer Majorität, daß ein unverantwortlicher Reichsverweser provisorisch an die Spitze der Centralgewalt des vereinigten Deutschlands stehen sollte, und am 29. ward Erzherzog Johann von Oestreich mit 436 Stimmen zu dieser Würde erhoben. v. Gagern mit 52 und v. Itzstein mit 32 Stimmen waren seine Concurrenten; 25 Mitglieder hatten sich ganz der Abstimmung enthalten, weil sie keinen unverantwortlichen Reichsverweser wählen wollten. Allerdings war diese Ernennung eine Niederlage für die radikale Partei, welche offen oder versteckt die allgemeine deutsche Republik wollte; doch auch die Regierungen konnten nicht ganz mit den Frankfurter Beschlüssen einverstanden sein. Die Versammlung hatte bisher immer noch mit so souveräner Machtvollkommenheit ihre Beschlüsse gefaßt, ohne auf die Stimmung in den Einzelstaaten und so manche ihrer ganz besonderen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, daß die Regierungen nur mit Bedenken ihre Anerkennung aussprechen durften. Die östreichische that es unumwunden, die preußische, trotz aller sonstigen Willfährigkeit und baaren Vorschüsse, mit bedächtigem Vorbehalt. Darüber erhob sich ein großer Streit in der preußischen Nationalversammlung. Johann Jakoby, der Verfasser der vier Fragen, trat mit seinem berüchtigten Antrage hervor, in welchem einmal die Frankfurter Versammlung, weil sie einen unverantwortlichen Reichsverweser, andrerseits die preußische Regierung, weil sie der Frankfurter Versammlung nicht gehorchen wollte, getadelt werden sollte. Durch diesen keineswegs geschickt eingeleiteten Angriff blieb das Ministerium Auerswald Sieger, und die preußische Regierung Frankfurt gegenüber selbstständig. Das Gefühl der preußischen Selbstständigkeit wurde durch eine zweite Unbesonnenheit, die Huldigungsforderung des Reichsministers, erhöht. Der lebhafteste Unwille ergriff die Nation; sie wies diese Huldigung, insofern sie Preußens Selbstständigkeit bedrohte, auf das Lebhafteste zurück. Die

deutschen Cocarden, welche fast alle Hüte zierten, verschwanden grossentheils in einem Augenblicke; selbst in den untersten Klassen fand die preußische Gesinnung lebhaften Anklang. Auf diese lebhafte Gefühlsäußerung gründete sich wohl das Entstehen der Preußenvereine, in welchen sich die ausschließlich preußische Gesinnung noch entschiedener aussprach als in den übrigen konservativen Verbindungen.

Allein was half es, daß das Volk in einzelnen Augenblicken gesunden Sinn und guten Willen zeigte, es schien, als ob überall die Regierung ihre Funktionen eingestellt habe, den Bürgern ganz allein die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung überlassen sei. Dies wirkte gerade an den drei Orten verderblich, wo Deutschlands Geschick hauptsächlich seiner Entscheidung entgegensah, in Wien, Berlin und in Frankfurt. Hierher hatte der Radikalismus sein Hauptaugenmerk gerichtet. Den stärksten Gegner für seine Vernichtungspläne fand er in dem guten Organismus des preußischen Heeres, diesen zu vernichten mußte ihm als Hauptaufgabe gelten. Man benutzte einen unglücklichen Conflikt zwischen Bürgerwehr und Militair in Schweidnitz, wo von Seiten des kommandirenden Offiziers allerdings zum wenigsten eine beklagenswerthe Uebereilung vorlag, um durch einen Beschluß der Nationalversammlung möglicherweise das Heer im demokratischen Sinne zu reinigen. Dieser am 9. August gefaßte Beschluß, dessen schweres Gewicht das Ministerium gar nicht zu fühlen schien, zog vier Wochen später, als die Versammlung an die Ausführung desselben mahnte, seinen Fall herbei. Unterdessen war Berlin selbst der Schauplatz mancher Gewaltthaten gewesen; die Wohnungen mehrer Minister waren von der aufgehetzten Masse fast zerstört worden. Doch nicht hier, sondern in Frankfurt sollte der erste schwerere Schlag fallen.

Am 26. August war ein Waffenstillstand im Namen des deutschen Bundes von Preußen mit Dänemark, in Folge dessen kein Theil Truppen in Schleswig halten sollte, abgeschlossen worden, für die preußische Regierung ein nothwendiges Uebel, da sie unter den obwaltenden Umständen, ohne Hoffnung auf wesentlichen Erfolg, den ganzen Handel der Ostseeprovinzen der Vernichtung preisgegeben sah. Ein furchtbarer Sturm brach gegen diesen Waffenstillstand los von Seiten der Radikalen in Deutschland. Jetzt zeigte sich eine Gelegenheit, Preußen zu demüthigen, ja zu vernichten, wenn es gelang, den Waffenstillstand zu verwerfen. Einen Augenblick erschien dies wahrscheinlich. Am 5. September beschloß die Nationalversammlung Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes getroffenen Maßregeln. Unverzüglich reichte das ganze Reichsministerium seine Entlassung ein, denn jeder Gemäßigte war von der Verderblichkeit eines solchen Beschlusses überzeugt. Diese Ueberzeugung machte auch die Bemühungen Dahlmann's, ein neues haltbares Ministerium zu bilden, vergeblich. Es drängte jedoch die Zeit; die Frankfurter Frage mußte entschieden werden. Am 16. ward dieser parlamentarische

Kampf ausgefochten. Wer von den preußischen Abgeordneten einer richtigen Erwägung der deutschen und europäischen Verhältnisse fähig war, trat fest für die Bestätigung des Waffenstillstandes auf, alle besonneneren Mitglieder der Versammlung aus dem übrigen Deutschland schlossen sich ihnen an. Allein der parlamentarische Sieg sollte durch eine Emeute in eine Niederlage verwandelt werden. Barrikaden erhoben sich am 18. September um die Paulskirche, sie selbst ward bestürmt. Da rettete preußisches und östreichisches Militär; doch unter den Opfern des Tages fanden sich, meuchlings ermordet, Lychnowski und Auerswald, zwei Stützen der gemäßigten Partei. So war das Signal zum Mord an der heiligen Stätte, wo Deutschlands Einigung durch brüderliche Hingebung und heilige Gesetze zur Wirklichkeit werden sollte, gegeben. Der Radikalismus hatte jetzt seine Maske abgeworfen und Blut war die Losung. — Auch in Berlin ging man ähnlichen Auftritten entgegen. Das am 21. September in's Leben tretende neue Ministerium Pfuel, sofort von den Radikalen das Ministerium der bewaffneten Reaction genannt, vermied nur durch Klugheit am 23. September einen blutigen Zusammenstoß; ja, dieses sogenannte Ministerium der bewaffneten Reaktion hätte viel füglicher das der bereitwilligen Concessionen genannt werden können.

Unterdessen hatte sich in Wien der Zündstoff zu einer großen Feuersbrunst gehäuft. Zwar war der Kaiser am 12. August von Inspruck, wo er seit der Mitte des Mai residirte, in seine Hauptstadt zurückgekehrt, doch keineswegs mit ihm Ruhe und Sicherheit der Zustände. Die radikale Partei, welche hier, wie überall in Deutschland, auf vollkommene Auflösung der bestehenden Staaten hinarbeitete, zeigte ungemeine Thätigkeit. Minister, die, sei es aus Absicht oder Schwäche, bald ihre Pflicht thaten, bald es mit der herrschenden Partei hielten, lockerten nach und nach, wie bei uns, alle Bande, was hier um so gefährlicher war, als ein großer Theil der östreichischen Monarchie, welcher das Bestehen derselben mit seinem eigenen in engster Verbindung glaubte, in den deutschen Erbländern den nothwendigen Centralpunkt sah.

Die Magyaren hatten die große Volksbewegung dieses Jahres benutzt. Der Reichstag stand unter dem Einflusse eines für die nationale Unabhängigkeit seines Stammes fanatisch begeisterten Volksmannes, Kossuth, hatte Ungarn fast ganz vom östreichischen Staatsverbande losgerissen. Allein die nicht magyarische Bevölkerung theilte die Neigungen Kossuths keineswegs, und da sie ohne Zweifel die Majorität ausmachte, und sich von der stolzen, alles Fremde verachtenden Nation in ihrer Volksthümlichkeit bedroht sah, erhob sich überall der kräftigste Widerstand. Schon lange hatte Jellachich, der Croaten-Banus, dem magyarischen Particularismus entgegengearbeitet; jedoch zurückgewiesen von der schwankenden Regierung, war er für eigne Rechnung, auf die Gefahr hin, als Rebell von Wien aus erklärt zu werden, als Vertreter der Interessen seiner Nationalität auf-

getreten. Als aber Kossuth jede Vermittelung keck zurückstieß, und der Bote des Kaisers selbst, der General Graf Lamberg, auf der Pesther Brücke von einer Mordbande in Stücke gehauen worden war, da erklärte man von Wien aus Jellachich als Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn. Zu gleicher Zeit erhielten einige Regimenter Befehl, dahin zur Verstärkung der kaiserlichen Armee aufzubrechen. Dies war die Losung zu einem gewaltsamen Ausbruche in Wien. Der Kriegsminister Latour wurde von dem wüthenden Haufen gefangen und gemordet, die bewaffnete Menge, voran die sogenannte akademische Legion, bemächtigte sich aller Posten; das Militär verließ, mit Ausnahme eines kleinen Theils, der sich der Volksbewegung anschloß, die Stadt. Zum zweiten Male floh der Kaiser aus seiner Residenz. Noch ist nicht aufgeklärt, was alles in der Katastrophe vom 6. Oktober mitgewirkt hat, wer die eigentlichen Hauptpersonen in dem verworrenen Spiele gewesen sind, welches man von jetzt an vier Wochen hindurch hier aufführen sah. Ehe wir aber den Ausgang desselben melden, müssen wir das Auge auf die Zustände Berlin's zurückwenden.

Die politische Atmosphäre wurde hier immer drückender. Tagtäglich zeigten sich die Centren unsicherer; die linke Seite dagegen ward immer stärker, ihr Zusammenhang mit nicht konstitutionell gesinnten Elementen von Außen her immer deutlicher. Straßenkrawalle verbreiteten das Gefühl der Unbehaglichkeit und Unsicherheit; die Abgeordneten der gemäßigten Parteien sahen sich der Beschimpfung, ja thätlicher Mißhandlung preisgegeben. Innerhalb der Mauern Berlins tagte der sogenannte demokratische Congreß, dessen anerkannte Tendenz es war, in kürzester Zeit die Republik, und zwar auf dem Wege der offenen Gewalt, in Deutschland einzuführen. Da fand die berüchtigte Sitzung der Nationalversammlung vom 31. Oktober statt. Die linke Seite beantragte, daß die preußische Regierung dem vom kaiserlichen Heere bedrängten Wien militärischen Beistand leisten sollte. Von außen her ward die Versammlung von einer dichten Menschenmasse umlagert, man vernagelte sogar mehrere Ausgänge, und wendete überhaupt die verwerflichsten Mittel des Terrorismus gegen die Abgeordneten an. Zu spät schritt die Bürgerwehr ein; sie mußte theilweis verhöhnt und verspottet nach Hause ziehen; sie bot nach solchen Auftritten wenig Garantie für die Zukunft. Das Ministerium hatte seine Entlassung eingereicht, und man trug sich mit dem Gerücht von einem Ministerium Brandenburg. Von Seiten der Nationalversammlung ward wegen eines Kammerministeriums unterhandelt; allein die Vorfälle bei Gelegenheit der Adreßübergabe hatten jede Unterhandlung der Art doppelt schwierig gemacht; auch waren wohl keine Persönlichkeiten vorhanden, mit denen die Bildung einer populären und doch kräftigen Regierung möglich war. Es handelte sich jetzt darum, was noch von Lebenskraft im preußischen Staate war, zu retten, aber die Art, wie das geschehen konnte,

mußte manchem Zweifel unterworfen sein. Die Regierung wählte einen gefährlichen Weg. Das Ministerium Brandenburg, am 8. November ernannt, sprach die Vertagung und Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg aus. Der größte Theil derselben kam in der Sitzung vom 9. November dieser Anforderung nicht nach. Am 10. rückten etwa 20,000 Mann unter dem Oberbefehl Wrangel's in die Stadt ein. Die Bürgerwehr leistete keinen Widerstand, wich aber auch nicht von ihrem Posten. Da ward am 11. die Auflösung der Bürgerwehr, am 12. der Belagerungszustand für Berlin ausgesprochen. Wohl nur in einigen Köpfen, die mehr ihrer regellosen Phantasie, als einer geordneten Ueberlegung dessen, was ausführbar ist, folgten, konnte der Plan einer Vertheidigung Berlins und einer Art von sicilianischen Vesper keimen. Alle Besonneneren warteten der Schritte, die man ferner nehmen würde. Noch konnte die Nationalversammlung auf Anklang und Zustimmung im Volke rechnen, da überschritt sie selbst ihrerseits alle Grenzen der Mäßigung bis zur berüchtigten Steuerverweigerung. Von dem Augenblicke an sah sie sich verlassen. Was sie noch ferner that, um in Brandenburg das ihr aufgedrungene Ministerium zu beseitigen und ihre verlorne Stellung wieder zu gewinnen, vernichtete ihr Ansehen vollends. Es erfolgte die Auflösung und zugleich mit ihr erschien die Verfassung vom 5. December, auf die sich Preußens Zukunft gründen soll. —

Auch in Oestreich war es zu einer gewaltsamen Entscheidung gekommen. Der Kaiser hatte in Ollmütz seine Residenz aufgeschlagen und glaubte um so eher gegen den Reichstag in Wien fest auftreten zu können, als sämmtliche böhmische Abgeordnete denselben verlassen und ganz offen für den Kaiser Partei ergriffen hatten. Ueberdies war wenige Tage nach den gewaltsamen Ereignissen Jellachich mit seinen Schaaren vor Wien angelangt, um sich mit Auersperg, dem Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, zu verbinden. Hierdurch wurde man in Wien nicht geschreckt, wo sich die Arbeiter und die sogenannte akademische Legion aus dem Zeughause bewaffnet hatten und nun die Herren in der durch den raschen Lauf der furchtbaren Ereignisse erschreckten Stadt spielten. Viele Tausende verließen dieselbe, die Zurückbleibenden standen unter dem Terrorismus der gewaffneten Massen. Eine nicht geringe Anzahl von Fremden, namentlich Ungarn und Polen, unter den letzteren der General Bem, schürten die wild empörten Leidenschaften zu verheerendem Brande. Am 16. Oktober ward der Fürst von Windischgrätz zum Oberbefehlshaber der vor Wien koncentrirten kaiserlichen Truppen ernannt. Von da an begann die engere Einschließung der Stadt, deren Lage von Tag zu Tag bedenklicher werden mußte. Natürlich wollte man keine Maßregel ergreifen, welche die Existenz der Stadt selbst bedrohte, sondern durch Ermüdung die Uebergabe erzwingen; allein die fremden Führer, und Messenhauser, der neu erwählte Oberbefehlshaber der städtischen Waffenmacht, feuerten zum kräftigen Widerstande an, indem sie die

Wiener auf die nah bevorstehende Hülfe der ungarischen Armee vertrösteten. Unter den fremden Theilnehmern am Kampfe befand sich auch Robert Blum, gleichsam als Vertreter der republikanischen Fraktion der deutschen Nationalversammlung. Endlich, nach langem Zögern, begann den 28. Oktober der Angriff; erst am 30. und nicht ohne heftigen Widerstand kapitulirte die Stadt, und die Sache der Gesammtmonarchie war siegreich hierdurch für Oestreich entschieden. Der Reichstag sollte das Verfassungswerk fortsetzen, jedoch nach Kremsier in Mähren verlegt werden, wo er auch gegen das Ende des Novembers wieder zusammentrat, um das schwierige Geschäft der Organisation des bunt zusammengesetzten Staates von Neuem zu beginnen.

Durch diesen Ausgang verlor sich für Ungarn die Aussicht auf nationale Unabhängigkeit, und das selbstständige Magyarenreich Kossuth's erscheint uns wie alle früheren Pläne ähnlicher Art, als ein unhaltbares Trugbild. Dagegen wollen wir im Interesse der wirklich selbstständigen europäischen Staaten hoffen, daß ein starkes Oestreich aus dem jetzigen Chaos erwachse und an den Mündungen der Donau seine künftige Größe bekunde. Möge der junge Kaiser Franz Joseph, den so unerwartet die Abdankung seines Oheims am 2. December auf den Thron berief, die große Aufgabe, die ihm geworden, richtig erkennen.

Italien bietet am Schlusse des Jahres einen besorglichen Anblick. Die Verhältnisse des Nordens sind keineswegs geschlichtet; ebensowenig ist die Stellung Siciliens zu Neapel bestimmt, am bedenklichsten Rom seit der Flucht des Papstes vom 25. November.

Den merkwürdigsten Akt politischer Selbstbestimmung gegen den Schluß dieses merkwürdigen Jahres hat Frankreich ausgeübt. Die Wahl vom 10. December ist nicht nur eine Demonstration gegen den Socialismus, sondern eigentlich gegen das Princip der demokratischen Republik überhaupt. Was ist wohl undemokratischer als die Erhebung eines berühmten Namens, wo dem Grundprincipe nach nur persönliches Verdienst das Thor einer politischen Laufbahn öffnen soll? Hierdurch hat sich die neue Republik ihr Prognostikon für die Zukunft gestellt. —

Doch mit welchem Antheil wir immer auf die Entwickelung der übrigen europäischen Völker schauen, so schwindet doch unsere Hoffnung und Besorgniß darüber vor dem zurück, was unseres theuren Vaterlandes wartet. Das deutsche Volk hat viel in Angriff genommen, lange schon aufgegebene schöne Hoffnungen wieder erweckt; wird es sie auch erfüllen können? Eins ist vollendet. Die Grundrechte für den deutschen Mann sind von Frankfurt aus durch alle Gauen des großen Volkes gegangen; sie wenigstens, hoffen wir zur Ehre der Menschheit und unserer Nation, werden überall die verdiente Geltung finden. Wird dies auch so mit der deutschen Einheit sein? Schwer ist es, sehr schwer, die alle befriedigende Form für diese, von

allen doch so heiß gewünschte Einheit zu finden; aber geben wir darum die schöne Hoffnung nicht auf, sondern gehen mit Ernst, Redlichkeit und Hingebung an das schwere Werk, welches, wenn es gelingt, die herrlichsten menschlichen Kräfte zur Bildung des mächtigsten Staates zusammenschließen wird! —

Zwei Worte über das Auswandern.

„Es muß ein herrliches Land sein, jenes Amerika!" sagen die Leute; und fragt dann Einer, warum? so ist die Antwort: „Ei nun! es ist gar nicht mehr auszuhalten in Europa, da wird es doch in Amerika anders sein!" Das ist dann auch eine Logik, und zwar eine sehr verbreitete, die man kaum zu schelten wagt. Die Mährchenlust unsrer lieben Landsleute, welche in alten Zeiten träumte von dem rothen Golde auf dem Grunde des Rheines oder dem köstlichsten Edelstein in der Goldschale auf dem fernen Wunderschloß, diese Mährchenlust macht es uns heute weiß, und nicht den Enfältigsten am meisten, daß irgendwo ein Land existire, wo der Hahn auf dem Kirchthurm von wirklichem Golde ist, und der Tokaier gratis verabreicht wird. Man könnte die Träume vom Elderado und vom goldenen Kalifornien sich gefallen lassen, wenn sie nur nicht ins Reale übersetzt so verzweifelt prosaisch im besten Fall, und oft so tragisch endeten. Darum bei aller Achtung, die wir hegen vor der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, vor der Phantasie, die in Freude und Elend unsre treue Gattin ist, muß die alte Schwiegermutter Weisheit es schon darauf wagen sie zu beleidigen und eine kühle Betrachtung der Dinge, wie sie sind, dem entgegenhalten, welchen Phrasen und unklare Ideen, am meisten aber seine eigene Leidenschaft der sicheren und verzweiflungsvollen Enttäuschung entgegenführen.

Eine kühle Betrachtung kann nur dem zum Auswandern rathen, der etwas hat, nicht dem ganz Armen und Hülflosen. Wer Kapital besitzt, wird in Amerika zehn vom Hundert gewinnen, wo er hier fünf erhält; die Wohlfeilheit des Ackerlandes macht es ihm möglich, mit kleinem Kapital, womit er in der Heimath höchstens sein Leben fristet, überm Meer in wenigen Jahren bei angestrengter Arbeit ein vermögender Mann zu werden. Auch derjenige gedeiht dort, welcher ein Paar starke oder geschickte Arme und nur für sich, nicht für eine Familie zu sorgen hat, der geschickte Schuster und Schneider, der kräftige Feldarbeiter; ihre Arbeitskraft und ihr Fleiß sind ihr Kapital und sie können, wenn sie nicht verschuldet ankommen und nicht besonderes Unglück haben, im Ganzen auf eine leidliche Existenz rechnen.

In Summa: vernünftiger Weise sollte nur der auswandern, welcher auch in der Heimath bestehen könnte, also der kleine Kapitalist, der unverheirathete kräftige Arbeiter. Diese werden in einem Lande, wo Kapital und Arbeitskraft mehr gilt als in der Heimath, für ein mäßiges Auskommen eine bequeme Wohlhabenheit, für die bloße Lebensfristung von der Hand in den Mund eine leidliche Lage eintauschen. — Aber alle unvermögenden Familienväter, alle Alten und Schwachen, alle die, deren Arbeit nicht auf die Hervorbringung der ersten Lebensnothdurft gerichtet ist, wie namentlich alle Kopfarbeiter, alle die endlich, deren Arbeit an bestimmte locale und industrielle Verhältnisse gebunden ist, also sämmtliche Fabrikarbeiter, werden nicht auswandern, wenn sie die Dinge kühl nehmen. Die Arbeit, welche sie leisten können, mag in der Heimath schlecht bezahlt werden, aber über dem Meere wird sie gar nicht bezahlt. Die öffentliche Mildthätigkeit, die sie in Anspruch zu nehmen genöthigt sind, wird in der Heimath, von den Mitbürgern, die Zeuge ihres vergeblichen Ringens gewesen sind, leichter und lieber gewährt als in der Fremde, und das Gnadenbrot von Mitbürgern ist weniger bitter als das von Fremden gespendete. Ueberhaupt aber hat die alte Welt vor der neuen den Vorzug geordneterer und reichlicherer Armenpflege; es ist notorisch, daß der Amerikaner kaum für seine eigenen, geschweige für die eingewanderten Armen sorgt. Darum möchte man den Rath auszuwandern an solche Leute gegeben mit dem Verfahren der Aerzte vergleichen, die ihre unheilbar schwindsüchtigen Kranken nach Italien schicken. Damit ist der Armuth und dem Elend nicht geholfen, daß man ihnen Gelegenheit gewährt in der Fremde unterzugehen. In solchem Falle auszuwandern ist nichts als die reine Desperation, welche in jeder Veränderung eine Verbesserung sieht, und von den fabelhaften Glücksfällen träumt, die eine launische Gunst des Schicksals einzelnen Unglücklichen in Amerika zuwarf; es ist dieselbe Desperation, welche hier die Armen ins Lotto setzen heißt. Freilich ist es ihnen wohl zu verzeihen, denn alles ist verzeihlich und begreiflich bei dem verzweifelnden Elenden; allein unverzeihlich und unbegreiflich ist das Zureden und Zurathen der leichtsinnigen Prediger der Emigration. Bei dem rath- und ordnungslosen Auswandern auf eigene Hand, wie es jetzt im Gange ist, wird zwar mancher gewinnen, der nicht ganz mittellos ist und noch zu speculiren vermag, aber die eigentlich Hülfsbedürftigen, die brotlosen und verkümmernden Tausende werden durch sie nur losgerissen von ihrer Heimath, nicht herausgerissen aus ihrem Elend.

Dennoch ist unter all den socialen Panaceen, welche unsere und unserer Nachbarn radicale Wunderdoctoren so marktschreierisch angepriesen haben als Mittel zur Abschaffung der Noth und Armuth der Menschheit, die Auswanderung die einzig naturgemäße und von allen die wirksamste Hülfe. Freilich ist auch sie nur ein Palliativ; aber Radicalmittel gegen die Noth existiren nur in den Köpfen der Schwärmer und es ist etwas, die Noth auch nur zu lindern. Das haben nun

Einzelne und Gesellschaften auch schon vielfach versucht und nicht ohne Erfolg; doch hat im Ganzen das Resultat dieser gemeinnützigen Privatunternehmungen den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Es konnte das auch nicht anders sein. Die bedeutenden Kapitalien, welche eine in größerem Maßstabe und auf die Dauer berechnete Emigration in Anspruch nimmt, sind nicht verloren, aber Zinsen und Gewinn, sowie die Rückzahlung können erst in längeren Fristen erfolgen, als sie dem Privaten zuzumuthen sind. Ein sichrer Gewinn in funfzig Jahren ist noch einer für den Staat, aber kaum mehr ein Gewinn für den Privaten. Daher verbanden sich fast in all solchen Privatunternehmungen mit denen, die wirklich im gemeinnützigen Interesse handelten, diejenigen, welche auf den Auswanderer speculirten und zum Ruin der Emigranten wie zum Schaden der Sache bemüht waren, schnell ihren Gewinn zu realisiren. Es kommt hinzu, daß so weitaussehende auf Generationen berechnete Unternehmungen nicht mit hinreichender Stetigkeit und Sicherheit von einer Privatgesellschaft geleitet werden können, und daß die Emigration, wie man sie auch anlegen möge, nicht gedeihen kann, wenn der Heimathstaat nicht politischen Schutz zu gewähren vermag. Darum muß der Staat und ein mächtiger Staat die Auswanderung als Staatssache in die Hand nehmen, und wir Deutschen, ich meine die, welche noch festhalten an dem deutschen Reiche und seiner Herrlichkeit, wir haben in dieser Hinsicht wenigstens eine Zusage erhalten im §. 6 der Grundrechte, wo es heißt: Die Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schutze und der Fürsorge des Reiches. — Da es nun doch an der Zeit ist von Plänen zu sprechen, die uns „vorschweben", und in Gedanken das Haus fertig zu bauen, dessen Grundstein wir eben legen, so wollen wir hier den Traum erzählen, wie uns eine deutsche Auswanderung vorschwebt.

Wir bemerken zuerst zur Beruhigung der übrigen Großmächte, daß wir nicht beabsichtigen Amerika zu erobern, also auch keine Kriegsflotte zu bauen weiter, als sie zum Schutze unsres Handels und unsrer Küsten nöthig ist. Es wird dies das Klügste sein, denn einmal ist es sehr zweifelhaft, ob überhaupt überseeische Kolonien einem europäischen Staate wahrhaften Nutzen gewähren, zweitens ist es nicht ganz ausgemacht, ob Amerika sich auch würde erobern lassen. Dagegen werden die Ver. Staaten indeß ohne Zweifel nichts einzuwenden haben, wenn die deutsche Centralgewalt ausgedehnte Länderstrecken in Kalifornien oder Texas oder wo sonst immer käuflich an sich bringt, wie jede Handelsgesellschaft es auch thun kann. Dazu gehören nun allerdings bedeutende Kapitalien, die, wie man sagt, mit der Menschenliebe nicht gern etwas gemein haben. Lassen wir also einmal die Philanthropie aus dem Spiel, und nehmen wir diesen Ankauf im Großen von Ländereien für die Auswanderer als eine kaufmännische Speculation im größten Maßstab. Die Summen, welche der Ankauf der Ländereien, die Ueberschaffung der Auswanderer und die noth-

wendige Ausrüstung derselben mit dem landwirthschaftlichen Beschlag oder dem Handwerksgeräth erfordern, sind nicht verloren, nicht dem Auswanderer geschenkt; er selbst, wenn er Rechts- und Ehrgefühl hat, wird sich beeilen, die ihm vorgestreckten Summen baldmöglichst zu verzinsen und demnächst abzuzahlen. Dazu wird er aber in der Regel bald im Stande sein, weil in Amerika der Ertrag der Arbeit reichlicher und lohnender ist als hier. Gesetzt ein gänzlich mittelloser Familienvater wird auf Staatskosten nach Amerika übergesiedelt und dort mit soviel Land, als Ein Mann selber gehörig bewirthschaften kann, und dem nöthigen Besatz ausgestattet, so kann das — wir wollen einmal sagen — dem Staat auf 1000 Thaler zu stehen kommen, wenn der Ankauf von allem Nöthigen im Großen und also billig beschafft wird. In den ersten Jahren wird er natürlich keine Zinsen zahlen können, da er nicht in ein fertiges Gewese eintritt, sondern den Wald erst selbst roden, die Hütte sich selber erst bauen muß; diese Zinsen schlägt der Kaufmann also zum Kapital, das dadurch jährlich um 40 Thlr. sich erhöht. Wenn nicht besondere Umstände eintreten, wofür Fürsorge getroffen werden kann, wird er gewiß in fünf Jahren im Stande sein, von dem Kapital von 1200 Thalern die Zinsen zu halten, und es müssen diese so hoch gesetzt oder doch allmälig so gesteigert werden, daß der Kaufmann einen reellen Gewinn macht; es muß ferner bestimmt werden, damit der Gewinn in keinem Falle schwinde, daß das Kapital entweder gar nicht kündbar sein und die Zinse als Grundlast gelten soll, oder besser, daß die Rückzahlung nur mit einem Aufschlag erfolgen kann. Das ist besonders deßhalb nöthig, weil Verluste nicht ausbleiben und nicht alle Angesiedelten gedeihen werden. So macht der Kaufmann bei dieser Speculation nicht bloß gute Zinsen, sondern er kann auch einen Stammfonds bilden, mit dem er sein Emigrationsgeschäft fortführt und erweitert. — Gesetzt nun, der deutsche Staat machte eine solche kaufmännische Entreprise, so würde er etwa in folgender Weise verfahren. Er bewirkte auf seinen Credit eine Anleihe von jährlich 100,000 Thalern. Diese würden genügen, um Jahr für Jahr 100 gänzlich mittellosen Familien jenseit des Meeres eine Existenz zu gründen. Die Zinsen für diese Summen trägt die ersten zehn Jahre der Staat; sowie aber 100,000 Thlr. zehn Jahre lang verzinst sind, geht deren Verzinsung über auf die Kolonisten, deren jetzt in Gang gebrachte Landstellen hinreichende hypothekarische Sicherheit bieten, und erhält der Staat, selbst nach Abrechnung der unvermeidlichen Verluste, unzweifelhaft noch volle Entschädigung für die vorgeschossenen zehnjährigen Zinsen, ja wahrscheinlich noch einen nicht unbedeutenden Reingewinn. Dieser mag im Anfange, wo man wird Lehrgeld geben müssen, gering ausfallen; später, wenn Männer sich herangebildet haben werden, die der transatlantischen Verhältnisse kundig sind und den jedesmal geeignetsten Boden zu wählen, die in jeder Zeit passenden Einwanderer werden zu rufen wissen, ist diese Speculation im Großen gerade eben so sicher

wie jetzt die des kleinen Landmannes, der mit 1000 Thalern nach Amerika geht und in zehn Jahren ein wohlhabender Mann ist. Gäbe die Unternehmung auch gar keinen Reingewinn, sondern nur nach Ablauf von zehn Jahren die Zinsen so wie Entschädigung für den zehnjährigen Zinsvorschuß und die Kosten der Direction, so würde die Last des Staates, nachdem das Unternehmen in vollen Gang gebracht ist, in den Zinsen von einer Million Thaler jährlich bestehen — gewiß ein geringes Opfer, wenn damit die sociale Noth einigermaßen gelindert werden kann. Es ist aber auch sehr wohl denkbar, daß der Gewinn in der Folgezeit groß genug ausfallen wird, um die Kosten der neuen Emigration durch den Reinertrag der alten zu decken und so das Unternehmen finanziell selbstständig zu machen, indem der Staat von allen ferneren Lasten und Vorschüssen befreit wird. Davon sehen wir hier ab, wie eine solche Unternehmung einmal den nicht ganz mittellosen Auswanderern von unberechenbarem Nutzen sein würde, indem sie dadurch, ohne durch Betrug und Unkunde zu leiden, ihren Zweck sofort auf die schleunigste, billigste und reellste Weise erreichen würden. Ebenso nehmen wir keine Rücksicht auf die Privatwohlthätigkeit, welche unzweifelhaft eine derartige Staatsanstalt vielfach benutzen würde; denn es giebt Wohlhabende genug, die gern helfen wollen, wenn man ihnen nur den Weg zeigt, wie sie wirklich helfen können. Wie auf den öffentlichen Gymnasien neben den vom Staat erhaltenen Schülern viele andere durch die Stipendien der Privaten bestehen, andere wieder sich selbst dort erhalten, so würde auch an eine öffentliche Emigrationsanstalt die Privatemigration durch eigene oder fremde Mittel sofort sich anlehnen.

Aber was kann es helfen gegen die ungeheure Noth, wenn für hundert Familien gesorgt wird? — Wir antworten nicht: so sende man jährlich tausend; der Zinsvorschuß, der dem deutschen Reiche durch eine solche Auswanderung auferlegt wird, ist für lange Zeit jedenfalls ein dauernder, wenn auch auf immer andere Kapitalien gerichteter, und wir sind finanziell nicht so situirt, daß man der Staatskasse schwere Lasten auf die Dauer zumuthen könnte. Allein es ist verkehrt, wenn man den Gewinn der jährlichen Versorgung von hundert ganz armen Familien, nicht im Armenhause, sondern in einer Weise, daß sie bald selbst wieder werden Arme versorgen können, in politischer und socialer Beziehung gering anschlägt. Die Uebervölkerung und das daraus entstehende ländliche und industrielle Proletariat sind nicht Uebel, die aus Einer Ursache entspringen, sondern täglich neu sich erzeugende, gegen die daher auch mit einer Radikalkur nichts, viel aber mit dauernden stetig fortwirkenden Mitteln auszurichten ist. Wenn jährlich auch nur hundert Familien, größtentheils aus dem Ackerbauproletariat und den kräftigeren zum Landbau tüchtigen Fabrikarbeitern gewählt, daneben aber auch zum Theil aus den nothwendigsten und einfachsten Gewerken, aus Deutschland verschwinden, so sind immer hundert Armenhauscandidaten und hundert Con-

currenten bei dem Ringen um Beschäftigung weniger vorhanden. Wem das materiell gering erscheint, der multiplicire die Zahl mit beliebig vielen Jahren; wir bauen nicht in einem Tag, aber auch nicht für einen Tag. Mit dergleichen kleinen aber regelmäßig wiederholten Landanweisungen haben die Römer, welche doch einiges von Politik verstanden haben sollen, in ihren guten Zeiten die sociale Noth beschwichtigt, und erst wie man damit aufhörte aus Eigennutz und Faulheit, begann die Pöbelrevolution, durch die Rom zu Grunde ging. — Ebenso wichtig aber wie der materielle Gewinn ist der sittliche. Die Grundstimmung der nothleidenden Klassen ist jetzt eine gänzliche und vollständige Hoffnungslosigkeit und daher die tiefinnerste Erbitterung gegen die besitzenden Klassen. Jeder weiß, wozu das geführt hat, und wer sich nicht selbst verblendet, der weiß auch, zu wie viel Schlimmerem das noch führen muß. Ein solcher Plan aber, wenn auch in beschränktem Maßstab angelegt, wird das ungekannte Gefühl der Hoffnung in vielen Herzen wieder wecken, die jetzt nicht so sehr wegen der Pein der Gegenwart als wegen der Aussicht in die gleich freudenlose Ewigkeit nur schwanken, ob sie ins Wasser springen oder dem Eigenthum den Krieg machen sollen. Ein solcher Plan wird zugleich den leidenden Klassen den thatsächlichen Beweis liefern, daß ihre Erbitterung ungerecht war und die Reichen nicht ihre Feinde sind. Besser als alle großartigen Associations- und Auftheilungstheorien, als all jene Pläne die Welt umzumachen wird ein solches unscheinbares, aber wo es trifft, wirksames Mittel sein. Die Zeiten könnten kommen, wo es in einem so großartigen Maßstab angewandt würde, daß, so weit das überhaupt denkbar ist, allgemeine Wohlfahrt eintritt.

Das ist der Traum, den wir erzählen wollten. Es ist freilich einer, der nicht erfüllt werden wird, wenn jener andre Traum vom deutschen Reiche nicht zuvor Wirklichkeit geworden ist, und wenn nicht Friede und ruhiger Verkehr wieder in die Welt einkehrt. Macht und Kredit — das sind die beiden Grundpfeiler der deutschen Auswanderung: zum Kredit aber brauchen wir Frieden im Innern und nach außen, zur Macht die Einheit. Möchten alle die, welche vielleicht in bester Absicht die Dauer des Friedens, die Herstellung der Einheit gefährden, zur Einsicht gelangen, daß an die wirkliche materielle Hülfe für die materielle Noth nur gedacht werden kann in einem einigen Deutschland und in friedlichen Zeiten!

Instinkt oder Ahnung?

In v. Schubert's „Spiegel der Natur" erzählt der Verfasser in dem Kapitel über den Instinkt folgende Fälle, als Belege eines gewissen göttlichen Antriebes im Menschen.

Ein Bekannter der berühmten französischen Schriftstellerin, der Madame Beaumont, wollte mit einer Gesellschaft von Freunden eine Lustfahrt auf dem Flusse machen. Als jetzt Alles bereit ist und er so eben mit den Andern ins Fahrzeug hineinsteigen will, da kommt seine taubstumme Schwester in ängstlicher Eile herbei; sie sucht ihn am Arme und am Gewande festzuhalten, und da ihn dies nicht zum Bleiben bewegen kann, wirft sie sich ihm zu Füßen, umfaßt seine Kniee und giebt durch die flehentlichsten Geberden die Bitte zu erkennen, daß er von der Wasserfahrt zurückbleiben möge. Der Ausdruck des schmerzlichen Sehnens in den Mienen und Geberden der Taubstummen hat für mehrere Personen der Gesellschaft etwas Rührendes; sie bitten den Bruder, er solle dem Wunsche seiner ohnehin bemitleidenswerthen Schwester nachgeben und von der Wasserfahrt abstehen. Er gehorcht zu seinem Glücke, denn das Bot schlug auf dem Wege um und Mehrere der darin Fahrenden ertranken; ein Loos, das auch ihn, der nicht schwimmen konnte, würde betroffen haben, wenn nicht die taubstumme Schwester wie durch einen göttlichen Antrieb ihn gewarnt hätte.

Ein reicher Gutsbesitzer fühlte sich einstmals, als es schon ziemlich spät in der Nacht war, gedrungen, einer armen Familie in seiner Nachbarschaft allerhand Lebensmittel zu senden. Warum gerade heute noch, fragten seine Leute, sollte das nicht bis morgen am Tage Zeit haben? — Nein, sagte der Herr, es muß noch heute geschehen. Der Mann wußte nicht, wie dringend nothwendig seine Wohlthat für die Bewohner der armen Hütte war. Dort war der Hausvater, der Versorger und Ernährer, plötzlich krank geworden, die Mutter war gebrechlich, die Kinder weinten schon seit gestern vergeblich nach Brod, und das Kleinste war dem Erhungern nahe, jetzt ward auf einmal die Noth gestillt. — So wurde auch ein anderer Herr, der in Schlesien wohnte, in seiner nächtlichen Ruhe durch den unwiderstehlichen Antrieb gestört, hinunter in den Garten zu gehen. Er erhebt sich vom Lager, geht hinunter, der innere Drang führt ihn hinaus durch die Hinterthüre des Gartens auf das Feld, und hier kommt er gerade zur rechten Zeit, um der Retter eines Bergmanns zu werden, der beim Heraussteigen auf der Fahrt (Leiter) ausgeglitten war und im Hinabstürzen sich an dem Kübel mit Steinkohlen festgehalten hatte, den sein Sohn so eben an der Winde heraufzog, jetzt aber die vergrößerte Last nicht mehr allein bewältigen konnte. — Ein ehrwürdiger

Geistlicher in England fühlte sich auch einstmals noch bei später Nacht gedrungen, einen an Schwermuth leidenden Freund zu besuchen, der in ziemlicher Entfernung von ihm wohnte. So müde er auch ist von den Arbeiten und Anstrengungen des Tages, kann er doch dem Drange nicht widerstehen; er macht sich auf den Weg, kommt in der That wie gerufen zu seinem armen Freunde, denn dieser stand so eben im Begriff, seinem Leben durch eigene Hand ein Ende zu machen, und wurde durch den Besuch und das tröstliche Zureden seines nächtlichen Gastes auf immer aus dieser Gefahr gerettet. — Professor Büchner in Marburg fühlte sich einstmals, da er in traulicher Gesellschaft war, innerlich gedrungen, nach Hause zu gehen und hier sein Bett von dem Orte, an dem es stand, hinweg, an einen andern zu rücken. Als dieses geschehen war, ließ die innere Unruhe nach, er konnte zur Gesellschaft zurückkehren. Aber in der Nacht, als er an der nun für sein Bett gewählten Stelle schlief, stürzte die Decke über dem Theile des Zimmers ein, wo früher seine Lagerstätte war, und ohne jene Vorkehrung, zu der ein innerer Trieb ihn geführt hatte, würde er zerschmettert worden sein.

Erbauliche Unterhaltungen im Mittelalter.

Im Mittelalter wurden die Stoffe zu dramatischen Unterhaltungsspielen fast ausschließlich der biblischen Geschichte entlehnt. In der Regel waren es Mönche, die dergleichen verfaßten und zusammenstellten, und es übersteigt wahrlich alle Begriffe, wenn wir jetzt lesen, welche Schaamlosigkeiten und Gemeinheiten dabei zu Tage gekommen sind. Und nicht nur, daß die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Jesu und seiner Apostel, der Märtyrer und der seligen Jungfrau auf Straßen, Märkten, Kirchhöfen mit Mummerei, Pantomimen, Tanz, Gesang und Saitenspiel auf allerlei Weise von Geistlichen und Weltlichen vorgestellt wurde, nein, man zog sogar damit in die Kirchen und brachte dergleichen Spiele hier zur Darstellung.

In der Zeit um Weihnachten und Neujahr z. B. pflegte man einen Esel mit einem Priesterrocke oder mit einer Mönchskutte zu bekleiden und ihn in Prozession der Geistlichen und des Volks durch die Stadt bis zur Kirchthüre zu führen. Hier wurden ihm Lieder gesungen, wobei sich alles bestrebte, soviel als möglich das Eselsgeschrei nachzuahmen. Auch geschah es in der Regel um diese Zeit, daß man einen Narrenbischof oder Narrenpapst wählte. Dieser wurde mit allen Auszeichnungen eines Bischofs oder Papstes bekleidet, unter den lächerlichsten und unzüchtigsten, dem Kirchlichen entlehnten Gebräuchen in der Hauptkirche der Stadt geweiht; man gab ihm Untergeistliche, ließ ihn Messe lesen und in verdrehten, in Possen verwandelten Worten den Segen sprechen, worin er dem versammelten Volke

das derbste, schmuzigste Unheil an den Hals wünschte, während die ordentlichen Geistlichen auf dem Altare Würfel spielten und Andere stinkende Sachen ins Rauchfaß warfen, mit Masken und abscheulich bemalten Gesichtern in den tollsten Verkleidungen, als Possenreißer, Frauenzimmerer, oder wohl gar nackt sich unter den Zuschauern in der Kirche herumtrieben, unsittliche Gebärden machten, schandbare Tänze aufführten und die schmuzigsten Lieder sangen. Eine Probe aus den dramatischen Vorstellungen jener Zeit möge hier noch Platz finden. Sie ist entnommen einer vielfach zur Aufführung gekommenen Auferstehungsgeschichte und wörtlich in heutiges Deutsch übertragen. Die Scene ist im Himmel und Gott Vater schläft, ein Engel weckt ihn auf und spricht:

Engel: Ewiger Vater, wirst Du nicht roth?
Des Unrechts solltest Dich schämen fürwahr;
Dein sehr geliebter Sohn ist todt,
Und Du schläfst wie ein Betrunkener gar!

Ewiger Vater: Ist er todt?

Engel: Auf mein ehrlich Gesicht.

Ewiger Vater: Hol' mich der Teufel, das wußt' ich nicht.

Wie man im heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation zur Zeit Kaiser Leopoldi Gloriosi Deutsch schrieb.

Die der Reichs-Versammlung communicirte Relation von der publicirten Kriegs-Erklärung und die darauf emanirten Avocatoria und Inhibitoria, und die approbirte Reichs-Instruction, die der bekannten Reichs-Observanz nicht derogiren soll, necessitiren die patriotischen Intentiones, sollen sie aber nicht praecipitiren und es sind deliberationes anzufangen gegen die höchst schädlichen Motus und die allerhand Particular-Respecten und Privat-Absehen, wovon männiglich anjetzo persuadirt ist. Man will hiermit per expressen reserviren, daß der Abgehenden Vota zur Observirung der Parität den Religionsverwandten accresciren und daß man dabei acquiesciren könne und die Evangelische dardurch tranquillirt werden mögen. Die Combination der Französischen und Spanischen Potentz und die Conjunction ihrer Truppen obligiren zu der Conformität obgedachten Conclusi und den Emergentien zu eventueller Hülfsleistung, wozu zu detachiren von der Hohen-Generalität dependiren soll, mit welcher der succurrirende Creyss de concerto gehen soll. Wenn die Bezahl- und Ersetzung difficultiret wird, soll der excedirende Theil zur Indemnisation destiniret seyn und Exorbitantien in den Refraichir-Quartieren decourtirt werden. Das communicirte Commissions-

Decret zu der intendirenden Campagne, welches in Conjunctur und Deliberation stellet, wie mit Assistenz der Hohen Aliirten zur Führ- und Persequirung des Krieges durch gute Operationes ein reputirlicher Friede in Proposition gestellet werden möge, obligirt des Heil. Römischen Reichs Crerße die Constitutionsmäßigen Mittel gegen die Morosos vorzukehren, eine considerable Armee zu prästiren, um zu der Reichs-Stände höchster Consolation die importante Occasion zur Recuperation der usurpirten Reichslande zu saisiren. Auch soll gutes regulirtes Fuhrwerk zur Facilitirung der Passirung des Rheyn-Stromes parat seyn, jedoch die beyden importirenden Oerter, deren Evacuation in Deliberation kommt, evitirt werden.

Einige Briefe Josephs des Zweiten.

Als der Magistrat der Stadt Ofen den Beschluß gefaßt hatte, dem Kaiser Joseph eine Ehrensäule zu setzen, lehnte dieser es in folgendem Handschreiben ab:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beigebracht sein; wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit Freude zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Wohlfahrt beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihre Herren; wenn die Industrie, Manufakturen und deren Vertrieb und Circulation aller Produkte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch meine zur leichtern Uebersicht getroffenen Versetzung der Stellen dahin nur einen erhöhtern Vertrieb ihrer Weine und einen höheren Zins ihrer Häuser erhält."

Einiges aus dem Handschreiben des Kaisers bei Einführung eines allgemeinen Steuerfußes:

„Ein klarer und richtiger Steuerfuß ist gewiß das größte Glück eines Landes. Durch diesen allein erhält man das eigentliche Mittel, den wahren Bedarf des Staates auf die billigste und wohlfeilste Art zu sammeln und alles Gute im Lande zu stiften. — Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist die einzige Quelle, aus welcher Alles kommt, und wohin Alles zurückfließt und dessen Existenz trotz allen Zeitläuften beständig verblei-

bet. Aus dieser Ursache ergiebt sich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfnisse des Staates ertragen, und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterschied gemacht werden könne. — Dieses vorausgesetzt, folgt nun von selbst, daß zwischen Dominical- und Rustical-, dann Kameral- und geistlichen Gründen eine vollkommene Gleichheit sein, und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionirte Classification gesetzet werden müsse. Wenn Gesetze und Verfassungen diesem entgegen stehen, so können sie doch die Wahrheit und Ueberzeugung nicht schwächen, daß das Heil des Staates diesen Grundsatz unentbehrlich macht.

Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die Letzteren abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm, und nicht Er dem Lande zu, Millionen Menschen seien für ihn und nicht Er für sie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleich wie aber die Bedürfnisse des Staats bedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden, sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

Brief an den Kardinal Herzan, k. k. Minister in Rom.

Herr Kardinal!

Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Rechtes gemacht.

Zu Folge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt, und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen. Es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiete der Religion entferne, die nie dahin gehört haben.

Da ich den Aberglauben und die Saducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster derselben aufheben, und sie den Bischöffen ihres Bezirks unterwerfen.

In Rom werden sie das für Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird, die Herrlichkeit Israels ist gefallen, laut ausrufen, darüber Klagen führen, daß ich dem Volke seine Tribunen wegnehme, und zwischen den Begriffen von Dogma und Philosophie eine Gränzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe.

Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes

zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altars zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört, wenn er ihm keine andere Beschäftigung, als das Evangelium allein läßt; und wenn er es durch Gesetze verhindert, daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand kein Monopolium treiben.

Die Grundsätze des Monachismus von Pachomius an bis auf unsere Zeiten sind dem Lichte der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so, daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel gingen, um goldene Kälber anzubeten.

Diese unächten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr, und hoffte alles von seinen Heiligen!

Die Rechte der Bischöffe, die ich wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volkes zum Theil mit umschaffen; ich werde den gemeinen Mann statt des Mönches, den Priester für die Romanen der kanonisirten Leute, das Evangelium und im Religionsunterschied die Moral predigen lassen.

Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester, die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt, und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu.

So werden nach einem Zeitraume von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihrem Nebenmenschen schuldig sind, — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreiet, die Priester in die Gränzen ihrer Pflichten zurückgewiesen, und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben.

Joseph.

Wien, im Oct. 1781.

An van Swieten.

Mein Herr!

Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt.

Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern, die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären; dem zu Folge erließ ich die Duldungsgesetze, und nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten Jahrhunderte gebeugt.

Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung wäre, und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit habe.

Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Glücklich, daß es noch keine falsche Opfer wie Calas und Sirven gegeben hat, und daß dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf.

Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überschritten worden, und der Privathaß seine Rolle gespielt, so kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige gewesen.

Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grund, und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster, und Confuze gewandelt, und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden. Adieu!

Joseph.

Wien, im Dezemb. 1787.

Gemeinnütziges.

Ueber das Putzen des Silbergeschirres.

Das Silber wird durch äußere Einflüsse sehr leicht angegriffen und verliert dadurch mehr oder weniger seinen Metallglanz. So läuft es schwarz an, wenn in der Nähe des Wohnorts Cloaken geräumt werden. Da diese nämlich Schwefelwasserstoffgas enthalten, wird die umgebende Luft damit geschwängert. Die dadurch verunreinigte Luft dringt in die Wohnzimmer ein, und wenn sie mit Silber in Berührung kommt, bildet sich Schwefelsilber, woher die schwarze Farbe herrühret. Aber selbst auch manche Speisen greifen das Silber an, so daß es leicht hinreicht, dasselbe blos abzuwischen. Man bedient sich daher käuflicher Putzpulver, um dem Silber seinen vollen Metallglanz zurückzugeben. Aber diese Putzpulver äußern oft sehr schädliche Wirkungen auf das Silber, besonders wenn sie Quecksilber enthalten. Und diese schädlichen Wirkungen lassen sich, wenn sie einmal einge-

treten sind, nicht wieder entfernen. So wird z. B. das Silber durch Quecksilber mürbe und dadurch sehr zerbrechlich gemacht. Folgende Methode, das Silber zu putzen, erfüllt ihren Zweck nicht nur gänzlich, sondern schadet diesem Metalle auch nicht im Geringsten.

Es werden zwei Loth fein gepulvertes calcinirtes (ausgeglühtes) Hirschhorn in einer reichlichen Kanne Wasser gekocht. In das über dem Feuer stehende Wasser lege man das Silberzeug hinein, setze das Kochen einige Zeit fort, nehme es dann heraus, lasse es über dem Kochgeschirre abtrofen und trockne es an dem Feuer. Wenn man das ganze Silberzeug nicht auf einmal in das Kochgefäß bringen kann, so behandle man das übrige nachher auf dieselbe Weise. Nachdem man das ganze Silberzeug auf diese Weise behandelt hat, bringt man in dasselbe Wasser reine leinene Lappen und läßt sie so lange darin, bis sie völlig von dem Wasser durchdrungen sind. Hierauf läßt man dieselben wieder trocken werden und bedient sich derselben zum Poliren des Silbers. Ist das Silbergeschirr völlig trocken, so reibt man es mit weichem Leder blank.

Der eingeweichten und wieder getrockneten Lappen kann man sich auch zur Reinigung von messingenen Schlössern, Drückern und Thürklopfern bedienen.

Das Holz von altem Oelfarbenanstrich zu reinigen.

Werden z. B. neue Thüren, Fenster u. s. w. mit Oelfarbe angestrichen, so kann man sich entweder einer Oelfarbe bedienen, die sehr gut deckt, oder man kann die Deckkraft desselben durch wiederholtes Anstreichen vermehren. Allein solche Gegenstände, die bereits früher mit Oelfarbe angestrichen waren, die man aber, um sie wieder aufzuputzen, von Neuem anstreichen wollte, würden der stärksten Deckkraft der besten Oelfarbe widerstehen und ein schmutziges Aussehen annehmen. Man muß sie daher vor dem Anstreichen von der alten Oelfarbe reinigen. Hierzu kann man sich nicht nur eines äußerst wohlfeilen, sondern auch sehr wirksamen Mittels bedienen. Man löse nämlich eine Messerspitze voll Pottasche in fünf bis sechs Eßlöffeln gewöhnlicher Milch auf und überstreiche damit den zu reinigenden Gegenstand. Nach Verlauf von wenigen Stunden ist die alte Oelfarbe zersetzt und kann, so lange sie noch feucht ist, sehr leicht abgewischt und daher der Gegenstand von ihr gereinigt werden.

Desselben Mittels könnte man sich auch bedienen, um Typen von Buchdruckerfarbe zu reinigen.

Bestes Glas für Gewächshäuser.

Das Licht hat eine weiße Farbe. Läßt man aber einen Strahl weißen Lichtes durch ein gläsernes Prisma gehen, so wird er in sieben Strahlen zerspalten, die folgende sieben Farben enthalten: Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau, Violett. Das weiße Licht ist daher aus diesen sieben Strahlen farbigen Lichtes zusammen-

gesetzt. Grünes Glas ist daher solches, welches nur die grünen Strahlen des Lichtes hindurchläßt, die andern farbigen Strahlen aber zurückwirft. Blaues Glas hingegen solches, welches nur die blauen Strahlen des Lichtes hindurchläßt, die andern farbigen Strahlen aber zurückwirft. Daher hat jedes farbige Glas immer diejenige Farbe für unsre Augen, welche den farbigen Strahlen entspricht, die es durchläßt. Die verschiedenen farbigen Strahlen haben aber nicht gleiche Eigenschaften, sowohl im Verhältniß zu einander als zu dem weißen Lichte. Da nun das Licht einen so wesentlichen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen hat, so kann man sich leicht vorstellen, daß dieser Einfluß je nach den verschiedenen farbigen Strahlen verschieden sein muß. Nach vielfachen Versuchen, die man in dieser Hinsicht angestellt hat, ergab sich, daß ein Glas von schwach gelblichgrüner Farbe sich für Gewächshäuser am besten eigne, da es gerade diejenigen farbigen Strahlen nicht hindurchläßt, welche am meisten mit Wärmestrahlen verbunden sind, und die keine sehr starke chemische Wirkung haben.

Diese Farbe wird aber dem Glase durch Kupferoxyd ertheilt. Nur muß die Glasmasse durchaus frei von Manganoxyd sein; denn das manganhaltige Glas nimmt bei der Einwirkung des Sonnenlichtes eine röthliche Farbe an, und es würden daher gerade diejenigen Strahlen durchdringen, welche am meisten mit Wärmestrahlen verbunden sind und die geringste chemische Wirkung haben.

Benutzung der kranken Kartoffeln.

Professor Runge schlägt folgendes Verfahren vor: Die Kartoffeln werden gewaschen und die guten zur Aufbewahrung von den schlechten gesondert. Letztere schält man, kocht sie auf gewöhnliche Weise oder dämpft sie und verwandelt sie dann in Kartoffelbrei, der mit trockenem Mehle zu einem festen und steifen Teige zusammengeknetet wird. Aus diesem Teige macht man Kuchen und läßt sie im Backofen trocknen. Auch kann man den steifen Teig ausrollen und ihn dann in schmale Bänder zerschneiden, welche auf Horden getrocknet werden. Dadurch hat man einen ganz vorzüglichen Nahrungsstoff gewonnen, den man Jahre lang aufbewahren und in allen Formen verspeisen kann. Kocht man diese Nudeln mit Milch, so bieten sie ein recht angenehmes Essen dar. In Fleischbrühe gekocht sind sie sehr schmackhaft. Sie lassen sich auch mit Bier oder Wein anrichten. In Salzwasser gekocht geben sie mit Butter und Käse eine eben so gute Speise als die italienischen Maccaroni. Die vom Essen übrig bleibenden Kartoffeln können recht gut zu diesen Nudeln verwendet werden, da sie auch ohne Backofen rasch trocknen, wenn man nur nicht zu wenig Mehl nimmt. Auf 16 Pfund Kartoffelbrei reichen 3 bis 4 Pfund Mehl hin, welche 10 Pfund trockne Nudeln geben. Auch läßt sich eine solche Nudelfabrik im Großen betreiben, um so mehr, als sich damit auch eine Kartoffelmehlbereitung verbinden ließe. Denn

die getrockneten Nudeln lassen sich sehr leicht mahlen und liefern zwar ein gelbliches, aber sehr brauchbares Mehl. Es ist dieß die zweckmäßigste Art, aus der Kartoffel ein nahrhaftes, sich lange haltendes Mehl wohlfeil zu bereiten.

Mittel gegen den Bienenstich.

Wer schon von Bienen gestochen worden ist, weiß, wie schmerzhaft solche unbedeutende Wunden sind und welche bedeutende Anschwellungen oft dadurch verursacht werden. Man wendet verschiedene Mittel dagegen an. Als ein ganz sicheres Mittel soll sich Tabaksaft dagegen bewährt haben. Selbst das bloße Betupfen mit dem nassen Ende einer brennenden Cigarre soll schon hinreichen, um eine sehr schleunige Linderung des Schmerzes herbeizuführen.

Bleichverfahren auf kaltem Wege.

Es ist eine schon längst bekannte Erfahrung, daß das kalte Wasser mehr Kalk auflöst, und daß es desto weniger auflöse, je mehr sich seine Temperatur der des Siedepunktes nähert, während die meisten andern Körper sich in heißem Wasser viel besser und reichlicher als in kaltem auflösen. Da nun der Kalk ein sehr gutes Bleichmittel abgiebt, so hat man diese Erfahrung benutzt, um stärkeres Kalkwasser und somit ein kräftigeres Bleichmittel herzustellen. Man hat hierbei folgendes Bleichverfahren vorgeschlagen:

Die zu bleichenden Gewebe, mögen sie nun Leinwand sein oder aus Baumwolle und anderen Faserstoffen bestehen, werden zuerst in warmen Wasser aufgeweicht, um die Poren der Fasern zu öffnen und das nachherige Eindringen des Kalkes dadurch zu erleichtern. Bei rohen Faserstoffen oder Garnen ist dieses Weichen entbehrlich. Dann legt man dieselben acht bis zwölf Stunden lang in kalte Kalkmilch (die Bereitung der Kalkmilch wird in folgendem Buche angegeben: Vorschule der Chemie oder Anleitung zur Erlernung der Grundlehren der Chemie auf praktischem Wege, von M. Friedrich Wilhelm Thieme, Leipzig bei Georg Wigand, 10 Ngr.). Statt der Kalkmilch kann man sich auch der Lösungen von Pottasche oder Soda bedienen. Hierauf behandelt man sie später noch auf die bekannte Weise mit Chlorkalk, Sauerbädern u. s. w.

Reinigung von Glasgefäßen.

Jedes Brunnenwasser enthält kohlensauren Kalk, und es enthält desto mehr, je mehr es Kohlensäure enthält. Denn in Wasser, welches ganz frei von Kohlensäure ist, löst sich der kohlensaure Kalk nur in außerordentlich geringer Menge auf. Dagegen wird der kohlensaure Kalk in kohlensäurehaltigem Wasser in sauren kohlensauren Kalk verwandelt, welcher sich sehr leicht in Wasser auflöst. Ist daher das Wasser auch noch so bergkrystallhell, so enthält es doch immer kohlensauren Kalk. Da nun das Brunnenwasser, wenn es einige

Zeit in offenen Glasgefäßen steht, einen großen Theil seiner Kohlensäure entweichen läßt, fällt ein beträchtlicher Theil des darin enthaltenen kohlensauren Kalkes nieder, in welchen sich der saure kohlensaure Kalk nach Entweichung der Kohlensäure wieder verwandelt. Daher kommt es, daß sich in den Glasgefäßen ein weißgrauer, erdiger Bodensatz von widerlichem Aussehen anlegt, der sich durch Scheuern nur schwer entfernen läßt. Gießt man jedoch in die Gläser ein wenig mit Wasser verdünnte Salzsäure hinein, so löst sich dieser Kalkansatz sehr leicht darin auf und wird dadurch entfernt. Spült man nachher die Gläser mit reinem Wasser aus, so erhalten sie dadurch ihr reines und glänzendes Aussehen wieder.

Einfache Probe, um Fälschungen von Silbermünzen, Silberzeug u. s. w. zu entdecken.

Das Silber wird bekanntlich nicht rein verarbeitet, sondern erhält gewöhnlich einen Zusatz von Kupfer, wodurch es eine größere Härte und Festigkeit erlangt. Da nun aber das Silber ein werthvolleres Metall ist als das Kupfer, so hat das mit Kupfer versetzte Silber einen geringeren Werth als das reine, und es hat einen desto geringeren, je beträchtlicher der Zusatz von Kupfer ist. Man bezeichnet den Werth solches versetzten Silbers gewöhnlich dadurch, daß man angiebt, wie viel in 16 Loth Silber Loth reinen Silbers enthalten sind. Eine Mark Silber beträgt nämlich 16 Loth oder ein halbes Pfund. Daher ist z. B. zehnlöthiges Silber solches, von welchem 16 Loth 10 Loth Silber und 6 Loth Kupfer, und zwölflöthiges solches, von welchem 16 Loth 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer enthalten. Es ist aber leicht begreiflich, daß zehnlöthiges Silber geringeren Werth hat als zwölflöthiges. Bezahlte man nun Silberzeug als zwölflöthiges, man erhielte aber nur zehnlöthiges, so wäre man offenbar betrogen worden, und der Verkäufer hätte sich eine Fälschung zu Schulden kommen lassen. Es giebt aber ein sehr einfaches Mittel, solche Fälschungen zu entdecken. Man löse 1½ Loth chromsaures Kali in einem halben Pfunde Wasser auf und setze 2 Loth Schwefelsäure zu dieser Lösung. Bringt man in dieses Gemisch Silber, so färbt es sich sogleich purpurroth. Am stärksten tritt diese Färbung hervor, wenn das Silber rein ist, wird schon bei geringerem Kupfergehalte schwächer, schwindet immer mehr, so wie der Kupfergehalt des Silbers steigt, und hört endlich bei zu starkem Kupfergehalte gänzlich auf. So hört die Wirkung schon bei den Viergroschenstücken auf, weil der Kupfergehalt bei ihnen sehr beträchtlich ist. Jedoch darf man bei neuen Münzen oder neuen Silberwaaren eine Vorsichtsmaßregel nicht außer Acht lassen, ohne deren Anwendung man leicht getäuscht werden könnte. Diese haben nämlich durch das Ansieden einen Ueberzug von feinem Silber erhalten. Würde man sie nun in diesem Zustande prüfen, so würde sich eine sehr starke purpurrothe Färbung zeigen, während der innere Theil sehr kupferhaltig sein könnte. Man kratze

daher diesen Ueberzug, am besten wohl am Rande, ab und untersuche den Kern auf die eben angegebene Weise. Platirte oder versilberte Artikel können auf dieselbe Weise geprüft werden. Das Neusilber, welches sich häufig darunter befindet, bleibt eben so blank wie das Kupfer. Die oben erwähnte Probeflüssigkeit greift zwar die anderen bekannteren Metalle auch an, giebt ihnen aber nicht die purpurrothe Färbung.

Trarirur's Stiefelwichse.

So unbedeutend an und für sich die Bereitung einer Stiefelwichse dem Anscheine nach ist, so darf man noch nicht übersehen, daß eine schlechte Stiefelwichse sehr theuer zu stehen kommen kann, indem sie in sehr kurzer Zeit das Leder zerstört und zur Anschaffung neuer Stiefeln nöthigt, also Kosten verursacht, denen man überhoben sein kann, wenn man sich eine gute Stiefelwichse anschafft. Auch ist es gewiß sehr vernünftig, mit den Produkten, zu denen uns die Natur den Stoff liefert, so sparsam als möglich umzugehen, zumal wenn man bedenkt, daß sich jetzt die Menschen immer mehr vermehren und daß man durch Verwüstung der uns von der Natur gelieferten Produkte unnöthigerweise eine Vertheuerung derselben herbeiführt und es auf diese Weise unsern ärmern Mitmenschen erschwert, sich dieselben auch zu verschaffen.

Die gewöhnlichsten und hauptsächlichsten Mittel, deren man sich zur Bereitung der Stiefelwichse bedient, sind Schwefelsäure und thierische Kohle. Die thierische Kohle erhält man durch Verkohlung von Thierknochen. Alle Thierknochen enthalten aber kohlensauren und phosphorsauren Kalk. Die thierische Kohle soll der Wichse die schöne schwarze Farbe geben. Durch das Beimengen der eben erwähnten Kalksalze würde aber die Farbe derselben nicht schwarz, sondern schwarzgrau sein und daher kein gutes Aussehen haben. Es müssen daher diese Kalksalze ausgeschieden werden. Dies geschieht durch Zusetzen von Schwefelsäure, wodurch dieselben in schwefelsauren Kalk verwandelt werden, welcher zu Boden fällt. Wird aber zu viel Schwefelsäure zugesetzt, d. h. mehr als zur Sättigung des in den Knochen enthaltenen Kalkes erforderlich ist, so bleibt freie, unverbundene Schwefelsäure übrig, welche das Leder zerstört. Setzt man dagegen zu wenig Schwefelsäure zu, so bleibt noch Kalk zurück, welcher der schwarzen Farbe einen übeln Farbeton gibt. Daher ist schon von Runge vorgeschlagen worden, statt der Schwefelsäure lieber Salzsäure in Anwendung zu bringen. Trarirur giebt zur Bereitung einer solchen Stiefelwichse folgendes Recept:

120 Theile flüssiges Ochsenknochenfett,
100 " Knochenschwarz (auch Beinschwarz genannt),
6 " Indigopulver,
90 " Zuckerpulver,
54 " Zuckersyrup,

100 Theile Milch,
100 " Branntwein,
50 " Salzsäure,
20 " Schwefelsäure,
6 " Gummi arabicum,
3 " Lavendelöl.

Da die Schwefelsäure nur in geringer Menge angewendet wird, so bleibt keine davon frei, zumal da sie sich mit dem Kalke noch eher als die Salzsäure verbindet. Gesetzt daher, es bliebe auch freie Salzsäure in der Wichse zurück, so äußert diese keine nachtheiligen Wirkungen auf das Leder.

Zu diesem Recepte ist noch zu bemerken, daß zuerst das Ochsenknochenfett mit dem Kohlenschwarz auf das Genaueste verrieben werden muß. Sodann setzt man jedoch unter stetem Umrühren die übrigen Substanzen in der angegebenen Reihenfolge zu, mit Ausnahme des Gummi's und des Lavendelöles, welche vorher zu Schleim verrieben und dann der Masse erst zugesetzt werden müssen, wenn dieselbe völlig erkaltet ist.

Wirkungen des Kampfers auf Vegetabilien.

Der Kampfer äußert auf menschliche und thierische Körper eine sehr reizende Wirkung. Man hat aber kürzlich entdeckt, daß dies nicht weniger auf Pflanzen der Fall ist. So bemerkt man, daß ein Gemisch von einem halben Nösel Wasser und einem Scrupel Kampfer auf Tulpen, welche in dieses Wasser gesteckt wurden, eine so reizende Wirkung äußerte, daß diese Blumen nach kurzer Zeit ein sehr lebhaftes Aussehen erhielten. Die beiden Blätter an jeder Blume erhoben sich zuerst auf ihren Stielen; die Blume dehnte sich mehr als natürlich aus, die Staubfäden entfernten sich vom Pistill, die drei Kelchblätter bogen sich bedeutend zurück und wurden außerordentlich steif und elastisch. Die innere Fläche der Blumenblätter duftete stark, während die übrigen Tulpen, welche sich nicht in demselben Wasser befanden, geruchlos blieben. Dieser kräftige Zustand der in das Kampferwasser gebrachten Blumen dauerte zwei Tage; dann erst welkten sie. Bemerkenswerth hierbei ist noch, daß die Blätter früher welkten als die Blüthe. Jedoch bemerkte man an den in das Kampferwasser gebrachten Blumen durchaus keinen Kampfergeruch. Es sind noch mit mehrern andern Pflanzen Versuche derselben Art angestellt worden, und bei allen zeigte sich der Kampfer als ein kräftiges Reizmittel. Sollte aber auch diese Erfahrung keine Anwendung im Großen erleiden können wegen der bedeutenden Kosten, die dadurch verursacht würden, so ließe sie sich doch auf die Zucht der Blumen anwenden, und könnte daher einem Zweige der Industrie nützlich sein, der gewiß nicht ganz unbedeutend ist und vielen Menschen ein gemächlicheres Leben verschafft.

Deutsche Sprichwörter.

Zweite Nachlese*)

von

K. Simrock.

(Fortsetzung aus dem vorigen Jahrgange.)

F.

Die Fackel, die vergeht, leuchtet wohl.

Man falle hinten oder vorn aus dem Schiff, so liegt man im Wasser.

Fang viel an, backt wenig.

Wenn das Faß rinnt, muß man die Reifen treiben.

Je leerer das Faß, je heller der Klang.

Es gefällt den Faulen kein Block, den sie zerschneiden sollen.

Faule Leute sind bald müde.

Es ist ein faul Schaf, das seine Wolle nicht tragen kann.

Der Faule stirbt über seinen Wünschen.

Eines Faulen erbarmt sich Gott nicht.

Vor der Schreibfeder muß sich mancher stolze Held beugen.

Die Feinen scheinen und stehlen den Groben den Weck aus dem Ofen.

Die Schreibfeder steht auf dem Hut und das Tintenfaß auf des Kaisers Tisch.

Jemehr Feinde, jemehr Glück.

Fehlen ist menschlich, im Unrecht beharren teuflisch.

Es ist besser ein Fenster denn ein Auge ausgeschlagen.

Fern von seinem Gut, ist nah bei seinem Schaden.

Fett schwimmt oben, aber der Schaum noch drüber.

Vögel, die viel singen, sind selten fett.

In fettem Lande schwerer Weg.

Finkenkohe, Meisenarbeit.

Fünf Finger sind so gut als ein Bootshaken, sagen die Schiffsleute.

Es ist bös fischen hinterm Netz.

Fische, weil du beim Wasser bist.

Fleiß gibt Fleisch.

Fleiß wirbt Preis.

Fleißiger Hand wird wohl Rath.

Man flicke ein altes Leder wie man will, so bleibt es doch ein altes Leder.

Es soll keiner fliegen, die Federn seien ihm denn gewachsen.

Alle Frachten lichten, sagte der Schiffer, da warf er seine Frau über Bord.

Er spricht fransch,
Wie die Kuh spansch.

Große Frauen gebären in drei Monaten.

Der Frau Augen kochen wohl, der Magd Augen nicht also.

---

*) S. die deutschen Sprichwörter gesammelt. Frankfurt a. M. 1846.

Wo kein Mann ist, da ist kein Rath,
Wo keine Frau, da ist kein Staat.

Der Freitag hat sein eigen sonderlich Wetter.

Freien ist ein langer Kauf.

Es freit sich Niemand reich.

Freien und Heumachen geschieht manchmal vergebens.

Freundes Gut hat schmalen Fuß.

Besser Freunde denn Geld.

Freunde gelten, wo kein Geld gilt.

Freunde pflückt man nicht von Bäumen, man findet sie auch nicht zu Frankfurt in der Messe feil.

Wer Freunde haben will, der muß sie sich machen.

Weit behaart und nah befreundet, ist das Beste.

Ein warmer Ofen ist besser, als ein kalter Freund.

Es sind nicht Freunde, die fern sind.

Freundlicher Anblick ist halb Zugemüse.

Es ist besser Fried im Land, denn römische Fehde.

Fried ist ein gut Wildpret, man muß aber lange darnach jagen.

Frieden ohne Wahrheit ist Gift.

Frischer Muth
Ist für Trauern gut.

Frischer Muth ist halb Zehrgeld.

Frisch, fröhlich, fromm und frei,
Das Andre Gott befohlen sei.

Frisch, fröhlich, sei,
Nicht frech dabei.

Friß Koth, gieb Geld,
So wird alle Welt dir held.

Ein frommer Mann zeucht ein fromm Weib.

Ein fromm Weib zieht Gott allein.

Unter Frommen ist die beste Freundschaft.

Wer nichts kann denn fromm sein, der dient nicht zu Hofe.

Es gehört viel zu einem frommen Mann oder Weib.

Fromm sein ist mit Worten nicht ausgerichtet.

Fromme Leute thun, wie fromme Leute pflegen.

Fromm hat ein Kalb gestohlen und ist doch noch fromm.

Frösche müssen Störche haben.

Früh genug erfährt man böse Zeitung.

Wer zu schicken hat, muß früh aufstehen.

Es findet oft ein grosser Fuchs noch einen größern im Bohl.

Man muß nicht einem Jeden sagen, wo der Fuchs Eier legt.

Der Fuchs wäre gern Vogt im Hühnerhaus.

Ein alter Fuhrmann ist ein guter Wegweiser.

Wenn der Wagen nicht schliffe und das Pferd nicht fräße, so wäre gut Fuhrmann sein.

Fühlen macht Glauben.

Wer nicht hören will muß fühlen.

Wer sich fürchtet ist nirgend sicher.

Wer sich fürchtet, der ziehe einen Panzer an.

Fürstenbriefe soll man dreimal lesen.

Tritt auf deine Füße, du wirst nicht reich auf meinen.

G.

Gähe Sprünge thun selten gut.

Gämlich (Listig),
Grämlich.

Es ist keine Scheuer so voll, es geht noch eine Garbe darein.

Wer in allen Gassen wohnt, wohnt übel.

Geben und Nehmen ist gleiches Recht.

Liebst du mir, so geh ich mit dir.

Gleb, so bescheert Gott wieder.

Man gibt nicht zweimal vor Einer Thür.

Alle guten Gebräuche kommen ab, sagte das Mädchen, da hatte der Pastor das Tanzen verboten.

Gecken sind auch Leute.

Der erste Gedanke ist der beste.

Des Menschen Gedicht
Wird oft zunicht.

Geduld in Noth
Ist Himmelsbrot.

Was Allen gefällt,
Darnach man stellt.

Was sich gefällt, gesellt sich auch.

Es ist nicht schön, was schön ist, sondern was wohlgefällt, das ist schön.

Gefangen sein
Ist schwere Pein.

Die Geiß will auch einen langen Sterz haben.

Der Geiz wird täglich jünger.

Der Geiz hilft aufladen, aber nicht tragen.

Ein Geiziger ist wie ein Hund, der auf dem Heu liegt und es selbst nicht frißt, wills auch einen andern nicht fressen lassen.

Zwischen Zwölf und Eine
Sind alle Geister zu Deine.

Weiße Hose, schwarzer Frack,
Strohhut und kein Geld im Sack.

Das Geld hat den Kargen, nicht der Karge das Geld.

Geld setzt einen groben Tölpel hoch ans Brett.

Geld führt der Krieg, nicht der Kaiser.

Wo Geld ist, da kommt Geld hin.

Geld ist die Frage, darnach wie fromm.

Geld kauft ein Kind von den Eltern.

Wo Geld var regnet, da regnet es Laster nach.

Gelehrte Leute kommen allenthalben aus.

Geh gemach und Lebe lang sind zwei Brüder.

Ein Gemälde ist der Kinder und Laien Schrift.

Es haben Viele zu wenig und Niemand genug.

Der Gesunde ist unwissend reich.

Es artet am Kinde das dritte Theil nach dem Gevatter.

Es ist besser, daß der Vater Gevatter werde, denn daß das Kind ungetauft bleibe.

Gewinn im Spiel ist süßes Gift.

Böse Gewohnheit lohnt endlich übel.

Gewalt und Amtsstuhl ist von Gott.

Es gibt zuweilen außer Gißen,
Wer wähnt zu haben, muß sein missen.

Glatte Worte schleifen.

Wenn dus nicht glauben willst, so laufe mit dem Kopfe wider den Thürpfosten, so fühlst du's.

Gläubige Leute
Sind seltsame Bräute.

Zwei Glauben vertragen sich nicht in Einem Bette.

Unter Gleichen iſt die beſte Ehe.

Nimm deines Gleichen, ſo kannſt du fröhlich und zufrieden ſein und haſt Macht, ein Wort zu reden.

Glimm, glamm, Gloriam,
Der Eſel hat einen Cherrock an.

Glück
Hat gut und böſe Tück.

Das Glück läßt ſich melken
Von Dieben, Huren und Schalken.

Man ſoll das Glück nicht aus der Hand geben.

Glück iſt zu allen Dingen gut.

Glück folgt den Sitten.

Glück und Heil iſt Neidharts Speiſe.

Noth klagt, Glück jubilirt.

Goldſchmiede ſind Herren, wenn ſie gleich keinen Heller im Beutel hätten.

Geld und Silber freſſen die Motten nicht.

In Gottes Namen iſt nicht geflucht.

Viel Götter, wenig Nothhelfer.

Gibt Gott Jungens, ſo gibt he eck Büchſen.

Gott bedarf keiner Statt, die ſein Wort nicht will herbergen.

Gott hat eine bleierne Hand, ſie geht langſam in die Höhe, aber ſchnell und ſchwer hernieder.

Gottes Hand iſt unverkürzt.

Gott kann alle Handwerke.

Gott kommt, wo er geladen wird.

Gott läſtern lautet nicht wohl auf der Harfe.

Gottlos, was liebles.

Gott muß es ſchicken
Sollo Jemand glücken.

Gott muß Jedem zu ſchaffen geben, ſonſt wird er zu ſtolz.

Gott ſitzt hoch und ſieht tief hernieder.

Gott ſorgt, aber wir ſollen arbeiten.

Gottes Wort iſt das beſte Saitenſpiel.

Gott weidet,
Gott kleidet.

Gott borgt eine Zeit lang, bezahlt aber redlich.

Gott wird allen Waldbrüdern ſo viel zu Lohn geben, als andern Müßiggängern.

Da ſah der liebe Gott zum Fenſter hinaus
Und ſprach: Ihr Herrn, es wird nichts draus.

Kann auch Gras wachſen ohne Waſſer?

Von kleinem Gras wächſt groß Vieh.

Ein Grindiger lauft den andern.

Es iſt ein grober Scherz, der Taſchen leert.

Er iſt fein mit groben Aufſchlägen.

Schilling ſteh auf und laß den Groſchen ſitzen.

Was Großhans Uebles thut, muß Kleinhans eher entgelten.

Wer die Gunſt hat, braucht für die Gabe nicht zu ſorgen.

Gut und Schlecht iſt weit von einander.

Nimmer Gut,
Nimmer Muth.

Güte bricht Einem kein Bein.

Fortſetzung im nächſten Jahrgange.

Räthsel und Charaden.

1.

Die Erste besteht aus lauter Leichen,
Die ein lebendiges Grab verschlingt,
Viel tausend selbander mögen nicht reichen,
Die schnell der Mann mit der Hippe bezwingt.

Die beiden Andern bestehen zuweilen
Aus dem, was die erste Sylbe genannt;
Und immer ist es, was leicht zu theilen,
Bald Korn, bald Geld, bald Mist, bald Sand.

Im Ganzen stellt sich euern Blicken
Gesellig ein grünes Gebirge dar,
Die Berge haben gar weiche Rücken,
Da bringt ein Sturz niemals Gefahr.

2.

Wie war mir einst so wohl zu Muth
In grünem Kleid mit blauer Bluth;
Doch als verschossen war mein Kleid,
Erfuhr ich nichts als Herzeleid.

Und wieder ward mir wohl zu Muth
In guter Frauen guter Huth;
Doch als ich ward ein altes Wrack,
Gerieth ich unter's Lumpenpack.

Und wieder ward mir wohl zu Muth,
Als neu geboren mich die Fluth;
Das mir's nicht wieder geht so krumm,
So schreibt nicht Zeug, was gar zu dumm.

3.

Mein Vater klettert frisch in die Höhe;
Da unterwegs bekommt er die Drehe; —
Meine Mutter blieb sitzen gesellig lange,
Da machten grobe Flegel ihr bange.

Mir ist von den Aeltern Manches geblieben;
Es fühlt sich mein Bein nach Oben getrieben;
Doch geht es oft nicht ab ohne Schwindel;
Ich liebe Gesellschaft; da giebt's oft Gesindel.

4.

Ich bin in gymnastischen Künsten gewandt;
Vom Menschen ist mehr mir als Andern bekannt;
Dazu auch thu' ich viel Heldenthaten,
So daß mich fürchten die kühnsten Soldaten;
Bei Allen bleib' ich am liebsten im Bett,
Und heute das Erstemal bin ich beredt.

5.

Möcht'st haben du die ersten zwei,
So reicht dazu ein Dreier; —
Bringt jemand dir die dritte bei,
Du wünschest ihn zum Geier; —
Durch's Ganze hast du schwarz und neu,
Was alt und bunt zu theuer.

6.

Man zog mich nach der Länge,
Da ward ich dick statt enge;
Je mehr ich alsdann fresse,
So kürz'res Maaß ich messe.

7.

Erst grün ist's, draus kommt Weiß,
Was eben, hat den Preis;
Draus Gelb; — wenn's nur auch kommt;
Denn wieder Weiß nicht frommt.

8.

Die erste Sylbe fährt herunter,
Die andre bedeutet selbst herunter,
Am Paar der Letzten geht's hinauf,
Am Ganzen geht herab der Lauf.

9.

Die Erste ist nie in der Sache drinnen;
Bei der Andern ist's Niemand ernsthaft zu Sinnen;
Je besser das Ganze, das du Andern willst geben;
Je Wenig're sich es zu nehmen bestreben.

Auflösung der Räthsel und Charaden.

1. Heuhaufen.
2. Flachs, Leinwand, Papier.
3. Bier.
4. Floh.
5. Kupferstich.
6. Gezogenes Talglicht.
7. Gras, Milch, Butter.
8. Blitzableiter.
9. Beispiel.

Im Schnee und Eis, in kalter Nacht
Ein Grenadier hält dort die Wacht.
Scharf geht der Wind, der Frost ist hart,
Sein Herzblut stockt, sein Puls erstarrt.

Horch Glockenschlag! — Was hallt daher?
Da knirscht's im Schnee, — es kommt näher!
„Wer da? Parole!“ — „Morgenroth!“ — —
Der ihn ablöst, es war der Tod.

„Ihr Spielleut', spielet rascher doch,
„Zum Kehraus recht was Tolles noch!
„Den nenn ich mir den besten Mann,
„Der rasch sein Mädel schwingen kann."

Da drängt sich her ein wilder Gast,
Er hat die Jungfrau rasch erfaßt,
Er reißt sie fort zum letzten Tanz —
Nun liegt sie da im Todtenkranz.

Ein Wandrer geht auf weiter Heid. —
Stockfinstre Nacht, nicht Mond noch Sterne!
Die Straße führt durch Sumpf und Moor,
Was blinkt da hier ein Licht hervor? —

Der Bursch denkt an die Liebste sein,
Verläßt den Schein, geht querfeldein,
Da winkt ihm Einer: „Komm mit mir!“ —
Der bracht ihn heim, bracht ihn zu ihr!

Es heult der Sturm, das Schifflein schwankt,
Dem wackern Schiffer nimmer bangt,
Er schaut zum Hafen unverwandt,
Er lenkt sein Schiff mit sich'rer Hand.

Hängt an dem Steuer auch schon der Tod,
Und triumphirt, 's hat keine Noth,
Den Hafen find't er sicherlich,
Ob zeitlich oder ewiglich.

War eine Jungfrau reich und zart,
Doch eitlen Sinnes, stolzer Art
Schlug manchen wackern Freier aus
Und sprach: „der Rechte bleibt nicht aus!“

So harrt sie all ihr Lebenlang,
Bis nun sie alt und matt und krank,
Spricht [illegible] ein Freier ein. —
Ob das der Rechte möchte sein?

Illustrationen

zu

Schillers Gedichten von Hosemann.

Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da.

Dort auf Sestos Felsenthurme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,
Nach Abydos Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu den entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer,
Doch die Liebe fand den Weg.

Auch durch des Gewäſſers Fluten
Mit der Sehnſucht feur'gen Gluten
Stachelt ſie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, ſtürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finſtre Flut,
Theilt mit ſtarkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligen Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Saumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und in's kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoß der Liebe schreckt.

Ja er iſt's, der auch entſeelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blick's erkennt ſie ihn.
Keine Klage laßt ſie ſchallen,
Keine Thräne ſieht man fallen,
Kalt, verzweiflend ſtarrt ſie hin.
Troſtlos in die ode Tiefe
Blickt ſie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angeſicht.

Schulmeiſter. In Geſellſchaften muß man recht beſcheiden ſein. Der Beſcheidenſte iſt immer der Angenehmſte. Wenn euch etwas angeboten wird, ſo durft ihr nicht im Uebermaaße, und ſo viel genießen, als wenn ihr zu Hauſe wäret, denn das wurde ſehr unbeſcheiden ſein. Z. B. Rudolf! ich bin bei Dir eingeladen und trinke ein Glas Wein, dann noch eines, und noch eines, und dann wiederum eines, bis es einige Flaſchen ſind, — was bin ich dann? — nun dann bin ich —

Schüler. Dann ſind Sie beſoffen Herr Schulmeiſter.

Die Frau. Wenn Du um 9 Uhr nicht zu Hause bist so schließe ich die Thüre zu und Du kannst übernachten wo Du willst.

Der Mann. Schließe nur zu. Ich nehme den Hausschlüssel mit.

Probates Mittel gegen Hamorrhoiden.

Säuglingsbewahranstalt.

Naturgeschichte des Frackes.

Fraccus Spiessbürgeriensis.

Fraccus Zopficus.

Fraccus Antiquarius.

Fraccus Calculatorius.

Fraccus Ladenschwengelious.

Fraccus Ratscheriensis.

Fraccus Schwalbenschwanzikus.

Fraccus Leichenbitterus.

Fraccus militaris.

Fraccus decoratus.

Fraccus Hofschranzikus.

Fraccus Rationalis.

Emil Ende

verläßt ſeine Heimath um in einer großen Stadt ſein Glück zu machen.

Emil Ende als Franz Moor in der Stadt.

Fall mit Victualienbegleitung.

Entſetzlich.

Eine Ballade in zwei Theilen

von

M i r.

Erſter Theil.

Es ſitzt die Gräfin auf der Zinne ihrer Burgen,
Das Angeſicht umflort von Kummer und von Surgen.

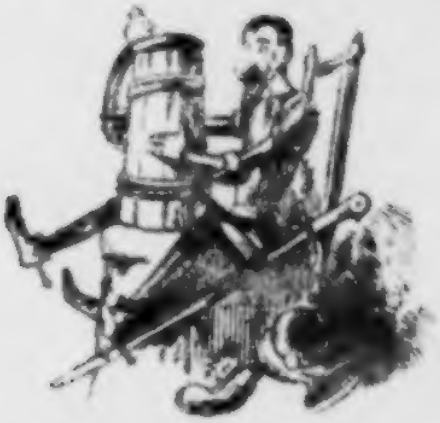
Halb welk iſt ſchon die jugendliche Holde;
So ſchaut ſie tief hinab auf das Gefelde.

Da blühet Alles in des Frühlings Prangen;
Und Jubel tönet von der Vöglein Zangen.

Die Roſen duften und die Nelken ſproſſen;
Und Philomele flötet aus Cypreſſen.

Die Lerchen ſchmettern und die Käfer ſummen;
Da klagt die Gräfin: „Wann wird er wol kummen?“

Ob mich ein Dämon ſeiner wol beraubet?
Wo ſäumt der Mann, den meine Seele laubet?



Iſt er mir jetzt ſchon gram? Will er mir trotzen?
Daß er mich läßt auf dieſer Zinne ſotzen?

Bricht er die Treue, die er mir geſchworen,
Bricht er die Treue ſchon nach dritthalb Jahren?

Hab' ich's verſchuldet, daß er meiner ſpottet?
War mein Geſchick mit ſeinem nicht verkettet?

So klagt die Gräfin und ihr Aug', ihr ſchwarzes,
Es rinnt im Uebermaaß des tiefſten Schmarzes.

Ihr Wort erſtickt im bitterſten Geſchluchze;
Und in Verzweiflung faßt ſie eine Buchſe.

Sie ſpannt den Hahn — von Satanas verlocket —
Drückt los und — ach! — ſchon liegt ſie hingeſtrocket.

Sie liegt entſeelt, durchſchoſſen auf dem Boden,
Und neben ihr die Waffe, die ſie ſelbſt geloden.

Zweiter Theil.

Kaum aber hat ihr Leben sie verloren,
Sieht man auf's Schloß zu einen Ritter galloperen.

Schon ist er da; schon springt er von dem Rappen
Und eilt hinauf die langen Wendeltrappen.

Schon iſt er auf der Zinne, ach! und ſieht mit Schrecken
Die blaſſe Leiche vor den ſtarren Blecken.

Da ſtampft er wild den Boden mit den Stiefeln
Und ruft: „warum, o Gräfin, mußteſt du verzweifeln?“

Warum kennt'ſt du, o Heldeſte der Helden,
Dich nicht noch einen Augenblick gedulden?

Und muß ich dich als blut'ge Leiche ſchauen,
Was ſoll ich jetzt in dieſer Welt noch thauen?“ —

Er ſpricht's; es funkeln ſeine wilden Augen,
Und aus der Scheide zieht er ſeinen Daugen.

Und schwingt ihn keck und mit dem grimmsten Trotze
Stößt er sich in die Brust die scharfe Spitze.

Er sinket um mit einem Schmerzenslaute,
Und schon liegt er entseelt in seinem Blaute.

Mit Schrecken sieht man bald vom Zinnengatter
Den Leichnam von der Gräfin und dem Ritter.

Nutzanwendung.

Der Uebereilung kann nichts Gutes nicht entwachsen;
O hüte dich vor Degen, Dolch und Büchsen!

Und wisse, daß sein Grab sich selber schaufelt,
Wer an dem eigenen Geschick verzweifelt.

Inhalt.

Seite

Die Blutrache. Nach einer wahren Begebenheit. Von **W. Alexis** 1

Der Bilderdieb. Erzählung aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von **Gustav Nieritz** 33

Ein Versuch zur Ansiedelung oder wie's dem Herrn von Sechingen in dem Urwald gefiel. Von **Fr. Gerstäcker** 54

Deutsche Sagen und Märchen. Von **Karl Simrock** 86

Die kluge Grete. — Schmaderadderadderalz. — Geistermette. — Das Bonner Wahrzeichen. — Frau von Poggwisch. — Das Gnadenbild zu Marienburg. — Das arme Seelchen.

Humoristisches von **Ludwig Kalisch** 93

Schwefeläther. — Baumwolle. —

Blicke aus der Korbmacher-Perspektive. Von **H. H. Klemm** 96

Holzschnitte nach Originalzeichnungen von Dresdner und Münchner Künstlern 99

Nieritz

sächsischer

Volkskalender

für

1847.

Leipzig, Georg Wigand's Verlag.

Preis 10 Ngr. = 36 Kr. Rh. = 30 Kr. C.M.

Der

Grenadier als General-Superintendent.

Eine historische Familien-Anekdote,

nacherzählt von Wilhelm Meinhold.

(Verfasser der Bernsteinhexe.)

Unser vorletzte Kalender hat dir, lieber Leser, eine Erzählung von Nieritz gebracht, „die Batzennoth" betitelt, welche eine geschichtliche Unterlage zu haben scheint und das abenteuerliche Leben eines Candidaten schildert. Es ist dir darum gewiß angenehm, hier eine ähnliche zu lesen, welche durchaus geschichtlich ist, und die ich nur nach der Familien-Tradition getreu wieder erzähle. Indeß muß ich die Namen fortlassen, da ich nicht weiß, ob es den angesehenen Nachkommen unsers merkwürdigen Grenadiers erwünscht sein dürfte, sie öffentlich zu lesen.

Höre also, was Seltsames in Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Ersten geschah, der bekanntlich der Vater des großen Friedrich war, und oft verkannt ist in seiner rauhen, zuweilen sogar tyrannischen Weise, beim Lichte besehen aber einer der ersten Regenten seines Vaterlandes war, indem nur er allein, wie später sein großer Sohn ihm auch bezeugte, die Größe desselben begründet hat.

Dieser außerordentliche Mann, den man nur aus dem Gesichtspunkt seiner Zeit beurtheilen muß, um ihn wirklich in allen Dingen, sowohl in seinen Fehlern als in seinen Tugenden, außerordentlich zu finden, hatte eine Passion, welche alle andern bei ihm überwog, nämlich die Liebe zur Jagd. Ich erinnere mich, bei seinem Lebensbeschreiber Förster gelesen zu haben, daß er z. B. in einem Jahre allein über 2000 Rebhühner eigenhändig geschossen, alles übrige Wild ungerechnet, wobei seine Gemahlin am allerschlechtesten fuhr, weil sie ihm, gegenseitiger Uebereinkunft gemäß, freies Pulver und Blei halten mußte. War in seinen eigenen Wäldern nichts mehr zu jagen, so verschmähte er auch keineswegs die Einladungen seiner Edelleute zu dem gleichen Zweck.

So kam es denn, daß — es mochte ums Jahr 1720 sein — der reiche Gutsbesitzer v. W. Sr. Majestät eine Einladung zur Wolfsjagd zugehen ließ und unterthänigst bat, auch Allerhöchstihre Frau Gemahlin mitzubringen, bei welcher seine, des Junkers Frau nämlich, früher einmal Hofdame gewesen war.

An einem schönen Septembertage rückte denn auch der jagdlustige König mit seiner Gemahlin, mehreren Offizieren und Hofdamen, wie mit dem seltsamen Hofnarren, Freiherrn von Gundling, zur großen Freude des Edelmanns auf dessen Stammschloß U. ein. Schon des nächsten Tages begann die Jagd und Gundling, der noch weniger Geschmack am edlen Waidwesen hatte, als der König an den edlen Wissenschaften, schlenderte, von unerträglicher langer Weile gefoltert, mit einem Schmöker unter dem Arme auf dem Felde umher und warf sich endlich in einen mit hohem Klee gepolsterten Graben, um zu lesen.

Doch ehe wir hören, was weiter geschah, müssen wir erst eine Schilderung dieses seltsamen Mannes unserm Leser geben. Er war, wie schon bemerkt worden, der Hofnarr des Königs, welcher ihm alle gedenkbaren Titel und Ehren gegeben hatte, blos um ihn desto mehr mit seinen Ministern und Offizieren aufziehen zu können. Denn, Seine Excellenz, der Herr Ober-Ceremonienmeister, Geheimerath und Präsident der Akademie der Wissenschaften, Freiherr von Gundling gewannen durch alle diese Titel einen solchen Hochmuth, daß für jene Zeit nichts komischer war, als diese Würden, im Gegensatz zu der niedrigen Behandlung, die er alle Tage, selbst von den jüngsten Lieutenants genießen mußte. Se. Excellenz ärgerten sich alsdann, daß Sie bebten wie Espenlaub, und Ihre kleine aufgestülpte Nase braun und blau vor Zorn wurde, und dahin eben suchten es seine Quälgeister zu bringen, worauf denn Alle zur großen Ergötzung des Königs ein ungeheures Gelächter erhoben, und Se. Excellenz, wenn Sie gerade nicht besoffen waren, was beiläufig gesagt, sehr häufig der Fall war, entweder das Weite suchten, oder mit gravitätischem Anstande bei dem gegenwärtigen Könige Protest gegen die Behandlung eines Mannes in Ihren Würden erhoben, wo sich dann natürlich das Gelächter mit doppelter Gewalt erneuerte. Wegen dieser, damals für komisch geltenden Auftritte, war unser Narr dem Könige und seiner Umgebung unentbehrlich geworden. Hierzu kam, daß er ein lebendiges Lexicon war und in den täglichen sogenannten Tabaks-Collegien über Alles und Jedes Auskunft geben mußte. Und diese, ihm allerdings nicht abzusprechende, Gelehrsamkeit im Geiste seiner Zeit war das Beste an unserm Narren, der übrigens so wenig Witz hatte, als ein Jagdhund, wohl aber unter Umständen eben so falsch und bissig war als dieser. Dies wird auch die folgende Geschichte wieder bestätigen.

Der Freiherr von Gundling also lag in seiner seltsamen Bekleidung, wozu, außer Schuhen mit rothen Absätzen, insonderheit eine ungeheuere Alongenperücke von weißen Ziegenhaaren gehörte, in einem Graben, wie wir gehört haben, und zwar so, daß blos die Alongenperücke mit ihren mächtigen Locken zu sehen war, die sich von Zeit zu Zeit hin und her bewegte. Dies wurde ein Edelmann gewahr, der sich bei der Jagd verspätet hatte, und da er, wer weiß welch ein

seltenes Thier im Graben versteckt vermuthete, hielt er dem Narren gerade auf die Perücke los, traf aber zum großen Glück nicht, sondern die Kugel schlug dicht bei dieser vorbei in den Grabenrand. Se. Excellenz richteten sich sogleich voll höchster Entrüstung empor und riefen dem bestürzten Schützen zu: „nichtswürdiger Bauerlümmel, was untersteht Er sich!" Dieser aber, da er bemerkte, daß das seltene Thier wohl zum Gefolge des Königs gehören müsse, entgegnete kein einziges Wörtchen, sondern rannte, als ob der Kopf ihm brenne, aus vollen Kräften dem nahen Walde zu. Damit jedoch war unser Narr nicht zufrieden, sondern da er in der Nähe einen Menschen beim Pfluge sah, wandte er sich mit hochmüthiger Miene diesem zu und rief: „Scheer Er sich mal näher!" Dieser aber entgegnete: „dazu habe ich weder Zeit noch Lust, wenn Er aber bittet, werde ich kommen."

Eine solche Antwort waren Se. Excellenz nicht gewohnt; mit erhobenem Stocke schritten Sie also auf den verwegenen Pflüger zu und wollten ihm ohne Weiteres das Leder abbläuen, als Sie zu Ihrer Verwunderung gewahrten, daß dies der Herr Pfarrer des Dörfchens sei, den Sie Abends zuvor auf dem Schlosse des Edelmanns gesehen. Se. Excellenz ließen also den Stock fallen, und begnügten sich, den Pfarrer mit den Worten abzustrafen: „wie kann Er ein so grober Esel sein, weiß Er nicht, wer ich bin?" „O ja" antwortete jener? „Er ist der Hofnarr des Königs." Se. Excellenz bebten vor Wuth bei diesen Worten, doch da Sie mit Ihren kleinen tiefliegenden Augen den starken Pastor vom Kopf bis zu den Zehen maßen, auch in der Nähe nirgendwo Hülfe gewahrten, ließen Sie den abermals erhobenen Stock wiederum zu Boden sinken und begnügten sich mit der Drohung: „warte Er nur, ich wills dem Könige sagen, Er Bauerlümmel Er, will ein Pastor sein und pflügt hier selbst, wo hat Er seinen Jungen?" Ganz ruhig erwiederte dieser: „Mein Herr weiß vielleicht, daß Cincinnatus auch pflügete und dieser war ein Dictator, ich aber bin nur ein armer Dorfpastor." „Ja," versetzte der Narr, indem er mit den Augen seinen schlechten, durchaus bäuerlichen Anzug musterte: „als Cincinnatus pflügte, sah er aber nicht wie ein grober Bauer aus." „Gewiß aber auch nicht als ein Narr," versetzte Jener und trieb seine Ochsen an. Der Stock ging zum dritten Male in die Höhe, senkte sich aber auch wieder zum dritten Male nieder, denn in der Ferne bemerkte unser Narr einen Menschen aus dem Dorfe kommen, von dem er vermuthete, daß er ihm vielleicht nähere Auskunft über den groben Priester geben könne, den er sich fest vornahm zu stürzen, wann es in seiner Macht stände.

Als er daher nur noch ihm nachgerufen hatte: „wer war der Kerl, der hier eben schoß," und die kurze Antwort zurückerhalten, „ich weiß es nicht!" ging er laut scheltend davon, und näherte sich bald jener Person, einem Bauer des Dorfes, wie es sich erwies,

den er ein Langes und Breites über den Pastor ausfragte, zu seinem Aerger jedoch nichts, einigermaßen diesem nachtheilig werden Könnendes erfuhr, als daß er noch Plattdeutsch predige. Dies hatte der König allerdings bereits verboten; sobald dieser daher am Abend von der Jagd zurückkehrte, ließ unser Gundling es sich angelegen sein, den Pastor nach besten Kräften anzuschwärzen, und seine Abenteuer des Tages zu erzählen, worüber der König jedoch keineswegs ungehalten ward, wie der Narr vermuthet hatte, sondern in ein lautes Gelächter ausbrach. Mehr Glück machte der Vorschlag: Seine Majestät möchten geruhen, morgen früh (denn es war zufällig Sonnabend) bei diesem Priester in die Kirche zu gehen, um ihn selbst predigen zu hören. Dies müsse aber Staatsgeheimniß bleiben, damit derselbe sich nicht die Nacht vorbereiten könne, sondern man ihn ganz, wie er sich ausdrückte, in seiner Seauce antreffe. Er, Gundling, wolle morgen schon aufpassen, wenn es Zeit sei. Dem Könige gefiel dieser Vorschlag, und siehe, am andern Morgen gingen mit dem letzten Verse des Hauptliedes die Kirchenthüren auf und, der König und die Königin an der Spitze, traten alle hohe Gäste des Edelmanns plötzlich in die Kirche und nahmen theils in den benachbarten Bänken am Altar Platz, theils, und da diese bald gefüllt waren, standen sie in der Nähe des Königs, der sich vom Chor des Edelmanns einen Stuhl holen und vor den Altar setzen ließ, über dem sich zugleich nach dem, von diesem Könige eingeführten Baustyl die Kanzel befand, damit er den ungehorsamen, plattdeutschen Prediger besser vor Augen habe. Gundling stellte sich dem Könige gegenüber dicht unter die Kanzel und lehnte mit den Schultern an das Bild des Judas Ischarioth, der sich an einem Feigenbaum erhing.

Die nun folgende Predigt ist durch die Tradition in einem großen Theile Pommern's berühmt geblieben, bis auf den heutigen Tag. Der alte Pastor that anfangs, sobald er die Kanzel bestiegen, als ob er ganz unter seinen Bauern sei, und legte ohne alle Bezugnahme auf seine hohen Gäste das Evangelium, plattdeutsch nach seiner Weise, mit herzgewinnender Einfalt aus. Da er aber wohl wußte, daß Friedrich Wilhelm der Erste eine solche Bezugnahme auf seine Gegenwart bei jedem Gottesdienste eben so herrisch verlangte, als sie hundert Jahre später sein großer Urenkel Friedrich Wilhelm der Dritte demüthig verbat und verschmähte; so berührte er in der sogenannten Nutzanwendung denn auch auf höchst originelle Weise die schmeichelhafte und unvermuthete Erscheinung des Tages. Nachdem er nämlich seiner Gemeine gewissermaßen prophetisch vorausgesagt, daß die Erinnerung an diesen Tag, wo ihr Landesherr ihren Gottesdienst mit seiner Gegenwart verherrlicht habe, noch bei Kindern und Kindeskindern fortleben würde, und daran einige kräftige Ermahnungen zu dankbarer Treue geknüpft hatte, fuhr er wörtlich folgendermaßen fort: Womit sall ick unsern allergnädigsten König unde Herrn verglieken? —

Ick verglecke em mit eim Gosornd (Adler) de na de Sünne heranflücht und tokickt ob uck son verfluchte Blootihl an sine Jungen fücht (saugt), bei welchen Worten er mit dem Finger nach unten deutete, und, da die Kanzel sehr niedrig war, dem Gundling gerade auf die weiße Perücke stieß. Die Gesichter verzogen sich schon allgemein zum Lächeln, indeß that man sich Gewalt an und hörte, wie der Prediger seinen Satz ausführte und die Blutegel auf die Vornehmen deutete, die so oft das arme Volk aussögen, bis er abermals ausrief:

Womit sall ick unsern allergnädigsten König unde Herrn verglecken? Ich verglecke em mit ehnem Fiegenbohm, de söte (süße) Früchte drägt und nicht so'n Judas den Erzschelm, aß diesse hier, wobei er abermals dem Gundling auf die weiße Perücke tippte. Hier hielt sich schon der Eine und der Andere die Hand vors Gesicht und selbst der König; doch als der Prediger zum dritten Male fragte: womit sall ick unsern allergnädigsten König unde Herrn verglecken? stopfte sich Jeder das Schnupftuch in den Mund, oder platzte auch unverhohlen hervor. Denn Gundling, der längstens braun und blau vor Zorn geworden war, raunte dem Prediger auf seine Frage in die Höhe: mit eh'm Kuhnhahn (Puter)! worauf jener augenblicklich in Parenthese versetzte: damit vergliek ick di mit dine blage (blaue) Näs' und dine olle Moder, de olle Her, vergliek ick mit ehne Nachtuul. — Womit sall ick unsern allergnädigsten König unde Herrn verglecken u. s. w. u. s. w.

Kurz die Predigt fand bei Allen und selbst bei dem Könige einen außerordentlichen Beifall. Nach dem Schlußverse rief er selbst den Pastor aus seinem Beichtstuhl und übergab ihm 30 Ducaten mit den Worten: „paß Er mir aber gut auf die Blutigel und wenn er welche saugen sieht, so meld' Ers nur." Alle Welt und selbst der Pastor sah hierbei auf Gundling, dessen Zorn schon ausbrechen wollte, als der König ihn anfuhr: da hat Er was Gutes auf seine blaue Nase gekriegt, merk Er sich das! Ich glaube selbst, Er ist halb Kuhnhahn, halb Nachteule. — Allonz Messieurs! — und fort ging es auf das Schloß des Edelmanns.

Man kann sich nun nach dem Gesagten leicht vorstellen, wie es an der Tafel, zu der auch der Pastor geladen war, über den armen Narren herging, der umsonst seinen Aerger in Wein zu ersäufen suchte. Doch als man gar die Schußgeschichte vom vorigen Tage aufs Tapet brachte, die er wohlweislich dem Könige verschwiegen, war der Neckerei vollends kein Ende, so daß Se. Excellenz endlich zu Ihrem letzten Mittel greifen mußten, sich Frieden zu verschaffen, nämlich: Reißaus zu nehmen.

Mehr als je mit dem Gedanken beschäftigt, sich an dem verwegenen Pastor zu rächen, lief er aufs Feld, wo er einen Bauer traf, der zu seiner großen Freude ein erbitterter Feind desselben zu sein schien. Er beklagte sich nämlich über die große Strenge des Pastors,

der an jedem Sonntag Nachmittag in vollem Ornat und mit dem Kantschu unter dem Arme in die Häuser ginge, wo er wüßte, daß die Woche über etwas Ungehöriges vorgefallen sei, und dort ohne alle Barmherzigkeit dann Jung und Alt abzubläuen pflege. So sei es ihm (dem Bauer) neulich auch ergangen. Denn er habe auf letztem Jahrmarkt ein Pferd zu 5 Thlr verkauft und nur 4 Thlr. 20 Gr. davon zu Hause gebracht, für die fehlenden 4 Gr. aber sich lustig gehalten. Darüber habe seine Ehefrau ihm alle Tage nachher Vorwürfe gemacht, daß er endlich in Harnisch gerathen sei und ihr den Buckel ganz gehörig besehen habe. Böse Leute hätten es aber sogleich dem Pastor erzählt, der dafür erst ihn und nachher seine Frau am nächsten Sonntage auf das Erbärmlichste abgestraft und so lange fortgefahren habe, ihnen umwechselnd aufzuzählen, bis sie sich wieder beide die Hand und einen Kuß zur Versöhnung hätten geben müssen.

Unser Narr war zu klug, um nicht augenblicklich einzusehen, daß diese Anekdote ihm nicht das Geringste bei dem Könige nützen würde, um dem Pastor zu schaden. Im Gegentheil hätte er noch einmal zu seinem Aerger es erleben können, daß der König diesem, als ehrenvolles Anerkenntniß der Sittenordnung, welche er unter seinen Unterthanen übte, abermalige 30 Ducaten verehrt hätte. Er antwortete also ganz pathetisch: „daran that der Pastor ganz recht, das schadet Euch nicht!“

„J, das ist wohl wahr, das schadet uns nicht,“ erwiederte der Bauer, „zumal er auch schon alt wird, und es nicht sonderlich mehr durchzieht, aber glaube Er mir, wenn sein Sohn des ehesten ans Regiment kömmt, der ein Kerl wie ein Kirchthurm ist, schlägt er uns Allen die Knochen entzwei. Darum, wenns auf mich ankäme, nähm' ich ihn schon blos deshalb nicht zum Pastor, denn wenn der Edelmann uns des Werkeltages und der Pastor des Sonntags prügelt, welchen Tag soll der Buckel dann abheilen?“ Hier horchte Gundling hoch auf, und sein Plan war schon halb gemacht, als er erfuhr, daß der riesengroße Sohn des Predigers dieser Tage aus Halle zurückkehren werde, um am nächsten Sonntage seine Probe- (Gast-) Predigt, wie der Bauer sich ausdrückte, zu halten, da der Edelmann ihm die Pfarre seines Vaters versprochen habe.

Er verließ also hämisch lächelnd den Bauer und besuchte unter irgend einem Vorwande den Küster, um sich näher von der Sache zu unterrichten. Dieser bestätigte in Allem die Aussage jenes und meinte: der junge Herr möge wohl an die 13 bis 14 Zoll hoch sein und wäre gewachsen, wie ein Altarlicht. Im Uebrigen müsse er schon heute oder morgen kommen, denn der Dienstknecht des Herrn Pastors sei bereits die Nacht abgefahren, ihn von der nächsten Poststation zu holen.

Warte, murmelte Gundling zwischen den Zähnen, sobald er die Dorfstraße wieder betreten hatte, dem Burschen wollen wir den

blauen Rock anziehen, das soll den Pfaffen-wohl kirre machen! — Er ging also zurück aufs Schloß, wo er einen Hauptmann seiner Bekanntschaft traf, den er sogleich allein rief und dann die hastige Frage an ihn richtete: „wie viel Kerl's hat mein Herr schon?"

Um diese Frage zu verstehen, muß man wissen, daß der König auf jeder Revue von jedem Compagnie-Führer verlangte: er solle ihm neugeworbene Rekruten vorstellen. Hatte der arme Kerl weniger als drei, so fiel er in halbe Ungnade, daher jeder Capitain sich um die Revue-Zeit, die jetzt vor der Thüre war, auf jede erlaubte und unerlaubte Weise einige junge Leute, besonders aber von großem Wuchse zu verschaffen suchte, woran der König bekanntlich ein so seltsames Wohlgefallen hatte.

„Ich habe leider Gottes erst einen, erwiederte der Offizier, und das ist auch nur ein Schneidergesell." „So kann der Herr, versetzte Gundling, einen Bibelgesellen von 14 Zoll dazu kriegen." Nun, es ist zwar nur ein mittelmäßiger Knirpps, meinte jener, aber Etwas ist doch besser, als Nichts. Er bat also um Erklärung und beide verabredeten dann die Mittel, wie sie am besten den Sohn des Predigers aufheben wollten. Sie kamen dahin überein: daß der Offizier sich krank stellen solle, wenn nach einigen Tagen der König wieder abreisen würde. Gundling bliebe zur Gesellschaft bei ihm; es würden heimlich aus der nächsten Stadt einige Mann Soldaten requirirt, und der junge Candidat nolens volens bei den Ohren genommen und in die Garnison transportirt. —

Inzwischen wurde am nächsten Tage die Jagd abseiten des Königs und seines Gefolges mit gewohnter Leidenschaftlichkeit fortgesetzt. Da traf es sich denn, daß zwei Hofdamen der Königin, von größter langer Weile gefoltert, den Windungen des Baches nachgingen, der aus dem Garten des Edelmanns ins freie Feld lief. Die eine, Wilhelmine v. B., war ein junges, reizendes Geschöpf, welche offenbar die andere schweigsame und minder reizende aufzumuntern suchte, bald gebückt nach vierblätterigem Klee spähete, bald Grashalme raufte und sie zu einem deutenden Kranze zusammenband. Dabei wurde viel gekichert, so daß man aus der Ferne schon vermuthen konnte, es werde hier das alte und immer neue Lied im Munde der Damen, nämlich Hochzeit und Liebe, abgehandelt. Allmälig hatten sich beide Schönen, den Windungen des Baches nachwandelnd, wohl eine Viertelmeile vom Dorfe entfernt, als ein von der Meute verjagter Wolf, den sie anfangs für einen Hund hielten, gerade auf sie zurannte, und sich kaum in einer Entfernung von 20 Schritten vor ihnen auf das Ufer des Baches setzte und sie anblinzte, als wollte er sagen: Dich Engelchen nehm' ich hier gleich zum Frühstück und dich anderes Engelchen bette ich auf dies Vergißmeinnichtlager hier neben an und hebe dich mir zum Abendbrod auf.

Einen solchen Bräutigam hatten die armen Dinger sich nicht aus ihren Kränzen und Kleeblättern gedeutet. Beiden blieb die

Sprache fort und sie standen, wie versteinert, als sie das Unthier erkannten, während das Jagen der Meute aus meilenweiter Entfernung dumpf zu ihnen herüberscholl. Daß der Wolf auf der Flucht und zumal im Sommer und Herbste Niemand anfällt, und auch jener Bramarbas, der dort vor ihren starren Augen saß, vielleicht eben soviel Furcht vor ihnen hatte, als sie vor ihm, wußten die armen Mädchen nicht. Die schweigsame seufzte einen männlichen Vornamen, der wahrscheinlich der ihres Geliebten war, während jene reizende sich nach dem ersten Schreck nach allen Seiten umsah, um vielleicht irgendwo Hilfe zu gewahren. Aber überall war keine Seele.

Da, siehe, tauchten plötzlich aus einem Hohlwege, seitwärts und zwar dicht bei ihnen, 2 Pferdeköpfe hervor, welchen ein mit Strohsitzen versehener Wagen folgte, auf dem ein schöner und blühender junger Mann saß! Beide Damen schrieen gleichzeitig vor freudiger Ueberraschung empor, als sich dieser unvermuthete Anblick ihnen darbot und der Wolf nahm augenblicklich den Schwanz zwischen die Beine und trabte ein Ende weiter, wo er sich jedoch abermals niedersetzte.— Sie haben uns vom Tode gerettet, sprach die reizende Wilhelmine, indem sie auf den jungen Mann zuging, der augenblicklich dem Kutscher zu halten befahl, und vom Wagen sprang. Nachdem er mit feiner französischer Galanterie gebeten, seinem Zweifel zu Hilfe zu kommen, ob er hier Nymphen und Hamadryaden oder wirkliche Menschen erblicke, und man ihm alle mögliche Auskunft gegeben hatte, stellte er sich mit vielem Anstande als den Sohn des alten Predigers H. vor, der so eben von Halle käme, um binnen Kurzem seinem Vater adjungirt zu werden. Da gab es denn gleich der Anknüpfungspunkte genug und der junge Mann, den wir Carl nennen wollen, lud die Damen ein, von seinem Fuhrwerk Gebrauch zu machen, um ohne weitere Furcht vor dem Unthier, das noch immer in einiger Entfernung hockte und das er aus vereinzelten Blutspuren für krank halten zu müssen erachtete, aufs Schloß zurück zu gelangen.

Die Damen waren natürlich hierzu gern bereit und Carl hatte das Vergnügen, sie beide auf den hohen Wagen zu heben, worauf er dann selbst nachstieg und sich rückwärts neben den Kutscher setzte, so daß die schöne Wilhelmine ihm gerade gegenüber war, aber lange Zeit das leuchtende Feuer ihrer Augen grausam in ihren Schooß warf. Erst als er von Halle zu erzählen begann, wo er bei Freylinghausen, dem Schwiegersohn des berühmten Dr. Aug. Hermann Franke, mehrere Jahre Famulus gewesen war und dort sich auch unstreitig sein feines Wesen angeeignet hatte, ließ sie mit Wohlgefallen ihre schönen Augen auf ihm ruhen, denn sie kannte Franke wie Freylinghausen, und wurde bald so beredet, daß ihre Nachbarin erröthete, sie wiederholt anstieß und ihr endlich in die Ohren raunte: „aber mein Gott, es ist doch kein Edelmann!“ — Wilhelmine ließ sich aber dadurch keineswegs stören, sondern da auch der junge Herr sehr beredet war und unter andern mehrere der neuesten

Lieder von Freylinghausen recitirte, verfloß ihnen die Zeit so bald, daß sie, ohne es gewahr zu werden, plötzlich vor dem Pfarrhause hielten. Hier versammelte sich Alles mit lautem Freudengeschrei sogleich um den Wagen und Alles wollte den lieben Ankömmling zuerst küssen, der es aber artig ablehnte und zuerst seine schönen Begleiterinnen vorstellte, die sogleich dann ins Pfarrhaus geladen wurden, was zwar die schweigsame anfangs ablehnte, die andere aber sogleich annahm.

Nach den ersten stürmischen Begrüßungen der ganzen Familie faltete der alte Pastor die Hände und intonirte das Lied: „Nun danket alle Gott," in welches alsbald die ganze Familie und auch unser Carl und zwar mit einem so köstlichen Tenor einstimmte, daß das junge Fräulein sich nach Beendigung desselben nicht enthalten konnte zu sagen: „also musikalisch ist der junge Herr auch; ich muß dem jungen Herren sagen, daß ich in meinem Leben nicht einen so kostbaren Tenor gehöret und wenn er mir einen Gefallen erzeigen will, so singe der Herr mir das schöne Lied von Freylinghausen zum Abschiede vor, das er mir draußen recitiret." —

Diese Aufforderung war zu schmeichelhaft, als daß unser Carl ihr nicht sollte augenblicklich genügt haben. Er sang also solo das schöne Lied: „Mein Herz gieb dich zufrieden", ohne zu ahnen, daß binnen Kurzem aus diesem Liede nicht blos all sein Trost, sondern aus ihm auch endlich all sein Glück hervorgehen würde.

Der reizenden Wilhelmine stand eine Thräne in den Augen, als er geendet hatte, und da ihre Freundin sie antrieb, so empfahlen sich darauf beide Damen sogleich. Karl begleite sie indeß artig bis an die nahe Schloßpforte, und indem er ein Taschenbuch hervorzog, fragte er beim Abschiede Wilhelminen, ob er die Ehre haben dürfte, dem gnädigen Fräulein die Silhouette von Freylinghausen zum Andenken zu überreichen? Das Anerbieten wurde, dem Anschein nach, mit Wohlgefallen aufgenommen, und beide Damen verschwanden ins Schloß. —

Dem jungen Manne war in den ersten Tagen, als ob ihm etwas fehle, da aber der Unterschied des Standes zwischen ihm und einer Hofdame der Königin ein, damals unübersteiglich scheinender war, schlug er sich bald das seltsame Abenteuer aus dem Sinne, wozu ihm die Ausarbeitung seiner Gastpredigt besonders behülflich war, die er am nächsten Sonntage vor dem Patron und der Gemeine zu halten hatte. Inzwischen war jedoch der König mit seinem Gefolge abgereist, während Gundling und der Hauptmann verabredetermaßen ihre Rolle gespielt hatten. Sie blieben beide im Schlosse zurück, indem der letztere einen unerträglichen Anfall von Podagra vorschützte. Heimlich hatten sie zur nächsten Sonntags-Nacht aber aus der Garnison zu G. einen Unteroffizier und sechs Mann bestellt, weil sie in Erfahrung gezogen, daß der Patron, ihr gütiger Wirth, gleich nach abgelegter Gastpredigt des Candidaten zu seinem 10 Mei-

len entfernten Bruder verreisen und in den ersten acht Tagen nicht wiederkommen würde. Gegen die Zeit hofften sie den jungen Rekruten schon so in Sicherheit zu haben, daß alle späteren Reclamationen zu Nichts führen sollten, indem der Adjutant des Königs, der alle militaria besorgte, ein Vetter des Hauptmanns war. Gundling rieb sich nach seiner Weise vor Freude den Bauch mit den Händen, wenn er an die Verzweiflung des Pastors dachte, dem er ein so schreckliches Paroli zu biegen gesonnen war.

Endlich brach der von ihm so sehnlich erwartete Sonntag an. Beide Herren waren in die überfüllte Kirche gegangen; der Hauptmann, wie heuchlerisch er zu seinem Wirthe sagte, um Gott für seine so unerwartet — glückliche Genesung zu danken, in Wahrheit aber um sich seinen jungen Rekruten naher anzusehen, über dessen Länge er entzückt war und Gundling wiederholte Complimente ins Ohr raunte. Der arme junge Mann, welchen nicht blos Freylinghausen, sondern selbst Aug. Hermann Franke mehrere Male gewürdigt hatten, für sie zu predigen, ärndtete an diesem Tage stürmischen Beifall, sowohl bei seinem Patron als bei der Gemeine, und selbst Gundling trat nach dem Gottesdienste hinzu, um mit fürchterlicher Ironie dem alten Pastor, dessen Augen noch voll Wasser standen, zu einem solchen Sohne zu gratuliren, was dieser indeß nur mit einer stummen Verbeugung erwiederte. — Der Hauptmann jedoch verstand sich nicht zu der gleichen Niederträchtigkeit, was ihm, jenem gegenüber, gewissermaßen noch zum Vortheil ausgelegt werden muß. —

In der nun folgenden stürmischen Herbstnacht entstand plötzlich Waffengeklirr und ein lautes Pochen an dem Pfarrhause. Man vernahm auch bald im Innern mehrere Stimmen und nach wiederholten Schlägen an die Thüre wurde diese von unserm unglücklichen Carl selbst mit den Worten geöffnet: wer seid ihr und was wollt ihr in nachtschlafender Zeit? „Ihn wollen wir, rief der Hauptmann, indem er vorsprang und den jungen Mann am Arme fest hielt, komm Er nur gleich mit, Er muß den blauen Rock anziehn."

Man kann sich das eiskalte Schrecken des Unglücklichen denken, der, halb bekleidet wie er war, noch sprachlos dastand, als der alte Vater, der diese Worte drinnen im Zimmer auch gehört hatte, plötzlich aus dem Bette sprang und sich nackt und mit heftigem Ungestüm zwischen die Gruppe warf. Auch ihm verging indeß die Sprache vor Schreck, als er beim hellen Mondschein die Bewaffneten erblickte und unter ihnen den niederträchtigen Gundling, der aus vollem Halse lachte und ihm entgegenrief: „Er kommt ja nackt an, hol Er sich doch erst ein Feigenblatt aus der Kirche!" — Diese Worte brachten den Alten erst wieder zur Besinnung und indem er schrie: „du nichtswürdiger Judas!" wollte er ihm mit geballter Faust auf den Leib fahren. Indeß trat Carl dazwischen; da sich aber der Alte durchaus nicht beruhigen wollte, und der Aufruhr und das Geschrei jetzt schon allgemein geworden war, indem Mutter und Schwestern bereits mit

Licht herbeistürzten, bat der junge Mann wiederholt um das Wort, welches er endlich auch erhielt und richtete folgende Frage an Vater und Geschwister: „glaubt Ihr, daß der liebe Gott um mein Schicksal weiß, oder nicht?" worauf alle verstummten und erst, als sie wiederholt ward, entgegnete der Alte: „ei, wozu die Frage, wie sollte der, welcher Alles weiß, auch hierum nicht wissen?" „Nun, entgegnete der ruhige Sohn, wenn Ihr das glaubet, so vergesset auch nicht, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen. Ich liebe Gott und ergebe mich darum ruhig in mein Schicksal und will mich nur erst ankleiden, um sogleich dem Herrn Hauptmann zu folgen." „Nein, Er muß sogleich folgen", schrie dieser, indem er ihn am Arme ergriff und „Marsch!" kommandirte. Man lief, man schrie dem Unglücklichen nach, man suchte ihn festzuhalten, vergebens. Vater, Mutter und Schwestern wurden mit Kolbenstößen zurückgetrieben. Bis vor das Dorf, rief der Hauptmann, wird er nicht erfrieren, und dort zieht er seine Montirung an, und fort ging es trotz allem Geschrei, das schon hin und wieder die Nachbarn vor die Thüre getrieben hatte, in die stürmische Nacht hinaus.

Wir unterlassen es, eine Schilderung von dem Zustande der trostlosen Familie zu geben, da der Soldatenstand in damaliger Zeit nicht blos der allerschimpflichste, sondern auch der allerunglücklichste auf Erden war und mancher Vater, wenn er die Wahl gehabt, sein Kind lieber auf der Todtenbahre als im bunten Rocke gesehen hätte.

Vergebens wartete der gebeugte Vater auf ein Schreiben seines Sohnes von einer Woche, von einem Monat zum andern. Der Hauptmann hatte schon dafür gesorgt, daß dem Unglücklichen jede Gelegenheit dazu abgeschnitten wurde. Niemand wußte, wo er gestoben und geflogen, und so schwer es aus diesem Grunde hielt, ihn zu reclamiren, so wurde es doch endlich sowohl von dem Prediger als dem Patron, obwohl, wie leicht zu erachten, vergeblich versucht. Ja, nach wiederholten Eingaben bei des Königs Majestät, erhielten sie endlich sogar von dem Kriegsminister einen derben Verweis: daß sie das unverständige Ansinnen stellten, in der ganzen preußischen Armee einen Rekruten aufsuchen zu lassen, von dem Niemand und sie selbst nicht wüßten, wo er wäre, und dem es sicher gut ginge, weil er sonst wohl geschrieben haben würde.

So verstrichen zwei Jahre, ohne daß der gebeugte Vater, dem längst ein anderer junger Mann adjungirt war, das Geringste von seinem Sohne vernommen hätte, und ihn daher entweder an den Folgen der Erkältung in jener entsetzlichen Nacht gestorben, oder auch von Spießruthen schon zu Tode gemartert wähnte.

Endlich, als das zweite Jahr zu Ende ging, erhielt er plötzlich einen Boten aus dem benachbarten Städtchen mit der Nachricht, daß sein Sohn ihn herzlich grüßen ließe, und ihn heute Abend noch mit der Frau General-Superintendentin besuchen würde. Als die erste Freude über

diese unvermuthete und dem alten Manne fast fabelhaft klingende Nachricht vorüber, und der Bote hundert Mal ausgefragt war, konnte sich zwar Niemand jene Zusammenstellung reimen, indeß das war ja heute die geringste Sorge. — Die Frau General-Superintendentin, meinte die alte Mutter, würde ja auch satt werden, und noch lange vor Abend machte sich das ganze Haus auf, welchem sich der Pfarrer selbst anschloß, ihrem Joseph, wie der alte Pastor sich ausdrückte, entgegen zu gehen. Man war eben an den uns schon bekannten Hohlweg angelangt, als eine Kutsche heranfuhr, aus welcher sich eine allerliebste weiße Hand streckte und dabei die Worte sich vernehmen ließen: „ja, ja lieber Carl, hier war es, dort saß der Wolf.“ In dem Augenblick, als dieser hinaussah, erkannte er seine Eltern.— Ein Freudenschrei entrang sich seiner Brust, der von der ganzen Familie beantwortet wurde. Der Kutscher mußte halten, der Herr und die Dame sprangen hinaus; noch einmal folgte ein Freudenschrei dem andern und die stummen Umarmungen währten lange, ehe der alte Vater unter lautem Schluchzen ausrufen konnte: nun erzähle, du böser Sohn, der uns so viel Kummer gemacht hat und kein einziges Mal geschrieben.

„Ich konnte, ich durfte nicht, antwortete dieser. Mein Hauptmann forderte mein Ehrenwort, daß ich Euch in keiner Weise Nachricht von mir ertheilen solle. Hielte ich dies, so versprach er, mich nach drei Jahren frei zu geben.“

„Und hat dich nun schon nach zwei Jahren frei gegeben, der brave Mann!“ versetzte der alte Vater.

„Ach der nicht, entgegnete Carl, von dem hätte mich nur Einer frei machen können, nämlich der Tod. Dem braven Könige verdanke ich meine Freiheit!“ „Erzähle, erzähle,“ schrie nun abermals Alles durcheinander, laß den Wagen zu Hause fahren. „Ja,“ rief der Patron, „dies muß ich erst wissen; wir wollen uns hier sämmtlich in den Hohlweg lagern. Kutscher fahre nur zu Hause!“ Alle, und selbst die Frau General-Superintendentin, auf welche noch Niemand geachtet hatte, warfen sich also auf einen Divan von Feldkümmel und Schaafgarbe nieder und hielten sämmtlich ihre Augen nur auf den jungen Mann gerichtet, der sich die Thränen mit dem Aermel abwischte und darauf also begann:

„Wie schlecht es mir ergangen und was ich ausgestanden habe, daß ich meinen lieben Aeltern und Geschwistern kein Wörtchen Nachricht geben konnte, noch durfte, brauche ich nicht zu erzählen. Meine einzige Zuversicht blieb Gott, denn hätte ich den nicht gehabt, so hätte ichs gemacht wie hundert Andere: ich wäre längst desertirt, oder hätte mich ums Leben gebracht. Aber mein Glaube, der alle Tage an dem schönen Sprüchlein neue Nahrung fand, mit welchem ich Euch in jener Schreckensnacht verließ: „wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen,“ hielt mich immer aufrecht in aller meiner Noth.

Da kam es denn, daß ich als Grenadier gerade heute vor vierzehn Tagen in Berlin auf dem großen Corridor des königl. Schlosses Posten stand. Ich dachte, wie gewöhnlich, nach Hause, und als ich verzagen wollte, stimmte ich, in der Meinung, daß die benachbarten Zimmer leer ständen, das schöne Lied von Kreylinghausen an, welches ich fast alle Tage zu meinem Troste sang, nämlich: „mein Herz gieb dich zufrieden." Als ich bei dem dritten Vers kam:

Kann's doch nicht ewig währen,
Oft hat Gott unsre Zähren
Urplötzlich abgewischt.
Wenns bei uns hieß: wie lange
Ward mir so angst und bange?
So hat er Leib und Seel' erfrischt.

öffnete sich zu meiner großen Bestürzung plötzlich eine Thüre, und der Kopf dieser Dame sah heraus.

„Ach die Frau General-Superintendentin!" sagte der alte Pastor, indem er sich verneigte, „ja nun geht mir plötzlich ein Licht auf," und zugleich ergoß er sich in eine Fluth von Entschuldigungen, daß er sie in seiner übermäßigen Freude nicht gleich bemerkt habe.

Aber — entgegnete der gerührte Sohn, sich abermals die Augen wischend, erkennst du diese Dame denn nicht wieder, Vater? — Doch der alte Mann, wie seine Frau, hatten das Gesicht längstens vergessen. Nur ein schluchzendes Schwesterchen rief aus: das muß das Fräulein sein, wenn ich nicht irre, von welcher du den Wolf verjagt hast.

Richtig! erwiederte Carl, und zwar gerade in dieser Gegend, wo wir jetzt so freudig zusammen sitzen. Da es aber schon wieder von allen Seiten rief: „weiter, weiter!" so fuhr er hastig fort, wie folgt:

„Sobald ich das Köpfchen aus der Thüre blicken sah, schwieg ich erschrocken stille. Die Dame jedoch kam bald gütig auf mich zu, maß mich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte endlich: ich wollte meinen Ohren nicht trauen, als ich die schöne Stimme hörte. Aber Augen und Ohren zusammen können nimmermehr trügen; der Herr muß der Predigersohn zu H. sein, der mir vor zwei Jahren den Wolf abgejagt!" —

„Ja wohl bin ich es", erwiederte ich darauf, und erzählte nun mit Thränen, wie schrecklich die Rache Gundlings mir mitgespielt. Da wurden auch die Augen dieses meines Engels feucht, welchen der barmherzige Gott mir in der Fremde zugeschickt. „Der Herr hat mich von dem Wolfe erlöst," rief sie aus, „ich will ihm wieder von dem Wolfe helfen!" und fort war sie in das Zimmer zurück. Mit hochhämmerndem Herzen stand ich noch da, als ein Page mit den Worten zu mir trat: Schildwache, wenn du abgelöset wirst, sollst du in diese Thüre, zu Ihrer Majestät der Königin kommen!

Ich schweige von der sehnlichen Angst, mit welcher ich den Stundenschlag erwartete.

Endlich ward ich erlöst und zitternd trat ich in das Gemach der Königin, welche sich sehr gütig nach mir erkundigte und, als sie Alles erfahren hatte, versetzte:

„Ich kann Nichts für dich thun, mein Sohn; aber ich werde dafür bei dem General Sorge tragen, daß du morgen Mittag von 11 bis 12 Uhr, wo mein Gemahl bei mir sein wird, hier abermals Posten stehst. Dann singst du mit deiner hellen Stimme, die mir wohl gefallen hat, aus dem Lieblings-Liede des Königs: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", einen Vers, welchen du willst, und werde ich dann sehen, was ich weiter für dich thun kann!" — Hierauf entließ sie mich und als ich vor die Thüre trat, fand ich meinen Engel wieder, der mir nachrief: Muth, Muth, ich hoffe, es wird Alles wohl gehen!

Und richtig, ich wurde des andern Tages um 11 Uhr auch wieder vor die Zimmer der Königin auf Wache commandirt. Sobald ich darin Stimmen hörte, hob ich an, aus dem mir aufgegebenen Liede den schönen Vers zu singen:

Es sind ja Gott gar schlechte Sachen,
Und gilt dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

Indeß vergebens wartete ich, abermals gerufen zu werden; die Stunde verging und ich wähnte schon: Niemand habe drinnen auf mich geachtet, und verzweifelte, da ich, dem Gebot entgegen, keinen zweiten Vers zu singen wagte.

„Indeß", unterbrach den Erzähler hier die schöne Dame, „wurde darinnen auf Alles geachtet und vermag ich wohl zu ergänzen, was dort vorgefallen sei, da Carl bereits mein lieber Mann ist."

Ein abermaliger Schrei des Erstaunens erhob sich. Was, Ihr Mann, Ihr Mann, rief es von allen Seiten? Ich denke, Sie sind die Frau General-Superintendentin, erwiederte der Pastor. So etwas ist mir im Leben nicht vorgekommen, brummte der Patron, der den alten Adel der Dame kannte, und er und der Pastor rieben sich den Kopf dabei, als wollten sie sich examiniren, ob sie wachten oder träumten.

„So hören Sie doch nur weiter!" fuhr jene lachend fort. „Beiden Majestäten gefiel die Stimme außerordentlich und sobald ich dies bemerkte, ergoß ich mich in Lobeserhebungen über den jungen Menschen draußen, worauf der König lachend versetzte: am Ende ist Sie in den Kerl verliebt?

Ich fühlte, daß ich bis in die Fußspitzen erröthete, erwiederte aber muthig: „Ja, Ihro Majestät, er hat mich vor zwei Jahren von einem grausamen Wolfe erlöst.

„Was Teufel, versetzte der König. Sie ist ja von altem Adel und kann ja einen Lieutnant kriegen, so viel ich weiß!" — Hier trat die Königin hinzu, streichelte Se. Majestät, der diesen Tag sehr gut gelaunt war und bat, mich armes Mädchen nicht ferner in so große Verlegenheit zu setzen. Ich hätte ihr schon mein ganzes Herz enthüllt, und wollte nur diesen Grenadier haben, oder gar keinen Mann. Ich bitte Ew. Majestät zu bedenken, fuhr sie fort, wie treu dieses brave Mädchen unser Mienchen in ihrer letzten Krankheit gepflegt hat. —

„Na, versetzte der König, wir wollen sehen, der Hauptmann lobt den Kerl. — Aber einen simplen Pastor kann sie doch unmöglich freien. — Na, wir wollen, wie gesagt, sehn, ich werde den Kerl selbst examiniren. Aber à propos, wenn er Sie nun nicht haben will?"

Ich wußte auf diese Frage Nichts zu erwiedern, als daß ich die Augen zu Boden schlug, worauf die Königin meiner Verlegenheit zu Hilfe kam und sagte: das werden Ihre Majestät schon am besten einzurichten wissen.

„Ja, Fiekchen, das sagt Sie wohl," erwiederte der König seiner Gemahlin; „aber — na, wir wollen sehen; der Kerl wird ja nicht toll sein;" und mit diesen Worten ging Se. Majestät gedankenvoll in das Nebenzimmer. —

So, fuhr die junge Dame fort, indem sie ihrem Manne einen zärtlichen Kuß gab, nun bin ich fertig, nun erzähle du weiter.

Carl nahm also abermals das Wort und begann:

„Ich glaubte natürlich, daß ich gänzlich unbeachtet geblieben, zumal den ganzen Tag über nicht das Geringste vorfiel, was meine Hoffnung hätte aufrecht halten können.

Am andern Morgen auf der Parade jedoch, rief der König, als er mit Allem fertig war:

Wo ist der Kerl, der gestern Mittag von 11 bis 12 vor den Zimmern meiner Gemahlin Posten gestanden, der Kerl soll heraustreten!

Mit hochklopfendem Herzen befolgte ich sogleich den Befehl, worauf Se. Majestät mich erst, ohne eine Miene zu verziehen, vom Kopf bis zu den Füßen mit den Augen musterten und dann riefen: „zwei Unteroffiziere heraus! zieht dem Kerl die Jacke aus!" Ich war und konnte mir nichts Anderes vermuthen, als daß ich für mein unpassendes Singen gezüchtigt werden sollte, und begann zitternd: „ich bitte Ew. Majestät allerunterthänigst!" aber der König unterbrach mich: „raisonnir' Er nicht — Weg' aus!" Die Unteroffiziere thaten, wie ihnen geheißen und der König im gleichen Ton und ohne eine Miene zu verschießen, rief weiter: „Hosen aus!"

Nun meinte ich, daß ich wenigstens gespießt werden würde, und flehte noch einmal in bebender Angst: aber ich bitte Ew. Majestät

fußfälligst, es gnädig mit mir armen Menschen zu machen. Doch dieselbe Antwort erfolgte: „raisonnir' Er nicht, Hosen aus!" —

Als ich nun so ganz nackt und in wehendem Hemde dastand, rief der König weiter: „bringt mal den schwarzen Koffer da hinter der Fronte her!"

Nun war die Todesangst bei mir vollendet, als ich das schwarze Ungeheuer herbeischleppen sah, in welchem ich sicher einen Spieß, oder, wenns sehr gnädig käme, ein blankes Richtschwert verborgen wähnte. Ich faltete die Hände und empfahl mich meinem Gott, als der König, vor den der Koffer niedergesetzt ward, mir zurief: „seh Er mal hinein, was meint Er dazu?"

O Himmel! sobald ich den Deckel gehoben, lag weder Spieß noch Richtschwert darin, sondern schwarze Predigerkleidung und die weißen Läppchen oben drauf. Dieser augenblickliche Wechsel der entgegengesetztesten Gemüthsbewegungen brachte mich fast der Ohnmacht nahe, als die Stimme des Königs mich wieder wach rief: „Nun zieh' Er sich eins, zwei, drei an und paß Er auf, was ich Ihm sage! Bringt mal geschwinde vier Trommeln her und legt ein Dutzend Seitengewehre darauf, daß er das Leder nicht eintritt. Der Grenadier soll uns eine Predigt halten. „Hört Er wohl," rief er wieder zu mir gewendet: „Er soll uns eine Predigt halten, denn ich muß erst Ihn selbst examiniren, ob Er was gelernt hat. Ist Er gut gefatteit, wie es heißt, dann behält Er das schwarze Zeug und Alles was darin ist; ist er ein dummer Teufel, dann laß ich Ihm wieder die Jacke anziehn. Nun mach Er, daß Er auf die Trommeln kömmt; zu lang braucht Ers gerade nicht zu machen; aber gut." —

Unstreitig, fuhr der junge Mann fort, würde ich in diesem großen Orkan aller Gefühle nur albernes Zeug geschwatzt haben, zumal mir gleich von vorn herein eine so furchtbare Alternative gestellt ward; allein zu meinem großen Glücke hatte ich während der ganzen Zeit meines elenden Dienstes täglich an mein Sprüchlein gedacht und mir vorgenommen, wenn ich je wieder erlöst werden sollte, darüber des nächsten Sonntags zu predigen. Die Ideen-Combination gab mir dann immer von selbst an die Hand, wie ichs machen und meine Predigt eintheilen wollte, so daß diese also seit Jahr und Tag gewissermaßen schon fertig in meinem Geiste stand. Ich stieg daher muthig auf die Trommeln und begann gleich mit den Worten: St. Paulus sagt Röm. 8, 28. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen," worauf ich erst ausführlich mein Unglück schilderte, das jetzt mir durch die Stärkung meines Glaubens so sehr zum Besten gedient habe, und dann eine besondere und allgemeine Nutzanwendung machte.

Ich wurde dabei gewahr, daß dem Könige, der dicht vor mir stand und mich nicht aus den Augen ließ, bald die Thränen über die Wangen liefen und kaum hatte ich „Amen" gesagt, so rief er aus: „komm Er nur wieder von der Trommel; Er soll den schwarzen

Rock behalten und Alles was darin ist. Visitire er doch mal die Taschen, was hat Er denn drinn?" —

Schon während meines Vortrags war mir die eine Tasche schwerer vorgekommen, als die andere. Ich griff also zuerst in diese, und wer schildert mein Erstaunen, als ich eine goldene, mit Ducaten gefüllte Tabatière hervorzog. Stumm betrachtete ich sie noch, als der König rief: „das ist ein Geschenk von meiner Gemahlin; aber seh' Er mal, ob Er auch nicht Etwas in der andern Tasche hat?" Noch immer vor Erstaunen keines Wortes mächtig, langte ich hinein und zog das, von Sr. Majestät eigenhändig unterschriebene, Patent eines General-Superintendenten heraus. —

„Wie ist es möglich, so etwas ist auf Erden nimmer erhört worden", rief der alte Pastor aus, indem er die Arme gen Himmel streckte. „Mein Sohn General-Superintendent! Ein Candidat und gemeiner Grenadier General-Superintendent! Ja, nun geht mir ein Licht auf, warum du mit der Frau General-Superintendentin kommen wolltest! Aber deinen alten Vater nicht einmal zur Hochzeit zu bitten — als hättest du dich für ihn geschämt, das ist doch unverzeihlich! —"

„Habe ich denn von meiner Hochzeit gewußt?" versetzte der junge Mann, „hören Sie doch weiter!"

„Ich versuchte natürlich nach allen diesen fabelhaften Ereignissen meinen unterthänigsten Dank zu stammeln, wurde aber vom Könige mit den Worten unterbrochen: „Komme Er mir nur gleich aufs Schloß nach; Er kann eine Suppe mitessen und der Regimentsprediger soll auch mitkommen."

Schwindelnd von Allem, was mir widerfahren, schritt ich mit dem Regimentsprediger, der kaum weniger bestürzt als ich selber war, dem Könige und seiner Suite aufs Schloß nach, und sobald wir in den Conferenz-Saal traten, in welchen sich die hohen Herrschaften eben begeben hatten und wo auch neben der Königin bereits dieses an Schönheit, wie an Tugend unvergleichliche Weib stand, trat der König auf mich zu und fragte: „Was meint Er wohl, wem hat Er dies Alles zu danken?"

Ich versetzte mich verbeugend: außer Gott, meinem allergnädigsten Könige und Dero allerdurchlauchtigsten Frau Gemahlin, worauf Se. Majestät versetzten: „da hat Er wohl recht, aber kiek' Er mal, dies junge, hübsche Frauenzimmer hat das Meiste für Ihn gethan. Hat Er ihr nichts zu sagen? Adelstolz ist sie nicht und einen Mann hat sie auch noch nicht. Was meint Er, Er ist jetzt General-Superintendent und hat die Tasche voll Ducaten, versuch Er's mal und denk Er, Er wäre mit ihr ganz allein." —

Halb wahnsinnig vor überraschender Freude, fühlte ich, daß ich über und über roth wurde, und als ich meine Augen erhob, sah ich das arme, zum Sterben verlegene, Weib von gleicher Röthe übergossen, zitternd und mit gesenkten Blicken vor mir stehen.

Alles war still; nur hin und wieder ließ sich im Saale ein leises Kichern hören. Ich war trotz allem Glücke noch weit verlegener, als vor einer Stunde, wo ich die Trommeln besteigen mußte, faßte mich aber und sprach nach einigen Sekunden:

„Se. Majestät der König, welchem ich Alles verdanke, was ich habe und bin, hat mir den Muth gemacht, mein Fräulein, Sie vor dieser hohen Versammlung zu fragen, ob Sie mich an Ihrer Hand auf meiner Wanderung durch dies arme, bewegte Leben begleiten wollen, wie einst der Engel Raphael den jungen Tobias!"

Sie reichte mir sogleich schweigend und seufzend die Hand, welche ich zitternd an meine Lippen drückte und kaum hatte die Königin gerufen: „Gott segne Euch," als der König begann:

„Regimentsprediger, nun komm Er gleich her und traue Er sie zusammen. Nachher wollen wir eine Suppe essen; ich muß heute gleich ganz reinen Tisch mit ihnen machen."

Dieser versetzte mit tiefer Verbeugung: unmöglich Ihro Majestät, das junge Paar muß ja erst gekündigt werden.

„Ei was," entgegnete der König, „ich habe sie bereits selbst gekündigt. Trau Er sie nur erst geschwind zusammen, mich hungert. — Am Sonntag kann Er sie noch hinterher kündigen, so viel Er Lust hat."

Zwar machte der Mann noch wiederholte Einwendungen, allein es half nicht. Die Trauung ging noch in derselben Stunde vor sich, und meine lieben Aeltern können nun sehen, weshalb es mir unmöglich war, sie zur Hochzeit zu laden.

„Na, ich weiß bei meiner Seele nicht, träum' ich, oder wach ich, rief der alte Pastor aus; dies ist ärger, als in Tausend und einer Nacht! Ein Grenadier, ein General-Superintendent! — Was werden aber die Herren vom Consistorium dazu sagen? ich begreif' es nicht! —"

„Die haben mich eben so lange aufgehalten, versetzte der junge Mann, sonst wäre ich schon vor 8 Tagen in Euren Armen mit meinem jungen Weibe gewesen. Ich hatte mich nämlich kaum gemeldet und mit Ueberreichung meines Diploms um die Ordination gebeten, als die Herren, wie es vorauszusehen war, die Sache für unmöglich hielten, und dies Sr. Majestät in einer langen Immediat-Eingabe zu demonstriren suchten. Der König jedoch schrieb eigenhändig an den Rand derselben:

„habe Ihn Schon selbsten erzaminirt. Kahn Er kehn La Teinisch, kahn er sich ehnen la Teinschen Lese Bengel halten, ich kahn och kein Lateinisch." Friedrich Wilhelm.

und sendete die Eingabe zurück, worauf mir dann, da man es nicht wagte, dem Könige zum zweiten Male zu kommen, sofort die ordines, nach einem colloquium, dem ich mich freiwillig unterwarf, ertheilt wurden.

Hier schloß der junge Mann und da der geneigte Leser sich alles

Uebrige selbst denken kann, bemerke ich nur noch zum Schlusse, daß unser H. ein ungemein tüchtiger General-Superintendent wurde und der P.-Kirche viele Jahre lang mit sichtbarem Segen vorgestanden hat.

Das Loch im Aermel, oder: Die hohe Schule.

Erzählung von Gustav Nieritz.

Der tolle Hund.

„Er zieht den Schwanz ein und läßt den Kopf sammt den Ohren traurig niederhängen. Ein schmuzig weißer Geifer steht ihm vor dem Maule und seine Augen sind trübe oder gar mit Blut unterlaufen. Sein Gang ist unsicher. —"

„Dort läuft einer!" rief hier ein Knabe aus der Schüler Menge, welcher zunächst dem Fenster saß.

„Wo?" fragte der Schulmeister Halm, indem er seinen Unterricht einstellte und zum Fenster hineilte. Kaum daß er einen Blick durch dasselbe auf die Dorfgasse geworfen hatte, so sprach er, erbleichend zwar, doch entschlossen: „daß sich keins eher von seinem Platze rührt, als bis ich wieder da bin."

Unter diesen Worten riß Halm ein altes Seitengewehr, das noch vom letzten Franzosenkriege herrührte, von der Wand und wollte aus dem Schulhause fortstürmen. In der Hausflur fiel ihm seine Frau in den Arm.

„Mann!" sprach sie heftig erschrocken — „was ist dir? Wie siehst du aus? Wohin willst du?"

„Halt' mich nicht auf!" entgegnete Halm eilig — „ein toller Hund! in der Dorfgasse!"

„Herr Jesus!" zeterte die Schulmeisterin — „Bleib' um des Heilands willen! Willst du dem schrecklichsten Tode entgegengehen, mich zur Wittwe, deine Kinder zu Waisen machen?"

„Ich sehe ein Haus brennen —" versetzte Halm — „und du redest mir ab, mit dem Wassereimer und der Sprütze zur Hülfe herbeizuspringen? Siehe! hier ist mehr als ein fressendes Feuer." Er machte sich gewaltsam los und rief im Fortspringen zurück: „Wahre der Kinder!"

„Ein toller Hund!" unter diesem lauten, warnenden Rufe drang Halm vorwärts und dem wüthenden Thiere nach. Ein jämmerliches Hundegeheul, das zu seinen Ohren drang, ward des Schulmeisters Leitstern. Bald ersah er das wüthige Thier, welches eben einen friedlichen Spitz unter seinen Zähnen hatte und abschüttelte. Nicht weit davon spielten des Dorfschneiders drei kleinen Kinder auf einem

Sandhaufen, ohne daß dieſelben die leiſeſte Ahnung von der ihnen ſo nahe drohenden Gefahr hatten. Dieſer Anblick beflügelte Halms Schritte noch mehr. Einem Cherub mit flammendem Schwerdte gleich, ſtellte er ſich in der nächſten Minute vor die bedrohten Kinder hin, auf welche der Hund ſeinen Weg hinnahm. Indem er den Arm zum kräftigen Hiebe erhob, ſprang ihm das tolle Thier nach dem andern, zum Schutze vorgehaltenen. Halm fühlte den Biß durch den Rock- und Hemdärmel ins Fleiſch dringen, doch verlor er deshalb weder den Muth, noch die Beſonnenheit. Ein nochmaliges Schnappen des Hundes nach ſeinem Beine wehrte er durch einen niederſchmetternden Hieb von ſich ab, welcher jenem das Haupt ſpaltete und ihn zuckend zur Erde ſtürzen machte. Bei dieſem Anblicke ſtand plötzlich von den Dorfbewohnern, was ſo eben noch auf der eiligſten Flucht begriffen geweſen war. Muthige Männer eilten mit Heugabeln und Dreſchflegeln herzu, um dem tollgewordenen Thiere den Garaus zu machen.

„Auch du, mein armer Spitz!“ ſprach Halm trauernd und ſchickte mittels ſeiner Waffe das ſo eben gebiſſene Thier ſeinem Angreifer in's Schattenreich nach. Dann wendete er ſich zu dem Cyklopen des Dorfes, dem ſtämmigen Schmied, welcher mit ſeinem rußigen Geſellen vom Amboſe aus der nahgelegenen Schmiede herbeigeeilt war.

„Erlaubt mir, Meiſter Donath, eine halbe Minute nur Euer Eiſen. —“ Alſo ſprechend, nahm er die am untern Ende rothglühende Eiſenſtange dem Schmiede aus der Hand und brachte ſie auf die Stelle ſeines linken Armes, in welche der getödtete Hund ſeine Zähne geſchlagen hatte. Das Tuch des Rockes, ſo wie die Leinwand des Hemdes begann zu ſengen und zu rauchen. In dem nächſten Augenblicke drang das ziſchende Eiſen in die leichtblutende Wunde ſchmerzhaft ein. Der Zuſchauer Kreis blickte theilnehmend und mit ſchmerzlich verzogenen Mienen auf dieſes Treiben des Schulmeiſters hin.

Dieſer biß die Zähne feſt auf einander, dabei murmelnd: „Aergert dich deine rechte Hand, ſo haue ſie ab und wirf ſie von dir. Es iſt dir beſſer, daß du einarmig leben bleibſt, denn daß du in der Raſerei dahinfahreſt. Der Heide Mucius ließ ſeine rechte Hand langſam über den Kohlen verbrennen: ſollte ein chriſtlicher Schulmeiſter ſo gar nichts dem Aehnliches thun können?“

Und er vermochte es! Sodann ordnete Halm an, daß beide getödteten Hunde mittels der großen Schmiedezange in ein ſchnell gegrabenes, tiefes Loch eingeſcharrt wurden, ſo wie er auch das gebrauchte Seitengewehr dem Schmiede zum Ausglühen übergab, auf daß kein Anſteckungsſtoff daran haften bleibe.

„Es war des reichen Kühnmüllers Hund —“ ſagten die Dorfbewohner — „er ſchleppte noch ein Stück der losgeſprengten Kette nach ſich.“

„Ich habe das Unglück fast kommen sehen —" sprach der Schulmeister. „Wie vielemale habe ich den Kühnmüller gebeten, besser für seinen Hund zu sorgen, wann ich sah, wie das arme Thier im Sommer den Strahlen der heißen Mittagssonne, im Winter der bittern Kälte schutzlos ausgesetzt war, wie sein hölzernes Trögel einen klaffenden Spalt hatte, durch welchen das Wasser augenblicklich durchfloß, und wie kochend heiß dem hungrigen Thiere die Wassersuppe dargereicht wurde. Gott gebe nur, daß das angerichtete Unglück nicht größer sei, als wir gegenwärtig überschauen können."

Jetzt besann sich der Schulmeister auf seine Schülerschaar und seine, um ihn gewiß in großer Angst schwebende Frau. Eilfertig begab er sich deshalb auf den Heimweg.

„Gott sei ewig Dank, daß ich dich wieder habe!" sagte Frau Halm, welche unter der Thüre ihrer Wohnung dem Nahenden entgegentrat und diesen weinend umhalsete. Halm erwiederte die Liebkosung, indem er den Hals seiner Gattin mit dem rechten Arme umfing, indeß er die verwundete Linke vorsichtig zurück und an seinen Körper zog. Dem scharfen Auge der Frau entging diese Bewegung nicht.

„Um Gott, Mann! was ist dir?" fragte sie erschrocken. — „Wo hast du das Seitengewehr? was hier an dem linken Arme? Ein grobes Loch, das bis auf's Fleisch geht — o mein Jesus!"

„Ruhe! Ruhe! liebe Tinel —" bat Halm und wehrte seiner Frau, welche den verletzten Arm erfassen und besichtigen wollte. „Der Schaden ist nur klein und nicht gefährlich. Ich habe bereits vorgebaut, daß der leichte Biß keine ernsthaften Folgen nach sich ziehe."

„Also doch?!" rief Tinel entsetzt und rang die Hände. — „O mein Gott! und ich bat dich noch so dringend! Welch' eine Noth!"

„Die nur deine Angst größer macht als sie ist, —" erwiederte Halm ernsthaft. „Meinen Muth beleben, statt vernichten, solltest du. Weissest du, daß Mancher aus bloßer Angst die Wasserscheu bekommen hat? Darum mäßige dich und hilf mir das kleine Uebel erleichtern. Indeß ich meine Schüler verabschiede, schickest du nach dem Wundarzte."

Standhaft ertrug Halm die mehrwöchentliche, schmerzhafte Eiterung, in welcher die Bißwunde gestissentlich von dem Wundarzte erhalten wurde. Eben so willig unterwarf er sich der äußerst angreifenden Cur durch den innern Gebrauch der Maiwurm-Latwerge.

„Tausend Wochen hinter einander —" sagte er — „hat mich unser Herrgott gesund verleben lassen. Sollte ich da nicht auch einmal einige wenige Wochen in Schmerzen zubringen können, die noch zu ertragen sind? Das Leben ist so schön, daß man zu seiner Erhaltung schon einmal 24 Stunden Essen und Trinken meiden und einige Seelenangst ausstehen kann. Wenn nun des Schneiders zarte Kinder statt meiner gebissen worden wären? Hätten sie sich nicht einer

gleichen Cur unterwerfen müssen? Auch hier hat der liebe Gott noch Alles wohl gemacht."

Nur zwei Männer gab es im Dorfe Strauchitz, welche des Schulmeisters That nicht als rühmlich anerkannten. Es waren dieß die vormaligen Herren der beiden getödteten Hunde, der Müller Kühn und der Gerichtsschöppe Wandel. Ersterer wurde nämlich von Gerichtswegen zu Erlegung einer namhaften Geldstrafe, zu Tragung sämmtlicher Kosten und zu Entrichtung eines Schmerzensgeldes an den Schulmeister verurtheilt, was den, obschon reichen, doch geizigen Müller sehr in Harnisch gegen den unschuldigen Schulmeister jagte.

„Wer an Gespenster glaubt —" murrete der Müller gegen den Schöppen — „pflegt auch deren zu sehen. So geht's unserm Schulmeister mit den tollen Hunden. Wie viele Hunde ziehen den Schwanz ein und lassen den Kopf hängen, ohne gleich toll zu sein. Und wann ein Kettenhund einmal sich frei machen kann, so ist's ihm eine Lust, seines Gleichen ein Wenig abzuschütteln. Davon wäre Euer Spitz noch nicht gestorben. Das arme Thier! ich hätte es nicht mit kaltem Blute, mir nichts dir nichts, erstechen können."

„Warum erstach er sich denn nicht selbst?" entgegnete Wandel mürrisch — „da auch er von Euerm Hunde gebissen worden war. Das aber ließ er fein bleiben und nimmt lieber Eure Cur- und Schmerzenskosten mit. Der arme Spitz! er war mein und meiner Marthe Freude und Liebling, da wir keine Kinder haben."

So haderten die beiden Hundefreunde über den wackern Schulmeister, welcher vor Gericht nichts als die Curkosten annahm, jeder andern Entschädigung dagegen feierlich entsagte.

„Meine Frau —" sprach Halm dabei — „hat den durchlöcherten Rock- und Hemdärmel in kochendem Wasser gebrüht und dann einen Fleck in beide eingesetzt. Somit war der Schade ersetzt. Meister Donath hat für das Ausglühen des Seitengewehres auch nichts verlangt und Schmerzensgeld mag ich nicht hinnehmen, weil ich mich dann nicht der Freude hingeben dürfte, die Schneiderskinder beschützt zu haben."

Die Schulmeisterskinder.

Der Vorfall mit dem Hunde war an einem Freitage geschehen. Trotz der großen Schmerzen im Arme hatte Halm sich nicht verhindern lassen, am andern Tage Schule zu halten.

„Es ist ja nur ein halber Tag —" sprach er zu seiner Tinel, welche die Kinder hatte wieder gehen heißen wollen — „und kaum vergeht mir die Zeit rascher; auch denke ich weniger an meine Schmerzen. Und morgen spiele ich mit der rechten Hand die Orgel und was dabei durch die linke abgeht, ersetze ich durch die Füße. O ich will ein Pedal spielen, daß man schwören soll, ich spielte mit beiden Händen."

Es war Nachmittag. Halm, den verletzten Arm im Bunde tragend, saß am offenen Fenster und schauete hinaus auf die Dorfgasse, wobei er den gestrigen Vorfall in seinen Gedanken hatte. Da legte sich eine warme Lippe auf seine daliegende Hand, eine noch wärmere Thräne fiel darauf und eine schluchzende Stimme sprach:

„Grüß Euch Gott, Vater! Ihr lebt also noch?" Hier brach die Stimme vor Wehmuth und Schluchzen.

Verwundert blickte jetzt Halm auf den zwölfjährigen Knaben nieder, welcher außen am Fenster stand, das blühende Antlitz auf die väterliche Rechte gedrückt hielt und still fortschluchzte.

„Ei, Adolph!" fragte er — „wie kommst du hierher und warum?"

„Per pedes apostolorum —" entgegnete, noch immer weinend, der angehende Lateiner — „und warum, fragt Ihr, Vater? Ach, wie hätte ich länger in Odersleben bleiben können, nachdem heute früh die Nachricht dort anlangte, daß Ihr von einem tollen Hunde in Stücken zerfleischt worden wäret und halb Strauchitz gebissen sei? Ich lief sogleich zum Herrn Rector und weinte und flehte so lange, bis er mir Urlaub ertheilte. Da bin ich nun und will Euch pflegen, Vater. Acht Tage darf ich bei Euch bleiben."

„Ist, Gott Lob, nicht nöthig, mein Junge! —" sprach Halm gerührt — „Fama hat auch dießmal die Sache übertrieben. Aber komm' nur herein, auf daß deine Mutter sich über dich und deine Ankunft freuen kann."

„Ihr seid also nicht toll und werdet es auch nicht?" forschte Adolph und wischte sich mit dem Rockärmel die hellen Thränen von den Wangen.

„Würde ich dann so vernünftig mit dir sprechen?" antwortete Halm. Der Schreck war das Größte bei der ganzen Geschichte, die allerdings viel schlimmer hätte ausfallen können, wäre Gottes Gnade nicht vermittelnd dazwischen getreten. Komm' herein, Dolph, oder scheuest du dich etwa gar vor mir?"

Diese Frage versetzte den Knaben schnell in's Haus, wo ihn die Mutter mit Freuden bewillkommte und mit tausend Fragen bestürmte. Auch Halm nahm später der Jungen in's Gebet.

„Sprich, —" sagte er zu ihm — „wie weit bist du auf deiner lateinischen Schule? Sind deine Lehrer mit dir Leichtschuh zufrieden?"

„Ich denke doch!" versetzte Adolph unter schämigem Erröthen —" Erst vorgestern hat mich der Herr Quartus freundlich in die Backe gekniffen und mich zwei Bänke höher aufrücken lassen."

Da that Halm mit der gesunden Rechten, wie der Herr Quartus vorgestern, aber er sagte nichts dazu, denn man soll seine Kinder so wenig als möglich loben, damit sie nicht etwa vor der Zeit dünkelhaft werden. Aber er freute sich im Stillen, absonderlich auch über das gesunde Aussehen seines Quartaners, welches ihm ein Bürge

war, daß Adolph mit dem Gelehrtenschüler nicht zugleich dessen heimliche Laster angenommen hatte.

Noch saßen die Aeltern mit dem Söhnlein beisammen, als die Thüre aufging und eine hochaufgeschossene, schöne Jungfrau in reinlicher Reisekleidung hereintrat. Ihr liebliches Antlitz war über die Maaßen geröthet und wie vom Weinen verschwollen. Als sie Halms Arm im Bunde sah, erbleichte sie plötzlich und in ein heftiges Weinen ausbrechend, rief sie aus: „Ach Gott! so ist es denn wirklich wahr!" Ihr Haupt mit dem Umschlagetuche verhüllend, wankte sie näher.

„Ja, Friederike!" sprach Halm freundlich — „es ist wahr, daß ich noch lebe und mich dessen freue. Weshalb also dein Weinen? Kommst du etwa meinetwegen aus der Residenz?"

„Wie sollt' ich nicht —" versetzte Halms Tochter — „da die Schreckensbotschaft anlangte?"

„Der Schreck war auch das Größte bei dem Unglücke —" erwiederte Halm — „darum beruhige dich, mein Kind! Ruhe und die Zuversicht, daß kein Wuthgift in der unbedeutenden Wunde zurückgeblieben ist, sind die Hauptbedingungen meiner baldigen Herstellung. Daher machet mich nicht durch euer Klagen unnöthigerweise bekümmert."

Da trocknete Friederike ihre Thränen und zwang sich fröhlicher zu scheinen, als sie — wirklich war.

„Der Tausend!" rief nach einer Weile der Schulmeister verwundert aus — „kommt dort nicht auch der Seminarist die Gasse heraufmarschirt? Ich muß glauben, daß Fama gewaltig und allerorts in ihre Posaune geblasen habe. Selbst bis in's Landheimer Seminar ist ihr Ton erschollen oder ich müßte mich ganz irren. Wie er tapfer darauf losstiefelt, der gute Junge! Die Sorge um mich wird ihn gestachelt haben, daß er die vier Meilen von Landheim bis hierher schon zurückgelegt hat. Ha! jetzt sieht er mich. Wie sich sein erhitztes Antlitz schnell verklärt! Ho! ho! Carlemännchen! sieh' doch auf den Weg oder du wirst noch am Ende deines Ziels zu Falle kommen."

Bald lag der Seminarist in den Armen seiner Aeltern und Geschwister.

„Wo ist Elise?" fragte er, nach den ersten Begrüßungen und Fragen, nach des Vaters Befinden.

„Wir haben sie diesen Morgen nach Rosenau geschickt —" antwortete die Schulmeisterin — „und sie muß bald wieder da sein." Elise aber war das jüngste Kind Halms, ein Mädchen von 10 Jahren.

Mit einem Gemisch von Neugierde und Entsetzen betrachteten jetzt Halms Kinder das Loch in dem Schulrocke und Hemdärmel ihres Vaters, welches durch den Hundebiß und das Brennen der Eisenstange entstanden war."

„Und was wurde Euch, Vater, für Eure schöne, muthvolle That?“ fragte Carl.

Halm erhob drohend seinen Zeigefinger. „Sollst du also fragen, mein Sohn —“ versetzte der Vater — der du ein Lehrer des Christenthums werden willst? Doch —“ fuhr er lächelnd fort — „einen Lohn habe ich allerdings erhalten.“ Er holte einen Topf herbei, in dessen Wasser drei kleine, einfache Blumensträußchen steckten. „Diese —“ sprach er freudig bewegt — „überbrachten mir heute des Schneiders kleine Kinder, die gestern fast schon unter den Zähnen des wüthenden Hundes schwebten, und lallten mir ihren kindlichen Dank, wie ihnen solchen ihre Aeltern vorgesagt hatten. Diese Blumen — sie sollen mir auch im längst verwelkten Zustand noch eine frohe Erinnerung an den gestrigen Tag sein.“

Und jedes Kind Halms nahm sich der Blumen eine oder zwei und zugleich sich vor, dieselben aufzubewahren zum Andenken an die Gefahr, welche über des theuern Vaters Haupte geschwebt hatte. Und Adolph besann sich, daß er in seinem Reisesacke ein weißes Milchbrot für den Vater mitgebracht habe und eilte, dasselbe auszupacken. Friederike hatte eine rothe, süße Apfelsine zu gleichem Zwecke in der Tasche, und Carl legte auf dem Altare kindlicher Liebe Witschels tägliche Morgen- und Abendopfer nieder, nach deren Besitze sein Vater schon längst sich gesehnt hatte. Auch die heimkehrende Elise kam nicht mit leeren Händen, sondern hatte zur Erquickung für den geliebten Vater ein Gericht köstlich duftender Wald-Erdbeeren zusammengesucht.

„Würde mir die Freude eures unverhofften Besuches und dieser Gaben zu Theil geworden sein —“ fragte der unter seinen Kindern aller Schmerzen vergessende Schulmeister — „wenn das gestrige Unglück nicht gewesen wäre? Darum: unser Herrgott schlägt wohl zuweilen, doch heilt er auch wieder. Sein großer Name sei gelobt!“ Leise setzte er dann noch hinzu: „Und wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“

Und wer morgen die Orgel spielt und zeigt, daß er beim Vater Halm den Grund zu seinem Generalbasse gelegt hat, das bin ich! —“ sagte Carlemann stolz.

„Und ich singe, wie sonst, die Lieder an —“ sprach Adolph

„Ich aber werde die Küche besorgen, daß die Mutter zur Kirche gehen kann —“ meinte Friederike.

„Und ich helfe Friederikchen —“ erbot sich Elise.

Der Sonntag kam und Carl Halm spielte die Orgel wohl eben so schön wie sein Vater. Und Adolph sang mit reiner, sichrer Stimme den Anfang der Kirchenlieder her. Und das Schulmeisterpaar lauschte und freute sich seiner wohlgerathenen Kinder. Aber Halm verkroch sich voll Scham auf dem Chore, als der Herr Pfarrer der gestrigen, das ganze Dorf bedrohenden, Gefahr und rühmend der muthigen Hingebung seines Schulmeisters gedachte. Elise hatte ge-

stern außer den Erdbeeren noch etwas aus Rosenau mitgebracht, eine Nachricht nämlich, welche den Schulmeister in eine fast größere Unruhe versetzte, als dieß durch den Biß des tollen Hundes geschehen war. Elise hatte nämlich in Rosenau als bestimmt vernommen, wie der Schulmeister in dem großen Pfarrdorfe Reichenberg an einer unheilbaren Krankheit darniederliege und sein Tod nur zu gewiß sei.

„Das wäre eine Stelle für dich —" hatte Frau Halm auf diese Kunde zu ihrem Manne gesagt. „Sie trägt jährlich mindestens 180 Thaler mehr Geld ein als die deinige, anderer Vortheile noch gar nicht zu gedenken. Du wirst doch nicht ewig hier hocken wollen, wo wir nur mit der größten Sparsamkeit von unsern 200 Thalern leben können? Deine langjährigen Dienste geben dir vor allen andern Mitbewerbern das erste Anrecht auf diese Verbesserung."

„Du lieber Gott! —" versetzte Halm seufzend — „während einer meiner Amtsbrüder noch mit dem bittern Tode ringt, verhandelt man schon seine Haut. Wie auf Herkulanum und Pompeji der Italiener neue Städte, soll ich mein Glück auf den Untergang eines anderen Glückes gründen! Frau! leben wir hier nicht zufrieden? Wollen wir das Schicksal durch Ungenügsamkeit herausfordern?"

„Was das für Reden sind!" eiferte Frau Halm. — „Andere mögen auch sehen, wie sie auf einer kleinen Stelle verkommen. Willst du durch Jüngere dir zuvorkommen lassen? Werden wir nicht immer älter und können uns dann nicht mehr so plagen wie jetzt? Hast du nicht Kinder, Mann, welche versorgt sein wollen? Wovon wollen wir unsern Adolph studiren lassen, wenn wir nicht in bessere Umstände kommen? Womit unsre Töchter ausstatten, findet sich ein annehmbarer Mann für sie?"

Hier lachte Elise, Friederike dagegen wendete sich hoch erröthend ab.

Halm aber schwieg gedankenvoll.

Der Repuls.

Der angstvolle Tag der Maiwurm-Cur war überstanden, Carl auf sein Seminar, Adolph zu seiner Schule und Friederike in die Residenz zurückgekehrt, wo sie das Schneidern erlernte. Der Amtsbruder in Reichenberg hatte das Zeitliche gesegnet und eine große Zahl von Bewerbern um dessen Stelle sich gemeldet. Von seiner Frau getrieben, war Halm nach dem 3 Stunden entlegenen Reichenberg gewandert, um den Ort, die Bewohner und die Schulmeisterei in nähern Augenschein zu nehmen. Müde und abgespannt kehrte er am Abende wieder heim.

„Nun, —" kam ihm seine Frau entgegen — „wie fandest du es in Reichenberg?"

„Nicht zum Schönsten! —" versetzte Halm. — „Das Schul-

haus liegt lange nicht so freundlich und der Kirche so nahe als das unsere."

„Wir wollen es schon freundlich machen —" fiel Tinel ein.

„Der Garten hat den größten Theil des Tages keine Sonne und nicht einen einzigen von unsern herrlichen Zwetschenbäumen."

„Wir pflanzen deren —"

„Meine schöne Jelängerjelieberlaube finde ich auch nicht dort wieder, ja nicht einmal ein passendes Plätzchen für Anlegung einer neuen."

„Was thut's? Wenn nur das Einkommen je länger je lieber wird."

„Die Dorfjugend ist weit roher als die unsere —"

„Oh! du wirst sie schon zu bessern wissen!"

„Die Bauern liegen fast in beständigem Streite mit einander und die längste Zeit der Nacht in der Schänke auf."

„Ganz wie hier in Strauchitz, ehe du einen friedlicheren Stamm Menschen herangezogen hattest."

„Die Orgel ist noch kurzoctavig —"

„Daran gewöhnen sich die Finger bald —"

„Und das Geläute! Ach Tinel, unser herrliches Geläute, wie es kaum im ganzen Lande ein schöneres giebt! Den schönen Dreiklang aus F dur, welcher so tröstend, so erhebend zum Herzen spricht, so unwiderstehlich zur Kirche hinzieht! Und dort in Reichenberg — ach! man glaubte eher, daß alte, blecherne Stürzen gegen einander geschlagen würden, als daß harmonisch gestimmte Glocken läuteten. Ich könnte nicht ruhig einschlafen, hörte ich ferner nicht unsere Abendglocke den Feierabend verkünden."

„Nichts als Einbildung von dir. Das Klingen der harten Silberthaler, die wir dann für unsre Kinder oder unsre alten Tage zurücklegen können, ist mir noch lieber als ein schönes Geläute."

Da schwieg Vater Halm, wenn auch nicht überzeugt, doch seiner Frau zu Liebe. Und ihr und seinen Kindern zu Liebe hielt er auch um die Reichenberger Stelle an, that er nebst noch zweien Amtsbrüdern Probe, ging er die sonst noch dabei nöthigen Schritte. Mit einer von Wehmuth sehr untermischten Freude vernahm er, daß ihm die Stelle zugesprochen worden war, und während seine Frau, voll Entzücken darüber, mehr in Lüften schwebte, denn auf der Erde ging, trauerte Halm schon im Geiste über den bevorstehenden Abschied von seinem lieben Dörflein und deren biedern Bewohnern.

Noch hatte er den üblichen Examen in der Residenz zu bestehen, welcher mit jeder neuen Schul-Anstellung jetzt verbunden ist.

„O du Glücklicher!" sagte Frau Halm — „darfst die Residenz mit ihren Lustbarkeiten sehen, unser Riekchen überraschen und sogar in's Theater gehen, ohne daß sich jemand darüber aufhält. Es muß mir geahnt haben, daß ich es immer noch anstehen ließ, mir ein neues Kleid zu kaufen, obschon ich dasselbe zur höchsten Noth

brauche. Nun bringst du es mir aus der ersten Quelle mit und läßt sest unser Riekchen die Auswahl treffen. Und Elisen läßest du auch nicht leer dabei ausgehen, hoffe ich."

Begleitet von den besten Segenswünschen der Seinen reisete Halm nach der Hauptstadt ab. Und seine Frau machte es wie diejenige des Tobias, als sie Tag und Stunde der Wiederkehr ihres Sohnes zählte. Und wie jene wandelte sie alltäglich in Elisens Begleitung den Weg dahin, welcher nach der Residenz führte. Dennoch überraschte sie unvermuthet der zurückkehrende Halm, als sie ihn am wenigsten erwartete.

„Bist du glücklich wieder da, lieber Mann?" rief Tinel erfreut und umhalsete ihren Gatten, welcher wie ermüdet in den nächsten Stuhl sank. „Wo hast du mein Kleid?"

Stumm deutete Halm auf das mitgebrachte Bündel hin, welches seine Frau mit schnellen Händen zu lösen ging. Nach Beseitigung mancher Papierhülle kam das ersehnte Zeug zum Vorschein.

„Mann! Um Gottes willen!" rief die Schulmeisterin erschrocken und schlug entsetzt die Hände zusammen — Was hast du gesehen — gedacht — gekauft? Das ist ja — Trauerkattun!"

„Trauerkattun!" bejahte Halm mit sterbender Stimme, welche Tinels Aufmerksamkeit schnell vom Kattune weg auf ihren Mann hinlenkte.

Ja wirklich! Halms Antlitz war selbst zum Trauerkattune geworden! Die kreideweiße Haut desselben stellte den Grund, die dunkeln Augen und Augenbraunen, das schwarze Haupthaar oben und die schwarze Halsbinde unten das Muster vor.

„Mein Jesus! was ist dir?" fragte die Gattin erschrocken und zum Vorwurfe sich's machend, daß sie über dem erwarteten Kleiderzeuge ihren Mann weniger beachtet hatte.

„Geh, liebe Elise —" sprach Halm, schwer am Athem ziehend — „und hole mir — ein Glas frisches — Wasser — aber — vom Kirchenbrunnen."

Die Kleine sprang fort mit dem Glase.

Als sie hinaus war, erhob Halm sich vom Stuhl, schlang seine Arme um den Hals seiner vor ihm stehenden Gattin und legte sein Haupt an deren Brust. In dieser Stellung, wo ihm Tinel nicht in das schamvolle Antlitz schauen konnte, sprach er stockend — leise, leise — und mit ungeheurer Ueberwindung: „Elise durfte es nicht hören, was ich dir anzuvertrauen habe — Ich habe — den — Re— puls — bekommen!" Er schwieg und seine heißen Zähren tropften in den treuen Busen seiner Gattin nieder.

„Den Reh-Puls?" fragte diese erschrocken. — „Mein Gott, was für eine neue Krankheit ist denn das wieder? Hast du dich etwa erkältet oder — in der Hauptstadt gar —"

Das keusche Weib wagte es nicht, den plötzlich in ihr aufstei-

genden, ungeheuren Verdacht, seiner Unwürdigkeit wegen, weiter auszusprechen.

„Eine Krankheit ist der Repuls eigentlich nicht —" entgegnete Halm kopfschüttelnd — „obschon er nur zu sehr geeignet ist, den Lebensfaden gleich ätzendem Scheidewasser zu zernagen. Wie ein Krebs frißt er um sich, bis nur noch die todte Hülse vom Menschen übrig bleibt."

„Aber so sprich doch um des Heilands willen, wie du dazu gekommen bist? wie der Reh-Puls aussieht und was er wirklich ist?"

„Unsre ehrliche, deutsche Zunge —" versetzte der Schulmeister — „hat kein Wort für den Repuls. Darum hat man das fürchterliche Uebel nach der todten, lateinischen Sprache benannt, weil es auch tödtet. Repuls ist — doch, da kommt Elise wieder! Gieb her, Kind, das Wasser. Bleiern und vertrocknet liegt mir die Zunge im Munde — ah! das kühlt! Doch nun geh', Kind, zu unserm Herrn Pfarrer und melde ihm meine Ankunft. Morgen würde ich ihm meine Aufwartung machen; heute wäre ich zu angegriffen dazu." Stumm begleitete Halm mit seinen Augen das Kind, bis dieses draußen vor dem Schulhause war. Dann fuhr er fort:

„Laß dir beschreiben, Tinel, was der Repuls ist. Wenn drei Soldaten um ihr Leben würfeln müssen, so hat der, welcher verliert und erschossen wird, den Repuls. Und wenn der Heiland am jüngsten Tage kommen wird, den Erdkreis zu richten: so bekommen die zur Linken gestellten und zum ewigen Feuer Verdammten gleichfalls den Repuls."

„Aber du bist ja kein Soldat —" sagte Frau Halm hitzig — „und der jüngste Tag ist, so Gott will, noch fern. Wie erleidet demnach der Reh-Puls auf dich seine Anwendung?

Auf's Neue umhalsete der Schulmeister seine Frau, bettete er sein Haupt an deren Busen, sagte er leise: „In dem Examen hat man mich — als zu — unwissend — zu dumm — albern — befunden, um der Reichenberger Stelle vorzustehen."

„Wer wagt das zu sagen?" rief die Schulmeisterin entrüstet. Bist du nicht im ganzen Umkreise der gescheidteste Schulmeister?"

„Die Liebe macht dich blind gegen deines Mannes Mängel,—" erwiederte Halm. — „Wie jeder Mensch bin auch ich ein armer Sünder, ob aber wirklich so albern, als mich der Obereraminator schimpfte, mag ein Anderer entscheiden."

„Nun, und was hatte denn der Oberer (aminator blieb der Frau im deutschen Halse stecken) an dir groß auszusetzen? Wie war denn der Examen beschaffen?"

„Erst bekam ich einen schriftlichen Aufsatz zu fertigen über die Frage: Welche Folgen kann es haben, daß der König von Preußen durch unsre Hauptstadt kürzlich gereiset ist?"

„Ist es möglich?" rief Frau Halm entsetzt — „bist du denn allwissend, daß du eine solche Frage beantworten kannst?"

„Es mochte wohl nur ein Probeschuß und nicht rechter Ernst mit dieser Frage sein —" entgegnete Halm — „aber auf meiner Vorlage stand sie richtig hingeschrieben."

„Und was antwortetest du darauf?" fragte Tinel neugierig.

„Daß die fragliche Durchreise entweder gar keine Folgen haben oder auch die Störung des Gleichgewichts von Europa nach sich ziehen dürfte. Ob meine Antwort eine richtige oder gar keine gewesen, habe ich nicht erfahren. Dann sollte ich den Cubikinhalt eines, aus einem gegebenen Quadrate geschnittenen, Kegels berechnen. Lieber Gott! mit Flegeln hatte ich zeither fast genug zu thun gehabt, mit Kegeln aber nie, da ich kein Kegelschieber bin. Zum Glück war noch ein Gesellschaftsexempel nebenbei aufgegeben und das wußte ich wohl zu rechnen. Aber wie hat mich der Oberer (Halm nahm die von seiner Gattin beliebte Abkürzung von „Obereraminator" an) ausgezankt, weil ich in der Geographie nicht wußte, daß es auf der Insel Corsika noch wilde Esel und eine Art giftiger Schlangen gebe, wie Galiläi eingetheilt werde, und in welcher Richtung der Oelberg von Jerusalem gelegen sei. Ich sahe wohl, daß die Unterere, welche die Fragen an uns zu stellen hatten, kleine Zettel vor sich liegen hatten, worauf die wilden Esel, giftigen Schlangen, der Oelberg und dergleichen Dinge verzeichnet waren und worauf jene zuweilen verstohlen hinblickten; aber sagen durfte ich's freilich nicht. Dann sagte ein Unterer einen Bibelspruch her und ich sollte flugs aus dem Kopfe angeben, auf welcher von den 1300 Seiten der Bibel derselbe geschrieben stehe, in welchem Buche, Capitel und Verse? Ich aber denke, wenn ich eine heilsame Arznei aus der Apotheke hole, daß ich nicht allemal zu wissen brauche, ob sie auf dem Libanon oder in Australien gewachsen, aus der Erde geholt oder im Wasser gefunden werde. Das ist des Apothekers Sache und nicht die meine. Ja, wenn ich nicht Anderes und Dringenderes zu thun hätte als Schulmeister! Am allerschlimmsten spielte mir jedoch der Oberer wegen meiner Catechisation mit. Wir waren ihrer drei im Examen und hatten über die Worte der lutherischen Erklärung in der zweiten Bitte zu catechisiren: und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich. Mein Vorgänger bekam das „göttlich leben;" ich: „hier zeitlich" und mein Nachfolger: „dort ewiglich." Da meinte der Oberer: „meine Disposition sei miserabel gewesen."

„Das lügt er —" fiel Frau Halm heftig ein. „Wollte Gott, daß alle Leute eine so gute Disposition hätten wie du!"

„Constitution wirst du meinen, liebe Frau!" bemerkte Halm. „Höre nur weiter! das Schrecklichste kommt erst. Er, der Oberer, sagte ferner — hier brach dem Erzähler vor Wehmuth die Stimme, so daß eine geraume Pause eintrat — „er sagte, daß, wenn er — ein Dutzend Eier in ein Töpfchen schlüge und er solche — tüchtig — unter einander quirlte — so hätte er meine — Catechisation — und Schade wär's, daß es — nur sieben Wunder—werke der Welt gäbe

— meine Catechisation und ich dazu — würden sonst das — achte — sein!"

Während dieser Worte war Halm in den Stuhl zurückgesunken und hatte, bitter weinend, sein Haupt auf den nahen Tisch gelegt. Und seine Frau beugte sich liebend über den Trauernden hin und vereinte ihre Thränen mit den seinen.

„Beruhige dich, lieber Gotthelf!" bat Tinel — „Vergiß den häßlichen Oberer und seine Reden."

„Wie könnte ich dieß je?" schluchzte der Schulmeister. „Hinter mir stand ein Troß Zuhörer, aus Seminaristen, jungen und älteren Schulmännern und allerlei Volke bestehend. Ich vernahm ihr heimliches Kichern, als mich der Oberer herunterkanzelte, und fühlte mich vernichtet. Wie? dachte ich — wenn dein leiblicher Sohn sich darunter befände und mit ansähe, wie sein Vater an den Pranger gestellt wird? Wie könnte er dann noch die dir schuldige Ehrfurcht behaupten? dich ferner achten und lieben? — — Oder wenn Jemand aus deiner Gemeinde zugegen wäre! Könntest du dann noch, selbst mit dem besten Willen, in Segen wirken? Von diesem Gedanken durchdrungen, wende ich schüchtern mein Haupt auf die Seite — Guter Gott, wen, meinst du, erblicken meine Augen unter der Zuhörer Menge? Den Kühnmüller, der mich mit schadenfrohem, triumphirendem Lächeln anstarrt. Betäubt, verwirrt, vernichtet sinke ich auf meinem Stuhle zusammen — vor meinen Ohren summet's wie Reichenbergs klägliches Geläute. — Da erweckt mich des Oberer laute, strafende Stimme aus meinem Zustande. Herr! ruft er hart mich an — wie können Sie so pommadig dasitzen?!" Halm verhüllte sein Haupt und schwieg. Dasselbe that seine weinende Frau.

Nach einer Weile schluchzte Halm: „Meinen tiefen Seelenschmerz nannte er — Pommade! mich selbst — pommadig!"

„Madig mag er selbst sein, dein Oberer!" rief jetzt die Schulmeisterin zornerglühend. „Madig wie ein wurmzerfressener, nichtsnütziger Apfel! Er lügt wie ein Schelm! Wann ist je Pommade in unser Haus oder auf dein Haar gekommen? Wir waren zufrieden, wenn wir nur immer Brot genug hatten. Auf, Gotthelf! ermanne dich wieder! Setz' dich über alle Pommade, wilde Esel, giftige Schlangen und Oelberge hinweg. Laß dich immerhin ein achtes Wunderwerk der Welt nennen. Du bist es auch. Hast du nicht aus mir eiteln, hochstrebenden und verschwenderischen Närrin eine — ich will nicht etwa rühmen — wackere Hausfrau gebildet? deine und meine Kinder wohl erzogen? deine Schule in die Höhe gebracht? Erkennt es nicht der Herr Superintendent wie unser Herr Pfarrer, der Richter sammt der ganzen Gemeine an, daß du aus der Dorfjugend, die vordem gleich einer Heerde wilder Säue aus der Schule stürzte und Unfug verübte, eine wohlgesittete und verständige Kinderschaar gezogen hast? Wie viele unglückliche Ehen hast du durch deine Beredtsamkeit und deinen klugen Rath in glückliche umgewandelt!

Wie viele junge Burſche und Jungfern vom Laſter zurückgehalten. —"

„Nichts als meine Schuldigkeit dieß," fiel Halm ein. „Wie viel mehr würde ich noch haben leiſten können, wenn ich, nach dem Ausſpruche des Oberer, noch klüger und gelehrter wäre! Auch mein Wiſſen iſt nur Stückwerk, wie ich jetzt mehr als je einſehe."

„Ei —" ſagte die Schulmeiſterin — „es iſt noch eine große Frage, ob dein Oberer mit all' ſeiner Gelehrſamkeit ſo viel Gutes ſchon geſtiftet hat als du mit deiner angeblichen Dummheit. Und wenn du auch die Reichenberger Stelle nicht erhälſt; nun wohl! ſo bleiben wir hier und glücklich wie zuvor. Du wollteſt ja ohnehin nicht gern fort."

„Meineſt du —" fragte Halm — „daß, nachdem man mich für unfähig befunden hat, Reichenbergs Kinder zu unterrichten, ich noch ferner in meinem jetzigen Amte bleiben dürfen werde?"

„Sie müſſen dich darin laſſen!" trotzte Tinel. „Sollſt du etwa mit uns betteln gehen? Steht nicht die ganze Gemeinde auf deiner Seite?"

„Rief nicht daſſelbe Volk am Sonntage „Hoſianna" und den nächſten Freitag darauf „kreuzige ihn?" fragte Halm. „Haſt du vergeſſen, daß der Kühnmüller und der Schöppe meine Feinde ſind und daß der Erſtere Zeuge meiner Schande war? Ein böſer Menſch vermag uns mehr zu ſchaden, als hundert gute uns nützen können. Oh! ich möchte in die Erde kriechen, mich und meine Schande darin vor aller Welt zu verbergen!"

Frau Halm war zur Stubenwand hingegangen und hatte dort ihres Mannes Schulrock vom Nagel herabgenommen. Denſelben jetzt vor dem Schulmeiſter auf dem Tiſche ausbreitend, ſprach ſie eindringlich: „Mann! ſchau' her auf das Loch im Aermel, das ich mit einem neuen Tuchſtücke geflickt habe. Du ſchweigſt — ſiehſt mich verwundert an? Weißt du ſchon, daß des Kühnmüllers Knecht ehegeſtern an der Hundswuth elendiglich geſtorben iſt, weil er aus Furcht vor dem Brennen mit dem glühenden Eiſen und der übrigen ſchmerzlichen Cur eine unbedeutende Wunde, die er von dem, durch dich getödteten, Hunde erhalten, verheimlicht hat?"

„Iſt es möglich?" fragte Halm erſchrocken.

„Es iſt!" betheuerte Tinel — „und nun, du Kleingläubiger?" Sie zog den, verwundert und fragend ſie anſchauenden, Gatten an ihre Bruſt und mit beiden Armen innig ihn umſchlingend, ſprach ſie: „Haben dich wirklich des häßlichen Oberer Reden dahin gebracht, daß deine einfältige Frau dich belehren muß? Sieh' dieſes Loch im Aermel und ſprich dann, ob unſer Herrgott dich vor einem ſo gräßlichen Tode bewahrt haben würde, wenn du wirklich ſo unnütz in der Welt wäreſt, als dich der Oberer ausgiebt? Und wenn dich alle Welt verachtete, ſo ſchätze ich dich nur deſto höher, weil ich am beſten deinen Werth kenne."

„Gutes Weib!“ weinte Halm gerührt — „wenn ich dich nicht hätte!“

„Und nun sage mir, wie du zu dem Trauerkattune gekommen bist?“ fuhr Tinel, in die weibliche Schwäche zurückfallend, neugierig fort. „Unmöglich kann unsere Friederike diese Wahl getroffen haben.“

„Das hat sie auch nicht —“ gestand Halm. „Ach, es kam Alles anders, als ich gedacht hatte. So wie ich in der Residenz angelangt war, machte ich schuldigermaßen dem Oberere meine Aufwartung. Welch' ein lieber, herablassender Mann er da war! Mit einer Freundlichkeit, die mich tief beschämte, begleitete er mich bei meinem Abschiede bis vor seine Thüre. Da fällt mir unsre Friederike, welche in demselben Augenblicke die Treppe herunterkommt, mit dem Freudenrufe in die Arme: Vater! Ihr hier? Für diese Unschicklichkeit bitte ich den Oberer gehorsamst um Verzeihung. Er aber entgegnete mir mit gerunzelter Stirne: Wie? die Dirne da ist Ihre Tochter? und hui! ist er in seine Thüre hinein. Darauf kam der Examen mit seiner Schmach, über welche ich Friederikens vergaß und die Stadt verließ, ohne jene versprochenermaßen besucht zu haben. Als ich nun in schweren Gedanken und gebeugten Hauptes durch die letzte Gasse pilgere, springt mir ein Stück Kattun in die Augen, das vor einem Schnittladen aushing. Da war mir's, als sähe ich mich im Sarge liegen und dich in demselben Trauerkattune daneben stehen. Deshalb kaufte ich das Stück und Gott gebe, daß —“ Halm mochte den Gedanken nicht vollends aussprechen.

„Daß es zum Freudenkleide werde —“ schloß Tinel und lächelte unter Thränen.

Halm schüttelte verstohlen das Haupt dazu.

Die Entsagung.

Schwer, sehr schwer wurde dem Schulmeister am andern Tage der Gang zum Herrn Pfarrer, welchem er den Bericht über das Ergebniß seines Examens abzustatten hatte und welcher demüthigend genug für ihn ausfallen mußte. Wirklich kam er äußerst niedergeschlagen wieder heim.

„Nun?“ kam ihm Tinel entgegen — „hat er dich nicht zu trösten gesucht?“

„Versucht, ja!“ versetzte Halm — „doch übel und böse. Ich sollte die Sache nur in Geduld abwarten; vielleicht machte sie sich noch besser, als ich dächte — sagte der Herr Pfarrer. Der Herr Oberer sei sonst gar kein harter Mann und müsse ihm nur gerade etwas in die Perücke gefahren sein. Ich aber spreche: es ist nicht gut, daß die Herren Oberere solche Perücken haben, in welche gleich Alles hineinfährt, um später als vernichtende Blitze wieder herauszufahren.“

„Die verwünschten Perücken!“ eiferte Tinel — „Ich denke, das Zeug ist gar nicht mehr Mode?“

„Unter dem Namen Perücken freilich nicht —“ versetzte Halm — sondern unter dem der Haartouren oder schlechtweg Sumseln. Aber um so gefährlicher sind sie jetzt, weil ihre Besitzer ihr Dasein gar nicht wissen lassen wollen, sie vielmehr für eigenen Zuwachs ausgeben. Wie steht's, liebe Frau! weiß unsre Elise schon etwas von meiner Schande? Es kommt mir vor, als zöge das Mädel seit gestern wie scheu vor mir sich zurück?“

„Was du nur wieder denkst!“ sprach die Schulmeisterin. — „Elise weiß allerdings, daß dir in der Stadt eine ungeheure Kränkung widerfahren ist und hat darum schon heiße Thränen geweint.“

„Auch schien es mir —“ fuhr Halm fort — „als grüßten mich meine Strauchitzer weniger herzlich als sonst. Sollte dieß nicht schon des Kühnmüllers Werk sein?“

„Nichts als Gespenster deiner Einbildungskraft —“ tröstete Tinel. „Kein Mensch hat etwas wider dich.“

In der nächsten Nacht erwachte Frau Halm einmal zufällig aus ihrem gewöhnlich festen Schlafe. Da sah sie ihren Mann aufrecht im Bette sitzen und hörte schwer ihn seufzen.

„Wie soll das noch mit dir werden, Gotthelf?“ fragte sie ernst. „Was hast du wieder in deinen Gedanken?“

„Den Examen und den Oberer —“ gestand Halm ein — „Ob ich schlafe, oder wache — es ist ganz gleich! Früher habe ich gar nicht gewußt, daß die Ehre ein so nöthiges Gut zu unserm Wohlbefinden sei. Das große Geschenk der Gesundheit und unsers hinlänglichen Auskommens, ja selbst dein Besitz, gutes Weib, und der unsrer wohlgerathenen Kinder — Alles tritt jetzt vor dem furchtbaren Gedanken bei mir zurück, daß ich als ein unnützer Knecht erfunden worden bin, daß mein bisheriger guter Name geschändet worden ist. *Dieser Gedanke nagt unablässig an mir*; im Wachen wie im Traume; er vergiftet meine Freuden und reibt mich noch auf. Rührei und Pommade — dieß die zwei Wörter, die unablässig in meinen Ohren erklingen.“

„Und dieß Alles wegen der unglücklichen Perücke eines häßlichen Oberer!“ klagte Frau Halm. „Mann! hast du des Lochs im Aermel so schnell schon vergessen?“

Ein stummer Seufzer war Halms Antwort.

Am Sonntage Nachmittags klagte er abermals gegen seine Frau: „Bemerktest du, wie heute in der Kirche die Bauern und deren Weiber die Köpfe zusammensteckten, heimlich zischelten, und mich dann bedeutungsvoll anblickten? Sahest du den Kühnmüller, wie er seinen Nachbarn auf der Emporkirche von meiner Schande erzählte und dabei höhnisch auf mich zeigte?“

„Das ist pure Einbildung von dir —“ erwiederte Frau Halm. „Das Köpfezusammenstecken und Plaudern geschieht ja jeden Sonntag und sollte dir gar nicht mehr auffallen. Und wenn du die Predigt abzulesen hast, so müssen doch wohl die Bauern dich und nie-

mand anderes ansehen. Mag der Kühnmüller immerhin von dem Examen erzählen! Nicht deine — des Oberer Schande macht er dann kund. Er thäte aber besser zu schweigen, da durch seine Nachlässigkeit mit dem Kettenhunde ein Mensch einen so schrecklichen Tod gefunden hat."

Alle diese Beruhigungsmittel von Seiten der Schulmeisterin, wie des Pfarrers, fruchteten bei Halm auf die Dauer nicht. Sein Seelenleiden nahm eher mit jedem Tage zu. Mit jeder Stunde erwartete er die Kunde seiner Amtsentsetzung zu erhalten. Er aß und trank wenig, ohne daß es ihm schmeckte; der Schlaf floh ihn und seine sonst blühende Gestalt ward zum Schatten. Seinen Schülern war er nicht mehr der frühere, liebreiche Lehrer. Er bewachte jede ihrer Mienen, Blicke, Bewegungen und Reden mit Argusaugen und ahndete unnachsichtlich jede Uebertretung seiner Befehle, jede jugendliche Uebereilung. Ohne es zu wissen, wurde Halm jetzt selbst zum Oberer, in dessen Perücke etwas Unheimliches gefahren war, das er über die schuldlosen Schulkinder wieder hernieder fahren ließ. Ein so ungewöhnliches Verfahren ihres sonst geliebten Schulmeisters machte die Jugend stutzig. Eine Zeit lang ertrug man die üble Laune des Lehrers, in der Hoffnung, daß sie bald einer besseren Platz machen werde. Als dieß aber nicht geschah, gewann eine immer mehr anwachsende Unzufriedenheit die Oberhand, welche später bei den hitzigen und ungeduldigen Gemüthern in Trotz und offene Widersetzlichkeit ausartete. Vierzehn Tage waren seit Halms Wiederkehr aus der Residenz verflossen, da kam Elise mit verstörtem Antlitze zu ihrer Mutter in den Schulgarten gestürzt.

„Mutter! liebste Mutter!" rief die Kleine weinend — „komm schnell herein! Alleweile hat sich der Vater schrecklich über die großen Jungen geärgert und die Schule Knall und Fall aufhören lassen."

Da schlug es der Schulmeisterin wie Blei in die Füße. Mit bebenden Gliedern eilte sie dem Schulhause zu, aus welchem die ganze Kinderschaar, tobend, lachend, weinend, murrend und klagend, ihr entgegen gequollen kam. Als die erschrockene Frau in die Schulstube trat, fand sie ihren Mann allein darin vor und mit dem Kopfe auf dem Lehrpulte liegen.

„Ist dir nicht wohl?" redete sie ihn erschrocken an — " Was und wo fehlt es dir?"

Halm erhob sein Haupt und ließ seiner Gattin ein leichenblasses Antlitz sehen. „Allerdings —" erwiederte er — „ist mir jetzt nicht ganz wohl, doch soll es mir, hoffe ich, nun bald wieder wohl werden. Ja, Frau!" fuhr er unter schwerem Aufathmen fort — „das große Wort ist heraus! Ich habe so eben mein Amt nieder gelegt! Zwar: das Herz blutet mir darob, doch vermag es wieder frei zu athmen."

„Ach, Gotthelf, was hast du gethan! Uebereilt hast du dich! sagte Frau Halm.

„Meine Schulkinder mußten mir zeigen, was zu thun meine Pflicht war —“ versetzte Halm. „Sie haben mir den Gehorsam aufgekündigt und ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß ich erst vor meiner Thüre zu kehren hätte, bevor ich sie wegen Unachtsamkeit oder Trägheit strafen dürfte. Das hat mir die Augen vollends geöffnet und nun bin ich ruhig. Wäre ich noch länger in der bisherigen Lage geblieben: so ging ich darauf. Darum rede mir nicht dagegen oder du liebst mich nicht. Ich mußte mich selbst verachten; nun aber, da ich das Rechte erwählt habe, fühle ich mich wieder.“

„Aber was wollen wir denn nun anfangen?“ fragte Frau Halm — „Wovon leben?“

„Nach Amerika laß uns auswandern!“ rief Halm und sein Auge leuchtete froh — „Dort weiß man nichts von einem Oberer, von Pomade und Rührei — dorthin dringt nicht die Kunde von meiner Schande — dort will ich wieder schulmeistern nach Herzenslust.“

„Nach Amerika über's Meer? Nein dahin bringst du mich nicht!“ klagte die Frau — „Sonst überall hin zieh' ich mit dir — nach Sibirien und Podolien, nach Kamtschatka und zu den Wenden, auf den Libanon und auf den Schneckenberg — doch über's Meer — nie! Die Erde ist überall des Herrn, aber meinen Leichnam in ein Stück Segeltuch nähen und in's salzige Wasser den Haifischen vorwerfen lassen — das ertrüge ich nicht.“

„Ich weiß, was noch schlimmer schmerzt als dieß —“ antwortete Halm — „doch zwingen mag ich dich nicht. Wohl! so werde ich ein Bergmann. War doch mein Vater auch ein solcher und ich schon auf dem Puncte, Häuer zu werden, als mich der Vetter noch für das Schulwesen weg angelte. Dann bleiben wir auch im Vaterlande und ersparen das viele Reisegeld. Die Zinngrube ist keine Stunde von hier entfernt und der Zehntner dort mein alter Bekannter, so daß mir um Arbeit nicht bange sein darf.“

„Hast du auch deine Kinder bedacht, Vater?“ warf Frau Halm bedenklich ein.

„Carl, mein armer Sohn!“ sprach Halm wehmüthig — „ach, du stehst an derselben Dornenbahn, die dein Vater zu durchlaufen hatte. Ja, Weib! hundert Söhne könnte ich haben und es dürfte mir nicht Einer davon ein Schulmeister nun werden. Und Adolph, treues, ehrliches Blut! dich konnte ich hinter den heidnischen Schriftstellern verknöchern lassen wollen, damit du auch ein fischblutiger Oberer einst würdest und Familienglück zerstörtest? Noch ist's Zeit bei dir! Auf unempfindliches Erz magst du fortan pochen, anstatt später auf fühlende Menschenherzen.“

Stolz hatte Halm sich emporgerichtet. Sein Auge blitzte, seine Wangen bekamen ihre einstige Röthe wieder; festen Schrittes trat er einher und verschwunden war jede Spur von Niedergeschlagenheit. Mit Erstaunen erkannte die Schulmeisterin diese plötzliche Umände-

rung, welche ihr ein günstiges Zeichen zu sein schien, daß sich noch Alles zum Besten ausgleichen dürfte. Zwar wagte sie nicht, ihres Mannes Entschluß zu bekämpfen, doch baute sie auf des Pfarrers gütliche Vermittelung und auf ihres Erstgebornen Beistand, dem sie alsbald die große Neuigkeit geschrieben hatte.

Indessen ging Halm mit heiterer Stirne, seinem Pfarrer die Niederlegung seines Amtes anzuzeigen. Auf dem Wege dahin sah er offen und freundlich Jedem in's Antlitz, grüßte er in allgewohnter Weise und schüttelte den ihm begegnenden Schulkindern liebevoll die Hand.

„Nun bin ich wieder froh —" sagte Halm, als er dem Pfarrer seinen unwiderruflichen Entschluß eröffnet hatte — „und eben dieses Frohgefühl ist mir ein sichrer Bürge, daß ich recht gehandelt habe. Freuen kann ich mich bei dem Gedanken, daß, wenn das Consistorium meine Entlassung aussprechen sollte, Sie demselben die freiwillige Niederlegung meines Amtes als Antwort mittheilen oder jener gar noch zuvor kommen können. So glaube ich, kann mir wenigstens niemand den Namen eines ehrlichen Mannes entziehen, indem ich ungezwungen ein Amt abgebe, zu dessen fernerer Führung man mich als untauglich befunden hat."

Der Abschied.

„Auch dieß wäre überstanden —" sprach Halm zu seiner Frau, von einem Rundgange durch's Dorf zurückkehrend — „Abschied habe ich genommen von unsern besten Bekannten und wahrhaften Freunden. Alle beschworen mich, zu bleiben, und wollten sich auf das Kräftigste für mich beim Consistorio verwenden. Für diesen guten Willen habe ich ihnen gedankt, doch denselben nicht angenommen. Er würde mir auch nichts genützt haben; darum ist es so besser. Feierlich meine Schulkinder entlassen, mag ich nicht. Trieben sie es um meinen Weggang — würde es mir das Herz brechen, das Gegentheil mit Bitterkeit mich erfüllen. Und ich möchte doch so gern in Frieden von hinnen scheiden! Der Zehntner hat mir Arbeit zugesagt und ich gehe nun, für uns Quartier in Zinnberg zu machen. Was hier noch zu ordnen ist, überlasse ich dir, Tinel. Mir ist das Herz jetzt zu voll, als daß ich mich mit der Sorge für unser Eigenthum groß befassen könnte."

Noch einmal trat Halm auf die Schwelle seiner Wohnung, dieselbe zu überblicken und sie seinem Gedächtnisse einzuprägen. Zwanzig Jahre hatte er hier gehauset, Freud und Leid erfahren! Hier auf dieser Stelle waren seine Kinder geboren worden; auf jener hatten zwei derselben ihren Todeskampf gekämpft und ruhten nun auf des Dorfes Gottesacker. Da hatte er um das Leben seines todtkranken Weibes zu Gott gefleht, hier er selbst bedenklich am Nervenfieber darnieder gelegen. Die ganze Vergangenheit mit all' ihren Einzelnheiten, ihren frohen und wehmüthigen Erinnerungen zog an

ihm vorüber. Von der duftenden Jelängerjelieberlaube, in welcher er so selige Stunden verlebt, blickte er hinüber auf das hoch in die Lüfte emporragende Gotteshaus, dessen treuer Hüter er zeither gewesen. Nicht mehr sollte seine Hand die ehernen Zungen der Glocken in Bewegung setzen, welche zum Gottesdienste riefen, die Feier der christlichen Feste, die Trauung junger Ehepaare, die Taufe des Neugebornen, die Begräbnißstunde der Entschlafenen, des Tages Zeiten verkündeten oder bei Feuer-, Wassers- und Kriegesnoth die Bewohner der Umgegend um Hülfe anriefen. Es war ihm, als kämen die fernen, hehren Klänge der Orgel wie Geistersäuseln zu ihm herüber, als wollten sie wehmüthig Abschied nehmen von ihrem Meister. Bald aber verschwanden die Orgeltöne unter dem Stöhnen, Aechzen und Brausen der Kunstgezeuge in den Zinngruben; die freundlichbunte Jelängerjelieberlaube verwandelte sich in einen dunkel aufgähnenden Schacht, in dessen grauenvollem Inneren die schwarzen Wände in dem spärlichen Scheine des Grubenlichtes feucht erglänzten und die dicke Luft beengend die schwer aufathmende Brust niederdrückte.

Halm fuhr sich hier mit der Hand über das Auge, das in Thränen sich spiegelnde, und sagte mit Ergebung: „Wir haben einmal hier keine bleibende Stätte! Die zukünftige suchen wir."

Er ging. Draußen im Hofe sah er seine Tauben fröhlich auf dem Scheunendach gurren und trommeln, das Hühnervolk unbekümmert sein Futter suchen und seine beiden Kühe im Obstgarten friedlich grasen. Caro, der Hund, wedelte freundlich mit dem Schwanze, als sein Herr an ihm vorüberschritt, nicht ahnend, wie demselben um's Herz stand. Der Schulmeister nahm seinen Weg über den Kirchhof, wo er die Todten hatte zu ihrer Ruhe einbetten helfen.

„Ade, ihr Schläfer all! —" sprach er weich. „Ade, meine Kinder!" Er trat zu deren Grabe und brach sich eine Blüthe von dem Fliederstrauche, welcher das schwarze Holzkreuz überschattete. „Wir sehen uns wieder und zwar in Freuden!"

Indeß saß die Schulmeisterin daheim und weinte bitterlich und ihre Tochter Elise mit ihr. Noch verharrete jene in ihrer Trauer, als sie die Thüre aufgehen und sich von ihrer ältesten Tochter Friederike umfangen sah. Diese weinte erst still an der Mutter Halse, dann hob sie schluchzend an:

„Mein ist die Schuld, daß der Oberer gegen den Vater so garstig gewesen ist."

„Du, mein Kind?" fragte Frau Halm erstaunt.

„Ja, ich!" betheuerte Friederike — „obschon ich eigentlich nichts dafür kann. Ihr müßt wissen, Mutter, daß der Oberer just in demselben Hause wohnt, wo ich das Schneidern erlernt habe. Nun hat der Oberer einen mißrathenen, liederlichen Sohn, welcher seinem Vater große Noth macht. Derselbe ist mir auf allen Tritten und Schritten nachgeschlichen und hat mir von seiner Liebe gegen mich vorgeschwatzt. Ich habe dem schlechten Menschen tüchtig die Mei-

nung gesagt, ihn einmal für immer abgewiesen, auch bedroht, Alles seinem Vater berichten zu wollen. Demohnerachtet hat der Oberer, welcher zuletzt hinter seines Sohnes Schliche kam, seinen ganzen Haß auf mich, und als er gehört, daß ich des Strauchitzer Schulmeisters Tochter sei, auch auf den Vater geworfen. Dieß habe ich erst in der letzten Zeit erfahren. Ach, der gute Vater! konnte ich ihm denn nicht besser seine Liebe und Güte gegen mich belohnen?"

„Ich trage die Schuld, nicht du, Kind!" klagte sich die Schulmeisterin an. „Waren wir hier nicht glücklich genug, daß mein Herz nach Höherem streben mußte? Hätte ich euerm Vater nicht in den Ohren gelegen, um die Stelle in Reichenberg anzuhalten: so wäre Alles beim Alten geblieben und der Vater noch hier. Es muß ihm geahnt haben, was seiner wartete!"

Bald traf auch Halms Sohn, der Seminarist, ein, um die einstweilige Verwaltung der Schulmeisterstelle in Strauchitz zu übernehmen. Mit scheuen Blicken betrat die Schuljugend, des begangenen Unrechts sich bewußt, das Schulhaus wieder. Die, welche den Schulmeister durch Widersetzlichkeit und gröbliche Reden zur Amtsentsetzung bewogen hatten, blieben entweder weg oder wurden von ihren Mitschülern mit harten Vorwürfen überhäuft.

In mancher Hinsicht zeigen die Frauen mehr Geistesstärke als die Männer. In das Unvermeidliche sich fügend, leitete Frau Halm die Versteigerung derjenigen Gegenstände ihres Eigenthums ein, welche sie nicht mit fortnehmen konnten und mochten. Sie hatte den Muth, der Versteigerung selbst beizuwohnen und mit anzusehen, wie all die großen und kleinen Dinge, ihrer Erinnerung so theuer, in fremde Hände übergingen und sich zerstreuten. Selbst die lebenden Wesen, die als solche und namentlich auf dem Lande zur Familie gehören, bekamen andere Herren, wie die Kühe, die Ziege und das Federvieh. Nur der Haushund, eine schöne Henne mit stolzer Federkuppe und ein Paar junge Trommeltauben machten hiervon die alleinige Ausnahme.

Unter dem linken Arme die Henne tragend, welche ob der ungewöhnlichen Lage verwundert bald ihre Trägerin, bald den Himmel beäugelte, trippelte Elise die Dorfgasse hinab. Leicht war die Last, und dennoch ihr Herz so schwer, daß Elisen das Weinen näher denn das Lachen war.

„Versorge sie gut, meine arme Butte!" bat sie wehmuthsvoll ein ihr an Jahren gleichendes Bauermädchen, ihre Freundin, die Elisen aus einem netten Bauerhause entgegen gesprungen kam. „Wäre sie mit versteigert worden, hätte sie vielleicht morgen schon unter dem Messer bluten müssen. Und sie legt doch alle Tage fast ihr Ei. Und Funke's Anna bekommt mein Paar junge Perltauben — ach! Alles muß ich hier lassen! Klöppeln soll ich nun lernen als künftige Bergmannstochter — da werde ich oftmals auf die Spitzen weinen."

Und weinend nahm sie Abschied, um dieselbe Scene in einem andern Bauernhofe zu wiederholen.

Auch Adolph, der angehende Lateiner, stellte sich ein. Da vorauszusehen war, daß Halm in seinem neuen Stande seinen Sohn auf der Schule ferner nicht mehr würde unterstützen können, so sollte Adolph dieselbe verlassen und zu seinen Aeltern zurückkehren. Unter Thränen lächelnd trat er jetzt vor seine bekümmerte Mutter hin.

„Der Herr Rector läßt Euch schön grüßen, Mutter —" hob er an — „und Euch sagen, daß Ihr für mich kein Schulgeld mehr zu bezahlen hättet. Auch will er mir wöchentlich zweimal, der Herr Quartus einmal und der Kaufmann Schreier auch einmal den Tisch geben. Ueberdieß wollen diese drei guten Herren noch sorgen, daß ich Euch in Zukunft wenig oder nichts auf der Schule kosten sollte. Es wäre Schade —" der Junge brach in lautes Schluchzen aus — „wenn ich — die Schule verlassen und — Pochjunge werden müßte."

Die Mutter zog den Knaben an ihr Herz. „Dein Vater will—" sprach sie bewegt — „daß du lieber auf hartes Erz als einst auf Menschenherzen pochen möchtest, so wie deinem Vater von dem schlimmen Oberer geschehen ist. Er sagt, daß die studirten Leute gar oft auf die nichtstudirten ohne Schonung loszupochen pflegten, und darum sollst du nun nicht studiren, sondern Pochjunge oder auch ein Handwerker werden."

„Aber unser Herr Rector und der Herr Quartus haben doch beide studirt —" wendete Adolph ein — „und sind doch gleichwohl so gut gegen mich gesinnt. Und unser Herr Pfarrer auch."

„Dein Vater hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß du nicht studiren sollst —" versetzte die Schulmeisterin — „und darum mußt du seinem Willen dich fügen. Auch würden wir kein Geld haben, um dich später auf der Universität erhalten zu können, und da ist es allerdings besser, du giebst den Gedanken daran in Zeiten auf. Jenen guten Herren aber wollen wir herzlich danken für ihre, dir angebotene Güte und Liebe."

Da ergab sich Adolph gehorsam dem väterlichen Willen und setzte sich hin, unter vielen Thränen einen langen Danksagungsbrief an seine Wohlthäter zu schreiben und Abschied von ihnen zu nehmen.

Der Wagen, welcher die unentbehrlichsten Geräthschaften der Halm'schen Familie nach Zinnberg schaffen sollte, war beladen und zum Aufbruche bereit. Der Seminarist gab den Seinen das Geleite bis vor das Dorf. Dort blieb die Famile noch einmal stehen und schaute, wie einst Lots Eheweib, in Thränen auf die liebe, theure Heimath zurück. Und noch einmal umarmten die Scheidenden den Sohn und Bruder, dann schritten sie stumm und gebeugt dem hochbepackten Fuder nach.

Das neue Amt.

In Krümmungen und dennoch ziemlich steil führte die Kunststraße die Reisenden bergauf. Rechts am Wege streckte sich ein dichter

Fichtenwald lang hin, unter dessen himmelanstrebenden Stämmen das helle Tageslicht in tiefe Dämmerung sich verwandelte und eine eben solche Todtenstille herrschte. Wie im Grabe war es darin. Links auf der Höhe, die aus dürftigem Ackerlande bestand, erhob sich eine Felsenkuppe, nackt und steil, in die blaue Luft. In den Gebäuden eines einsam gelegenen Vorwerks vermerkte man kein Abzeichen von dem Dasein oder der Geschäftigkeit seiner Bewohner. Nicht einmal ein Hund verkündete das Vorüberziehen der Schulmeisterfamilie. Immer öder, rauher und unfruchtbarer wurde die Landschaft. Nirgends eine Spur von lautem, fröhlichem Leben. Und die Entfernung von dem paradiesischen Strauchitz betrug nur vier Stunden! Caro, Halms getreuer Haushund, welcher bisher den Weg in lustigen Sprüngen doppelt zurückgelegt hatte, schritt jetzt mit niederhängendem Kopfe und Schwanze still seiner Herrschaft auf dem Fuße nach. Sobald man aus des Forstes Schutze heraus war, empfing eine empfindlich kalte Luft die Wanderer, welche zusammen schauerten und fester sich in ihre Hüllen wickelten. Bevor man das nahe Zinnberg erblicken konnte, senkte sich ein feuchter, immer dichter werdender Abendnebel hernieder, welcher alle Aussicht benahm und selbst die nächsten Gegenstände verschleierte. Endlich tauchte aus dem wogenden Nebelmeere vor den Reisenden ein graues Ungeheuer — einem Riesenelephanten zu vergleichen — empor. Es ward zum Hause, als man näher trat, dessen Dach und Obertheil mit seinen aschgrauen Schindeln und Bretern, mit seinem, aus Bruchsteinen bestehenden Erdgeschosse, mit seinen kleinen Fenstern und anlehnenden Feuerleitern eben nicht einladend aussahe. Statt des Gartens umgab ein Wiesenstück mit kurzem Grase das Gebäude und ein einzelner, verkrüppelter Fliederbaum war die einzige Spur, daß hier irgend eine Frucht gedeihe.

Ein Schauer überlief die Ex-Schulmeisterin, als der Fuhrmann jetzt ausrief: „Das ist Zinnberg!“

Das Städtlein mit seinen einzelnen und regellos verstreuten Häusern ähnelte dem Blocksberge, auf welchem Satanas mit Felsenstücken gewürfelt hat. Wo waren die freundlich netten Häuser und Höfe von Strauchitz geblieben? Wo dessen lachende Frucht- und Gemüsegärten mit dem ellenhohen Grase? Wo die Weinrebe, welche die Mittagsseite der Gebäude umrankte? Wo die Heerden rundlicher, wohlgenährter Rinder, Ziegen und Schaafe? Wo die lachenden Gesichter glücklicher Dörfler?

Abenteuerliche Gestalten in ganz besonderer Kleidung, vom Kopfe bis zu den Füßen mit rothbraunem Schmuze überzogen, vorn am Gürtel das Wetterkästel mit dem Grubenlämpchen tragend, mit ernstem, tiefgefurchtem Antlitze, dessen Leichenblässe ein wahrer Spott auf das Glück ist, welches die farblosen Lippen als Gruß aussprechen, gehen an der nahenden Familie vorüber und verschwinden nach dumpfem „Glück auf!“ in dem Nebel.

Bald hielt der Wagen mit den Sachen vor dem Hause still, in welchem Halm für seine Familie eine Wohnung ermiethet hatte. Frau Halm athmete wieder etwas freier auf, als ihr Mann in seiner gewöhnlichen Kleidung, statt im Grubenkittel, den Seinen entgegenkam.

Eine Stube nebst einem Kämmerlein — dieß die jetzige Wohnung Halms, die für einen gewöhnlichen Bergmann noch groß genannt werden konnte.

Der Rest des Tages verstrich schnell mit dem Abladen und Unterbringen der Geräthschaften, so wie die heute bestandenen Anstrengungen die Familie alsbald in den festesten Schlaf fallen ließ.

Auch die beiden nächsten Tage, ein Freitag und Sonnabend, wurden zu völliger Einrichtung in die neue Wohnung und Lage verwendet. Elise war zur Schule und Adolph als Pochjunge angemeldet, Friederike schnitt schwarze Leinwand zu einem sonntägigen Grubenkittel für ihren Vater und ihre Mutter hatte ihre Dienste als Hauben- und Kleiderwäscherin in dem Bergstädtchen ausgeboten. In demselben wußte man, daß es mit Halms Abdankung als Schulmeister von Strauchitz nicht ganz richtig zugegangen sei, aber nicht die näheren Umstände dabei.

Am Sonntage besuchte die ganze Familie den Gottesdienst. Als die Glocken einläuteten, erbleichte der Ex-Schulmeister, so schnitt ihm der Ton durch die Seele. Aber während des Orgelspieles dachte er, trotz all' seiner Demuth: „Gotthelf, wenn der Organist dort oben nicht alleweile Octaven und Quinten macht, so will ich kein Schulmeister gewesen sein. Ei, ließe mich der Mann doch an seiner Statt spielen! Nun, vielleicht, daß er es mir in Zukunft erlaubt." — Da der Pfarrer über den guten Hirten und den Miethling predigte, ersseufzte Halm in seinem Gemüthe. „Nein —" sprach er zu sich selbst — „ich habe meine Heerde nicht feig verlassen und als ein Miethling. Freilich gedachte ich sie zu verlassen, um eine größere zu übernehmen, allein daran war blos das Zureden meiner Frau schuld. Mein Wolf war der garstige Oberer, und da meine Schaafe ferner nicht auf meine Stimme hören mochten, so mußte ich sie wohl nothgedrungen verlassen. Das weißt du, lieber Herrgott und tröstest mich, wenn die Leute behaupten, daß ich blos meinem Dickkopfe gefolgt und meine Stelle ohne Noth aufgegeben hätte."

Am Montage früh wanderten Vater und Sohn nach dem Berg- und Pochwerke hin, denn beide traten heute ihr neues Amt an.

„Strenge dich nur nicht gleich zu sehr an —" rieth der Vater unterwegs seinem Adolph — „und ruhe im Anfange öfterer aus, bis der Arm sich an die Führung des Hammers gewöhnt haben wird. Und trinke ja nicht auf die Hitze!"

Vor dem Schachthäuschen umfing Adolph seinen Vater mit Zärtlichkeit.

„Vater!“ bat er innig — „nehmt Euch ja in Acht und kommt gesund wieder heim. Behüte Euch unser Herrgott!“

„Und dich auch, mein Sohn —“ entgegnete Halm, jenem die Hand drückend — „Glück auf!“

„Glück auf!“ sagte Adolph gleichfalls und blickte nassen Auges seinem Vater nach, bis derselbe im Schachthäuschen verschwand. „Das Handtieren mit dem Fäustel und Schlägel —“ sprach er kopfschüttelnd — „wird wohl dem Vater ungleich saurer werden als mir das Pochen mit dem Hammer. Funfzig Jahre schon ist der Vater alt — ein alter Bergmann! Der Strauchitzer Richter meinte, daß der Vater wohl auch noch ein anderes Gewerbe als das eines Bergmanns hätte ergreifen können, und wenn er nur Clavier- und Singestunden gegeben, Noten und Käufe geschrieben hätte. Aber er will nun einmal nichts mehr von der Erde oben wissen.“ Also sprechend, setzte der Kleine seinen Weg in's niedriger gelegene Pochwerk fort.

„Mit großer Andacht hatte Halm im Huthhause nebst seinen übrigen Gefährten gesungen und gebetet. Gewaltsam überwand er eine Anwandlung von Furcht oder Angst, als er hierauf in den dunkel aufgähnenden Schacht einfuhr; denn er wußte, daß die Blicke seiner Gefährten auf den Neuling geheftet waren und sein Treiben beobachteten. Beherzt glitt er eine Fahrt nach der andern hinab, durchkroch er die niedrigen Stollen und die tiefsten Eingeweide der Erde, bis er endlich vor Ort anlangte, wo ihm der Obersteiger seine Arbeit anwies.

Die Versuchung.

Zwei Monate waren verstrichen und die herbstlichen Tage im Anzuge. Da kam eines Morgens der Häuer Halm von der Nachtschicht. Acht Stunden hatte er anhaltend in der Erde tiefsten Eingeweiden gearbeitet. Die Arme thaten ihm heute weh und die Beine knickten unter ihm zusammen. Er konnte sichs nicht versagen, im Angesichte des Städtchens, dessen Schornsteine wirthlich rauchten, ein wenig auszuruhen.

Am Bergesabhange, wo die Kunststraße zum Städtlein sich aufwand, setzte er sich auf einen Baumstumpf nieder und ließ das Auge beschauend auf der Morgenlandschaft ruhen. Eben kam die junge Sonne hinter dem Riedberge, jener hohen Felsenkuppe, hervor und beleuchtete mit magischem Lichte die Gegenstände nah und fern. Im Thale unten zog sich der Morgennebel in langen, scharfbegränzten Bändern dahin; oben aber erglänzte schon Alles goldig. Auf der Straße Zickzack unten sah Halm einen Postwagen mühsam heraufklimmen und den Postillion mit der Peitsche knallend daneben schreiten. Schon mancher Kamerad war mit einem muntern Glückauf an dem Ruhenden vorübergegangen, als dieser hinter sich abermals rüstige Tritte nahen hörte. Eine Stimme, bei deren Klange Halm,

wie vom Blitze gerührt, zusammenfuhr, sprach freundlich grüßend: „Guten Morgen, Freund!“ Ja, er war es wirklich, der böse Oberer, welcher, den näheren Fußweg erwählend, seinen Wagen verlassen, vor diesem den Berg erstiegen hatte und jetzt vor dem versteinten Bergmann stand.

„Glück auf!“ erwiederte dieser jetzt mit bebenden Lippen.

„Wie heißt dieses Dorf da?“ fuhr der Oberer fort, indem er mit der Hand auf die umhergestreuten Häuser zeigte.

„Es ist das Städtchen Zinnberg —“ versetzte Halm, in dessen Herzen mannigfache Gefühle kämpften.

„Und jene hohe Felsenkuppe?“ fragte der Oberer weiter.

„Der Riedberg —“ antwortete Halm und versank in tiefes Sinnen. Von ihm hatte man die Richtung des Oelberges und die genaue Eintheilung Galiläa's zu wissen verlangt, und der Oberer kannte nicht einmal den Namen desjenigen Berges, den man von der Hauptstadt aus als eine bläuliche Kuppe am fernen Horizonte thronen sah!

Der Oberer hatte sich von dem wortkargen Bergmanne abgewendet und sich in die weite Aussicht vertieft. Schon schickte sich Halm zum Fortgehen an, als er sich plötzlich von vier jugendlichen Armen zärtlich umfangen sahe.

„Glück auf! Guten Morgen, liebster Vater!“ riefen Adolph und Elise zugleich. Jener, in seiner Pochjungentracht, war auf dem Wege zum Pochwerke, und diese dem Vater entgegen gegangen.

„Kommt, Vater!“ drängte Elise — „Ihr werdet müde und erfroren sein von der Nachtschicht. Der Kaffee steht fertig auf dem warmen Ofen und nur Adolph hat erst davon getrunken, weil er auf die Arbeit mußte.“

Hier trat der Oberer, welcher die Reden der Kinder vernommen, diesen näher und sagte freundlich: „Ei, ei! so früh schon zur Arbeit? Doch: **aurora musis amica**, das heißt: —“

„Die Morgenröthe ist den Musen eine Freundin, oder kurzweg: Morgenstunde hat Gold im Munde.“ Mit diesen Worten dem Oberer in die Rede zu fallen, konnte sich Adolph, bei all' seiner Schüchternheit und Demuth, nicht entbrechen. Denn, wer pflegt wohl stolzer auf seine Gelehrsamkeit zu sein als der angehende Lateiner, wenn er zumal sein Licht so leuchten lassen kann, wie hier der ehemalige Quartaner?

Wirklich war der Oberer ganz erstaunt, in dem kleinen Pochjungen einen Wahlverwandten zu finden.

„Wie?“ sprach er lächelnd — „förderst denn du mit deinem Hammer die Gelehrsamkeit eben so zu Tage, wie einst Vulkan die Minerva aus der Stirne ihres Vaters?“

„Ich poche nur auf todtes Gestein —“ versetzte Adolph trübe und mit den Worten seines Vaters — „und nicht auf fühlende Herzen, am allerwenigsten auf das meines lieben Vaters.“

„Ihr scheint ein glücklicher Vater zu seiy —" wendete der Oberer sich an Halm. „Habt Ihr noch mehr Kinder?"

„Noch zwei."

„Und sind eben so wohl gerathen wie diese?"

„O ja! Sie sind insgesammt unser Trost und unsre Freude."

„Wie finget Ihr dieß an?"

„Wir liebten unsre Kinder und hüteten uns darum, ihnen andere als gute Beispiele zu geben. Dabei waren wir aufmerksam auf ihre Neigungen, wie auf ihren Umgang mit anderen Kindern. Wir ermahnten, warnten und tadelten, so oft dieß nöthig war, doch nicht im Uebermaße, und mußten wir strafen, so ließen wir selbst bei der Züchtigung noch unsre Liebe hindurchblicken.

Der Oberer seufzte still. Er that einen tiefen Blick in sein Innerstes und gestand sich selbst, daß er über dem Streben nach großer Gelehrsamkeit die Erziehung seiner Kinder vernachlässigt und dieselbe mehr seiner Gattin und dem Gesinde überlassen hatte. Kleinere Fehler derselben, welche ihm zu Ohren gebracht wurden, hatte er unbeachtet und ungerügt gelassen, Laster hingegen, die eine Folge aus jenen waren, mit leidenschaftlicher Härte gestraft und so die Herzen seiner Kinder von sich gewendet. Wie ungleich höher stand der schlichte Bergmann als Erzieher ihm, dem hochgelahrten, vielvermögenden Staatsdiener gegenüber!

Mittlerweile hatte die Postkutsche den Oberer eingeholt. Unter einem kurzen Gruße gegen Halm und dessen Kinder stieg jener ein und rollte dem Städtchen zu. Sinnend schritt Halm, seine Tochter führend, hinterdrein.

„Er hat mich nicht erkannt —" murmelte er — „Wie sollte er auch? Wenn er gewußt hätte, wen er vor sich hätte! Gewiß ist er gekommen, um in Zinnberg Schulvisitation zu halten. Dann genade euch Gott, ihr armen Ex-Collegen!"

Daheim verschwieg er, wen er so unerwartet gesehen und gesprochen hatte. Denn — dachte er — Deine Frau wäre wohl gar im Stande, mit dem Oberer anzubinden und ihn wegen deines Examens noch tüchtig abzukanzeln. Dann würde die alte Geschichte erst recht ruchbar und dir gleichwohl damit kein Nutzen erzeigt.

Am andern Tage wanderte Halm wieder dem Huthhause zu, dessen Glöcklein die Bergleute zur Schicht herbeirief. Die Stube füllte sich mit den bleichen, in erdfarbiger Kleidung steckenden Gestalten, die sich längs der breternen Wände aufstellten. Die Grubenlämpchen flammten in dem Wetterkasten vorn im Gürtel — das Glöcklein schwieg — die Hände falteten — die fahlen Lippen öffneten sich.

Halm, als geschickter Vorsänger, stimmte mit wohllautender Stimme den Choral an:

„Auf Gott Vertraun, ist meine Pflicht,
ist Seligkeit im Leben —"

Andächtig fiel der ernste Chor ein. Dann verlas Halm das Gebet, nach dessen Beendigung die Männer in der Erde Tiefe einfuhren, welche verhallend das dumpfe „Glück auf!“ wiedergab.

Auch Halm schickte sich an, seinen Gefährten zu folgen; da sah er sich von dem Obersteiger aufgehalten, welcher in Begleitung eines gleichfalls in der Bergmannstracht gekleideten Mannes ihm nahe trat.

„Holm —“ sprach er, in seiner Gebirgs-Mundart das a in o verwandelnd — „Ihr sollet dem Herrn Obereraminator hier zum Führer in die Werke dienen, die der Herr Obereraminator zu sehen wünscht. Ich kenne Euch als einen bedächtigen und vorsichtigen Mann und auch der Herr Obereraminator hat ein gutes Zutrauen zu Euch gefaßt, da er in Euch denjenigen wieder erkennt —“

Hier pochte Halms Herz mit allem Ungestüm —

„Welchen —“ fuhr der Obersteiger fort — „er in Begleitung Eurer Kinder gestern schon gesehen und gesprochen hat.“

Unter heftig arbeitenden Gefühlen stand Halm da; dann verbeugte er sich bejahend, doch stumm. So schritt er dem Schachte und dessen Einfahrt zu, welche hier nicht aus senkrecht hinabgehenden, weitsprossigen Leitern, sondern aus wirklichen Fahrten bestand. Halm bestieg zwei abgeglättete, runde Stämme, welche etwa eine halbe Elle aus einander gelegt waren. Mit den Händen erfaßte er die darüber straff ausgespannten Seile, durch deren größeres oder minderes Festhalten man nach Belieben das schnellere oder langsamere Hinabrutschen bewirken konnte. Sich einige Ellen hinablassend, wartete er geduldig, bis des Obereraminators Füße auf seinen Schultern, als wie auf einem Schemmel, Platz genommen hatten. Auf erhaltene Anweisung umspannten auch des Obereraminators behandschuhten Fäuste die Seile, und der Führung Halms sich anvertrauend, begann jener das Hinunterfahren. Erst langsam, dann schneller und schneller bewegte sich das aufeinander stehende Paar in die rabenschwarze Tiefe hinab. Dem Oberer blieb der Athem stocken vor Angst und Grausen. Er sah, von des Grubenlichtes mattem Schimmer an seinem Gürtel erleuchtet, einen feucht glänzenden, engen Raum neben und über sich, der ihn zu erdrücken drohte mit seinen geklüfteten Steinmassen. Wie von den schmuzigen Wänden des Schachtes kalte Wassertropfen, perlte auch über des Obereraminators Antlitz kalter Schweiß herab. Von Entsetzen gepackt, schloß er sein Auge. Auch dem Führer des Oberer schwindelte das Haupt. Sein bitterster Feind im ganzen Leben, der geistig ihn zertreten, — er trat jetzt leiblich ihn mit Füßen! Sein Leben ruhte in Halms Händen. Ließen diese das Seil los, so schmetterte jedenfalls der Oberer ihm nach in die grausige Tiefe. Und aus allen Winkeln und von allen Seiten flüsterten satanische Stimmen: „Laß los! laß los! Räche — räche dich!“

So gelangte er fast sinnlos auf den ersten Absatz der Fahrt.

Mechanisch half er dem Obereraminator auf die Füße und festen Standpunct fassen. Halm vermied jetzt gefliſſentlich, ſeinem Herzfeinde in's Antlitz zu ſehen. Dieſer athmete ſchwer und keuchend auf. Als er ſeinen Begleiter eine zweite Fahrt in die dunkle Tiefe beſteigen ſah, ſprach er haſtig: „Noch tiefer? Nein! nein! ich habe genug! Guter Mann, bringt mich ſchnell wieder hinauf. Die Luft hier erdrückt mich.“

„Hier giebt's keinen Rückweg —“ verſetzte Halm dumpf — „Wie in der Hölle geht es nur hinab und nicht wieder hinauf. Erſt müſſen wir noch fünf Fahrten zurücklegen, bevor wir an den gerad aufſteigenden Schacht und das Göpelwerk gelangen, das uns emporzieht.“

Den Oberer durchſchüttelte ein Fieberfroſt. Verzweifelnd faſt folgte er ſeinem Führer von einer Fahrt zur andern, bis ſie in ein weites Gewölbe gelangten, von welchem der Schacht ſchnurgerade, jedoch in mehrern Abſchnitten, aufſtieg. Hier arbeiteten beim ſpärlichen Grubenlichte mehrere Bergleute, gleich Erdgeiſtern, deren Geſtalten mit dem dunkeln Geſteine verſchwammen oder wie Schatten vorüberglitten. Der Boden war feucht und ſchlüpfrig und der Blick verſuchte umſonſt die Gränzen dieſes unterirdiſchen Reiches zu ergründen. Aus den hier einmündenden Seitenſtollen wehte ein kühler Luftzug, wie Grabeshauch, den Obereraminator an, ſo daß das Flämmchen ſeiner Grubenlampe unruhig aufflackerte und ein rieſiges Schattenſpiel an den glitzernden, matt erleuchteten Gewänden hervorrief. Gleichförmig wie das Picken der Todtenuhr träufelten große Tropfen von der unergründlichen Höhe hernieder und berührten weherregend die Haut des Daruntерſtehenden.

Halm hatte jetzt ſeine ganze Ruhe und Faſſung wieder erhalten. Er hatte mit den finſtern Mächten gekämpfet und obgeſieget. Daher die freudige Seelenruhe, die ihn nunmehr erfüllte. Ja, das frohe Siegesgefühl machte ihn faſt übermüthig, indem er mit ſeinem Grubenlichte näher die Wände des Bergwerks beleuchtete und erklärend zum Oberer anhob: „Sehen Sie, mein Herr, hier trifft zu, was die Bibel ſchon ſagt: Es hat das Silber ſeine Gänge und das Gold ſeinen Ort, da man es ſchmelzet. Eiſen bringet man aus der Erde, und aus den Steinen ſchmelzet man Erz. Aber ich weiß nicht mehr, wo dieſer ſchöne Spruch ſteht, ob im neuen oder alten Teſtamente?“

Fragend blickte hier der Ex-Schulmeiſter den Oberer an. Dieſer jedoch blieb die Antwort hierauf ſchuldig. Eine Weile ſtarrte er ſeinen Eraminator wieder an, dann ſprach er zerſtreut: „Wie? wie? guter Freund! Wo, bitte ich Euch, iſt der Tölpel — nicht doch! Gölpel — das Ding, was uns zu Tage aufziehen ſoll?“

„Sehen Sie, Herr Oberer —“ ſagte Halm in ſeinem Innern — „vor Angſt finden Sie nicht einmal das Wort Göpel, geſchweige denn die Bibelſtelle, die ich eben anführte. In nicht gerin-

ger Angſt ſaß ich Ihnen damals gegenüber, als Sie viel Schwereres von mir zu wiſſen begehrten.“ Laut fuhr er dann fort: „Gedulden Sie ſich nur eine kleine Weile noch mein Herr; der leere Kaſten wird in den nächſten Minuten herabkommen, mit welchem wir auffahren wollen.“

Zu Ewigkeiten wurden dem harrenden Oberer die Minuten. Endlich ſchwebte ein hölzerner, oben offener Kaſten durch die Finſterniß hernieder. Nachdem er den Boden erreicht hatte, legte Halm ein dazu beſtimmtes Holzſtück in denſelben und lud den Oberexaminator ein, auf dieſem mißlichen Sitze Platz zu nehmen und zu größerer Sicherſtellung ſeiner Perſon mit beiden Händen das Tau zu erfaſſen, welches, in zwei Enden von des Kaſtens Boden ausgehend, oben in der Mitte zuſammen gewunden war und ſich in der Höhe verlor. Das Gleichgewicht im Kaſten herzuſtellen, ſetzte Halm ſich ſeinem Erzfeinde gegenüber, nachdem er ſich zuvor mit einem dünnen Stücke Holzes verſehen hatte, womit er den aufſchwebenden Kaſten aus dem zu nahen Bereiche der Schachtwände wegzuſteuern gedachte. Die Auffahrt, welche für den Oberer faſt mißlicher noch als die Einfahrt wurde, begann. Der Kaſten ſchwebte hin und her und rieb ſich gegen die ſchwarzen Wände des Schachts, von welchen ihn Halms Hand mittels des Holzſtückes wieder entfernte. Das kunſtloſe Fahrzeug war jetzt bis zur Höhe eines mäßigen Thurmes gelangt. Wenn das Tau riß! Den Oberer überlief bei dieſem Gedanken die Gänſehaut. Aber noch weit ſchlimmer ward ihm zu Muthe, als nach mehrern, glücklich zurückgelegten Schachtabſätzen der Kaſten mit den beiden Männern einem Orte ſich näherte, welcher alle Schreckniſſe der finſtern Unterwelt in ſich vereinte. Ja, hier war der Tartarus mit ſeinen Qualen! Welch' banges Stöhnen! Welch' ſchmerzvolles Aechzen! Welch' ein Heulen, Ziſchen, Stampfen, Brauſen, Pochen, Schlagen, Pfeifen! Welche unſichtbaren Mächte kämpften hier in der undurchdringlichen Finſterniß feindlich gegen einander? Dicht an dem Kampfplatze vorüber glitt das gebrechliche Fahrzeug. Wehe! welch' ein Ungeheuer ſtreckt begehrlich ſeine vielen Rieſenarme nach dem Kaſten aus, der kaum eine Elle weit davon emporſchwebt? Sind es nicht die Thränen der gemarterten Verdammten, welche zu Tauſenden an den ſchwarzen Polypenarmen glitzern und hernieder-träufeln?

Den Ex-Schulmeiſter jammerte es bei dem Anblicke des in helle Verzweifelung aufgelöſten Oberer, welcher, die Todesangſt in dem bleichen Antlitze, mit beiden Händen das Tau krampfhaft gepackt hielt und, jeglichen Anſtandes, wie ſeiner Würde vergeſſend, auf dem Holzblocke hockte.

„Es iſt das Kunſtwerk —“ ſchrie er mit aller Kraft ſeiner Stimme dem faſt Bewußtloſen durch das betäubende Getöſe zu — „welches die Wäſſer aus der Tiefe hebt.“ Beinahe zu derſelben Zeit hohnlachte aber auch eine andere Stimme in dem Innern Halms,

schadenfroh spottend: „O, mein Herr Oberer! wie weit pommadiger sitzen Sie jetzt hier als ich damals im Examen, wo es für mich um ungleich wichtigere Dinge sich handelte, denn Sie alleweile betrifft.“

Nach glücklicher Ueberstehung dieses letzten Probestückes landete der Oberer mit seinem Kasten und Gefährten. Ja, er landete, gleich dem Seefahrer nach langer, sturm- und gefahrvoller Fahrt. Und, er betrat, wie jener, den festen Boden mit nicht geringen Frohgefühlen, und aus der tiefsten Herzenstiefe quoll der ihm nun erst ganz klar werdende Gruß über die noch bleichen Lippen: „Glück auf!“ Und der stolze Oberer schämte sich nicht, seinem Führer durch der Erde Tiefen freundlich die Hand zu drücken und ihm zu danken.

„Gäbe es wohl ein geeigneteres Mittel als dieses, —“ murmelte der Oberer beim Fortgehen — „um des Burschen Trotz und Eigenwillen zu brechen? Vermag das sturmbewegte Meer das Menschenherz eher zu Gott und zur Besserung zu führen als dieses lebendige Grab?“

Halm dagegen stritt mit sich, ob er den Gulden, welchen ihm der Obersteiger im Namen des Obereraminators als Geschenk einhändigte, annehmen sollte oder nicht. Zwar entschied er sich für das Erstere; jedoch wickelte er das Goldstück in ein besonderes Papier und legte es abseits.

Der Professor.

Nach Verlauf von etwa 12 Tagen sah sich der Häuer Halm zum Bergschreiber, diesem vielbedeutenden Manne — gerufen:

„Holm —“ sagte auch er — „ich habe Euch etwas Angenehmes mitzutheilen; aber Ihr müßt mir erst versprechen, reinen Mund darüber zu halten. Könnt ihr schweigen?“

„Gewiß!“ versicherte Halm.

„Höret! —“ fuhr der Bergschreiber fort — „Ein angesehener Staatsbeamter hat das Unglück, einen Sohn zu besitzen, der aus der Art geschlagen und seines Vaters sehr unwürdig ist. Bis jetzt sind alle Mittel, ihn auf den Weg der Besserung zurückzuführen, vergeblich gewesen. Im Begriff schon, den Ungerathenen in das Landarbeitshaus zu stecken, ist er auf den Gedanken gekommen, ihn in unser Zinnbergwerk zu thun. Er glaubt nämlich, daß dasselbe geeigneter sei, einen Wildfang und Wüstling zu zähmen als jene Zwangsanstalt. Dieß weiß auch die russische Regierung, welche ihre schlimmsten Verbrecher nach Sibirien in die Bergwerke schickt, wo sie gar bald mürbe werden oder sich aufzehren. Auf dem in Frage stehenden Wege wird auch jenem würdigen Vater die Schande erspart, welche durch die Einverleibung seines Sohnes in's öffentliche Arbeitshaus auf ihn mit fallen würde. Thut der junge Mann gut und fügt sich in sein Loos: so steht ihm der Weg zu einträglicheren Bergamtsstellen noch immer offen, denn er hat studirt und soll übrigens gar nicht

auf den Kopf gefallen sein. Bei mir wird derselbe wohnen und streng von mir und dem Obersteiger beaufsichtigt werden. Aber auch Ihr, Holm, sollt die Hand zu Ausführung des guten Werkes darbieten und den Wildfang während der Arbeit nicht aus Euern Augen lassen. Ihr seid uns als ein redlicher und verständiger Mann bekannt geworden, welcher selbst Kinder erzogen und zwar wacker erzogen hat. Man wird es einzurichten wissen, daß der junge Mensch jede Schicht mit Euch zugetheilt bekommt und in Eurer Nähe arbeiten muß. Habt dann auf seinen Fleiß und sein ganzes Wesen genau Obacht, und sucht ihn durch Worte wie durch Beispiel für das Gute zu gewinnen. Sein Vater verspricht auch, es Euch reichlich belohnen zu wollen. Nächsten Montag tritt der Wildfang, welcher hier den Geschlechtsnamen seiner Mutter, Wiesam, führen wird, sein neues Amt an. Werdet Ihr, Holm, auf mein Ansinnen willig eingehen?"

„Recht gern, Herr Bergschreiber! —" versetzte Halm — „Wenn ich nur das gehörige Geschick dazu besitze."

Der Bergschreiber erwiederte hierauf einige schmeichelhafte Worte, welche jedoch bei dem Ex-Schulmeister gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten. „Man hielt mich für zu dumm —" sprach er bei sich selbst — „um einfältige Bauernkinder zu lehren, und nun soll ich gar den erwachsenen, studirten Sohn eines Vornehmen erziehen helfen! Ist etwa der arme Häuer weiser als der einstige Schulmeister?"

Mit dem nächsten Montage erschien der Bergschreiber nebst dem neuen Häuer, welcher bereits dessen Tracht an sich trug, im Huthause vor Andeginn der Vormittagsschicht. Halm hatte jetzt nicht Muße genug, seinen Zögling näher in Augenschein zu nehmen. Derselbe schien etwa 23 Jahre alt zu sein und sein wohlgeformtes Gesicht die Spuren eines regellosen Lebens an sich zu tragen. Halm mußte, wie schon gesagt, seine Beobachtungen einstellen, weil er den Gesang zu leiten und das Gebet zu sprechen hatte. Dabei aber entging ihm nicht die theilnahmlose, gleichgültige, ja Aergerniß gebende Haltung des jungen Mannes, welchen die gemeinsame Andacht nur zu langweilen schien. Nach deren Beendigung empfahl der Obersteiger den Häuer Wiesam der Obhut Halms, welcher in derselben Weise, wie kürzlich den Obereraminator, auch jenen in die Schacht hinabfördern sollte. Bereits saß Halm harrend auf der Fahrt. Wiesam aber, einen Blick heftigen Widerwillens in den schwarzen Schlund werfend, sagte zum Bergschreiber an seiner Seite: „Da hinein mag ich nicht!"

„Wie Ihr wollt, junger Mann!" versetzte schneidend der Bergschreiber. „Ihr habt die freie Wahl. Von hier aber geht der gerade Weg in das Landarbeitshaus, wo die Freiheit ihr Ende hat. Soll ich das Fuhrwerk nebst dem Gerichtsfrohn herkommen lassen? Die Vollmacht dazu trag ich in der Tasche."

Da knirschte Wiesam hörbar mit den Zähnen und Halm fühlte dessen Füße ungleich schwerer auf seinen Achseln denn die des Oberexaminators. Die Abreise in die Unterwelt begann, ohne daß von beiden Seiten irgend ein Wort gewechselt worden wäre. Auf dem ersten Absatze der Fahrt sah Halm, daß Wiesams Antlitz noch weit blässer als erst geworden war, daß seine Augen gläsern starrten und seine Lippen krampfig zuckten.

„Muth, lieber Kamerad, —" redete ihn Halm mit freundlicher Herzlichkeit an — „es geht noch nicht an's Leben. Man gewöhnt sich bald an Alles."

Wiesam antwortete nicht, doch bequemte er sich zu folgen, als die Fahrt weiter ging.

„Nun sind wir am Ort —" sprach Halm endlich, nachdem er nebst Wiesam unten in der größten Tiefe einen in Angriff genommenen Stollen erreicht hatten. „Sieh, Kamerad —" fuhr er fort, indem er mit seiner Grubenlampe die Steingewände beleuchtete — „dieß die Adern des Zinnsteines und jenes da das taube Gestein, welches wir von dem Zinnerze wohl absondern müssen. Da liegt Fäustel, Schlägel und Haue. Und nun mit Gott an die Arbeit!"

Damit begann Halm in das feste Gestein zu hauen und zu schlagen. Wiesam hingegen hatte sich auf den Fußboden hingesetzt und das Antlitz in die auf die Knie gestemmten Hände gelegt.

„Dieser Ort ist gar nicht übel zur Selbstschau —" sprach Halm in sich hinein — Möge sie nur für dich, Kamerad, eine erfreuliche sein. Sonst wirst du sie bald überdrüßig bekommen."

Nach einer Viertelstunde schon sprang Wiesam jäh von seinem Sitze auf, stieß aber dabei nicht wenig mit dem Kopfe gegen die niedrige Decke des Stollens.

Gemach, Kamerad!" rieth Halm — „unsere Mutter Erde verlangt gehorsame Diener und keine hochgetragenen Köpfe."

„Ich vergehe — komme um!" schrie Wiesam mit wilder Geberde — „Fort! fort von hier!"

„Geht nicht an, Kamerad!" versetzte Halm ruhig — „vor Ablauf der Schicht, die acht Stunden währt, läßt man uns nicht heraus."

„Elender! wie kannst du mich du nennen?" eiferte Wiesam.

Halm lächelte sanft. — „Schon im Grabe, das nur 3 Ellen tief ist —" entgegnete er — „sind wir einander Alle gleich; wie viel eher 400 Ellen unter der Erde! Hier sollte der eitle, stolze Sinn doch wohl ein Ende nehmen?!"

Statt der Antwort eilte Wiesam von dannen.

„Kamerad —" rief ihm Halm warnend nach — „falle nicht in die Teufe oder in ein Wasserloch." — Er wird schon wiederkommen —" fuhr er zu sich fort — „und zwar bald."

Dem war wirklich so. Mit gramerfüllten, mürrischen Zügen kehrte Wiesam zurück und stellte sich mit verschränkten Armen hin.

„Die Langeweile wird dich baß quälen, Kamerad, —“ hob Halm wieder an — „in den acht Stunden der Schicht, während sie mir bei der Arbeit schnell vorübereiten. Arbeit ist eine köstliche Gabe des Herrn. Wozu hätte er uns auch sonst Gliedmaßen und Kräfte gegeben? Sollen die Arme etwa geschaffen sein, nur um am Körper zu baumeln oder in einander geschlagen zu werden? Auch ist die Arbeit das beste Gegengift für die Sünde. Darum vertrieb Gott der Herr das sündige Menschenpaar aus dem Paradiese, wo es faulenzte, und gab ihm brav zu arbeiten auf. Horch! wie unsre Kameraden überall thätig sind. Willst du der einzige Träge unter so vielen Fleißigen sein? Bedenke, wie viele deiner Mitmenschen alltäglich auch für dich arbeiten!“

„Welch' eine Arbeit!“ sagte Wiesam bitter — Wie unwürdig meiner!“

„Arbeit schändet nimmer—“ entgegnete Halm — „sei sie auch, von welcher Art sie wolle. Auswandrer, die in Deutschland sehr angesehen waren, müssen in Amerika an den Landstraßen Steine klar klopfen oder die Holzart schwingen. Und lieber will ich hier den Schlägel handhaben, als im Zuchthause mit Verbrechern Wolle spinnen oder krämpeln. Auch soll es bei Hofe gar vornehme Herren geben, welche nichts weiter zu thun haben, als des Monarchen Zimmerthüre auf- und zuzumachen.“

Vielleicht war es eine Wirkung der letzteren Worte Halms, welche Wiesam bewog, die Haue zu ergreifen und grimmig in das Gestein zu schlagen, so daß die hellen Funken umherstiebten.

„Er wird gar bald wieder nachlassen —“ meinte Halm vor sich hin. „Aber, wenn ich ihn nur einmal zum Arbeiten gebracht habe, so ist schon viel gewonnen.“

Schneller als Halm gedacht, hielt Wiesam wieder inne. Ein abprallender Steinsplitter hatte ihn in's Auge getroffen. Aechzend barg er dasselbe in der hohlen Hand.

„Du fängst die Sache falsch an, Kamerad —“ sagte Halm. — „Festina lente, spricht der Lateiner — Eile mit Weile. Laß dir sagen, wie ichs mache. Ich bestimme die Höhe und Breite eines Stückes, das ich aus der Wand arbeiten will und dann gehe ich gelassen an's Werk. Die Erzstücken sammle ich in meine Erzmulde und das taube Gestein werfe ich auf einen besonderen Haufen. So geht die Schicht vorüber, ehe ich mir's versehe.“

Mehr noch als die ermunternden Reden Halms bewirkte die bittere Langeweile, daß Wiesam sich zur Arbeit bequemte, die freilich von längeren Pausen wieder unterbrochen wurde. So waren 4 Stunden verstrichen und die Mittagszeit herbeigekommen.

Halm legte sein Werkzeug hin und zog aus seinem Grubenkittel ein Tüchlein hervor, aus welchem er sein Mittagsgericht zu Tage förderte, welches aus einem Stücke groben Schwarzbrotes, Käse und Butter bestand. Bevor er sich aber zum Essen niedersetzte, ging

er fort, um mit einem Kruge voll frisch aus dem Schacht geschöpften Wassers zurückzukehren.

„Hast du auch Appetit, Kamerad?“ fragte er dann Wiesam — „Der Obersteiger hat mir für dich eine gleiche Portion mitgegeben.“ Und er hielt dem jungen Manne ein weißleinenes Säckchen hin, welches die einfache Speise in sich schloß.

Wiesam verneinte die Annahme der dargebotenen Gabe durch einen verächtlichen Blick und ein kurzes Kopfschütteln, worauf Halm das Säckchen an seinen ersten Ort wieder versetzte.

„Hunger ist und bleibt doch der beste Koch! —“ hob Halm dann an, indem er gemüthlich dem Dreigerichte zusprach — „und die Arbeit ist wiederum die Mutter des Hungers, daher nicht hoch genug zu schätzen. Ach! —“ er trank in vollen Zügen — „das schmeckt! Besser noch als eine Flasche Champagner, für deren Kostenpreis eine Häuerfamilie eine ganze Woche zehren könnte.“

Nach einer halben Stunde Ruhe schritt Halm neugekräftigt wieder an seine Arbeit. Zwei volle Stunden noch ertrug Wiesam den nagenden Hunger; dann aber siegte derselbe über eine falsche Scham.

„Gieb her!“ sprach Wiesam barsch zu Halm — „Ein paar Bissen nur will ich von deinem Gerichte kosten.“

Halm antwortete das Säckchen ohne irgend eine spottende Bemerkung aus.

„Ein gar edler Römer —“ sagte er dabei — „wurde über dem Genusse selbst erbauter Rüben betroffen, und wenn Frankreichs stolze Marschälle auf ihrem Rückzuge aus Rußland immer solches Essen gehabt hätten, sie würden es mit Napoleonsd'or aufgewogen haben.“

Endlich war die Schicht überstanden. Die ablösenden Bergleute fuhren hernieder und die feiernden hinauf.

Als Halm in Wiesams Gesellschaft bei dem Kunstzeuge vorüberfuhr und Letzterer, gleich dem Oberer, von Entsetzen geschüttelt wurde, sprach Halm mit Ernst: „Es ist ein Vorspiel der Hölle mit ihren Schrecken!“

Auf der Erde würde Wiesam diese Bemerkung mit einem spöttisch ungläubigen Lächeln beantwortet haben; unter der Erde wollte das Antlitz dazu keine Falten hergeben.

Der vergebliche Gang.

Der Mond durchschnitt wie ein eiliger Wandrer, welcher zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle sein muß, der Wolken große Zahl. Daher kam es, daß die Erde bald vom klaren Mondlichte erhellt, bald vom tiefsten Dunkel verhüllt wurde, je nachdem es den Launen der himmlischen Leuchte und den vor diese sich hinstreckenden Wolkenschleiern beliebte. Durch Beides — durch Nacht und Licht — schritt ein zweiter eiliger Wandrer, doch nicht, wie

der Mond am Himmel, sondern auf der Erde. Darum vermochte er auch nicht mit jenem gleichen Schritt zu halten, sondern füßelte über Berg und Thal gleich einer betriebsamen Ameise daher. Es schreckte ihn nicht die Einsamkeit des Weges, nicht der rauhe Herbstwind, welcher raschelnd vor seinen Füßen die falben Blätter umhertrieb, nicht die späte Stunde der Nacht. Furchtlos schritt der einsame Wandrer das Thal entlang, in welchem der reißende Bergstrom neben seinem Pfade wild dahin brauſete oder über klappernde Mühlräder dumpf herniederstürzte. Erlkönigs luftige Töchter tanzten den Reigen auf der nebelecfüllten Wiese und die alten Weidenkuppen standen daneben gleich stummen Musikanten. Der späte Wandrer jedoch ähnelte selbst einem Gespenste und darum unterfing sich niemand, hindernd ihm in den Weg zu treten. Je weiter die schwarze, gespenstische Gestalt vom Gebirge herniederstieg, desto mehr veränderte sich die Landschaft, indem sie ein immer wohnlicheres Ansehen gewann. Bald lagen die Häuser und Bauerhöfe von Strauchitz in mitten eines reichen Kranzes von hohen Pappeln, schlanken Erlen und zahllosen Obstbäumen im Mondlichte da. Und über ihnen thronte — eine wachende Mutter — die Kirche mit ihrem Thurme, dessen Uhr so eben die elfte Stunde verkündete. Bei diesen nur zu wohlbekannten Klängen faltete Halm — denn er war der nächtliche Wandrer — andächtig seine Hände und wartete lauschend, bis der letzte Schlag verklungen war. Dann nahete er sich einem, durch bessere und festere Bauart sich auszeichnenden Hause, wo er laut zu pochen begann.

„Um Gott! ist der Herr Doctor daheim?“ fragte Halm mit Hast, als er einen Frauenkopf aus dem Fenster des oberen Stockwerkes herauskommen sah.

„Nein! —“ lautete die Antwort — „er ist in die Stadt gefahren und kehrt vor morgen Abend nicht wieder.“

„So erbarme unser Herrgott sich meiner Noth!“ entgegnete Halm erschrocken. Nach dieser kurzen Gegenrede verschwand der Frauenkopf wieder und Halm eilte seiner ehemaligen Wohnung zu, bei deren Anblick ihm das Herz höher zu schlagen begann. Da lag sie wieder vor ihm, die friedliche Hütte, in welcher er 20 glückliche Jahre mit den Seinen verlebt und als Meister der Schule in Segen gewirkt hatte! Da war auch noch die liebe theure Jelängerjelieberlaube; aber der rauhe Herbst hatte sie entblättert und verödet. Und oben in seinem trauten Arbeitsstübchen brannte noch ein spätes Licht! Aber Halm schien sich keiner süßen Rückerinnerung hingeben zu wollen. Er klopfte und rufte abwechselnd, bis abermals das Fenster aufging und Carls — des Seminaristen — Stimme, verwundert und erschrocken zugleich, ausrief: „Ihr seid's, Vater?“

Er war es! Bald saß er oben im Lehnstuhle, den er dem Sohne zurückgelassen, ausruhend — erzählend, was ihn nach Strauchitz hertreibe.

Die Sorge um meinen Adolph —" sprach Halm — „Der gute Junge! Wenn er mir sterben sollte? Will unser Herrgott mir etwa zeigen, daß es für einen Vater noch Schlimmeres gebe, als den Verlust des guten Namens und einer sorgenfreien Amtsstelle? Ich schrieb dir doch vorige Woche, daß Elise sich an Scharlachfieber eingelegt habe. Nun, dem guten Jungen mochte es auch schon in den Gliedern liegen; aber er machte sich stärker als er war und ging in seine Pochhütte, obgleich er miserabel genug aussah. „Seid unbesorgt, Vater!" sprach er zu mir — „ich werde mir die Mauke schon ausarbeiten." So pochte und hämmerte er darauf los, bis ihn das böse Fieber mit einem Male gewältigte und niederwarf. Nun läßt es dafür seine ganze Wuth an ihm aus, weil er so lange Widerstand geleistet hat. Gleich am ersten Krankentage verlor er das Bewußtsein. Und wovon — meinst du wohl — phantasirt er ohne Aufhören? Ach, das ist's eben, was mich so unendlich jammert! Von nichts Anderem, als von seiner lateinischen Schule, von seinen Büchern, von seinem Herrn Rector und dem Quartus. Die Fieberhitze entdeckt mir erst, welch' ein großes Opfer der gute Junge mir gebracht hat, als er so willig seinem Berufe entsagte und mir zu Liebe Pochjunge ward. „Herr Rector, —" sprach er heute früh in der Hitze — „gar zu gern wäre ich bei Ihnen geblieben und hätte Ihren Tisch angenommen — aber das vierte Gebot, Herr Rector! Mein Vater kann nun absolut die Studirten nicht mehr leiden und darum mußte ich linksum machen und Pochjunge werden. Ach, Pochjunge! Herr Quartus! Mein Vater denkt immer, daß ich auf todtes Erz loshämmere — aber, profit! mein eignes Herz ist's, das die Schläge kriegt und darum — thut mir's auch alleweile so weh. Jetzt liegt's im Feuer, damit der Hammer desto besser darauf losarbeiten kann. Herr Quartus! ach nur ein Glas kaltes Wasser von Ihrem Tische, damit ich's auf mein Herz gießen kann. Aber, daß es nur der Vater nicht sieht. Bst, ganz still! die Mutter darf's auch nicht hören!" So geht's in Einem fort, daß mir das Herz brechen möchte. Mit Elisen hat es keine Noth. Diese trinkt ihren Thee und schwitzt und verhält sich ruhig. Aber Adolph liegt in einer trocknen Hitze, die ihm nach dem Kopfe zu steigen scheint, daher ich immer einen Gehirnschlag befürchte. Und nun haben wir nicht einmal einen gescheidten Doctor im Städtchen, blos einen elenden Barbier, dessen Kunst mit Kariren und Vomiren am Ende steht. Da habe ich mich in meiner Herzensangst um den Jungen auf den Weg gemacht, um den guten Doctor Schulze hier zu befragen, welcher euch großen Kinder damals im Scharlachfieber dem Tode aus dem Rachen gerissen hat. Aber ach! mein Weg ist vergebens gewesen — der Doctor in der Stadt — und ich rathloser nun als zuvor! Ein halbes Stündchen nur will ich bei dir ausruhen und dann mich wieder auf den Heimweg begeben, damit unsre Mutter nicht ganz ohne Trost und Beistand bleibt."

„Aber, liebster Vater —" sagte Carl — „Ihr werdet doch nicht gleich in der Nacht heimkehren wollen? Die Luft geht so rauh und der Weg ist weit — bleibt bis zum Morgen bei mir und legt Euch nieder."

„Wie könnte ich ruhen und schlafen —" veersetzte Halm kopfschüttelnd — „indeß ich mein Kind in Todesnoth und mein Weib in Todesangst weiß? Zwar war ich nicht längst erst von der Schicht gekommen, als ich mich auf den Weg machte und derselbe beträgt her und hin 8 volle Stunden: allein mehr noch hält deine Mutter aus, die seit Elisens Kranksein nicht mehr weiß, was Schlaf heißt. Ja, ja, Aeltersorge stählt die Kraft wundersam. — Hast du noch immer keine Nachricht, wenn der neue Schulmeister eintreffen wird?"

„Noch keine, Vater!" erwiederte Carl — „Ueber drei Monate schon bin ich Vicar und sehe jeden Tag meiner Abberufung entgegen. Aber Ihr — räuet es Euch noch nicht, ein Bergmann geworden zu sein?"

„Nicht Bergmann nur —" erwiederte Halm unter einem trüben Lächeln — „auch Professor bin ich geworden und von der Dorfschule zur Universität aufgestiegen. Ja, sieh mich nur groß an! Es ist mein völliger Ernst. Denn wisse: nicht Kinder mehr, — Erwachsene habe ich jetzt zu bilden und zu ziehen. Eines vornehmen Staatsbeamten Sohn ist meiner Obhut und Zucht anvertraut worden, der aus der Art geschlagen ist und mir nicht geringe Mühe bereits gemacht hat. Jedoch habe ich ihn doch soweit, daß er tapfer arbeitet und — ißt!"

„Ihr eßt aber gar nicht, Vater —" sagte hier der Seminarist, indem er auf die einfache Speise hindeutete, welche er für seinen Vater herbeigetragen hatte. „Trinkt zum wenigsten, damit Ihr Euch zum Heimwege stärket. Wenn Ihr wüßtet, von wem diese Flasche Wein ein Geschenk ist, Ihr würdet Euch auch wundern. Aber vorher trinkt, Vater!"

Halm trank; dann sah er seinen Sohn fragend an.

„Von dem Kühnmüller!" sagte dieser lächelnd. „Wie ich dazu komme, begreife ich nicht. Kurz, er hat mir die Flasche durch seinen Jüngsten geschickt und einen Pflaumenkuchen dazu."

„Und ich —" sprach Halm — „habe einen kleinen Umweg gemacht, um nur nicht an der Kühnmühle vorbei zu müssen, weil ihr Anblick allemal bittere Erinnerungen in mir weckt. Was mag doch den Mann auf bessere Gedanken gegen dich gebracht haben?"

„Vielleicht das Gefühl der eigenen Noth, —" erwiederte der Schulvicar — „das uns empfänglicher für fremde macht."

„Und welche Noth hätte der reiche Müller?" fragte Halm.

„Ach —" sagte Carl — „eine große Noth! Ihr wißt, Vater, daß sich dieses Frühjahr ein junger Mann in der Kühnmühle eingemiethet hatte unter dem Vorgeben, daß er als ein Maler die schönen Theile des Lothgrunds abzeichnen und nebenbei das reine Wasser der

kalten Mühlquelle als Cur gebrauchen wolle. Jetzt hat es sich herausgestellt, daß er des Müllers älteste Tochter, Catharine, durch vorgespiegelte Liebe bethört und verführt hat. Nun die Folgen ihres Falles nicht länger zu verheimlichen waren, hat sie der Müller verstoßen und aus der Mühle vertrieben. Auch kennt niemand den elenden Verführer, von dem man glaubt, daß er unter einen erdichteten Namen und Stand in der Mühle aufgetreten sei, aus welcher er sich schon zu Anfange des Sommers wieder entfernt gehabt hatte. Es scheint nur zu gewiß, daß das unglückliche Mädchen in der Verzweiflung ihren Tod gesucht und gefunden hat, denn man hat ihr Halstuch in den Wellen des Bergstromes treiben gesehen und sonst keine Spur von ihr entdeckt."

Stumm erhob der Ex-Schulmeister seine Hände empor. Nach einer Weile sprach er erschüttert: „Lieber Gott, du hast mir zwar eine schwere Bürde zu tragen auferlegt, mich dafür aber auch durch wohlgerathene Kinder beglückt. Und nimmst du mir ja nach deiner weisen Forschung meinen Adolph: o so ist es besser, er geht zu dir, als daß er einst ausarte und seine Aeltern noch schwerer darniederbeuge, denn durch seinen Hingang. Dein heiliger Wille geschehe. Ja, Kinder!" fuhr Halm zu seinem Sohne fort — „beibt immer gut und ich will gern ferner in Geduld ertragen, was mir auferlegt wird vom Herrn. Doch nun muß ich fort. Mit Macht zieht mich's zu meinem armen Jungen zurück, den ich vielleicht nur für eine kurze Spanne Zeit besitzen darf. Ich will mir das Bild seines ehrlichen Gesichtes tief einprägen, auf daß selbst der Tod es nicht aus meinem Herzen verwische."

„Nun wohl, Vater —" sprach Carl entschlossen — „ich wage nicht länger Euch zurückzuhalten. Aber erlaubt mir, daß ich Euch ein Stück begleite. Ich sitze jetzt ohnehin viel, weil ich mich auf den Wahlfähigkeits-Examen vorzubereiten habe und darum traft Ihr mich auch noch so spät über den Büchern."

Ein tiefer Seufzer war hierauf Halms ganze Antwort. Bald gingen Vater und Sohn durch die Nacht hinaus und dem Gebirge zu.

Die Mühle und die Wasserkur.

Dießmal unterließ Halm den Umweg, der Kühnmühle wegen. Die beiden Männer hatten deren Gebäude in dem wilden Thale bald vor Gesichte, als sie auf einen Landmann stießen, welcher mit seinem leeren Schiebebocke den Pfad vor ihnen dahin schritt.

„Wohin so spät, Landsmann?" redete ihn Halm an.

„Nach Königshain bei Zinnberg —" versetzte jener. „Ich habe Gebirgsbutter in die Hauptstadt geschafft und will nun bei Zeiten wieder heim sein."

„Das trifft erwünscht —" sagte Halm — „so habe ich gleich

einen Reisegefährten und du, Carl, brauchst meinetwegen nicht in Sorge zu sein. Frisch vorwärts!''

Es wurde dem Ex-Schulmeister ganz sonderbar um's Herz, als er jetzt die Wohngebäude seines Feindes vor sich dunkeln sahe. Gegen ihre Gewohnheit lag die Mühle still und stumm da. Kein Rad drehte sich und geschäftslos rauschte das Wasser von dem Wehre in die Tiefe hernieder. Zuweilen glitt in den Fenstern des oberen Stockwerkes ein flüchtiger Lichtschein vorüber, sonst gab es kein Lebenszeichen in der ganzen Mühle.

,,Armer, reicher Mann! —'' dachte Halm wehmüthig — ,,du liegst zwar jetzt auf weichen Federn: wirst du aber auch schlafen — ruhen können, da deine Härte dein Kind in den nassen, kalten Strom gejagt hat?'' Und laut fuhr er zu seinem Sohne fort: ,,Warum nur die Mühle feiert, da doch noch genug Mahlwasser vorhanden und der Winter im Anzuge ist?''

,,Ach, Herr Schulmeister! Zu Hülfe, lieber Herr Schulmeister! Zu Hülfe! Zu Hülfe!''

Diese ängstlich und athemlos ausgestoßenen Worte kamen von einem kleinen Hemdenmatze her, welcher wie ein weißes Gespenst durch die entblätterten Erlenbüsche herbeihüpfte.

,,Was giebt's?'' fragte Halm betroffen — ,,Woher kennst du mich?''

,,An der Sprache, Herr Schulmeister! Ich bin des Kühnmüllers Fritz — eine Diebsbande hat unsre Mühle überfallen, die Müllerknappen geknebelt und nun drohen sie meinen Vater und Alle zu ermordern, wenn mein Vater nicht sein ganzes Geld hergäbe. Ach, Herr Schulmeister! helft um Gottes willen! Auch mich hatten sie gebunden; aber ich biß mit den Zähnen den Strick an meinen Händen durch und dann machte ich mir auch die Beine frei. Und weil sie auf mich Jungen weniger Acht hatten, so glückte es mir, aus der Mühle zu entwischen. Einem Räuber, welcher auf dem Mühlstege Schildwache stand, rannte ich so unvermuthet auf den Pelz, daß er in den Mühlgraben hinunterpurzelte. Geschwind, helft, ihr guten Leute, und mein Vater wird's Euch großen Dank wissen.''

Der kleine barfüßige, vor Frost und Angst bebende Hemdenmatz war der beredtste Werber für thätige Hülfsleistung, von welcher sich sich selbst der wackere Buttermann nicht ausschloß. Er schob seinen Schiebebock in den ersten besten Versteck, versah sich gleich den Uebrigen mit einem tüchtigen Knüppel, so wie seine Tasche mit Steinen als Wurfgeschütz und folgte so gewaffnet dem Kühnfritze, welcher, mit allen Schlichen der väterlichen Mühle vertraut, seine Begleiter unbemerkt zuerst in die Radstube führte, wo die Mühlknappen geknebelt lagen. Durch diese vor allen Dingen die Zahl der Angreifer zu vermehren, hatte der Ex-Schulmeister für gut gefunden und, wie der Erfolg lehrte, mit gutem Rechte. Denn die Mühlknappen, durch die ihnen angethane Behandlung aufs Aeußerste gebracht, brann-

ten vor Begierde, sich an den Räubern zu rächen. Und es war die höchste Zeit, daß die Hülfe herbeieilte. Denn, während die Mehrzahl der Räuber alle Fächer, Kästen und Truhen sprengten und plünderten, wand sich der geknebelte Müller in Todespein unter den grausamen Mißhandlungen zweier Kerle, welche von ihm das Geständniß zu erpressen sich bemühten, wo er die Kaufsumme für einen, zu Anlegung einer Kaltwasserheilanstalt veräußerten, Theil seines Mühlengrundstückes versteckt halte, auf deren Erlangung der räuberische Ueberfall hauptsächlich gerichtet war. Während dem stöhnten die Müllerin und deren übrigen Kinder unter den erstickenden Tüchern, womit man, ihr lautes Schreien zu hindern, ihnen den Mund verstopft hatte.

Der kurze Kampf, welcher nun begann, endete dießmal mit dem Siege der guten Sache über die böse. Ein Theil der Bande, die sich eben so unerwartet als tapfer überfallen sahe, entsprang, um später von der Obrigkeit, auf Aussage ihrer Mitgenossen, eingezogen und gestraft zu werden; ein anderer Theil wurde kampfunfähig geschlagen und zum Vergeltungsrechte geknebelt, daß ihnen das Blut in den diebischen Adern stockte.

Als der halbtodt gequälte Müller sein Bewußtsein wieder erhalten hatte, waren seine ersten Worte auf seinem Schmerzenslager, wohin man ihn versetzt, diese: „Das habe ich an meiner Catharine und an unserm alten Schulmeister verdient!“

Und der alte Schulmeister in seiner unkenntlichen Bergmannstracht stand dabei und hörte dieses reumüthige Geständniß und bewegt dessen Worte in seinem innersten Herzensschreine und unter unbeschreiblichen Gefühlen. Und um dieselben, rein von aller Beimischung schmecken zu können, stahl er sich heimlich und schnell aus der Mühle und dem Kreise der dankbaren Geretteten hinweg, die Ergreifung der weiter nöthigen Maaßregeln seinem Sohne und dem Buttermanne empfehlend.

Halm ging. Draußen war es indeß, mit dem Verschwinden des Mondes, finster geworden; in Halm aber desto heller. Mehr als der Genuß des Weins hatte die eben vollbrachte gute That seine Kräfte gestärkt, sein gesunkenes Vertrauen gehoben, die Füße so leicht ihm gemacht.

„Sonderbar! —“ sprach er vor sich hin, indem er den, während des Kampfes aufgegangenen, linken Aermel seines Grubenkittels wieder zuknüpfte — „daß ich gerade die Jacke unterziehen mußte, die mir meine Friederike aus meinem ehemaligen Schulrocke geschnitten hat, in welchen der tolle Hund seine Zähne einschlug. Der alte Rock scheint mein Talismann werden zu wollen. Doch nein, fort mit diesem heidnischen Gedanken! Habe Dank, lieber Herrgott, daß ich in deinen Augen nicht der so ganz unnütze Knecht bin, zu welchem mich der —“ das Wort Oberer wollte nicht über seine Lippen — „machen wollte. Und nun, Herr! daß meine Freude

vollkommen sei — mein Adolph! ach, hilf, Herr, auch ihm und ich will dich dafür preisen ewiglich.“

Bald hoffend, bald fürchtend setzte Halm seinen Weg fort. Der Tag war bereits angebrochen, als er Zinnberg erreichte. Mit jedem Schritte klopfte ihm das Herz ungestümer. So nahte er sich seiner Wohnung, welche am äußersten Ende des Städtchens und ziemlich abgesondert lag. In der Hausflur angelangt, vernahm er die laut und unwillig ausgesprochenen Worte seiner Tochter Friederike, welche aus der halbgeöffneten Küchenthüre drangen:

„Gleich gehen Sie, Herr Fahner! Ich mag nichts mit Ihnen zu thun haben. Und wenn Sie nicht aufhören, mich zu verfolgen, so entdecke ich Alles meinen Vater, an dessen und unserm ganzen Unglücke Sie nur allein schuld sind.“

Bei dem Namen „Fahner“ zuckte Halm zusammen, denn also hieß ja der Oberer! Dieser Gedanke war ihm so schrecklich, daß er schnell die Nähe eines Ortes vermeiden wollte, wo sich der Träger jenes verhaßten Namens befand. Seinem Vorhaben wurde jedoch zuvorgekommen, indem der junge Wiesam rasch aus der Küche trat, welchem Friederike mit zorngeröthetem Antlitze auf dem Fuße folgte.

Wiesam erbleichte und schlug die Augen nieder, indem er so unvermuthet auf seinen Zuchtmeister stieß. Mit einem flüchtigen, stotternden Gruße und einigen hergemurmelten Worten eilte er aus dem Hause.

Halm hingegen vergaß jetzt plötzlich, über der mit verstärkter Kraft erwachten Sorge für seinen Adolph, seine Tochter um eine Erklärung ihrer so eben gesprochenen Worte zu befragen und trat jener mit der schnellen Frage entgegen: „Was macht Adolph?“

Friederike, welche die Todesangst ihres Vaters aus allen Zügen seines Antlitzes ersah, entgegnete beruhigend: „Gott Lob, Vater! Es geht etwas besser. Adolph schwitzt und sein Phantasiren hat sich fast ganz verloren. Aber wir haben in Eurer Abwesenheit gar sonderbare Dinge mit dem Jungen angegeben. Kommt nur herein und laßt's Euch von der Mutter erzählen.“

Etwas beruhigter trat Halm in die Krankenstube, wo er seine Frau an den Lagerstätten seiner beiden kranken Kinder antraf.

„Der Vater!“ frohlockte Elise und streckte grüßend die Hand aus den Betten ihm entgegen. Auch Adolphs geröthetes, vom Schweiße glänzendes Angesicht verklärte sich und seine Lippen flüsterten freudig: „Der Vater!“

Mehr aber als eben nur das Antlitz war von dem Jungen nicht zu ersehen, welcher bis an den Hals mit dem Deckbette zugedeckt war.

Frau Halm trat eilig ihrem Manne näher und, ihn umfangend, sprach sie: „Ach, Gotthelf! was habe ich seit deinem Fortgange wagen müssen! Nur die Todesangst verlieh mir die Kraft dazu und den Muth! Was hätte ich drum gegeben, dich bei mir zu haben! Laß dir erzählen, wie Alles gekommen ist. Vorher aber

muß ich Adolphs kalte Mütze erneuern, wie er selbst spricht und begehrt."

Und Frau Halm tauchte ein mehrmals zusammengelegtes Leinentuch in eine dastehende Kanne mit eiskaltem Wasser und legte solches, nachdem sie ein ähnliches von des Knaben Haupte genommen hatte, dafür auf. Dann begann sie folgendermaßen.

„Bald, nachdem du fortgegangen warst, verschlimmerte sich's mit unserm Adolph auf's Aeußerste. Er kannte niemanden von uns mehr, schrie entsetzlich und wollte mit aller Macht auf dem Kopfe stehen, weil er, wie er phantasirte, singen müßte. Dabei redete er lateinisch oder gar griechisch und nannte mich bald Herr Rector, bald Herr Quartus. Ich schickte Friederike zum Barbier und als dieser kam, zuckte er die Achseln, fühlte dem Jungen an den Puls und meinte, er würde es nicht lange mehr treiben; denn alle Anzeichen der Gehirnentzündung wären da und dann könnte ein Gehirnschlag sehr bald eintreten. Er rieth mir, Eis in einer Kälberblase auf Adolphs Kopf zu legen und ihm deshalb erst die Haare abzuschneiden. Aber dennoch gab er ihn so gut wie verloren und schimpfte auf das Scharlachfieber, behauptend, daß selbst die allergeschicktesten Doctors in der Welt nicht immer helfen könnten. Damit ging er fort und ließ mich und Friederike in der größten Verzweiflung zurück. Wir beide konnten mit allen unsern Kräften den Jungen kaum im Bett erhalten und verhindern, daß er sich nicht auf den Kopf stellte. Da hieß ich endlich Friederiken eine Kanne Wasser vom Brunnen holen, tauchte ein zusammengelegtes Tuch in dasselbe und drückte es auf Adolphs Haupt, als er eben aufspringen wollte. Ich bildete mir ein, daß ihn der Schlag rühren müsse, und wirklich brach er auch zusammen, als er das kalte Wasser auf dem glühenden Kopfe fühlen mochte. Aber er starb nicht und da ich sah, daß sein Phatasiren nachließ und er ruhiger wurde: so erneuerte ich unaufhörlich die kalte Mütze, welche er später selbst von mir erbat. Aber noch immer wollte er nicht zum Schwitzen kommen und darum hatte ich auch nur wenig Hoffnung. Da kam der junge Wiesam, um dich zur Schicht abzuholen, wie er vorgab. Bis jetzt war er nicht in unser Haus getreten. Als er nun von unsrer Noth hörte und daß du nach Strauchitz zum Doctor gegangen wärest, rieth er mir an, die Kaltwasserkur bei Adolph anzuwenden, die er kennen gelernt und auch schon an sich selbst erprobt hätte. Er sprach wie ein gelernter Doctor und vermaß sich hoch und theuer, daß keine Gefahr dabei wäre. Die Noth war groß und da schon das kalte Wasser auf dem Kopfe gut gewesen war, so entschloß ich mich endlich nach hartem Kampfe zu der Wasserkur. Nach Wiesams Anweisung tauchte ich Adolphs Betttuch in kaltes Wasser, rang es wieder aus und schlug es dann um den bloßen Körper Adolphs, den ich dann in eine wollene Decke einwickelte und mit Betten zudeckte. Dieß wiederholte ich einigemal, bis sich der Schweiß einzustellen begann. Dabei ließ ich den Jungen kaltes Wasser trin-

ken, wodurch immer mehr Schweiß nach der Haut getrieben wurde. So habe ich's bis jetzt fortgetrieben. Aber meine Angst dabei kann ich dir nicht beschreiben. Es ging auf Tod und Leben."

„Als ich unsern wackern Doctor Schulze nicht daheim fand—" versetzte Halm — „da wollte ich schon murrend meinen Weg, als vergeblich gemacht, erkennen. Aber nun sehe ich ein, daß unser Herrgott Alles zum Besten mit weiser, gütiger Hand lenkt. Wäre ich hier geblieben, so hätte ich nicht den Muth gehabt, die Kaltwasserkur mit Adolph zu unternehmen und er wäre wahrscheinlich dann des Todes Raub geworden. Ueberdieß mußte ich das Werkzeug werden, den Kühnmüller aus Räuberhänden befreien zu helfen. So hat denn der Herr meinen Ausgang wie Eingang gesegnet! Aber eine gewagte Sache war doch die Wasserkur und wer weiß, ob sie von 10 Scharlachkranken einem wieder auf die Beinen verhilft. Drum sage ich abermals, daß die Frauen oft herzhafter sind als wir Männer."

Halm setzte sich hierauf zu den Lagerstätten seiner Kinder hin und theilte mit seiner Frau deren weitere, sorgsame Pflege. Wiesam aber ließ sich nicht weiter in Halms Wohnung blicken.

Der verhinderte Selbstmord.

Adolphs Genesung machte, wie die Elisens, rasche Fortschritte. Halm stand schon im Begriff, an seine Arbeit in den Zinngruben zurückzukehren, als ihm plötzlich die Erinnerung an das gehörte Gespräch zwischen Wisam und seiner Tochter zurückkehrte.

„Was war das, mein Kind —" fragte er — „was du mit Wiesam hattest, den du Fahner nenntest?"

Friederike ward verlegen und erröthete. Fragend blickte sie dann ihre Mutter an.

„Immer entdecke dem Vater das Geheimniß —" rieth Frau Halm — „er wird sich zu fassen wissen, ja vielleicht getröstet werden, erfährt er die eigentliche Ursache seiner unverdienten Zurücksetzung."

Da beichtete Friederike, was der Leser bereits weiß und was sie dem Vater bisher aus guter Meinung verheimlicht hatte. Erst seit zwei Tagen —" setzte sie hinzu — „habe der angebliche Wiesam ihre Anwesenheit in Zinnberg entdeckt und Gelegenheit gesucht, sich ihr wieder zu nähern. Sie habe ihm die Schuld von ihres Vaters Unglücke und dessen durch seinen Vater erlittene Zurücksetzung vorgeworfen, er aber die Mitwissenschaft davon geleugnet. Auch Friederike habe zeither nicht geahnt, daß Wiesam und der Sohn des Oberer Fahner eine und dieselbe Person sei und dieß erst seit dem Zusammentreffen mit ihm ersehen Halm verfiel nach diesem Geständnisse in ein tiefes Sinnen.

Unmöglich kann ich glauben —" sprach er später — „daß wirklich Wiesams Leidenschaft für dich der alleinige Grund meiner

Repulses gewesen sei. Wäre dieß wahr: o so stände es mehr als schlimm um alle zu Examinirende. Eben so gut könnte dann ja jede leichte Unpäßlichkeit, welche dem Obereraminator zustößt, wie Zahnreißen, Gicht, Ueberladung des Magens, Kopfweh — jeder häusliche Zwist, jede sonstige Aergerniß erzeugen und für den Prüfenden zu einem Unglückswürfel werden. Nein, nein, ich erkenne meine Mängel; nur hätten sie mir nicht auf die geschehene Weise vorgehalten werden sollen. Aber —" er loderte im gerechten Zorne auf — „daß jener Elende, jener ungerathene Sohn noch wagt, mir das Theuerste zu rauben, das darf ihm nicht ungerochen dahin gehen. O der Abscheuliche! während ich bemüht bin, ihn auf den Weg der Tugend zurückzuleiten, strebt er hinter meinem Rücken, mein unschuldiges, heißgeliebtes Kind zu verführen und wohl gar bis in die Ewigkeit hinein zu verderben! Warum zerschlug ich ihm nicht die Beine, welche ihn in mein Haus getragen haben?"

„Halte ein, Gotthelf!" sprach Frau Halm — „bedenke, daß Wiesam es war, durch dessen Rath unser Adolph aus der Todesgefahr gerettet wurde."

„Berechtigt ihn dieß, mein anderes Kind zu verderben?" fragte Halm bitter.

„Friederike wird sich nicht verderben lassen —" entgegnete Frau Halm — „am allerwenigsten von einem solchen Milchgesichte, als der Wiesam ist."

„Und wenn er auch eine Engelsgestalt hätte und bis über die Ohren im Golde säße —" sprach Friederike — „ich könnte ihn nicht leiden, geschweige denn ihm je gut werden."

„Steter Tropf, höhlet den Stein —" erwiederte Halm —" und fortgesetzte Schmeicheleien bethören am Ende wohl auch ein redliches Gemüth. Davon haben wir ein schlagendes Beispiel an des Kühnmüllers Tochter, die in ihrer Verzweifelung an sich selbst zur Mörderin geworden ist. Das Mädel war meine folgsame Schülerin und sonst recht wacker. Dann erst erläg ich meiner Noth, wenn ich jemals ein Gleiches an meinen Kindern erleben sollte.

„Das sollt und werdet Ihr nicht, Vater!" betheuerte Friederike und besiegelte diese Zusage durch eine zärtliche Umarmung.

Halm ging später nach dem Schacht; als er aber am Abende nach beendigter Schicht heimkehrte, vermied er mit Wiesam oder richtiger mit Fahner zu gehen. Lieber machte er einen kleinen Umweg, welcher ihn in der Nähe eines Teiches vorüberführte, von dem die Kunstgezeuge der Zinngruben ihr Aufschlagswasser empfingen. Derselbe lag in einem kleinen Thale, über welchem der Herbstwind in den höheren Luftschichten unheimlich heulte und brauste. Zuweilen verirrte sich ein Windstoß bis in die Tiefe herab und bewegte die entblätterten Erlensträucher am Teichufer, so daß sie laut raschelnd oder leise flüsternd ihre Häupter gegen einander neigten. Ein einsames Rebhuhn ließ in abgemessenen Pausen seinen schwer-

muthsvollen Ruf vernehmen und unter dumpfem Murmeln strömte das ablaufende Wasser in den unterirdischen Abzugskanal. Der Mond goß sein falbes Licht durch eine trübe, mit feuchten Dünsten umnebelte, Atmosphäre auf die stillruhende Erde hernieder.

Halm hatte auf die Außenwelt jetzt wenig Acht. Sein Gemüth war zu sehr in sich beschäftigt. Erst als sein Fuß beinahe an eine weibliche Gestalt stieß, welche in der Nähe des Teiches am Wege zusammengekauert saß oder vielmehr kniete, kam er zu sich. Mit aufmerksamen Augen den stummen Bewegungen der Gestalt folgend, glaubte er diese unter heftigen Schmerzen sich winden zu sehen.

„Glück auf!" hob er mit sanfter Stimme an — „fehlt Euch etwas!"

Die Gestalt, deren Haupt, Hals und Oberleib in ein großes Umschlagetuch gehüllt waren, blieb die Antwort schuldig und zwar, wie es schien, aus Uebermaß der Schmerzen. Geduldig und still wartete Halm.

Darauf erschollen die ächzend ausgesprochenen Worte von den Lippen der Gestalt: „Schlagt mich todt — oder werft mich in — den Teich und ich will — Euch dafür — segnen."

„Das ist ein unchristliches Verlangen —" versetzte Halm — „das ich Euch nimmer erfüllen darf. Was treibt Euch dazu?"

Stumm schüttelte das Weib den Kopf. „So könnt Ihr mir auch nicht helfen —" sprach sie nach einer Pause — „geht! geht!"

„Das darf ich nicht —" antwortete Halm fest. „Einen Mord wollt Ihr begehen nnd dieß werde ich nimmer zugeben. Ich bin ein armer Bergmann, habe 8 Stunden in der Erde gearbeitet, bin müde und hungrig und möchte gern daheim in der warmen Stube bei Frau und Kindern sein — doch Ihr zwingt mich, hier zu harren, bis jemand kommt und mir hilft, Euch von hier fort und in Sicherheit zu bringen."

„So muß ich denn gehen!" sprach die Frau bitter und erhob sich mit Mühe auf ihr Füße.

Da erkannte Halm im Mondlichte, daß die Frau bereits einen Versuch, im Teiche sich zu ertränken, gemacht habe, denn ihr Kleid war bis zu den Knieen herauf vom Wasser triefend. Zugleich errieth er aber auch die Ursache des beabsichtigten Selbstmordes an der Gestalt der Unglücklichen.

Dieselbe mit beiden Händen heftig an den Schultern erfassend, rief er strafend aus:

„Wie, Unglückliche! du könntest einen Doppelmord begehen und mit dir zugleich ein schuldloses Wesen tödten, welches seine unmenschliche Mutter an Gottes Throne sofort anklagen müßte? Hat die Erde schon so große Noth, daß du ihr entrinnen möchtest: so wisse, daß der Hölle Qualen noch ungleich schrecklicher sind und bis in die Ewigkeit fortdauern."

Die Frau war wieder zusammengesunken.

„Der mich verführte —" klagte sie dumpf — „er hat mich und mein Kind verlassen! Mein Vater mich verstoßen — die Welt mit Schande überhäuft — was soll ich noch auf dieser Erde?"

„Deinem Kinde leben, —" versetzte Halm strenge — „mit Ergebung die Strafe deiner Sünden tragen. Mag auch die ganze Welt, — Vater, Mutter, Geliebter und Freund — dich verlassen haben — noch immer lebt der gnadenreiche Gott, der nicht straft nach unsrer Missethat, sondern will, daß allen Menschen geholfen werde. Kennst du das Lamm Gottes nicht, das der Welt Sünde trägt?"

„Auch das noch?!" stöhnte die Unglückliche in herzzerreißenden Tönen. Dann warf sie sich vor Halm auf die Kniee nieder und diejenigen Halms mit beiden Armen umfassend, rief sie schluchzend aus:

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Herr Schulmeister? Ach, Ihr waret mein treuer Lehrer — habt mich so väterlich ermahnt — vor dem Laster und der Verführung mich stets gewarnt und nun müßt' gerade Ihr mich in diesem elenden Zustande finden!"

Betroffen beugte sich Halm hernieder und blickte in ein bleiches, von Schmerzen, Gram und bittrer Noth entstelltes Antlitz, von welchem das verhüllende Tuch herabgefallen war.

„Heiliger Gott!" rief er aus — „ist es möglich? Du wärest des Kühnmüllers Töchterlein, das blühende, muntere, ja ausgelassene, doch wackere Catharinchen?!"

„Ich war es!" kreischte die Arme lautjammernd auf — „und jetzt bin ich eine Entehrte — Verworfene! Schlagt mich todt, Herr Schulmeister! Werft mich in den Teich!"

Halm faßte die Verzweifelnde unter dem Arme. „Komm, du, mein noch immer geliebtes Kind! —" sprach er gewinnend. „Er, der von keiner Sünde wußte, mochte selbst die Ehebrecherin nicht verdammen, und ich, selbst ein sündiger Mensch, sollte kein Erbarmen zeigen?"

Von Halms Arme kräftig unterstützt, wankte Catharine dem Städtchen zu. Zur Himmelsleiter ward jenem der etwas steile Aufgang dahin und in stiller, seliger Freude schlug das warme Herz des Erschulmeisters, welcher den Seinen einen so unerwarteten Gastfreund zuführte. Die unter erneutem Weh fast erliegende Müllerstochter wurde auf der Schulmeisterin Lager gebettet und Halm, seiner Müdigkeit und seines Hungers vergessend, schickte sich an, die Hebamme des Städtchens herbeizuholen. Vorher jedoch schloß er seine brave Frau an seine Brust.

„Liebste Tinel —" sprach er froh bewegt — „wenn unser Herrgott manchmal schlägt, so weiß er auch wiederum zu heilen, wie kein menschlicher Arzt. Noch vor einer Viertelstunde hatte ich den Kopf voll von dem saubern Wiesam und jetzt ist alle Sorge wie Spreu vor dem Winde zerblasen. Frau! schau her! Ich habe wieder die Jacke mit dem Loche im Aermel an. Ist es doch, als brächte sie mir

nichts als Glück. Als sie noch mein Schulrock war, errette ich in ihm des Schneiders Kinder vor den Bissen des tollen Hundes. Da ich sie als Jacke trug, half ich die Räuber aus der Mühle verjagen, und jetzt verhindere ich in ihr, daß des Müllers Tochter sich und ihrem neugebornen Kinde den Tod giebt. Der Mensch bedarf nun einmal als solcher einen äußerlichen Anstoß zum Guten, wie zum Bösen. Ein solcher, aber zum Guten, ist mir der lichte Tuchfleck, den du auf das Loch in dem Aermel gesetzt hast. Fällt mir die Ausübung einer Christenpflicht zu schwer oder bin ich auf dem Wege, eine Sünde zu thun; so verleiht ein Blick auf jenen Fleck und der Gedanke an seine Ursache mir augenblickliche Kraft, deren ich vorzüglich sehr bedurfte, als der Oberer auf meinen Achseln in den Schacht einfuhr und als ich mich in diesen Tagen mit seinem Sohne, der mein Kind zu verführen strebt, allein in dem Zinnwerke sah, wo ich ihm, ohne Verdacht zu erregen, den Garaus hätte spielen können."

Während die Frauen in der Kammer bei der Müllerstochter helfend oder mindestens tröstend walteten, bettete sich Halm in die Wohnstube, wo auch die beiden jüngeren, ihrer völligen Genesung entgegensehenden Kinder lagen. Halm ruhte, als schliefe er auf Eiderdunen, oder vielmehr süßer noch. Denn sein sanftes Ruhekissen war ein ruhiges, ja freudiges Gewissen, das ihm im Traume den Himmel mit seinen seligen Freuden erschloß. Als er am andern Morgen neugekräftigt und froh erwachte, trat seine geliebte Tinel zu ihm an's Lager. Sie hielt ihm ein neugebornes und gesundes Kindlein entgegen, das in übel und schnell bereiteten Windeln und Bettchen ruhete.

„Er soll Gotthelf heißen wie du —" sprach die gute Frau mit Freudenthränen in den treuen Augen.

„Also ein Junge?" fragte Halm lächelnd und richtete sich empor. „Gieb her das Schmerzenskind!" bat er dann. Segnend und leise berührte er mit seiner Rechten des Neugebornen Haupt. „Werde ein guter Mensch —" sprach er ergriffen — „und deiner Mutter Freude. —"

„Sieh nur —" klagte Frau Halm — „des reichen Kühnmüllers Enkel und diese schlechte Windeln. Kein Jüpchen und Lätzchen, keine ordentliche Wickelschnure und Friederikens Kopfkissen als Kinderbettchen!"

„Des Allerhöchsten Sohn lag gar in einer Krippe —" tröstete Halm — „und was arm und niedrig ist, soll erhöhet werden."

„Wir sind auch arm und niedrig —" sprach Frau Halm — „aber —"

Ihre Rede wurde durch ihrer Kinder Bitten unterbrochen, welche ebenfalls den Neugebornen zu sehen wünschten. Die Mutter willfahrte ihnen.

„Aber —" sprach sie warnend — „daß keines die Händen aus den Betten steckt!"

Und Elise und August freuten sich des Bischepüppchens und nannten es bereits Gotthelfchen und Elise gelobte, seine treue Wärterin zu werden, sobald sie das Bette verlassen dürfte.

„Und was spricht des Kindes Mutter?" fragte Halm — „Möchte sie noch immer ihrem Leben ein Ende machen?"

„Sie ist wie umgewandelt —" antwortete Frau Halm — „sie spricht, daß Gott ihr geholfen habe und deshalb und auch dir zu Ehren soll der Junge Gotthelf getauft werden."

„Vor allen Dingen —" sprach Halm — „muß ich jetzt an den Kühnmüller schreiben und ihm das Wiederfinden seiner bereits todtgeglaubten Tochter melden. Möge sein Herz erweicht worden sein, daß er die unglückliche Verführte wieder als Tochter anerkenne und aufnehme."

Halm that, wie er sich vorgenommen. Nachdem er den Brief auf die Post getragen hatte, ging er an seine Schicht.

Das tiefe Grab und der Bußwecker.

Beim Scheine der Grubenlampe stand Fahner, des Obereraminators Sohn, arbeitend neben Halm im Stollen. Von Zeit zu Zeit erbebte die Erde von dem Donner der Sprengschüsse, obschon diese in ziemlicher Ferne erfolgten.

„Wenn ich mich auch an Alles hier gewöhne —" hob Fahner nach einem solchen Sprengschusse an — „so doch nie an dieses unheimliche Getöse. Ist es doch nicht anders, als fiele die Erde über unser einem zusammen."

„Und dennoch giebt es Menschen —" versetzte Halm, froh der passenden Gelegenheit, sein Herz gegen seinen Mitarbeiter erleichtern zu können — „welche da wünschen und ausrufen müssen: Ihr Hügel bedecket — ihr Berge fallt über uns."

„Dieß wäre mein allerletzter Wunsch —" sagte Fahner ungläubig.

„Das glaube ich selbst —" erwiederte Halm ernst — „und dieß ist eben das Unglück, daß ein solcher Wunsch der letzte und demnach zu spät ist."

„Es ist ein dichterischer Ausdruck und nichts weiter —" meinte Fahner.

„Also spricht der Mensch in seiner Sicherheit —" versetzte Halm — „aber desto mehr wird er zittern, verwandelt sich die Dichtung in die fürchterliche Wahrheit. Auch du wähnst dich sicher, Wiesam oder Fahner. Aber wann des Weltgerichts Posaunen in deine Ohren schmettern und dich aufrütteln werden: dann wirst auch du erzittern. Dann naht sich des Ewigen Throne ein Vater mit seiner zahlreichen Familie und klagt dich an, daß er durch deine Schuld um Amt, Brot und Ehre gekommen ist. Dann kommt auch ein armer

Mann, dem du das einzige Schaf entrissest, das aus seinem Becher trank und in seinem Schooße schlief. Jener Familienvater und dieser arme Mann bin ich, und das Schäflein ist mein geliebtes Kind, meine Friederike, mein Stolz wie meine Freude! Nicht schlachten willst du das Schäflein und es deinen Gastfreunden beim Mahle vorsetzen — nein! vergiften, langsam, qualvoll, unrettbar! Was that ich dir, Elender! daß du mir solches anthun willst? Ach, mein Herz blutet zerfleischt, wenn ich bedenke, daß mein Kind eben so unglücklich werden könnte, wie das arme Wesen, das ich gestern Abend am Kupferteiche antraf und mit Mühe nur vom Selbstmorde zurückhielt. Es war einst meine Schülerin und dennoch erkannte ich sie nicht wieder, so sehr hatten Gram und Verzweiflung ihr einst so blühendes Antlitz entstellt. Armer Kühnmüller! wie reich bin ich gegen dich!"

Hier entfiel Halms Gefährten der Schlägel und eine Leichenblässe überzog sein Gesicht.

„Würdest du es anders gemacht haben —" fuhr Halm fort, ohne Fahners Betroffenheit zu gewahren — „als jener elende Verführer, welcher, nachdem er die Blüthe gebrochen, hohnlachend davon ging und die Entehrte nebst ihrem unschuldigen Kindlein dem Untergange preisgab? Horch! wieder ein Schuß! Was bebst du zusammen, da nur einige Loth Schießpulvers sich entzünden? Dann aber — ja dann heule — raufe dir das Haar und schlage gegen deine Brust, wenn die Sterne vom Himmel fallen und diese selbst zerschmelzen werden wie in einem —"

Hier verstummten des Bußpredigers strafende Lippen. Die Erde unter, über und neben ihm erdröhnte, wogte und brach zusammen. Des Auges Licht erlosch und zugleich das Flämmchen in dem Wetterkasten. Die Ohren barsteten schier unter dem entsetzlichen Gekrache, das mit keinem Wetter- oder Geschützdonner zu vergleichen war. Heulend drang eine Windsbraut aus der Gruben tiefster Tiefe herauf und warf mit übermenschlicher Macht die beiden taumelnden Männer darnieder, so daß ihnen das Bewußtsein verging und sie gleich vom Sturmwinde zerknickten Halmen da lagen. Ein gellendes Wehgeschrei hallte durch alle Gänge, Stollen, Schächte und Gewölbe des Bergwerkes und mit dem Zusammenstürzen der Stein- und Erdmassen vermischte sich das Getöse des der Tiefe zueilenden Kunstgezeuges. Bald jedoch trat an die Stelle des tobenden Unterganges die lautlose Stille des Grabes.

Wie lange Halms sinnloser Zustand gedauert hatte, wußte er selbst nicht anzugeben. Als er erwachte, war es tiefe Nacht um ihn und ruhig. Er aber fürchtete, daß auf ihm die ganze Last des zusammengestürzten Berges liegen müsse, daß er lebend in einem steinernen Sarge liege, dessen Deckel mehrere hundert Ellen dick und darum unzersprengbar sei. Doch die fühlend ausgestreckte Hand

stieß an keinen harten Gegenstand umher und als Halm sich von dem Boden erhob, vermochte er wie zeither in dem Stollen aufrecht zu stehen. Da überkam ihn ein unwiderstehlicher, menschlicher Trieb nach Freiheit — nach Erlösung! Trotz der Finsterniß rannte er den Stollen entlang und der Auffahrt zu. Nicht achtete er der niedergefallenen Steinbrocken und Klumpen, über welche seine eiligen Füße strauchelten. Aber, o weh! kaum daß er einige Sprossen der Fahrt aufgestiegen war, so stieß sein Kopf gegen eine Steinmasse, welche den ganzen Raum des Schachtes über ihm ausfüllte und nicht weichen wollte.

Vernichtet sank er zurück. Lebendig begraben — eingemauert in der Erde tiefsten Eingeweiden! Welchen Sterblichen sollte ein solcher Gedanke nicht erdrücken? Und wie um des Aermsten noch zu spotten, begann seine Phantasie die lieblichsten Bilder der Vergangenheit ihm vor das geistige Auge zu malen. Ueber ihm wölbte sich statt der finsteren Schacht ein blauer Himmel, strahlte der goldenen Sonne hehrer Glanz, stieg die jubilirende Lerche empor. Er sah sich an der Seite seiner lieben Frau und Kinder und unter dem Laubdache blühender Fruchtbäume dahin wandern, welche ihn mit einem Blüthenregen überrieselten und auf ihren Zweigen lustig zwitschernde und singende Vögel bargen. Wiederum erblickte er sich, wie er durch die Gasse seines lieben Dörfleins daherschritt und Jung und Alt ihm freundlich zunickte. Im festlichen Kleide betrat er das Gotteshaus, dessen Orgeltöne unter seinen Händen feierlich durch die hohen Räume erklangen. Dann hingen Aller Augen und Blicke an seinen Lippen, da er, am Pulte des Chores stehend, die sonntägige Predigt verlas. Auch stieg er zur Glockenstube auf, wo die ehrnen Freud- und Leid-Verkündiger hingen, die seine Hand in Bewegung setzte, um den Dörflern den Abend einzulauten. Ferner schaute er aus des Thurmes Fenster hinab und hinaus auf die blühende, reich gesegnete Landschaft umher, über welche die Abendröthe ihr zauberisches Licht ausgoß. Nach seinem Schulhause blickte er hin, nach der duftenden, heimlichen Jelängerjelieberlaube, in welcher seine liebe Tinel eben den Abendtisch deckte, und auf das weiß daher schimmernde Tischtuch eine labende Semmelmilch, hartgesottene Eier, goldgelbe Butter und kräftiges Brot setzte, auch die kanastergefüllte Abendpfeife in Bereitschaft stellte. Und alle Kinder Halms versammelten sich um den wohlbesetzten Tisch und blickten wartend zum Kirchthurme auf und winkten mit Tüchern und Händen dem Vater zu, daß er kommen und das Mahl eröffnen sollte. Dieser aber zerschlug sich die Brust, als das liebliche Bild plötzlich verschwand und der furchtbaren Wirklichkeit Raum gab, und raufte sein Haar und schrie lautjammernd um Hülfe und Rettung in seinem tiefen Grabe. Doch nur das Echo gab kurz und dumpf die Klagetöne zurück.

„Herrgott! so hast du mich denn ganz und gar verlassen?!“ weinte Halm.

Da sprach eine Stimme ernst und mahnend: „Ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich.“

Darauf ertönte Orgelklang und Halm hörte, wie seine vormalige Dorfgemeinde im vollen Chore einfiel und sang! „Jesus lebt, mit ihm auch ich! Tod, wo sind nun deine Schrecken?“

Und Halms Inneres sang das schöne Lied mit und seine Thränen flossen reichlicher, aber schon minder schmerzlich. Und er beugte seine Kniee wie sein Haupt vor Dem, welcher nicht ferne von einem Jeglichen unter uns ist, und betete und flehete ihn an um seine Hülfe. Darauf tagte es vor Halms geistigem Auge, so daß er klarer zu überschauen vermochte, was er zu thun habe. Er suchte nach seinem Feuerzeuge, das er bei sich trug und glücklich noch vorfand. Sodann tappte er sich nach dem Orte zurück, wo er sein Grubenlämpchen stehen gehabt hatte. Dabei stolperte er über einen Gegenstand, den er beim Anfühlen als einen ausgestreckt liegenden Menschen erkannte.

„Schäme dich, Halm!“ strafte diesen sein Gewissen — „daß du über deiner Noth so ganz und gar deines Unglücksgefährten vergessen konntest.“

Bald hatte Halm den Wetterkasten mit dem Grubenlämpchen aufgefunden und dessen Docht mit der Hülfe des Feuerzeugs in Brand gesetzt. Sein erstes Geschäft hierauf war, den noch bewußtlosen Fahner zu sich zu bringen. Dessen Erwachen war noch ungleich schrecklicher als dasjenige Halms, und dieser mußte Alles aufbieten, den jungen Mann von der Ausführung eines verzweifelten Entschlusses abzuhalten. Mit Gewalt entrang er ihm das Taschenmesser, mit welchem Fahner, nach erlangter Einsicht ihrer beidenseitigen schrecklichen Lage, sich die Adern zu öffnen gedachte, und schleuderte es weit von sich.

„Zu Gott wende dich —“ sprach Halm — „da unsre Klugheit am Ende steht. Bete wie ein Daniel, als er mitten unter hungrigen Löwen saß; singe wie ein Paulus im Gefängnisse oder wie jene drei Männer in dem Feuerofen.“

„Beten?“ fragte Fahner mit bleichen Lippen und verzerrten Gesichtszügen — „ich beten? Ich kann nicht beten — habe es verlernt — nein! ich mag nicht beten, aber fluchen — ja fluchen!“

Die letzteren Worte sprach Fahner mit wildem Trotze, allein sein ganzer Körper zitterte dabei.

„Du hast Recht, wenn du sprichst, daß du nicht beten kannst —“ versetzte Halm streng — „Den Teufeln gleichst du hierin, die zwar das Dasein eines gerechten Gottes zu glauben gezwungen sind, aber bei diesem Glauben zittern! Auch du zitterst, denn du warst ein Teufel gegen deinen leiblichen Vater, der Zerstörer meines stillen Glückes und ein Teufel gegen meine Friederike, die du der Hölle zuführen wolltest. Nicht so? du wünschest jetzt in Wahrheit, daß der Berg über dich gefallen wäre und dich erdrückt hätte, da du bewußt-

los hier lageſt? Aber, deſto ſchrecklicher würde dein Wiedererwachen in der Hölle geweſen ſein. Ermanne dich, Menſch! Sieh, ich will nun meine Friederike in ihrer jungfräulichen Schönheit und Friſche deinen Lüſten überlaſſen und Alles erfüllen, um was du ſonſt noch mich bitteſt. Kann dich dieß Verſprechen nicht erfreuen? Armer Thor! alle Schätze der Welt ſollſt du haben und dennoch verzweifeln müſſen. Beſchwöre deine vielgeprieſene Vernunft, daß ſie dich ein Rettungsmittel auffinden laſſe; rufe dir alle Spitzfindigkeiten witziger und ſchaffſinniger Weltweiſen in's Gedächtniß zurück, damit der Gedanke an die nahe, richtende Ewigkeit wie leichter Rauch verſchwinde. Warum ſpotteſt du jetzt nicht mehr über die angeblichen Ammenmärchen von Himmel und Hölle, womit man nach deiner Meinung nur Leicht- und Abergläubige einſchüchtern kann? Ach, Alles, Alles wird hier zu bloßen Seifenblaſen, die da im leiſen Luftzuge zerplatzen und keine Spur zurücklaſſen. Eins nur bleibt uns noch — der Glaube! Der Glaube war's, der mich vorhin in meiner Verzweiflung aufrichtete; der Glaube, welcher mir den Abſchied von der Erde erleichtert, die, ach! mit ſo feſten Banden mich an ſich feſſelt; der Glaube, welcher den Himmel mit ſeinen ſeligen Freuden mich offen blicken läßt. Tod, wo iſt dein Stachel?" frage ich getröſtet — „Hölle, wo iſt dein Sieg?"

Hier ſchwiegen Halm's Lippen; ſeine Augen dagegen waren auf den Gefährten geheftet, welcher, ein Bild des namenloſen Jammers und der Verzweiflung, daſaß.

Es war ein erſchütterndes Gemälde, die zwei Bergleute, wie zwei Bildſäulen in ihrem tiefen Grabe, das nur ſpärlich von des Lämpchens Schimmer beleuchtet wurde, ſtumm einander gegenüber ſitzen zu ſehen. Eine tiefe Stille war eingetreten, die nur durch das leiſe Geräuſch eilig niederträufelnder Waſſertropfen unterbrochen wurde, welche ſich zu kleinen Bächen vereinten und der nahen Tiefe zueilten. Bei längerer Weile aber nahmen ſie an Waſſerreichthum wie an Geräuſch zu und ihr Hinabſtürzen in die unbekannte Tiefe glich einem mehr und mehr anſchwellenden Waſſerfalle. Deutlich vernahm das lauſchende Ohr, daß das niederſtürzende Waſſer unten mit bereits vorhandenem ſich vereinte, und mit Schrecken erkannte der berechnende Verſtand, daß die Tiefe keine verdächtliche ſei und keinen Abzug habe, daß daher das Waſſer jene bald anfüllen und endlich auch bis zu den lebendig Begrabenen herandringen werde.

Nur Halm hörte und bedachte dieß; denn Fahner war noch immer halb ſinnlos.

„Hörſt du, Todesgefährte? —" ſprach Halm leiſe, als wolle er dem Waſſer das Daſein von Menſchen verheimlichen — „wie Sandkorn auf Sandkorn aus unſerm Stundenglaſe herniederrinnt und zum Berge anſchwillt? Bald, vielleicht in wenig Stunden ſchon, wird unſre Zeit erfüllt ſein! Dahin zwar wird es nicht kommen, daß

wir vom grimmigen Hunger entmenscht, uns einander mit den Zähnen zerfleischten. Auch wird es unsere Zunge nicht am Wasser mangeln. Aber anschwellen wird es zum Strome, zur Sündfluth es werden, die uns nach vergeblichem Widerstande und Ringen ersticken wird. Willst du deine Buße verschieben, bis des Todes Schwingen dich umschwirren? bis das Auge bricht? der Mund verstummt? das Herz still steht?"

Fahner verharrte bei allen Bußvermahnungen Halms in stumpfer Unthätigkeit.

Da flammte des Letzteren Grubenlämpchen noch einmal hell auf und erlosch dann plötzlich aus Mangel an Brennstoff.

„Du hast das Feuerzeug —" rief jetzt Fahner, plötzlich seine Sprache wiederfindend — „zünde meine Lampe an. Hier, nimm sie hin."

„Nein!" versetzte Halm mit Festigkeit. „Wozu auch? Laß uns das wenige Oel aufsparen; wann ich zur unsrer Labung Wasser herbeiholen muß, oder — wann wir unsre Todesstunde herannahen fühlen. Verstockter Sünder! hinausgestoßen bist du jetzt in die äußerste Finsterniß. Ich vernehme, wie deine Zähne vor Entsetzen zusammenklappen und bald werde ich dich auch heulen hören vor Verzweiflung. Bedenke, o Mensch! welch eine tiefe Kluft zwischen dir und dem Himmel befestigt ist! Aber noch ist es Zeit, daß du aus deiner Pein erlöset wirst. Doch eile, bevor die letzte Spanne vorübereilt. Vermag denn selbst nicht dieser Ort des Grauens die starre Rinde deines Herzens zu zerbrechen?"

Und sie zerbrach! Und in demselben Maaße, als das Herz erst trotzig gewesen war, wurde es nun auch wiederum verzagt. Fahner begann bitterlich zu weinen. Er schluchzte schmerzlich; er schrie! „Ja, —" bekannte er — „ich war ein böser Mensch — ein undankbarer Sohn! Ich war es auch, welcher des Müllers Tochter verführte und dann verließ —"

„Auch das noch! —" klagte Halm — „Wehe! Wehe! Wehe!"

„Aber —" fuhr Fahner fort — „mein Vater trägt auch die Schuld daran zum großen Theile. Erst ließ er mir allen Willen; dann aber gedachte er denselben mit harter, schonungsloser Faust zu brechen, da es bereits zu spät war. Ich würde Müllers Catharine nicht verstoßen haben, hätte ich nicht mit Bestimmtheit vorausgesehen, daß mein Vater nie in diese Verbindung willigen würde."

„Verblendeter Jüngling —" sprach Halm strafend — „meinest du, daß es die rechte Buße sei, wenn du deine Schuld auf die Schultern eines Andern zu wälzen versuchst? Deine Sünden bekennen und bitter bereuen, sollst du, und dann fest im Herzen dir vornehmen, sie niemals wieder zu thun."

„Das will ich ja!" betheuerte Fahner. „Ach, könnte ich jemals das Tageslicht wieder erblicken, welch' ein anderer Mensch wollte ich

werden! Nur der Tugend sollte mein Leben fortan gewidmet sein. Catharine würde mein Weib; ihr Kind das meinige, zum schlichten Landmanne ich, der sein und seiner Familie Brot im Schweiße seines Angesichts erbauete."

„Das gelobest du jetzt, wo du vor den Pforten der Ewigkeit und des Gerichts stehest —" erwiederte Halm. Wie aber, wenn dir das Sonnenlicht wieder lachte? Wenn die Welt mit ihren tausend Freuden dich wieder umgaukelte? Wenn der Spott der Weltkinder dich träfe!"

„Ich würde standhaft bleiben —" versicherte Fahner — „und meinem Gelübde treu."

„Mich vermagst du zu täuschen —" sprach Halm voll Nachdruck — „nicht aber Den, welcher Herz und Nieren prüft, und unsre Gedanken von ferne versteht. Ist deine Buße aufrichtig: so wird auch unser Herrgott dir gnädig sein. Mit ihm schließe deine Rechnung ab, denn jetzt, glaube mir, kannst du wieder beten."

Halm zündete hierauf Fahners Lämpchen an, nahm den leeren Wasserkrug und schritt, des reuigen Sünders Gebet nicht zu stören, nach der Fahrt in die Tiefe hin. Zehn Sprossen nur war er hinabgestiegen, so trat sein Fuß bereits in das Wasser. Er schöpfte den Krug voll und überrechnete in seinen Gedanken den Zeitraum, in welchem das Grubenwasser die geringe Tiefe angefüllt haben und der Eingeschlossenen Leben bedrohen würde. Schon wollte er wieder kleinmüthig werden als die Berechnung eben keine lange Frist ergab; da fielen ihm der Judenwittwe Judith Worte bei, welche lauten: „Wollet ihr dem Herrn Zeit und Tage bestimmen, wann er helfen soll?" Auch suchte er nach einem andern und zwar äußerlichen Trostmittel, welches das geistige gleichsam unterstützen sollte. In dieser Absicht streifte er den Grubenkittel vom linken Arme auf und den eingesetzten Fleck im einstigen Aermelloche betrachtend, sprach er zu sich selbst: „Sollte der liebe Gott so großen Gefahren dich entrissen haben, nur um dich für eine so gräßliche Todesweise aufbewahren zu wollen? Herr, ich hoffe auf dich; du wirst es wohl machen."

Die beiden Leidensgefährten rückten dicht zusammen. Sie klagten, beteten und weinten, sie bangten und hofften abwechselnd. Die Stunden krochen vorüber, nicht so die Grubenwässer, welche immer schneller und schneller herniederrauschten und bald überzulaufen drohten. Das Grubenlämpchen war von selbst erlöscht und die Luft in dem kurzen Stücke Stollen schien an Schwere und Stickgas zuzunehmen. Bleiern senkten sich Halms und Fahners Augenlieder auf die umnachteten Augen nieder. Ein wirrer Zustand von Wachen und Träumen umfing sie, der ihnen ihre schreckliche Lage minder deutlich erkennen und fühlen machte. Während das Wasser auf der linken Seite der Eingemauerten zu rauschen aufhört, weil es in keine Tiefe mehr zu stürzen hatte, begann der Berg auf der rechten Seite von Neuem zu erbeben. Ob die niederdonnernden Steinlasten von

hülfebringenden Menschenhänden oder von einem nochmaligen Erdsturz bewegt wurden, vermochten die nur undeutlich noch hörenden Ohren der beiden Männer nicht zu unterscheiden. Immer stumpfer wurden sie gegen die Außenwelt und ihre Sinne hatten sich in dem einzigen Verlangen nach Ruhe, nach Schlaf, nach Unempfindlichkeit und Bewußtlosigkeit vereinigt. In diesem Zustande machte es auf Halm keinen Eindruck mehr, als seine zufällig sich ausstreckende Linke bereits in das näher tretende Wasser griff. Seine letzte Kraft und Besinnung aufbietend, umschlang er mit der Rechten Fahners Nacken und drückte sein Haupt gegen dessen Achsel. Also entschliefen die beiden Verschütteten in ihrem tiefen Grabgewölbe, der Stimme des entgegenharrend, welcher einst alle Todten aus ihren Gräbern auferwecken wird.

Die feurigen Kohlen.

Halm glaubte später, als selig Verklärter durch des Himmels hehre Räume emporzuschweben; denn frisch und rein wehte ihn ein Luftzug an, unter dessen Einflusse ihm ach, so leicht und wohl um's Herze ward. Sein geistiges Auge und nicht das leibliche glaubte er jetzt zu öffnen — doch, hätte jenes können von dem vollen Tageslichte geblendet werden können, so daß es wieder sich zu schließen gezwungen wurde? Aber immer begieriger sog die Brust die Himmelsluft ein, denn nur eine solche vermochte dieses selige Gefühl zu verleihen. Nach einer Weile vermochte das Auge einen zweiten Blick zu thun. Ja, das war Friederike und niemand anders, welche vor ihrem Vater dahinschwebte wie ein Bote des Himmels. Doch — o weh! vor ihr hinglitt noch ein schwacher Schatten mit unbedecktem, weißgepuderten, Haupte — soll denn selbst das Jenseits nicht frei von bitterer Erinnerung sein? Was hat der feindliche Oberer hier zu thun? Abermals schloß sich Halms schmerzendes Auge. Ein dritter Aufblick ließ ihn eine Menge vor ihm hingaukelnder, bunter Gestalten schauen, die ihm wie schon bekannt vorkamen, jedoch seine Denkkraft, zu verwirren drohten, daher er sein Auge wieder zurückzog und auf seine nächste Umgebung lenkte. Da gewahrte er dicht neben sich eine Hand, welche an ihrem Goldfinger ein einfaches Ringelein trug.

„Guter Gott! wäre es möglich?" flüsterten jetzt Halms Lippen und betend falteten sich seine Hände in einander.

„Er lebt!" kreischte Tinels Stimme laut auf. Das vermeinte Emporschweben Halms hörte plötzlich auf und ein dröhnender Stoß, den sein ganzer Körper fühlte, bewies, daß er noch auf der Erde walle. Zwei Arme umhalseten ihn mit ungestümer Zärtlichkeit, welchen sich noch zwei, und abermals zwei anschlossen.

„Gotthelf! Mann! Vater! Glück auf!" ertönte es von lauter schluchzenden Stimmen und Tinel, Friederike und Carl bedeckten mit ihren Küssen den Wiedergeschenkten.

„Vorwärts! keinen unnöthigen Verzug!" sprach eine mahnende Stimme — „Die kalte Herbstluft taugt nicht für die Geretteten!"

Darauf spannten sich Friederike und Carl wieder vor und hinter die Tragbahre, auf welcher der gerettete Halm ruhete, und sein Weib schritt wieder an seiner Seite einher, ihre Hand nicht von ihm abziehend. Und Friederike ward zu Lots Ehefrau, die meist mit rückwärts gekehrtem Antlitze vorwärts schritt, nur um ihren Vater mit freudenthränenden Blicken anschauen zu können.

„Bis an den Knieen saßet ihr schon im Grubenwasser —" berichtete auf dem Wege noch Frau Halm — „als man sich bis zu euch hingearbeitet hatte. Zum Glück war nur theilweise der Stollen und die Einfahrt verschüttet worden. Bis auf einen Einzigen sind alle Bergleute, die in den Zinngruben steckten, gerettet worden. Denn nur die alten, längst ausgeweiteten Erzgewölbe sind zusammengestürzt und haben freilich eine arge Verwüstung angerichtet, so daß Jahre vergehen können, ehe die Gruben wieder fahrbar werden. Des Todes erschrocken sind wir, da der Erdsturz erfolgte. War es doch nicht anders, als ginge die Welt und unser ganzes Städtchen zugleich mit unter. Die Fenster klirrten, die Thüren schlugen auf und zu, der Boden wankte und Schornsteine stürzten herab. Daß mich nicht gleich der Schlag gerührt und der Schreck der Wöchnerin nichts geschadet hat, dünkt mich noch jetzt ein Wunder."

Fände sich doch eine tüchtigere Feder als die meinige, um die nun folgenden Scenen genau zu beschreiben!

Nur mit Mühe ließ sich die frohbewegte Volksmenge abhalten, den beiden, so wunderbar Geretteten bis in Halms Wohnung zu folgen. Ohnehin vermochte dessen Stube und Kammer kaum die Zahl der betheiligten Anwesenden zu fassen.

Siehe da unsern wackern Erschulmeister, wie er in einem Lehnstuhle weich und warm gebettet dasitzt, bald den dankbaren Blick gen Himmel, bald auf die umdrängenden Seinen heftet. Selbst die beiden Scharlachkranken sind mitten unter diesen.

„Die Stube ist ja geheizt —" rufen sie der verweisenden Mutter bittend zu — „auch haben wir Filzschuhe an und unsere Deckbetten um uns genommen."

Und wirklich gleichen Elise und Adolph jetzt wandelnden Betten oder großen Bischepüppchen, aus welchen nur die gerötheten Gesichter hervorschauen und eine kleine Hand auf einen Augenblick zum Vorschein kommt. Halm gegenüber sitzt Fahner in einem ähnlichen Lehnstuhle und gleich sorglich verwahrt. Vor ihm steht der Oberer, sein Vater, und streichelte ihm mit liebender Hand das Haar und die Wangen.

„Mein Vater, —" spricht zu ihm der Sohn. — „Sie hatten einen glücklichen Gedanken, mich hierher auf die hohe Schule zu bringen. In den letzten Stunden meines Hierseins habe ich mehr gelernt, als auf allen anderen Schulen, Gymnasien, Akademien und Universitäten. Und dieser da —" er zeigte auf Halm — „war mein Lehrmeister. Er warf mich in den Schmelzofen und brannte mich

rein von der Trägheit, dem Dünkel, der Lasterhaftigkeit, dem Unglauben. Und mit seinen strafenden Worten sprach zugleich Gott der Herr mit seinem Donner, mit Erdbeben, mit seinen vernichtenden Elementen, mit allen Schauern des qualvollsten Todes. Da zerbarst, wie der Boden unter mir, auch die harte Eisrinde meines Herzens und ich erkannte, daß ich ein großer Sünder sei. Ja, Vater, nicht werth bin ich, daß ich ferner Ihr Sohn heiße. Erlauben Sie mir, daß ich ein Landmann werde und als solcher nach Möglichkeit wieder gut zu machen suche, was ich verderbt habe. Frau Halm! wo ist mein Kind? Wo seine Mutter?"

„Das geht nicht so geschwind, junger Herr!" versetzte jene. „Hätte die Wöchnerin gewußt, daß ihr Liebster mit in dem Bergwerke verschüttet sei, wäre ihr sicher die Milch vor Schreck in den Kopf getreten und sie übergeschnappt. Draußen in der Kammer liegt sie und ich gehe, sie auf Eure Gegenwart vorzubereiten. Was Euer Kind anbelangt, so soll es bald in Euern Händen sein."

Die Exschulmeisterin ging und Fahner fuhr zu seinem Vater fort:

„Auch Sie, mein Vater, haben eine große Schuld abzutragen an diesem meinem Professor dort. Nicht ein schlichter Bergmann, sondern der wackere Schulmeister Halm aus Strauchitz ist er, der durch Sie —"

„Ich weiß schon —" unterbrach ihn der Oberer — „Alles weiß ich. Kaum daß ich auf die Schreckensnachricht von dem Bergsturze hierher geeilt war, so hatte mich Frau Halm in's Gebet genommen und heruntergekanzelt, schlimmer noch als ich vor Zeiten ihren Mann im Examen. Ja, Herr Schulmeister! —" der Oberer wendete sich zu Halm — „Ihre Frau hat mich mit demselben Maaße gemessen als ich Ihnen gethan. Selbst die Pommade hat sie mir nicht geschenkt, so wenig wie die wilden Esel, das Rührei und das achte Wunderwerk. Wie Sie meinem Sohne, ist Ihre Frau mir ein Professor geworden, welcher mich gelehrt hat, wofür ich mich in Zukunft bei den Prüfungen der Schulmeister zu hüten habe. Ihre Hand her zur Versöhnung, Herr College! Aber ein Trotzkopf sind Sie denn doch. Wer hat Sie aus Ihrem bisherigen Amte gehen heißen, he? Wer? frage ich. Kein Mensch! Vielmehr hat das Oberconsistorium darauf gewartet, daß Sie um einen nochmaligen Examen nachsuchen würden, in welchem man Ihnen minder schwierige oder fremde Fragen vorgelegt haben würde. Deshalb hat man auch die Reichenberger Stelle noch nicht besetzt und Ihre Amtsniederlegung, wie Ihres Sohnes Vicariat, bis jetzt ignorirt. Wollen Sie, daß ich Ihnen öffentlich und im Consistorio Abbitte und Ehrenerklärung gebe? Gut, auch dazu verstehe ich mich, denn Sie haben das Theuerste in der Welt mir gerettet. Aber das Oberconsistorium durfte sich nicht herbeilassen, den ersten Schritt zur Nachgiebigkeit zu thun, dieweil es sich sonst sein ganzes Ansehen vergeben haben

würde. Ich ahnte nicht, daß mein Begleiter in die Zinngruben derselbe Schulmeister sei, dessen allerdings schnöde Behandlung von meiner Seite mich gar bald gereuet hat. Sonst würde ich damals schon meine Schuldigkeit gegen Sie erfüllt haben.“

Halm wurde durch dieses offene Geständniß des so hoch gestellten Obereraminators tief gerührt. Voll der innigsten Beschämung entgegnete er: „Hochwürden sind sehr gütig gegen mich, ohne daß ich solches verdiene. Aber nicht aus Trotz habe ich meinem Amte entsagt, sondern weil ich dasselbe nicht länger hätte mit Erfolg führen können. In das Bergwerk zurück mag ich um keinen Preis wieder und da wäre es freilich ein Glück für mich, wenn ich wieder Schulmeister werden könnte, am liebsten aber in Strauchitz. Nur die großen Jungen — —!“

„O —“ fiel Carl ein — „diese habe ich zu Paaren getrieben! Sie würden Euch, Vater, mit Freudenthränen und offenen Armen wieder aufnehmen.“

„Im Anfange, ja!“ entgegnete Halm — „aber die böse Saat, fürchte ich, würde fortwuchern wie Queckenwurzeln.“

„So überlassen Sie doch die Strauchitzer Stelle Ihrem Sohne da als einen hübschen Anfang —“ meinte der Oberer — „und unterwerfen sich der Reichenberger wegen eines nochmaligen Examens, der gewiß günstiger für Sie ausfallen wird als der erste. Denn —“ der Oberer lächelte huldvoll — „auch für Sie dürfte Zinnberg zur Hochschule geworden sein, wo Sie Gelegenheit hatten, lancastern und eckenfördern zu lernen.“

„Es ist wahr, —“ gestand Halm ein — „daß ich in meiner schichtfreien Zeit die von mir früher an den Nagel gehängte Geographie von Galiäi durchgepeitscht und in dem Bergwerke vor Ort wiederholt habe. Die wilden Esel auf Korsika bringe ich auch so leicht nicht wieder aus den Gedanken und wenn Ew. Hochwürden mir einen längern Text als die zwei Worte: „hier zeitlich“ für die Catechisation aufgeben wollten, so getraute ich mir eine leidlichere Disposition zusammenzustellen, als meine damalige war. Alles will ich thun und zwar um des wandelnden Deckbettes da —“ er deutete auf seinen Sohn Adolph — „welches wie die Fieberhitze dargelegt hat, zum Pochjungen verdorben ist. Junge! wenn du sogleich in dein Bette marschirst, so sollst du auch wieder auf deine lateinische Schule dürfen, und sollte ich deshalb Nachtwächter werden müssen.“

Ei wie schnell war Adolph in sein Bette geschlüpft!

Er war der fertiger Lateiner —“ fragte der Oberer — „welcher bei meinem vorigen Hiersein das „aurora musis amica“ übersetzte? Ich verspreche ihm, geht er den eingeschlagenen, guten Weg weiter fort, mit der Zeit eine Freistelle auf der Landesschule.“

„Zu viel!“ schluchzte Halm. „Gut, daß meine Tinel in der Kammer steckt. Sie würde nicht eher ruhen, bis ich in Alles gewilligt hätte. Doch da kommt sie!“

Und Frau Halm erschien in der offenen Kammerthüre, ein rosiges Püppchen im schneeweißen Bettchen auf ihren Armen tragend. Sie legte solches dem jungen Fahner in den Schooß und sagte, sträflich und gütlich zugleich: „Er garstiger Mensch! Er ist eines solchen Engels gar nicht werth. Denn, wäre es nach Ihm gegangen: so läge jetzt Mutter und Kindlein im Kupferteiche und würde von den Fischen gefressen. Was hat Er denn an des Müllers Catharinen auszusetzen, he? Ist sie Ihm etwa nicht bildschön, vornehm oder reich genug? Hundert Andere würden sich um sie gerissen haben. Und weil sich unser Herrgott und mein Gotthelf da des armen Mädchens angenommen haben, so soll der Junge auch Gotthelf getauft werden, und sollte es ihm auch weder vorn, noch hinten recht sein."

„Gotthelf heiße auch ich —" sagte der Oberer — „und wahrlich: Gott hat uns Allen geholfen."

„So helfen auch Sie mir, mein Vater, mein begangenes Unrecht wieder gut zu machen —" bat der junge Fahner. „Dieses Kind — es ist das meine und Ihr Enkel. Doch, wo ist seine Mutter? O führet mich zu ihr!"

„Bleibe der junge Herr nur sitzen —" gebot Frau Halm — „Seine Liebste ist keine schwächliche Stadtdame, daß sie nicht schon ihr Wochenbette auf eine Stunde oder zwei verlassen und mit der warmen Stube vertauschen könnte. Sie ist bereits fix und fertig angezogen, getraut sich aber nicht, vor so vielen Zeugen ihren Liebsten zu besuchen."

In dem Augenblicke, wo Catharine, von Scham lieblich geröthet und furchtsam an Frau Halms leitender Hand in der Kammerthüre sichtbar wurde, hielt ein Wagen vor dem Hause. Mit Hast wurde die Stubenthüre aufgerissen und der Kühnmüller nebst seiner Frau stürzten herein mit dem gemeinsamen Rufe: „Wo — wo ist unser Kind? unsere liebe Tochter?"

Darauf fiel die junge, noch immer reizende Wöchnerin aus einer Umarmung in die andere. Der Kühnmüller wollte zwar erst das Rauche gegen den angeblichen Landschaftsmaler Fahner herauskehren, aber Frau Halm ließ die drohenden Wetterwolken gar nicht vollends herankommen. Als ein geschickter Schmied schmiedete sie das Eisen, weil es noch warm war.

Der vornehme Oberer war der Erste, welcher seinen Enkel in der Linken, mit der Rechten die Hände des Brautpaares in einander legte. Ihm nach that es der Müller und dessen Frau.

„In Strauchitz —" sprach er dabei — „ist ein Bauerngut für 5000 Thaler jetzt feil, das seinen Besitzer ernährt. Die eine Hälfte der Kaufsumme gebe ich meiner Tochter zur Aussteuer —"

„Und ich die andre Hälfte!" fiel der Oberer ein.

„Meine Catharine versteht die Landwirthschaft —" fuhr der Müller fort — „und was dem Herrn Schwiegersohne etwa noch abgeht, wollen wir ihm schon beibringen."

„Und die junge Frau wird schon dafür sorgen, daß ihr Männchen hübsch in seinem Gehäge bleibt und nicht nach andern verbotenen Aepfeln langt —" sagte Frau Halm, indem sie dabei ihrer Tochter Friederike bedeutungsvoll zunickte, welche mit einer abwehrenden Geberde antwortete. Der junge Fahner erröthete bei dieser Warnung und schwieg, was der Schulmeisterin als ein gutes Zeichen erschien.

Zu Halm wendete sich nun der Müller.

„Herr Schulmeister —" hob er an — „sieht Er wohl auf meinem Haupte den Brauofen voll glühender Kohlen, die Er darauf gesammelt hat? Ich will jetzt nicht groß herzählen, was Er mir Gutes und Liebes gethan. Aber laut und öffentlich muß ich bekennen, daß er die schwersten Pflichten des Christenthums nicht nur gelehrt, sondern auch ausgeübt hat. Wer jemals wieder ein unschönes Wort gegen Seine Lehr- oder Lebensweise aussprechen sollte, dem schlage ich alle Zähne in den Lügenhals hinunter und sollte mir die Geschichte auch hundert und mehr Thaler kosten. Mein fettestes Schwein soll in seinen Stall fliegen und fortan die Frau Schulmeisterin nicht mehr für Mehl, Butter, Eier und Milch zu den Kirmeßkuchen und Christstollen sorgen dürfen. Und dem Gerichtsschöppen will ich den Kopf gleichfalls zurecht setzen, sollte er in Betreff Seiner noch nicht am rechten Orte stehen."

Catharine bekannte später voll Zerknirschung, daß sie, nach dem Verstoßen aus dem älterlichen Hause, wiederholt den Entschluß gefaßt gehabt hätte, sich das Leben zu nehmen und daß bei einem derartigen Versuche das von den Aeltern wieder aufgefundene Halstuch in den Bergstrom gefallen und mit fortgerissen worden sei. Dann habe sie ein dunkles Gerücht von dem Aufenthalt ihres Verführers in Zinnberg nach mehrtägigem Herumirren dorthin geführt, wo in dem Augenblicke der höchsten Noth und Verzweiflung ihr einstiger Lehrer, den sie bald an der Stimme wieder erkannt habe, als ein rettender Engel erschienen sei.

Sobald dieß ohne Gefahr für die beiden Scharlachkranken geschehen konnte, kehrte Halm mit seiner ganzen Familie in des Müllers Wagen nach Strauchitz und zwar im Triumphe zurück.

Alle Dörfler, Groß und Klein, machten Parade und begrüßten ihren wackern Schulmeister mit wiederholtem Vivatgeschrei. Die Schulkinder hatten vor dem Schulhause eine Ehrenpforte von grünem Tannenreißig errichtet und solche, in Ermangelung der Blumen, mit roth und gelb wangigen Aepfeln verziert, bei welcher Arbeit die vormals am trotzigsten sich aufgeführten Knaben die Ersten gewesen waren. Sie empfingen, vor der Ehrenpforte im Sonntagsstaate aufgestellt, ihren alten Meister mit dem schönen Liede: „Nun danket Alle Gott!" — wobei dem Schulmeister das Herz weit aufging, die Augen dagegen übergingen. Die Schulmeisterfamilie fand zu ihrer nicht geringen Ueberraschung, außer dem fetten Schweine des dankbaren Kühnmüllers, sämmtliche frühere Bewohner der

mannigfachen Ställe und sonstigen Behältnisse des Schulhauses wieder, bis auf die Brüthenne und die Lieblingstauben Elisens herab, ein Geschenk, welches die vereinte Gemeinde auf des Müllers und Gerichtsschöppen Betrieb zusammengebracht hatte. Da in zwei Tagen das Kirmeßfest war, so hatte die Kühnmüllerin die Halm'sche Speisekammer bereits mit leckeren Kirmeßkuchen und einem Dutzend Flaschen Wein gefüllt.

Als nun der Abend kam und August die Abendglocke im Kirchthurme läutete, faltete Halm betend und Gott lobpreisend seine Hände. Seine treue Frau dann an sein Herz ziehend, sprach er stillweinend: „Es ist doch ein anderer Klang als der des Häuerglöckleins im Schachthause! Und ich glaubte, erst jenseits diese Töne wieder zu vernehmen."

Das Loch im Aermel und das Ende.

Die günstige Gelegenheit, seinem Sohn Carl zu einer guten Anstellung zu verhelfen, nicht ungenützt vorüber gehen zu lassen, hatte Halm sich doch noch entschlossen, wegen der Reichenberger Stelle einem zweiten Examen sich zu unterwerfen. Die Bewohner von Strauchitz hatten dagegen um so weniger etwas einzuwenden, als sie mit Carls Amtsführung völlig zufrieden waren und die Mütter von mannbaren Töchtern bereits die ihrige dem hübschen braven Manne in ihrem Sinne zugedacht hätten; hierzu kam noch das Bedenken, Friederiken in einem und demselben Orte mit dem jungen Fahner zu belassen, was doch in der Folge einen Unfrieden in des Letzteren Ehe hätte herbeiführen können, obschon Friederike jedes Zusammentreffen mit dem Sohne des Oberer sorglich vermied.

„Aber, Gotthelf!" klagte Frau Halm, als ihr Mann reisefertig, um, des Examens wegen, den Weg nach der Hauptstadt anzutreten, aus seiner Stube trat — „wie hast du dich wieder einmal angepumpelt! Wie ausgestopft und genudelt siehst du aus und der Frack droht schier zu platzen."

„Laß mich!" versetzte Halm abwehrend und zerstreut. „Betet — ja betet für mich in meiner Abwesenheit. Denn, wenn ich abermals mit Schande bestände: so wäre es mein Untergang. Sauer, recht sauer wird mir dieser Gang, doch, was thut man nicht um seiner Kinder willen!"

Da schwieg Frau Halm gern und nahm, nebst ihren Kindern, in Thränen Abschied von ihrem Manne, für dessen Glück sie dann mit Inbrunst beteten. Wie langsam verstrichen ihnen die Tage, bis Halm wiederkehrte! Wie sehnsuchtsvoll harrten sie ihm entgegen, einander ablösend im Aufpassen nach dem Ankommenden! Endlich kam er, da gerade die Schulmeisterin auf Wache stand.

„Herr Gott!" rief sie wehklagend aus — „Kinder! macht euch auf das Aergste gefaßt — der Vater kommt mit ernstem Antlitze und

mäßigen Schrittes die Dorfgasse daher. Was werden wir vernehmen müssen!"

Als Halm unter einem ernstfreundlichen Gruße in das Haus trat, vermochte ihm die Schulmeisterin vor Zittern nicht zu danken.

„Hast du — wieder —?" stammelte sie endlich und schwieg, ihren Mann erblaßt und starren Auges ansehend.

„Einen Repuls?" vollendete Halm die Frage seiner Frau. „Nein, liebe Tinel, ich habe keinen Repuls, sondern die zweite Censur und noch dazu mit Auszeichnung erhalten. Man hätte mir sogar die erste zugedacht gehabt — vertraute mir der Secretair im Consistorio — und nur, um den Unterschied gegen den Repuls nicht zu grell zu machen, dieselbe in die zweite verwandelt. Der Oberer hat mich nach dem Examen dem Präsidenten und sogar dem Minister vorgestellt. Beide vornehme Herren haben mich gelobt, die Hand huldreichst mir gedrückt und dann in großen Gnaden mich entlassen. Bei dem Oberer habe ich alle Mittage speisen müssen und überdieß ein überreiches Reisegeld von ihm erhalten. Aber eben diese gütige Behandlung stimmt mich so ernstwehmüthig, weil ich mir sagen muß, daß ich sie nicht verdient habe. Durch sie habe ich erst meine Unwürdigkeit recht eingesehen."

„Nun, und der Examen?" forschte Frau Halm — „wie ging's da?"

„Besser als ich gehofft und gedacht hatte —" versetzte Halm und zog seinen Frack vom Leibe.

„Mann! Gotthelf! was hast du gemacht?" rief Frau Halm entsetzt — „hast die alte Jacke mit dem geflickten Aermel unter den Frack angezogen! Darum gingst du auch so unbeholfen dick! Ach, was werden die Herren im Consistorio von dir und mir gedacht haben! Nein, eine solche Schande mir zu bereiten!"

„Beruhige dich Frau!" erwiederte Halm — „nicht Schande, — Ehre hat mir das Anziehen dieser Jacke bereitet. Als ich nämlich den Ober- und Untereren wieder gegenüber saß und diese ihren Mund zum Fragen öffneten: da wurde mir vor Angst gelb und grün vor den Augen. Dieß hatte ich so kommen sehen und darum diese Jacke untergezogen. Auf das Loch im Aermel schaute ich in meiner Menschenfurcht hin und obschon ich es vor dem Fracke nicht sehen konnte, so stand es mir dennoch leibhaftig vor Augen und der tolle Hund, und der geknebelte Müller, und dessen Tochter am Kupferteiche, und endlich der Bergeinsturz dazu. Da wurde es ruhig und klar in meinem Kopfe, und ich vermochte tapfer zu antworten, so daß ich fast keine Antwort schuldig blieb. Darum will ich fortan die Jacke heilig aufheben, gleichwie die Soldaten ihre alten, zerfetzten Fahnen im Zeughause aufzuhängen pflegen. Wenn aber der Oberer behauptet, daß ich ohne Noth mein hiesiges Schulmeisteramt niedergelegt hätte, so muß ich ihm doch widersprechen und dabei bleiben, daß wenn ich

unfähig zur Reichenberger Stelle befunden würde, ich dieß nicht minder für die Strauchitzer war und also abdanken müßte."

„Du bist ein Trotzkopf!" sagte Frau Halm, zog aber nichts desto weniger eben diesen Trotzkopf an ihr Herz, um denselben zu herzen.

Zehn Jahre sind seitdem vergangen. Herr Halm hat sich in Reichenberg völlig eingerichtet, auch in seinem dortigen Schulgarten eine prächtige Jelängerjelieberlaube angelegt, in welcher er die schönen Morgen und Abende verbringt. Carl, sein Erstgeborner, schulmeistert noch in Strauchitz und thut es seinem Vater in allem Guten, selbst in der Ehe und in der Kindererziehung, nach. Der junge Fahner hat Wort gehalten und einen gottesfürchtigen Lebenswandel eingeschlagen. Friederike ist seit 8 Jahren schon die glückliche Gattin eines wohlhabenden Gutbesitzers und bereits von 3 blühenden Kindern umringt. Adolph hingegen studirt auf der Universität tapfer auf den Oberer los und ist seiner Aeltern Stolz und Freude. Elise, als Nesthäkchen, waltet noch als blühende Jungfrau in dem älterlichen Hause, und sollte irgend jemand von meinen heirathslustigen Lesern noch keine Wahl getroffen haben: so rathe ich ihm, des baldigsten bei Freund Halm anzuklopfen und um Elisens Hand zu werben, sintemal das Mädchen sonst weggehen dürfte wie — ja, wie warme Semmel.

Riselak.

Eine Unsterblichkeit des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Robert Heller.

Das war ein seltsamer und bedeutungsvoller Traum, den ich vor einigen Tagen hatte. Die Welt war plötzlich, ich weiß nicht um wie viele Jahrtausende, älter geworden, die Sonne erloschen, aber an ihrer Stelle flammten andere, prächtigere Gestirne, nur die Erde sah kahl, öde und verwittert aus. Weder Menschen noch Thiere, ja nicht einmal eine Pflanze gediehen mehr auf derselben. Mit Schrecken erkannt' ich, daß der gute alte Planet, der mir vor dem Einschlafen noch das gemüthlichste Wohlsein darbot, in dem Abschnitte der Zukunft, in den mich mein Traum versetzt hatte, ein längst verlorner und verdorrter Stern war. Kaum unterschieden sich auf ihm noch die Marken von Land und Meer, kein Luftzug regte sich, kein Wasser rieselte, — eine furchtbare Stille herrschte über der ausgestorbnen Kugel.

Noch war ich nicht zum bängsten Bewußtsein meiner Einsamkeit gelangt, als eine andere Beobachtung meine Aufmerksamkeit

esselte. Tief aus dem lichtglänzenden Raume her nahte sich durch
en Aether ein wundervolles Gebäude, nicht unähnlich an Gestalt
en Schiffen, mit denen wir das Meer befahren, nur viel größer,
chöner und künstlicher gefügt. Durch welche Kraft die Arche bewegt
ward, vermocht' ich nicht zu erkennen. Sie legte an der Erde an und
s stiegen hochgeartete Wesen daraus hervor, übermenschlich gebil-
et, von herrlichen Gliedmaßen und würdigem Ausdruck in jeder Ge-
erde. War ihre Sprache so geistiger Natur, daß sie keines Bilds,
einer sinnlichen Umhüllung des Gedankens und also auch keines
Schlüssels bedurfte, oder gab mir der Traum das Verständniß ihrer
Reden? Ich faßte jedes Wort vertraut und genau auf. Deutlich
ntnahm ich, daß die überirdischen Ankömmlinge die Bewohner ei-
nes viele Millarden Meilen weit entfernten Sonnengestirns seien.
Wie jetzt wir Menschen in dem Ocean des Meeres auf Entdeckung
unbekannter Inseln ausgehen, so durchstreiften jene Wesen den Ocean
des Weltenraums, um auf die darin schwimmenden Inseln, auf ver-
gessene Erden und Monde zu stoßen und ihre Wissenschaft aus deren
Untersuchung zu bereichern.

Die Erde hatten sie schon häufig besucht und von dem inneren Bau derselben waren sie offenbar viel besser unterrichtet, als wir Menschen es jemals sein werden. Schwieriger war es den erhabenen Sonnengeschöpfen geworden, die Geschichte der Erdbewohner wieder herzustellen, so viele steinerne und gedruckte Denkmale verschiedner Völker und Sprachen sie auch aufgefunden hatten, besonders in dem jüngsten und am besten erhaltenen Erdtheile, in Amerika. Doch sparten sie weder Kosten noch Fleiß, um ihre Notizen zu vervollständigen, sich über Dunkeles Aufklärung und zu Räthseln die Lösung zu verschaffen. Der diesmalige Besuch der Sonnigen war auf Mitteleuropa gerichtet. War es ihnen gelungen, die Bahn des Bacchus- und des Alexanderzuges zu bestimmen, hatten sie es neuerdings sogar vermocht, die fabelhafte Geschichte eines gewissen Bonaparte oder Napoleon, dessen Name ihnen häufig in späteren Dichtwerken der Erde begegnet war, mit ziemlicher Sicherheit fest zu setzen, so hofften sie auch über eine Gestalt in's Reine zu kommen, über welche jede Nachricht in Schriften und Druckwerken fehlte, während sie doch den Rippen der Erde eingegraben, ja mit ihnen verwachsen war, über — Kiselak.

Kaum traut' ich meinem menschlichen Wahrnehmungsvermögen, als ich hörte, mit welcher Wichtigkeit die Sonnigen den Namen Kiselaks behandelten, aber ich täuschte mich nicht. Der ganze diesmalige wissenschaftliche Ausflug galt unserem großen Zeitgenossen, galt Kiselak.

„Da ist die Thalgruppe," sprach Einer der Sonnigen, der nach dem Ansehen, welches er bei seinen Begleitern genoß, der Lepsius der Expedition zu sein schien, „da ist die Thalgruppe, in Mitten welcher der gelehrte Fu das ehemalige Donaustrombette aufge-

funden haben will. Der Name Kiselaks ist überaus häufig darin zu lesen, wie auch in den Bergen Tyrols, Steiermarks und Salzburgs, wenn wir mit unseren Bezeichnungen der alten Geographie folgen. Zu schließt deshalb auf ein mächtiges Regentengeschlecht, welches Kiselak hieß. Offenbar bedeuten die Buchstaben vielmehr eine Gottheit, die ohne Altar und Tempel, im Freien, am liebsten auf weitsichtigen Höhen, in schroffen Thälern und an rauschenden Wasserstürzen von irgend einer österreichischen Völkerschaft, ich vermuthe von den Ungarn, verehrt ward."

Der Sonnige schwieg. Ein jüngerer Gelehrte bemerkte scharfsinnig, daß die Inschrift „Kiselak" auch vielfach in Grotten entdeckt worden sei, was der Bedeutung einer Naturgottheit ganz entspreche. Bis zum Tempeldienst habe sich ihr Kultus schwerlich ausgebildet. — „Doch in einzelnen Fällen, mein sonst so wohl unterrichteter Freund," fiel sanft zurechtweisend der Lepsius der Expedition ein, „denn auch an den Bauwerken ist die Inschrift „Kiselak" mehrfach wahrgenommen worden, öfterer jedoch an den Außenwänden als im Innern. Ein Fall sogar ist mir bekannt, wo dem Kiselak unzweifelhaft ein Tempel gewidmet war. Es ist dies die kleine Ruine des sogenannten Husarentempels in der Nähe der Trümmern von Wien. Hören Sie wohl, des „Husaren"-tempels. Die Husaren sind eine ungarische Priesterkaste und deshalb geht meine Meinung dahin, daß es hauptsächlich die Ungarn waren, die den Kiselak feierten, worauf auch der zwitterhafte Name hindeutet. Kiselak oder Kiselacus ist ein aus dem Deutschen: Kuß, Küsse und dem Lateinischen lacus, See, zusammengesetztes Wort, wie denn eben die Ungarn in sich eine Mischung deutscher und romanischer Bildung vereinigten. Küsselak oder Kiselak, See oder Strom der Küsse bezeichnet also eine beseligende, die Wonne des Kusses und der Liebe in sich umfassende und gewährende Gottheit. Ihr Kultus ward als ein Priestergeheimniß behandelt, daher das Schweigen über Kiselak und dessen Dienst."

Bis hierher hatte ich mehr mit Befremden, als mit bewunderndem Erstaunen den kühnen Vermuthungen der sonnigen Alterthumswissenschaft zugehorcht. Aber bei der Erklärung von Kiselaks Namen und der Bestimmung des ungarischen Nationalcharakters glaubte ich mich so gewiß in eine Akademie des alten Europa versetzt, daß ich allen meinen Humor und meine gute Lebenszuversicht in mir erwachen fühlte, wobei ich in ein unwillkührliches Lachen ausbrach. Die unzeitige Heiterkeit gereichte mir jedoch zum Verderben. Die Sonnigen entdeckten mich, zogen mich aus meinem bescheidenen Schlupfwinkel hervor, ermittelten mein Geschlecht nach alten Bildwerken und wissenschaftlichen Lehrsätzen, und nahmen mein Lachen von vorhin so übel auf, daß sie einen völlig Wilden in mir erkannten, der zu nichts Besserem gut sei, als entweder ausgestopft, oder in Weingeist gesetzt, sie in ein Naturalienkabinet ihrer Heimath zu begleiten.

Bei diesem Urtheilsspruche schrie ich gräßlich auf. Wie schwach auch meine menschlichen Kräfte im Verhältnisse zu der Gewalt der sonnigen Gelehrten und ihrer überaus künstlichen Instrumente waren, so setzte ich mich doch aus Leibeskräften zur Wehr. Zappelnd entrang ich mich der Hand, die mich schon mit Hilfe einer eben so einfachen als sinnreichen Vorrichtung tödten und abbalgen wollte, stürzte dabei zu Boden — und lag auf der Diele meiner Schlafstube. Der Traum war vorüber, die neuen Gestirne verschwunden und die Nacht um so tiefer, als auch die Lampe neben mir auf dem Boden lag. Mit einem Gelübde kehrte ich in mein Bett zurück, und dies Gelübde bestand darin, daß ich mir vornahm, die Geschichte Kiselaks aufzuzeichnen, ehe sie der gelehrten Combination oder was gleichbedeutend, dem Mythus verfällt. Denn schon an sich begann sie, wie alle außerordentliche Menschenerscheinung, in einem schwierig aufzuhellenden Dunkel und endete mit Geheimnissen.

Kiselak war, so viel steht fest, ein Wiener. Da er aus seiner Verborgenheit erst hervortrat, nachdem er schon die volle Reife männlichen Alters und entschlossener Thatkraft erlangt hatte, seine große Bestimmung in unglaublich kurzer Zeit erfüllte, sodann aber verschwand ohne etwas anderes auf Erden zurück zu lassen, als die Ausbreitung seines Namens, so sind wir über seine Geburt und Lebensweise, ingleichen über seine Erziehung und seinen Bildungsgang ohne allen zuverlässigen Unterricht. Höchst wahrscheinlich, daß Kiselak die ersten drei Viertheile seines Lebens zu ernsten Vorbereitungen seines Werkes verwendete. Für die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, bedurfte es eines Menschen, der keinen Schwindel kannte, welcher der Gemse gleich die höchsten Felsenspitzen erklomm und mit der Ruhe des Adlers in unermessene Abgründe zu blicken vermochte. Dazu einer Anzahl leicht beweglicher Maschinen, wie Wurfleitern und Fußkrallen, hauptsächlich aber der Erfindung einer unvertilgbaren Schwärze. Kein Wunder daher, daß dreißig bis vierzig Jahre nöthig waren, um alle diese schwierigen Einleitungen zu treffen.

Die Anekdote, die man sich in Wien erzählt, um sich die Ursache zu erklären, daß Kiselak die Welt mit seinem Namen erfüllte, klingt sehr platt. Nach derselben wäre er ein kleiner Beamteter gewesen, dessen stilles Brüten von einer unachtsamen Umgebung so sehr verkannt wurde, daß sie ihn für einen geistig beschränkten, ja sogar etwas einfältigen Menschen hielt. Als einstmals im geselligen Kreise von Ruhm, ewigem Nachruhm und Unsterblichkeit die Rede war, flammte in dem Auge unseres Helden die große Zukunft wunderbar auf. Es ward ihm spöttisch eine hohe Wette angeboten, ob er im Stande wäre, seinen Namen durch das Gebiet der österreichischen Monarchie bekannt zu machen, ohne dies zu thun, indem er ein ungeheures Verbrechen begehe, oder eine neue Art des Selbstmordes anwende. Kiselak nahm die verwegene Wette an. Er verlangte drei Jahre Zeit und versprach, nach Verlauf derselben wolle er auch in dem einsamsten

Thale zu finden sein, so daß selbst Fischer, Jäger und unliterarische Hirten auf seine Spur hinzeigten. Die ausbedungne Zeit war noch nicht zur Hälfte verstrichen, als die Gegenpart den Preis der Wette an Kiselak zahlte. Er war bereits der populärste Name des Reiches geworden und Tausende von Fremden trugen seinen Namen in's Ausland.

Die Veranlassung vielleicht, daß Kiselaks längst gehegter, umfassender Plan endlich zur Ausführung kam, möchte ein ähnlicher Vorfall gegeben haben, nimmermehr aber die Ursache. Der Beruf jenes Mannes konnte auf keinen Zufall gestellt sein. Weit wahrscheinlicher ist die andere Nachricht, nach welcher der glühende Verewigungsdrang in Kiselak schon erwacht war, als er seinen Namen nur erst auf Schultafeln einkritzeln und unschuldsvoll weißen Kalkwänden der Vorstadt anzuhängen vermochte. Darin aber war er unermüdlich: Kiselak allenthalben, Kiselak, wohin der talentvolle Knabe trat, worauf er stand, wohin sein Auge reichte! Wie Alexander bei dem Empfange einer neuen Siegesnachricht König Philipps in ehrgeizige Thränen ausbrach, so weinte der junge Kiselak, als seinem Vater eine goldene Dose mit dem Namenszuge des Eigenthümers gestohlen worden war, denn um den Dieb zu entdecken, ward die Beschreibung der Dose mit dem Namenszuge an alle Straßenecken Wiens angeschlagen. „Mein Vater wird mir nichts zu thun übrig lassen!" rief der erschütterte Kleine. Vom Unbedeutenden ging unser Held zum Gewichtigeren über, von der Cursivschrift, deren er sich bis dahin bediente, zu den Lapidarbuchstaben, von niedrigen Schulhäusern zu den höchsten Kirchmauern. Er war noch nicht vierzehn Jahr alt, als sein Name im Innern der großen Glocke auf dem Stephansthurme zu lesen war. Aus den Umgebungen Wiens drang er dann in die weite Ferne hinaus!

Beobachten wir ihn in der Blüthe seiner Wirksamkeit. Welch' eine Erfindungsgabe, welch' eine geniale Berechnung und eine wie großartige Energie, nachdem einmal seine Kräfte zur üppigen Entwickelung gelangt waren. Eine Reise die Donau empor — und von allen Bergeszinnen, von Ruinen, Häusergiebeln und Thürmen herab dunkelt der Name Kiselak in unverwüstlicher Schwärze, um sich desto heller in das Gedächtniß der Reisenden einzuprägen. Darauf erobert er sich Salzburg und Tirol, unterwirft Kärnthen, Steyermark und Krain, überschwemmt Böhmen und das österreichische Schlesien, stürzt sich in die Karpathen und schiebt seine Vorposten sogar über die Endpunkte der österreichischen Monarchie in Italien und im Norden gegen Sachsen hinaus. Bald scheint er ein Vogel gewesen zu sein, denn nur durch die Luft schien ein Weg zu dem äußersten Felsenzacken des Gletschers zu führen, der sich mit dem Namen Kiselak geschmückt hat, bald ein Fuchs, der sich Gänge durch die Erde zu graben, oder ein Fisch, der unter dem Wasser dahinzugleiten vermochte. Seine Wirksamkeit gleicht der Zauberei.

Bei Adelsberg wird in der berühmten Grotte eine neue Seiten-

höhle entdeckt. Zum ersten Male fällt ein Lichtstrahl auf die bis dahin ungesehenen Säulen aus Krystall. Welch' eine Schrift enthüllt sich mit der weichenden Finsterniß an der Decke! Kiselak, 1837. — In Berchtesgaden findet königliche Jagd Statt. Aus den Firnen des Watzmanns herab werden die Gemsenheerden gescheucht. Darunter ein uralter Bock, von dem die Sage geht, daß er die Erde niemals aus geringerer Höhe als 10,000 Fuß angeschaut. Ein Herzog ist der glückliche Schütze des seltenen Wildprets. Er eilt auf das verendende Thier hin, das sterbend in ihm den ersten Menschen erblicken soll — und liest betroffen auf der Brust des Gemsbockes: Kiselak 1837.

Es war an einem schönen Maimorgen, als eine Reisegesellschaft das prächtige Innthal hinaufwanderte, sich im Anblicke der Natur und zugleich in geschichtlicher Erinnerung erbauend. An dem Schlosse von Ambras begegnete sie einem Manne in einfacher Tracht, eine schlichte Sommermütze über dem gemüthlich lächelnden Angesichte, in leichtem Rocke und flinker Schuh- und Gamaschenbekleidung. In seiner Hand trug er einige Geräthe, unter welchen ein Seil und eine Büchse hervorstachen. Aus seiner Tasche blickte eine Reisehandbuch hervor. Vor dem Schlosse blieb er stehen, zog sein Fernrohr, und richtete es auf die ewige Alpeneinfassung des Thales. Es war das Auge eines Feldherrn, der seine Schlachtordnung entwirft, womit er die Umgebung musterte. Im Nu hatte er alle die ausgezeichnetsten Gesichtspunkte des Thales gefunden und eilte darauf, ohne sich mit mehr als einem Gruße für die Begegnenden zu interessiren, in beflügeltem Schritte davon. Die Gesellschaft fühlte, daß eine ungewöhnliche Erscheinung an ihr vorübergegangen, das Gespräch stockte, schweigend betrat sie die Burg. Dort traf sie den Kastellan in unruhigster Bewegung und alle seine Leute um ihn versammelt. Sie strengten sich an, den Strahl einer Feuerspritze gegen einen Thurm zu führen, an welchem doch weder Flamme noch Rauch zu entdecken war. „Was geschieht hier?" fragten die Fremden. Der entrüstete Kastellan deutete über den Mauerkranz der Zinne hinauf, wo sich eine frische Inschrift in fett glänzender Farbe zeigte, deren Inhalt der Leser leicht erräth. Aber ohnmächtig bewies sich alles Wasser dagegen und nur glänzender ging der Name Kiselak aus der Taufe hervor.

„Wie schwang sich ein Mensch zu jener Höhe?" die Frage lief gerade durch die Runde, als eine Dame erschrocken auf die steilen Felsenwände jenseits hinwies. An einem Seile schwebte eine Gestalt hoch über der unergründlichen Tiefe. Dem Blicke der Anschauenden graute es, aber in stiller Heiterkeit und Ruhe verrichtete der Mann in der Höhe sein gefährliches Werk. Solcher Heroismus rührte selbst den Kastellan von Ambras und er beschloß, die Inschrift unangetastet am Thurme zu dulden, da er ohnedies nicht wußte, wie sie zu entfernen wäre.

Die Phantasie und das Gerücht hat die Thaten Kiselaks, so wunderbar sie an sich sind, durch allerlei Erfindungen noch mehr in's Fabelhafte gesteigert. So soll Alexander von Humboldt, als er den Chimborasso zu erklettern suchte, auf dem höchsten Punkte, den je ein menschlicher Fuß erreichte, als der ewige Schnee hinweg geräumt war, das Bekannte: Kiselak 1837, auf dem Urgestein gefunden haben. Das ist ein Märchen, denn Alexander von Humboldt's Reisen in Amerika fallen in eine viel frühere Zeit. Auch war auf der Insel, die vor einigen Jahren plötzlich aus dem mittelländischen Meere emporstieg und um deren Besitz sich Neapel und England stritten, bis der Zankapfel eines Nachts wieder spurlos versunken war, von Kiselaks Wirksamkeit nichts zu entdecken, sonst würde der Zwist für Oesterreich entschieden gewesen sein. Begründet ist hingegen, daß Kiselak durch die Sorge, die er der Erhaltung seines Namens widmete, mehrmals das Mißvergnügen von Privatpersonen und Behörden erregte, die ihre Gebäude nicht für seine Inschriften hergeben wollten. Eine neue Brücke über die Donau ward ihm sogar mit Kiselak zu bemalen, förmlich untersagt. Auch schien er zu gehorchen, wie sehr ihn das Gebot immer schmerzen mochte, denn der Tag der Eröffnung der Brücke kam und kein Buchstabe, außer der Inschrift der Erbauer, ward daran gefunden. Freilich ward die Brücke von oben her bewacht und von unten glaubte man sie durch den reißenden Strom hinlänglich vor „Narrenhänden" geschützt, welcher harte Ausdruck bei Kiselaks Lebzeiten mehrmals auf die Hauptorgane seiner Thätigkeit angewendet ward. Erst die Nachwelt wird dem Genie ganz gerecht. Allein der erste Kahn, der durch die neuen Bogen fuhr, verkündigte, daß unter jedem derselben der Name Kiselak in Riesenlettern zu lesen sei. Die stummen Fische hatten das freilich nicht verrathen können.

Sogar den edlen Kaiser wußte man gegen die Uebertragung von Kiselaks Namen auf Staats- und Hofgebäuden einzunehmen. Schon war der „Unvermeidliche" eine Berühmtheit, daher ließ ihn der Monarch vor sich rufen, um ihn zugleich kennen zu lernen und zu warnen. Der Kaiser saß vor seinem Arbeitspulte. Kiselak trat davor und erwiederte die Mahnungen seines Souverains nur durch ein schmerzliches Achselwinden, worin sich die Unmöglichkeit des Gehorsams in beredtsamem Schweigen aussprach. „So könnt Ihr denn Euern Händen gar nicht gebieten, daß sie das häßliche Schmieren lassen?" sprach endlich der Kaiser und blickte streng über Bücher und Schriften auf das demüthig entschlossene Angesicht Kiselaks. „Nein, Ew. Majestät!" stieß Kiselak mit tiefem Seufzer hervor. „Und was handthiert Ihr da eben? —" fuhr der Kaiser fort und richtete sich vom Stuhle empor. „Zu unterthänigstem Dienst — ich bin schon fertig," versetzte der Gefragte. Er hatte an dem kaiserlichen Schreibpulte gethan, was er nicht lassen konnte. Mit Kiselak und der Jahreszahl war es bezeichnet.

Wie schon erwähnt, so sind wir über Kiselaks Ende ohne haltbare Kunde. Wie sich die Heroen der Vorzeit der Erde enthoben, ohne daß ein Leichnam zurückblieb, so ist auch Kiselak dem irdischen Dasein entrückt worden, ohne daß uns Jemand an sein Grab zu führen vermag. Daß er keine Naturgottheit war, glaub' ich dargethan zu haben. Aber den Ruhm einer genialen Naturkraft wird ihm Niemand bestreiten. Sein Heimtritt scheint in den Anfang der vierziger Jahre zu fallen. Eine Sage läßt ihn plötzlich auf die Kunde von Wien abreisen, daß in der oberen Donau von der unerhörten Sonnenhitze des Jahres 1842 ein Stein trocken gelegt worden sei, der nur in vielen Jahrhunderten einmal sichtbar werde. Kiselak kommt an — die Büchse, der Pinsel, die Schablone lassen keinen Zweifel über seine Absicht übrig, noch weniger sein Charakter. Aber schon gehen die Wellen wieder hoch über den denkwürdigen Stein. Eine Stufe der Unsterblichkeit für immer verloren! Kiselak soll darauf im Uebermaße seiner Verzweifelung den Tod in dem Strome gesucht und — gefunden haben.

Gestorben scheint er wirklich, aber er ist nicht verschollen der erhabne Kiselak. Haine und Burgen, Felsen und Thürme verkünden seinen Namen. Manch' eine versteckte Inschrift wartet überdies auf den Tag ihrer Eröffnung. So ward kürzlich in der Galerie des Belvedere an dem Gemälde eines alten italienischen Meisters entdeckt, daß es am untern Ende eingeschlagen und in einen zu kurzen Rahmen gepaßt sei, so daß sich in dieser Verkürzung ein erhebliches Stück des Kunstwerkes verberge. Die Leinwand wird aufgerollt, das Bild erscheint in seiner ursprünglichen Größe. Hinter dem Umschlage aber tritt auch Kiselak mit der Jahreszahl 1837 hervor. Die Kunstkenner brauchten lange Zeit, ehe ihr Erstaunen in Scham über ihre Kurzsichtigkeit überging.

Auch ist Kiselak nicht ohne Nachahmer geblieben. Die Engländer neigten sich seinem Geschmacke von jeher in fast allen Theilen der Erde zu, die sie durch ihre näselnde Gegenwart, durch Lachsfang und Losbröckeln von Alterthümern beglücken. Auch unter den österreichischen Schriftstellern zählt Kiselak manchen Bewunderer. Mehrere von ihnen sind eben so emsig bemüht, ihre Inschrift in jede Sammlung, jedes Album zu bringen, als Kiselak sich jemals beeiferte, seinen Namen an einen Dom oder eine Bretterhütte zu heften. Die glänzendste Nachahmung hat er aber in Nordamerika, durch einen Herrn Auston erfahren, obschon der Yankee die ganze Größe Kiselaks keineswegs begriffen hat, indem er seinen Familiennamen Auston fortwährend durch ein „Samuel" begleitet. Der unsterbliche Oesterreicher wußte, daß der Ruhm mit Einem Namen hinlänglich bezeichnet ist und daß nur der minder hochstehende Ruf eines unterscheidenden Zusatzes bedarf. Moses, Solon, Cyrus, Shakespeare, Napoleon, Göthe — wer verwechselt da den William mit einem Lebrecht, den Wolfgang mit einem Moritz? Samuel Au-

ston hat seiner Unsterblichkeit so zuversichtlich nicht vertraut. Obschon er das ganze westliche und nördliche Gebiet der Vereinigten Staaten, so weit es noch unbebaut ist, mit Inschriften, Schildern, Titeln in Beschlag genommen, einen Wald von 300 □ Meilen Samuel Austons Park, ein Thal von einer Tagereise Länge in den Felsengebirgen seinen Poetengang benannt und sogar das ganze Ufer des Columbia mit seinen Gedenkpfählen umsäumt hat, versäumt er doch niemals den Vornamen hinzuzufügen, sondern sagt stets: Samuel Austons Bärenzwinger, Samuel Austons Fischweiher u. s. f. Es ist erhaben zu sehen, daß, wie die Völker der Erde in allen anderen idealen Dingen von dem deutschen Geiste übertroffen werden, so auch hierin uns den Vorrang einräumen müssen; denn was könnte Mächtigeres von lakonischer Kürze gedacht werden, als z. B. eine ägyptische Pyramide und daran neben den Hieroglyphen des Cheops das einfach erhabene: Kiselak 1837.

Das Ende der Welt.

Von W. Häring. (W. Alexis.)

„Ein gelehrter Mann in der Mark Brandenburg ist seltener als ein weiser Rabe," sprach Kurfürst Joachim I. vor drei hundert Jahren, und der hochgelehrte Fürst mußte sich seine Gelehrten aus Schwaben und Meißen oder auch weiter holen. Aber es zeigte sich schon damals, daß die Brandenburger sich nicht von den verschriebenen Gelehrten bekehren lassen wollten, sondern ihre eigenen Wege gingen. Und sie fanden sich doch zurecht; zum Beispiel zur Reformation, die ihr Kurfürst, mit aller seiner eigenen Weisheit und allen Gelehrten aus der Fremde, nicht fortweisen, nicht unterdrücken konnte. Sie machte sich von selbst, seinen Gelehrten und seiner Universität Frankfurt zum Trotz, und als sie im Herzen des Volkes fertig war, drückte sein Nachfolger und Sohn, Joachim II., das Siegel der Vollendung darauf.

Diese Universität an der Oder war ein wahres Prachtwerk von einem gemachten Werke. Kaiser und Papst hatten sie mit Privilegien und ihrem Segen beschenkt, und Joachim sie gestiftet und ausgestattet wie ein Lieblingskind. Professoren waren citirt und gekommen, deren Ruf durch die ganze Welt leuchtete, und ihre vielen und dicken Bücher starrten von einer Gelehrsamkeit, die erstaunungswerth war, aber heute vergessen ist. Diese gelehrten Professoren wußten und lehrten Alles, was göttlich und menschlich recht ist, nur nicht das, was dem Volke noth that und wonach es sich sehnte, nach der reinen Lehre Gottes.

Wie einen Schulknaben ließen sie den Mönch von Wittenberg, der sich unterstand, dem Volke die neue Lehre zu predigen, in ihren

Auditorien und vor allen vornehmen Standespersonen in ihrer Aula niederdonnern. Er wisse nichts, er verstände nichts, hieß es da, von den alten heiligen Satzungen, er wolle nur niederreißen, was so lange Gültigkeit gehabt vor Fürsten und Kaiser und aller Welt, und wenn manches besser zu machen sei, wie komme das Augustinermönchlein dazu? Das zu ändern sei die Aufgabe der Großen und Mächtigen und der von ihnen berufenen Doctoren. Das fordere Zeit, Ueberlegung, Respect vor der Weisheit der Weisen, die so viele Jahrhunderte vor ihm diese Satzungen gebilligt, und das Volk sei bei ihnen glücklich und zufrieden gewesen.

So sprachen die gelehrten Professoren und Doctoren der Universität zu Frankfurt an der Oder, und haben gewiß dafür viele freundliche Blicke und Händedrücke, und auch sonst vielleicht noch etwas von den kurfürstlichen Räthen und Ministern eingeerndet. Das Volk sprach nichts, aber es hielt in der Stille zu dem Mönch von Wittenberg. Alles half nichts, was die Prälaten und Gelehrten und Vornehmen auch gegen ihn sprachen und thaten; auch die Verbote thaten es nicht. Es widerstand Niemand den Befehlen des Kurfürsten, denn die Märker waren ein sehr gehorsam Volk; aber ins Herz und in die Gedanken hinein konnte kein Fürst ihnen befehlen; und so hat es sich in der Mark von selbst gemacht, daß Martin Luther, der Mann des Volkes, das keinen Gelehrten unter sich hatte, mit seiner Lehre den vollen Sieg davon trug gegen den gewaltigen, klugen und gelehrten Fürsten, dessen Befehl Jedermann gehorchte, denn er hatte in einer langen, glücklichen Regierung zu gebieten gelernt. Der Adel zitterte vor ihm, der Bürger folgte ihm wie eine willige Heerde, er strafte das Unrecht, wo er es fand, er war der Rede mächtig wie wenige im ganzen deutschen Reiche, er lenkte die Fürsten im Rathe; aber auf seinem Todbett wird er sich haben sagen müssen, die Herzen seines Volks hat er nicht lenken gekonnt.

Und seine Universität Frankfurt, kaum noch so stolz, ward wüst und leer, wie heute die Universität Göttingen. Der Wille des Fürsten, der da erklärte, daß die und die Professoren die wahre Lehre lehrten, verschaffte ihnen auch keinen einzigen Schüler mehr. Sie schmähten und geiferten umsonst vor den leeren Hörsälen. Die Schüler zogen in Schaaren nach Wittenberg, wo der Mann des Volkes lehrte, und oft war kein Platz in den Auditorien um ihn zu sehn und zu hören.

So kam es gerade zum Gegentheil, als der gerechte und gute Fürst gewollt. Er hatte eine Universität und die war leer, Gelehrte, aber die waren und blieben Fremde im Lande, und seine Märker suchten und fanden anderswo, wonach sie sich sehnten und was ihnen Noth that.

In späterer Zeit ist, was er gewünscht, in Erfüllung gegangen. Es kamen so viel weiße Raben, daß die schwarzen eine Sel-

tenheit wurden, d. h. es kam so viel Gelehrsamkeit und Wissenschaft ins Land, daß man sich vor den vielen weißen Federn, die da schreiben, sich fast nach der schwarzen Zeit zurücksehnt, wo, wie der Kurfürst sagte, die Gelehrten und Schriftsteller so selten waren, wie weiße Raben.

Aber dazwischen ging es wunderlich her. Die Leute betrachteten die Wissenschaft, die ihnen so lange von den Priestern verschlossen geblieben, wie ein Zauberlaterne, in der Jeder, der die Schlüssel dazu hätte, alles sehen könne, was er nur wolle, Vergangenes und Zukünftiges. Die Gelehrten galten ihnen für eine neue Art Herenmeister. Er kann nicht heren, heißt es wohl noch heute, d. h. er weiß nicht, was er doch wissen sollte, oder vielmehr, was die Leute von ihm fordern, daß er es wissen sollte.

Und sonderbar, es sah aus, wie wenn Wasser auf ungelöschten Kalk gegossen wird. So blendete und sprühte der Gischt die Menschen an, die Klugen und die Dummen, als die Wissenschaft aus ihren verschlossenen, dumpfen Hallen an die freie Luft, an's Tageslicht gebracht ward. Was sah man da nicht, was glaubte man nicht zu sehen, und weil es früher verboten war, und gar als Sünde galt, so hielt man das für recht und wahr, was doch nur die Ausgeburt, das Ausschwitzen eines Krankheitsstoffes war, der Jahrhunderte lang im menschlichen Körper gearbeitet hatte, und man hatte nur die Mittel nicht gewußt, oder sie waren auch untersagt, es zu heilen.

In der Wissenschaft von den verborgenen Dingen, die sie ergründet zu haben glaubten, thaten es Protestanten und Katholische einer dem andern zuvor in Thorheit und Aberwitz. Weil das Forschen nach dem, was Jedem zunächst liegt, so lange Zeit, und zum Theil auch jetzt noch, dem Geiste verboten war, suchte dieser Geist ins Tolle und Blaue hinein, nach Dingen, die nie erforscht werden können, weil sie über unsern Horizont hinausliegen, und die scharfsinnigsten Rechenkünstler da nicht mehr Grund und Boden finden.

Damals glaubte man noch, daß die Sonne um die Erde sich bewege. Wenn die Sonne eine dienstbare Magd war, welche für die Erde leuchtete, so mußten doch auch Mond und Sterne, die viel kleiner aussehen, im Dienste der Erde, oder um der Menschen willen da sein. Ja unsere Vorfahren, so lange in geistiger Knechtschaft gehalten, waren so stolz sich einzubilden, daß alle Sonnen mit den Planeten, kurz alle Welten und alle geschaffenen Dinge bis auf die kleinsten Staubtheilchen zum Besten ihrer selbst willen geschaffen wären. Wie sich das mit der christlichen Demuth vertrug, weiß ich nicht; aber es waren auch sonst ganz gute Christen, die das glaubten. Hatten doch ihre Rechenmeister, Mathematiker und Astronomen den Lauf der Sterne berechnet, was sollte da nicht dem menschlichen Verstande auch die Aufgabe gelingen, die innere Eigenschaften der Gestirne und ihre Bezüge zu den Menschen im Allgemeinen und im Einzelnen zu entdecken.

Da blühte denn die Astrologie, oder die Sterndeutungskunst, auch nach der Reformation noch zwei Jahrhunderte fort, ja sie kam da noch mehr, was wir in Flor nennen als vorher. Da galt es bei den Verständigen und Unverständigen als eine ausgemachte Sache, daß die himmlischen Körper auf die Schicksale der Menschen Einfluß hätten, und daß man aus der Stellung der Planeten und Fixsterne die Schicksale eines Menschen bestimmen könne.

Die Astrologie, über die wir heute als über ein Hirngespinst lächeln, war damals eine ganz gute Brodwissenschaft. Denn jede Mode, die thörigste zumeist, wirft für die Verdienst ab, welche, wie man sagt, „darauf zu laufen wissen." Die Astrologen oder Sterndeuter wurden gut bezahlt und hatten ihre Ehrenposten an den Höfen der Fürsten und Großen. Sie mußten den neugebornen Kindern nicht allein die Nativität stellen, das heißt, aus der Stellung der Gestirne in der Geburtsstunde berechnen, wie ihr Lebenslauf, glücklich oder unglücklich sein werde, sondern sie wurden auch bei allen wichtigen Unternehmungen, welche die Fürsten gerade vorhatten, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Verlobungen und Versöhnungen, gleich wie im Heidenthum die Priester die Thiere schlachteten und den Flug der Vögel beobachteten, zu Rathe gezogen. Das hätte man aberglaubisch und heidnisch genannt, aber die Sterne, hieß es, lügen nicht. Wie mancher dieser Astrologen kam zu Ehren und weltberühmtem Namen. So hatte auch der Kurfürst von Brandenburg, von dem wir sprachen, einen solchen, und der fromme und hochgelehrte Fürst hielt es weder für Sünde, noch Thorheit, wenn er seinen Astrologen Carion bei allen wichtigen Dingen berieth.

Wir dürfen aber glauben, daß diese Astrologen eben so gute Hofleute waren als Sternkundige, und daß sie im Dunstkreis ihrer Fürsten sich besser zu orientiren wußten als in den Milchstraßen und den Nebelflecken der Sonne. Wenn sie trafen, woran ihre Gebieter dachten, waren sie sicher, richtig zu gehen. So verkündete der gelehrte Carion seinem Herrn, daß sein zweitgeborner Prinz von Gott einen besonderen Schutzengel erhalten, der Bathsitihadel heiße, und daß sein, des Kurfürsten, Haus in ferne Jahrhunderte hinaus prosperiren werde, überdies sagte er auch das Jahr und den Tag voraus, an welchem Dr. Luther verbrannt werden würde. Dies mochte seinen Gegnern so wohl gefallen, daß sie ihm aus dem Ueberschuß dieses guten Werkes nachmals sogar den Fehltritt verziehen, daß dieser Tag nicht eintraf.

Ja die Astrologie ward auch auf den Universitäten als Wissenschaft gelehrt. Was Wunder daher, wenn man sie auch in den angewandten Wissenschaften zu Rathe zog. Die Aerzte besonders machten sie sich zu Nutze. Sie verordneten keinen Aderlaß, wenn die Sterne nicht so standen, wie sie stehen mußten. Man hätte eher einen Kranken sterben lassen, als daß man gegen diese ewigen astrologischen Regeln gesündigt hätte. Die Gelehrsamkeit war überaus spitzfindig.

Ein Dr. Bartisch gab ein großes Werk über die Augenkrankheiten heraus. Ich weiß nicht, ob es unter den Medicinern noch Ansehen hat; aber darin ist weitläuftig auseinander gesetzt, daß man Augenoperationen nur unter dem Zeichen der Waage, des Schützen und des Wassermanns vornehmen dürfe. Wenn die Noth gar groß wäre, dann sei es auch erlaubt unter dem Zeichen der Jungfrau, des Scorpions und der Fische, wobei man auf die bösen Aspecten sorgfältig Acht haben müsse; sonst sei es besser, daß der Kranke blind würde. An Bibelsprüchen zum Beweise für alle diese Regeln fehlte es niemals. So hatte für diesen Fall der Prediger Salomo gesagt (Kap. 3. V. 1.): „Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.“ Dem Dr. Bartisch begegnete es unglücklicher Weise, daß auch von seinen Patienten einige nicht kurirt wurden. Er erzählt es ganz treuherzig; das irrte ihn aber in seinem Glauben ganz und gar nicht, vielmehr schreibt er das Misglücken nur dem Umstande zu, daß man sich vielleicht doch bei der Beobachtung der Gestirne geirrt habe.

In den Sternen steht gewiß Vieles geschrieben, aber heutzutage lesen wir nur Eines heraus, nämlich, daß wir es nie entziffern werden. Aber unsere Väter wollten in ihrem wüsten und trüb kochenden Wissensdrang ganze Weltgeschicke daraus lesen, so deutlich, als stände es schwarz und weiß auf der Wand geschrieben. Niemals haben Vorausverkündigungen so allgemeinen Glauben gefunden und solchen allgemeinen Schrecken erregt, als eine Prophezeihung im Jahre 1518, also gerade zur Zeit, wo die Reformation in Deutschland anfing. Es hat sich von je bewährt, daß das Gute, wo es selbstkräftig und mächtig, wie ein starker Quell aus der Kruste des Schlendrians und der verdumpften und abgesetzten Trägheit vorbricht, auch gar viel trüben Schlamm und faule Dünste mit vorbringt. Es will seine Zeit haben, bis ein neuer Quell trinkbar wird.

Also im Jahre 1518 fand ein deutscher Astrolog, Namens Stöffler, aus den Conjuncturen des Saturn, des Jupiter und des Mars, im Zeichen der Fische, heraus, daß schon nach sechs Jahren, und zwar im Monat Februar 1524, eine große, allgemeine Sündfluth eintreten müsse. Stöffler war kein Hofmann, der diesem und jenem Potentaten zu gefallen etwas gesehen hätte; denn kein Fürst hatte Lust zu ertrinken, oder daß sein Land ihm vor den Augen fortgeschwemmt würde. Er war ein ehrlicher deutscher Gelehrter, der mit heißem Kopfe, aber trüben Blicken, sich in die Sterne und Bücher hineingesehen hatte, bis er selbst glaubte, was er zu sehen vermeinte. Da ward sein Herz so von Angst erfüllt, daß er alles that, was in seinen Kräften stand, sein Vaterland und die Welt zu warnen vor dem Unglücke, das ihr bevor stand. Was uns das Herz erfüllte, ließ man damals nicht in die Zeitungen setzen,

aber man schrieb es an die Gelehrten und Großen, man ließ es von den Kanzeln predigen, oder gab es in besondern Druckschriften heraus. Stöffler machte so viel Lärm, daß seine Prophezeihung allgemeinen Glauben fand. Nicht allein in Deutschland, durch ganz Europa verbreitete sich der Glaube, beim Volk, den Großen, den Fürsten und Königen, und da es von einem Studirten ausging, auch bei den Studirten.

Wer noch zweifeln konnte, der mußte doch endlich glauben, als Stöffler einen Brief an den spanischen König Karl schrieb, dem nachmaligen Kaiser Karl V., worin er ihm die Sündfluth mit so lebendigen Farben beschrieb und mit so bündigen Gründen ihren unfehlbaren Eintritt bewies, daß dieser kluge Fürst selbst in Schrecken gerieth, und wie die andern Fürsten und Könige kein Mittel und kein Ende absah. Dann obwohl er große Flotten hatte in allen Meeren, und die Sonne in seinen Reichen nicht unterging, wie sollten seine Schiffe alle seine Unterthanen und die Völker fassen, die seinem Scepter huldigten? Da half dem Könige ein anderer Gelehrter, Auaustin Niphus, aus der Noth, der mit eben so gelehrten Gründen Stöfflers Prophezeihung widerlegte.

Doch nur für König Karl selbst. Da sogar seine nächsten Umgebungen meinten, der zweite Gelehrte habe nur als Augendiener gehandelt, und, weil der König es gewünscht, eine Gefahr weggeleugnet, die verderblich für Alle heranziehe, so wurde die Furcht und das Zittern unter den Völkern immer größer. Sahen wir doch noch vor mehrern Jahren, als die Russen den Berg Ararat in ihren Eroberungskriegen gewonnen hatten, Schaaren von frommen deutschen Auswanderern sich dahin wenden. Gott weiß, welcher bibelkundige Schwärmer ihnen wieder eine neue Sündfluth prophezeit hatte, daß sie es für gerathen hielten, in der Nähe des heiligen Berges sich nieder zu lassen, wo Noá Arche nach jener großen Fluth der Vorzeit zuerst wieder festen Grund und Boden gefunden. Da hofften auch sie die beste Rettung zu finden. Wenn das im neunzehnten Jahrhundert unter Deutschen möglich war, was wundern wir uns, daß unsere Landsleute im sechszehnten, wo es wenige Bücher gab, keine Zeitungen und keine Lichtfreunde, über die Propheihung außer sich geriethen und in wahrer Todesangst ihre Tage verlebten.

Einer der Generale König Karls, der Graf Veit Rango, drang in ihn, wenn er auch nicht dran glaube, so möge er doch als ein guter Feldherr auf den möglichen schlimmen Fall Rücksicht nehmen, und in Anbetracht dessen, was ein Kriegsheer einem Fürsten werth sei, das seinige Anfang Februars auf die Berge marschiren lassen, und vorher schon Befehl ertheilen, daß dort Magazine angelegt würden. Karl V. war ganz geheilt von seiner Furcht, und meinte, wie er nachher bewiesen, daß er seine Trupper im flachen Lande besser brauchen könne.

Aber die Zahl der Furchtsamen war in den Städten und auf dem Lande ungeheuer groß. Einer steckte den andern an, die Weiber erfüllten oft die Luft mit ihrem Geheul und Zähneklappen und die Priester benutzten die Furcht, um von den Kanzeln herab die Zuchtruthe Gottes wegen der Frevel des Menschengeschlechts zu verkünden. Ja bei Einigen ging die Angst so weit, daß sie in Wahnsinn verfielen, und an manchen Orten war es gefährlich nur einen Zweifel auszusprechen, ob die Ueberschwemmung wirklich kommen, und wenn sie käme, ob sie denn so groß und schlimm sein werde.

Die Geschichtsbücher berichten uns gar Wunderbares, was die Leute thaten und vornahmen, um sich vor dem Uebel zu schützen. Viele verkauften zu Spottpreisen ihre Häuser und Ländereien, und bepackten Wagen, Karren und Körbe, um wenn die ersten Platzregen kämen und die Flüsse austräten, mit Vieh und Wagen, mit Sack und Pack, auf die Berge zu ziehen. Andere lernten schwimmen und rudern und die Segel regieren. Die Kähne und Schiffe galten schon für festere und werthvollere Besitzthümer als feste Häuser und liegende Gründe.

Noch sicherer ging im mittäglichen Frankreich der Parlamentspräsident Auriol zu Werke. Dieser gelehrte Mann glaubte, daß die zweite Sündfluth nicht viel besser sein werde als die erste, und daß es daher mit Schwimmenlernen, mit bloßen Segelkähnen und mit dem Erklettern der Berge nicht gethan sei. Demnach ließ er sich eine Arche nach Muster der des Noa zimmern, groß genug, um seine ganze Familie nebst Angehörigen, einigen Hausthieren und hinlänglichen Lebensvorrath auf einige Monate aufzunehmen. Ja damit nicht genug, ließ er von Quadersteinen vier starke und hohe Pfeiler mauern, und auf diesen die Arche ruhen, wohl versehen mit dem Nöthigsten. Wenn die ersten drohenden Wasser kämen, wollte er auf der Treppe, die angelehnt stand, mit den Seinen hinaufsteigen, und dann die wechselnden Fluthen abwarten, die endlich wohl das Fahrzeug von seiner steinernen Unterlage fortheben würden. Für einen tüchtigen Steuermann war er außerdem besorgt.

Einfacher machte es der Bürgermeister Henndorf in unserer Nähe, in Wittenberg. Sein Haus war hoch und fest gebaut. Er glaubte zwar wie nur Einer an die Sündfluth, die da kommen müsse, aber er war des Vertrauens, der liebe Gott werde es diesmal mit der Menschheit gnädiger machen, und die Wasser nicht über die Dächer, wenigstens der vornehmeren Leute, wachsen lassen. Darum ließ er, als die Zeit nahte, nur Brod, Mehl, Schinken und Rauchfleisch, und auch — ein Viertel Bier hinauf schaffen, um doch, wie der freundliche Mann sich zu guten Bekannten ausdrückte, „während der Sündfluth einen guten Trunk zu haben.“

Das gefürchtete Jahr war erschienen, der schreckliche Monat angebrochen. Aber es hatte in diesem Winter wenig geschneit, und es verging Tag um Tag, ohne daß der Himmel sich trübte. Statt

der dunkeln Wolken, die sich dichter und dichter thürmen sollten, schien die Sonne mild und freundlich, und thaute und trocknete und wärmte schon im Februar die Erde, daß die Schneeglöckchen und Krokus vorschossen und in glücklichen Gegenden die Veilchen aus dem frischen Grün. Wie man auch bang jeden Morgen nach dem Himmel sah, er blieb rein und schön, ein Tag wie der andere; und als der erste März anbrach, athmete jede Brust auf; die Elbe und die Oder, der Rhein und der Main waren nicht ausgetreten, die Alpen, die Sudeten und Karpathen glänzten nur im sanften Winterkleide, ihr Schnee schmolz langsam, und kein Eisgang drohte Verderben.

Der gute Bürgermeister von Wittenberg konnte sein Viertel Bier vom Boden heruntertragen lassen, um in Ruhe zu ebener Erde seinen guten Trunk zu heben; die Wagen, Karren und Körbe wurden ausgepackt; wie die Arche des Präsidenten Auriol zu Toulouse von den vier Pfeilern heruntergekommen, und was mit ihr geworden, weiß man nicht, aber jeder ging wieder an sein Geschäft und ward bald überzeugt, daß er sich vor der Sündfluth nicht mehr zu fürchten habe.

Aber was ward aus der Prophezeiung und aus Stöffler? Ward er ausgelacht oder zur Untersuchung gezogen, daß er die ganze Welt ohne Grund und Ursache in Angst und Schrecken gesetzt? Nichts von alle dem. Stöffler blieb in Ehren, denn er war ein sehr berühmter und angesehener Mann, und seine Prophezeihung blieb in Ehren, denn — die Sterne lügen nicht. Die Nichterfüllung war ein großes Wunder Gottes, der aus Liebe und Barmherzigkeit gegen die Menschheit eine Begebenheit verhindert, die nach dem natürlichen Lauf der Dinge hätte eintreten müssen. Wie Mancher die Furcht vor der Sündfluth zu seinem Vortheile ausgebeutet hatte, so deuteten Geistliche und Theologen jetzt den Nichteintritt derselben zu ihren Zwecken aus. Die Geistlichen hatten vorhin vor dem Volk und in ihren Klausen viel gebetet und gefastet. Daß die Wolken nicht gebrochen, daß der Himmel sich nicht ergossen, ward nur allein zur Folge ihrer guten Werke. Gelehrte Theologen bewiesen in Druckschriften: nach den unbestreitbaren astrologischen Sätzen habe im Februar eine Sündfluth eintreten müssen, nach dem Worte Gottes in der Bibel habe aber keine eintreten dürfen, sintemal nach der ersten Sündfluth der Herr dem Noa das Versprechen ertheilt, daß künftig die Erde durch keine Sündfluth mehr verwüstet werden solle, daß zum Zeichen der Regenbogen vom Himmel gesandt. Also sei aus diesem Collisionsfalle wiederum klar geworden, wie Gottes Wort in der Bibel mehr gelte als alles, was die Wissenschaft als unumstößlich wahr aufstelle. Im Uebrigen deutete Jeder die Sache, wie sie ihm bequem wär. Im folgenden Jahre brach der furchtbare Bauernkrieg aus. Die brandenburgischen und auch andere Geschichtsschreiber erzählten uns nun, es sei zwar eine Sündfluth, oder eine Fluth

von flüssigen Stoffen gemeint gewesen, durch welche viele Verwüstung angerichtet werde, auch eine Reinigung von der Sünde, daß diese herein brechende Fluth aber gerade Wasser sein müssen, sei nicht ausdrücklich in den Sternen geschrieben gewesen, vielmehr könne man es eben so gut auf das Blut beziehen, welches in diesem Bauernkriege in Strömen floß!

Aber es ist bisweilen, als ob die Menschheit des Schreckens bedürfe, um zu leben, und als ob sie an den Schrecken, welche die Natur über uns ausgießt, Krieg, Brand, Pest, Aufruhr, nicht genug hätte, und sich immer neue selbst machen müsse. Kaum war der Schrecken vor der Sündfluth des Magister Stöffler überwunden, so trat ein neues, weit größeres Schreckbild auf. Der blutige Bauernkrieg, die Kämpfe, welche die Reformation begleiteten und aus ihr zu entspringen drohten, waren der aufgeregten Phantasie noch lange nicht gräßlich genug; sie träumte bald von dem Untergang aller Dinge, und es ist traurig, es einzugestehen, die Wissenschaft half ihr auch darin wieder.

Um diese Zeit war es, wo die ersten Kalender fürs Volk erschienen. Betrübt ist es, daß sie die schöne Aufgabe, welche sie jetzt sich versetzen, dazumal ganz aus den Augen ließen; ja sie thaten gerade das Gegentheil. Statt Licht anzuzünden, und Bürger und Landmann von dem zu unterrichten, was ihm Noth that, und hinzuweisen auf das Gute, Nützliche und Wahre, vergingen sich die Gelehrten, welche die Kalender verfertigten, in all dem finstern Wust und den Hirngespinnsten und Träumen, mit denen die Wissenschaft sich damals beschäftigte, und von denen wir eben geredet haben; recht als fühlten sie sich von einem bösen Geist gestachelt, den bunten Knäuel verwirrter Begriffe noch wirrer zu machen.

Da wurden diese Kalender mit Zeichendeutereien und Prophezeiungen angefüllt, die sammt und sonders auf die Sternkunde sich gründeten. Je kühner und absonderlicher einer die Zukunft voraus sagte, um so mehr Beifall fand der Kalender. Da ward angegeben, welchen Einfluß die Planeten auf den Haus- und Thurmbau hätten, auf die Bestellung der Gärten, auf den Umgang mit Menschen, auf die Liebe und die Prozesse. Da ward aus den Sternen die Zeit bestimmt, in welcher man beten, seine Kinder in die Schule schicken, ihnen neue Kleider machen, sie verheirathen, Reisen antreten, Kauf- und andere Geschäfte vornehmen müsse. Daß die Witterung voraus bestimmt wurde, versteht sich von selbst, und von daher haben wir noch in den heutigen Kalendern einen kleinen Rest, den sogenannten hundertjährigen Kalender, den unser Bauer sich eben so wenig will abdisputiren lassen, als die rothen Buchstaben und Zeichen auf dem Titel.

Jener Magister Stöffler, welcher die Sündfluth vorausgesagt, war auch der erste, welcher 1499 zu Ulm einen solchen Kalender drucken

lassen. Die Sache fand aber bald solchen Beifall, daß Viele ihm nachfolgten, und der uns auch schon bekannte Hofastrolog Carion gab einen heraus, welcher an kühnen Prophezeiungen alle übertraf. Daß Dr. Martin Luther nicht verbrannt worden, wie er in diesem Kalender drucken lassen, brachte ihn eben so wenig aus der Fassung, als den Magister Stöffler, daß die Sündfluth nicht eingetreten war. Vielmehr ließ Carion einen neuen Kalender drucken, in welchem er alle Begebenheiten voraussagte, welche sich im deutschen Reiche vom Jahre 1528 bis 1540 zutragen würden. Da dieser Kalender erst 1530 erschien, so ging es nicht mit Hexerei zu, daß alle Weissagungen, die sich auf die zwei ersten Jahre bezogen, richtig eintrafen. Auch von den folgenden acht Jahren ist manches auf Stunde und Minute zugetroffen, gerade wie er es vorausgesagt, nämlich alle Sonnen- und Mondfinsternisse, die er als guter Rechenmeister richtig angegeben hatte. Wenn nun auch eines oder das andere von dem, was er sonst bestimmt, nicht geschah, so konnte das beim Volke den Glauben an ihn nicht schwächen; denn wer so vieles richtig angegeben, konnte auch wohl — ein Mal irren, würden wir sagen; seine Freunde und Zeitgenossen werden dafür wohl so viel Gründe zur Entschuldigung gefunden haben, als bei der ausbleibenden Sündfluth.

Da es den Astrologen so gut ergangen, schien in die Leute wirklich eine Wuth zu prophezeien gefahren. Davon haben wir freilich zu allen Zeiten, und noch viel später, traurige Beispiele; und es ist darin nicht alles so klar und aufgeräumt worden, als wir vermeinen mit der Sterndeuterei gethan zu haben. Propheten standen auf an allen Ecken. Wiewohl es Keinem gelang, einen so allgemeinen Ruf und allgemeinen Glauben zu erlangen, als jenem Verkünder der großen Sündfluth, thaten sie doch das eher in den kleinen Kreisen, wo sie Zuhörer fanden, die Köpfe zu verwirren. Wer von den Thorheiten und der Raserei liest, die gerade dazumal, im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, die überall im Gange war, und wie sich überall willige Ohren auch für das Allerabgeschmackteste fanden, der muß noch von Glück sagen, daß sich weniger schlaue Betrüger als gutmüthige Schwärmer dieser Stimmung bemächtigt haben.

Wer sollte es denken, daß uns ganz in der Nähe vor dreihundert Jahren die Welt untergehen wollte? Im Pfarrdorfe Holzdorf, mit dem Filiale Lochau bei Wittenberg, war ein Prediger, Namens Stiefel, der zur neuen Lehre hielt. War ein grundgelehrter Mann, wir würden aber sagen, er hatte sich überstudirt. Denn nachdem er von Morgen bis Abend jahraus jahrein gerechnet, und dazu die Bibel, und insonderheit die Apokalypse nachgeschlagen und alle astrologische Werke zu Rathe gezogen, hatte er es endlich durch Ausrechnung von, ich weiß nicht wie viel, Quadratzahlen und außerdem durch 21 andere Gründe, herausgebracht, daß die Welt untergehn würde. Das zu sagen, war ein Kinderspiel, denn wie viele

vor ihm und nach ihm haben das schon gesagt, und wer von uns allen will ihnen denn widersprechen, und behaupten, daß unsere Erde ewig dauern müsse? Stiefel aber wußte mehr, er hatte bestimmt herausgerechnet, daß das Ende der Welt im Jahre 1533, und zwar am 3. October, Morgens um 8 Uhr eintreten werde.

Was ihr Prediger sagte, mußte auch die Gemeinde glauben, und die in Lochau und Holzendorf hatten nie einen so gelehrten Prediger gehabt. Da wurden die Bauern kopfhängerig und das Kopfhängenlassen soll eine sehr ansteckende Krankheit sein. Sie kamen bald aus Nachbargemeinen, ja von fernen Orten her in seine Kirche, um den Prediger Stiefel vom Untergange der Welt predigen zu hören. Und doch hörte man oft seine tönende Stimme nicht vor dem Schluchzen und Weinen, denn der Untergang der ganzen Welt ist noch etwas anderes als eine große Sündfluth, die doch vielleicht nicht die höchsten Berge erreicht und vielleicht nicht einmal den Boden im Hause des Bürgermeisters von Wittenberg. Bei einer Sündfluth konnte Mancher gerettet werden, wer aber durfte hoffen, daß er beim Zusammenbrechen, Splittern, Stäuben und Verschwinden des Weltgebäudes verschont bliebe. Und wenn die Welt unterging, und er vergessen wäre, wo blieb denn ein Plätzchen für ihn!

Doch für den Prediger Stiefel war ein Plätzchen geblieben, auf das er mit großem Wohlbehagen blickte. Bei seinen Berechnungen aus der Offenbarung Johannis hatte er zugleich herausgerechnet, daß, wenn auch die ganze Welt unterginge, doch Engel bleiben müßten, und er war der letzte Engel, der die siebente Posaune blasen würde! Mit Stolz und einigem Trost sahen dann die Bauern auf ihren Pfarrer, wenn er ihnen das mit wohlgefälliger Miene, nach dem Schrecklichen, was voranging, verkündete. Sie hofften am Tage des Gerichtes unter dem Schutz des letzten Engels mit der siebenten Posaune nicht ganz verlassen zu sein.

Aber wer vermeinte, daß die schreckliche Verkündigung nur Heulen und Zähneklappern und Buße und Zerknirschung bewirken würde, irrte sich. Die Mehrzahl der Bauern dachten vielmehr: wenn es denn doch auf die Letzt geht, wozu da noch Haushalten und Sparen und viel mit Arbeit sich quälen. Für ihre Seligkeit würde dann schon der Posaunenengel sorgen, und sie selber möchten in der kurzen Zeit sich noch des lieben Sonnenlichtes freuen und sich etwas zu gut thun, so gut es ging. Da verkauften und verschenkten sie ihre Häuser und Höfe, und in Lochau und Holzendorf fing ein lustiges Leben an, mit Essen, Trinken, Tanzen und Singen. Ob Stiefel das gebilligt, wissen wir nicht; vielleicht war er in seinen Gedanken des nahenden Endes so vertieft, daß er sich nicht mehr darum kümmerte. Auch steht nicht geschrieben, ob er schon im Posaunenblasen in der Stille sich übte, um in der Ewigkeit mit Ehren bestehen zu können; wahrscheinlich meinte er, wen Gott zu solcher Ehre von Anbeginn bestimmt, dem werde er auch von selbst die nöthigen Fähigkeiten dazu

geben. Aber er verschenkte alle seine Bücher, denn in jenem Leben bedarf es keiner Bücher, der Selige weiß Alles, und ließ die verborgensten Geheimnisse in der durchsichtigen Aetherluft.

Der September 1533 ging zu Ende, der October brach an. Da hörten denn doch die Gesänge im Kruge, der wüste Lärm, das Zechen und Tanzen auf. Sie schlichen nicht mehr einzeln, in der Abenddämmerung, wie in den letzten Wochen, zu ihrem Pfarrer, sie drängten sich vor seiner Thür, um zu beichten. In den letzten Tagen konnte der arme Stiefel kaum selbst zu den nöthigsten Verrichtungen des Lebens kommen; er mußte immer Beichte hören.

Die Nacht vom 2. bis 3. October hat wohl Keiner in Lochau und Holzendorf ein Auge zugethan. Man hörte nur das bange Beben der Brust von so vielen hunderten, nur Schluchzen und Stoßgebete. Wären die Hunde nicht gewesen, die Räuber hätten einbrechen und rauben können, es hätte ihnen Keiner gewehrt. Und Alle fühlten gegen Morgen eine heiße drückende Luft, wie es sein muß, wenn die Welt untergeht. Und morgens zwischen 7 und 8 Uhr zog es auch von Mittag her schwarz über die Elbe, bald zückten Blitze in der Ferne und Donner rollten. Da lagen Alle, Jung und Alt, Weib und Mann, auf dem Felde mit gerungenen Händen, mit Gebet und Gesang, und erwarteten, daß die Erde unter ihnen sich spalten werde, dieweil das Gewitter über ihren Häuptern rauschte.

Nun war es allerdings ein Gewitter, aber auch weiter nichts als ein Gewitter, das kam und wieder ging. Sie waren etwas naß geworden von dem Regen, aber die Donner rollten vorüber, die Wolken zogen ihnen nach, der Regen hörte auf, der Himmel wurde klar, die Sonne schien wieder, und die Erde hatte sich nicht gespaltet. Einer stand nach dem andern auf, und die Erde wankte nicht ein Mal. Sie schüttelten das Wasser von ihren Schultern und Einer sah den Andern an, und Alle sahen auf ihren Prediger.

Stiefel sah dem abziehenden Gewitter nach, aber es wollte nicht wieder umkehren. Es schlug 9 — 10 — 11. Es war doch möglich, daß er sich in der Stunde verrechnet hatte; im Tage und im Jahre gewiß nicht. Aber es war Mittag geworden und die Erde war nicht untergegangen, die Sonne lachte und die Vögel sangen. Die Vögel fanden ihr reichliches Mittagbrod auf dem Felde, aber die Bauern fingen an zu hungern, sie hatten nichts zugekocht. Kein Feuer brannte auf den Heerden; sie hatten auch vielleicht nichts mehr zu kochen.

Die armen Bauern von Lochau und Holzendorf waren vom Prediger Stiefel um der Welt Ende betrogen. Sie hatten ihre Güter verkauft, verschleudert, wovon sollten sie leben, wenn die Welt noch lange dauerte? Darf man sich wundern, daß sie zornig wurden, und über den armen Pfarrer herfielen, der nicht so geschickt wie der Magister Stöffler und seine Freunde sich auszureden wußte? Der arme Mann war ja selbst am Tiefsten geschlagen; er hatte keine Bücher mehr, und keinen Glauben mehr bei seiner Gemeinde. —

Es wäre ihm vielleicht gut gewesen, wenn er alle seine Bücher früher fortgeschenkt hätte, die Bücher meinen wir, aus denen er seine Berechnung und Prophezeiung herausgebracht.

Mit Stricken banden sie ihm die Arme auf den Rücken und so führten sie, unter Drohungen und Hohngeschrei, ihren Seelensorger und Propheten, nach Wittenberg zum Dr. Luther. Man mag sich denken, was für ein Aufsehen das in der Universitätsstadt machte, als zwei Dorfgemeinen unter wildem Geschrei und Verwünschungen ihren Pfarrer bei dem Mann Gottes anklagten, und von ihm forderten, daß er ihnen ihr Hab und Gut wieder geben, oder machen solle, daß die Welt unterginge.

Wir wissen nicht, was weiter daraus ward; nur daß es Luther endlich gelang, zwischen den Gemeinden und dem armen Stiefel eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Uns Allen wird das sehr toll und unvernünftig vorkommen, es ist aber seitdem noch Vieles in der Welt geschehen, was nicht weniger unvernünftig war, und falsche Propheten werden, nur in anderer Art, vielleicht immer aufstehen, bis die ganze Welt wirklich vernünftig wird, oder wirklich untergeht, was vielleicht ein und dasselbe ist und zur selben Zeit zutrifft.

Eine merkwürdige Geschichte.

Einem alten Küfer nacherzählt von L. Kalisch.

Im Heidelberger Schloßkeller fingen vor vielen, vielen Jahren, just zur Zeit, als der Weinstock in Blüthe stand, die Fässer gewaltig zu rumoren an. „Was sind wir doch für Kerle!" riefen sie. „Ohne uns gäb' es keine Freude und keine Herrlichkeit für die Menschen! Uns sollte Jedermann respectiren, besonders aber unsern König, das Faß der Fässer, das große Heidelberger Faß, das seines Gleichen nicht hat auf der ganzen Erde."

„Ihr habt recht, meine lieben Jungen," rief das große Faß mit einer so tiefen Baßstimme, daß Jedem, der sie vernahm, das Herz im Leibe zittern mußte. „Ihr habt ganz recht," wiederholte das Faß, indem es sich auf den Bauch schlug; „es giebt nichts auf Erden, was einem rechtschaffenen Faß an Werth gleich gestellt werden könnte. Wenn wir Fässer nicht wären, da wollt' ich doch sehen, was aus den Tafelrunden der Menschen würde. Der Wein erfreut des Menschen Herz; aber das Faß enthält den Wein. Darum dem Faß die Ehre!"

„Da seht mir doch die Eitelkeit dieses hölzernen Gesindels!" rief eine klare, helle Stimme. Die Fässer sahen sich erstaunt um und bemerkten eine schlanke Flasche, welche nun das Wort für ihre übrigen gläsernen Schwestern nahm, die im Hintergrunde des Kellers in Reih' und Glied standen."

„Wenn es hier gilt, sich zu rühmen," sagte die Flasche, „so denk' ich, daß wir doch eine viel gerechtere Ursache dazu haben, als ihr, plumpe Gesellen, die ihr wie dicke Pfaffen auf der faulen Haut liegt und das Sonnenlicht scheut. Kann man euch wohl in den Saal bringen, wo die Freude jauchzt und die Lust mit rosiger Schwinge die Tafel umkreist? Ihr seid nur unserer wegen da; und nur, wenn ihr dieses einsehet, laß' ich euch gelten. Sonst aber sag' ich euch im Namen meiner Schwestern, daß ihr nichts seid als rohe Bursche ohne Schick und Lebensart und nicht feiner als ein Scheit Holz, dem ihr doch nur euer Dasein verdankt." —

Ein heftiger Ingrimm bemächtigte sich der Fässer, als sie die kecken Worte der Flasche vernahmen, besonders aber entbrannte der Zorn des Riesenfasses, welches mit dumpfer Stimme also begann:

„Winziges Geschöpf, was hält mich ab, daß ich dir sammt deinen leichtfertigen Schwestern den dünnen Hals breche? — Wie kannst du es wagen, Vorwitzige! in meiner Anwesenheit so keck zu reden?" —

„Wer lange droht, macht Niemand todt!" erwiederte die Flasche. Du hast vorhin gesagt: der Wein erfreut des Menschen Herz. Weißt du aber, wer diese Worte gesungen hat? — König David hat sie gesungen, derselbe König, der als kleiner Hirtenknabe mit einem kleinen Steine den Philisterriesen Goliath erschlagen und ihm den Kopf abgeschnitten hat, in welchem nichts steckte, als eitel Stroh und windiger Hochmuth. So fürchte ich, die kleine Flasche, auch deinen Zorn nicht, du hölzernes Ungethüm; denn du und dein ganzes Gelichter bist aus jenem Stoff gemacht, welcher nur leuchtet, wenn er faul ist. Und so sag' ich dir hiermit ohne Unterschweif, du alter Ungeschlacht! daß es nicht an euch Fässern liegt, groß zu thun, sondern an uns Flaschen; denn wir nur sind die Freundinnen, die jeder Zecher voll Liebe erfaßt, wo es gilt, des Lebens Mühen zu vergessen und sich in den süßen Träumen einer schönern Welt zu wiegen."

Das Riesenfaß hatte eine gewaltige Grobheit auf dem Herzen, mit der es gewiß gegen die Flasche herausgeplatzt wäre, hätte nicht eine gar feine, vornehme Stimme folgendermaßen um's Wort gebeten:

„Erlaubt ihr wohl, ehrwürdige Fässer und hochgeschätzte Flaschen, daß ich meine schwache Stimme in euerer achtungswerthen Mitte erhebe?"

„Rede, rede!" brummten die Fässer. „Ja, laß dich hören!" riefen die Flaschen, und ein künstlich geschliffenes venetianisches Glas, dasselbe, welches um's Wort gebeten, begann folgendermaßen:

„Ihr Deutsche, — nehmt mir's nicht übel! — Ihr Deutsche könnt ohne Streit und Zwietracht gar nicht leben. Ihr habt euch von jeher um des Kaisers Bart gestritten, statt euch um dasjenige zu bekümmern was wahrhaft frommt und Nutzen bringt." — —

„Mach' kurz!" riefen die Flaschen, „sonst wirst du vor lauter Anfang gar nicht zu Ende kommen."

„Chi va piano, va sano! sagen wir Italiäner oder wie das deutsche Sprichwort sagt: Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel," bemerkte das venetianische Glas. „Ihr Fasser habt unstreitig ein sehr großes Verdienst; denn wenn ihr auch selbst ein wenig von dem Weine trinkt, den man euch anvertraut, so seid ihr doch im Ganzen ehrlich genug, den euch anvertrauten Schatz jahrelang zu bewahren. Indessen nicht minder ist das Verdienst der Flaschen, die noch den Vorzug haben, daß sie in feine Gesellschaft kommen und äußerlich auch viel sauberer erscheinen; denn ihr, meine ehrwürdigen Fässer, seht doch zuweilen — ihr dürft mir's nicht übel nehmen! — ein bischen gar zu unrein aus." —

„Was ist das kurze Ende von dem langen Lied?" fragte das Riesenfaß ungeduldig.

„Das will ich dir gleich sagen," erwiederte der Venetianer mit sanfter Stimme. „Wenn es auf wahres Verdienst ankommt, so denk' ich, daß doch das Glas vor Faß und Flasche unbedingt den Vorzug verdient. Wo wir Gläser uns auch begegnen, da herrscht ein feiner Ton. Uns ergreift der edle Zecher mit feuerigem Auge; und wenn er an das Theuerste denkt, was die menschliche Brust bewegt, an die heißgeliebte Freundin, an den fernen Freund, an das theuere Vaterland, dann schwingt er das Glas hoch empor und flammende Begeisterung durchglüht jedes Herz, und dann klingen wir Gläser laut und hell wie Freudenglocken zum Takte beflügelter Lieder.

Und somit glaub' ich, im Namen meiner sämmtlichen Mitgläser, die Ehre für uns in Anspruch nehmen zu dürfen, ohne die leicht erröthende Bescheidenheit zu verletzen."

„O du welscher Fuchs!" grollte das Heidelberger Faß, „du wirfst dich zum Richter beider Parteien auf, damit du selbst den Prozeß gewinnst." — „Von Welschland ist uns Deutschen noch kein Heil wiederfahren," sagten die Flaschen. „Wer giebt dem schlauen Venetianer das Recht, hier Urtheil zu sprechen?"

„Niemand!" riefen die Fässer.

„Niemand! Niemand!" wiederholten die Flaschen.

„Ja, wir haben das Recht!" schrien die Gläser; und bald hörte man ein Klingen, ein Klirren, ein Toben und Brausen. Die schwerfälligen Fässer suchten sich zu erheben; die Flaschenreihen rüsteten sich zum Kampf und die Römer, den Venetianer an der Spitze, rückten in's Feld. Gewiß würde nun der Kampf begonnen haben, hätte sich jetzt nicht ein Schauspiel ereignet, das wegen seiner Lächerlichkeit dem fürchterlichen Ausbruch des Zwistes Einhalt thun mußte. Der Heber nämlich, der bisher schweigend an dem Nagel gehangen, stieg von der Wand herab, hinkte in die Mitte des Kellers und begann mit hektischer Stimme:

„Ich meine doch wohl, daß auch ich hier ein Wörtchen mit zu reden habe. Mit Verlaub, ihr Herren, wie käme denn der Wein

aus dem Fasse und folglich in die Flasche und folglich in das Glas, wenn die ehrbare Zunft der Heber nicht wäre! Drum will ich nicht kunstreiche Worte drechseln. Kurzes Haar ist bald gebürstet und kurze Messe bald gelesen! Also rund heraus: dem Heber gebührt die Ehre und nicht euch!"

Die Gläser lachten laut auf; die Flaschen kicherten und die jungen Ohmfäßchen konnten das Gelächter über die hochmüthigen Worte des miserabeln Hebers nicht unterdrücken. Nur die alten, ernsten Fässer ärgerten sich gar sehr über die Frechheit desselben; und das große Faß, das überhaupt ganz wenig Spaß verstand, donnerte dem Heber die Worte zu: „Du, hohles, blechernes Nichts, dem nur zuweilen die Lunge eines Küfers ein Bischen Lebensluft einhaucht, wie kannst du dich unterfangen, hier zu reden, wo Andere, die weit mehr sind als du, schweigen sollten?"

„Warum schweigen?" tönte eine sonderbare Stimme. „Jeder hat hier das Wort und folglich hab' ich's auch und hoffentlich wird mir's Niemand nehmen, mir, dem Trichter!"

„Das fehlte noch!" schrien die Fässer, die Flaschen, die Gläser und der Heber. „Dieser Lump mußte noch kommen und das Wort ergreifen."

Der Trichter ließ sich aber durch das Schreien der Fässer, der Flaschen, der Gläser und des Hebers gar nicht irre machen, sondern schrie noch lauter: „Wer wagt es hier, mich Lump zu schelten? Ich möchte doch sehen, wie die zimperliche Flasche zu Wein käme, wenn ich mich nicht ihrer erbarmte? Von meinem sonstigen Vorzügen will ich gar nicht reden. Vereinige ich nicht, zum Exempel, die solide, abgerundete Gestalt des Fasses mit der anmuthigen Schlankheit des Hebers?"

„Nenne mich nicht!" schrie das Riesenfaß wüthend, „deine Gestalt ist die eines Rettigs. Dein Kopf ist trotz seines Umfanges so dumm und hohl, daß kein Tropfen Geist in ihm haftet."

„Und du," schrie der freche Trichter, „du bist gemein von Geburt; denn nimmt man dir den edeln Wein, was bleibt dir noch im Grunde als die pöbelhafte Hefe?"

Die Fässer wurden wüthend und in wenigen Augenblicken war der ganze Keller im Aufruhr; und gewiß wäre bald das edelste Traubenblut vergossen worden, hätte nicht eine donnernde Stimme Ruhe geboten. Alles schwieg erschrocken, und die Stimme ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Was tobt ihr und stört die hehre Ruhe dieses Kellers? Wenn es irgend Einem hier zusteht, seines eigenen Lobes zu erwähnen, so steht es mir zu, mir, dem Weine; denn in mir ist der Geist und die Begeisterung. Wäre es nicht lächerlich, wenn die Mütze auf dem Kopfe eines großen Weltweisen sich der großen Weisheit rühmen wollte? Wäre es nicht lächerlich, wenn die Feder, mit der ein großer Dichter seine Gedanken auf's Papier bringt, sich des poetischen Gei-

stes rühmen wollte? Mützen giebt es genug in der Welt, aber nur wenige Weltweisen; und eben so wenig wird je Mangel an Federkielen entstehn, wohl aber herrscht oft großer Mangel an großen Poeten. Wäret ihr nicht von Holz, Glas, oder gar von unvernünftigem Blech, ihr würdet mir gewiß Recht geben. Doch ich will nicht in meiner eigenen Sache sprechen. Der alte Mann, der mit uns schon seit einem halben Jahrhundert täglich verkehrt und jeden von uns genau kennt, er soll entscheiden!"

Der alte Küfer, derselbe, der auch diese merkwürdige Geschichte erzählt, begann in seiner deutschen Weise schlecht und recht:

„Könnt' ich mich nicht über euch Alle erheben? denn in meiner Macht steht es, euch Fässer zu verschlagen, euch Flaschen und Gläser in tausend Stücke zu zertrümmern, euch Heber und Trichter elendiglich zu vernichten und dich selbst, o edler Wein, dem Verderben Preis zu geben. Aber wär' ich nicht ein nichtsnutziger Wicht, der das Gute verderbt, statt seiner sorgsam zu pflegen? Meine Ansicht ist also: Nichts steht so niedrig in der Welt, daß es nicht dem Höchsten dienen könnte und nichts steht so hoch, daß es nicht des Dienstes selbst des Allerniedrigsten bedürfte. Was wäre die Hand ohne Finger? Was nützt aber der Finger, wenn er der Hand nicht dient?

Trotz dem darf aber das Niedrige, und wenn es dem Hohen noch so viel dient, sich diesem doch nicht gleichstellen, sondern sollte sich geehrt fühlen, daß es dem Hohen und Edeln zu dienen berufen ist. So dienen wir alle dem edlen Weine; laßt uns aber ja nicht glauben, daß wir so viel sind wie er, weil er unseres Dienstes bedarf; denn sonst hätte ja der vorwitzige Trichter wirklich das Recht, sich dem glühenden Sorgenbrecher gleich zu stellen, und am Ende könnte auch noch der gesinnungslose Kork kommen und auf Ruhm und Lobgedichte Anspruch machen. So sei es denn kurz gesagt: dem edeln Weine gebührt der Preis und wo er glüht und sprüht, müßt ihr weichen. Aber der Wein selbst, und wenn er noch so vortrefflich wäre, verdiente keiner Erwähnung, wenn er den Menschen nichts nützte. Der Wein im Faß hat kein Verdienst, eben so wenig der Geist des Denkers, wenn er nicht in den Dienst der Menschheit tritt."

Der Küfer schwieg; der Wein aber sprach:

„Weil du, biederer Küfer, dem Geiste die Ehre zugesprochen, soll dich auch mein Geist immer erquicken und sein Duft und Feuer dein Alter stärken und beleben!"

So sprach der Wein, und damit hat diese merkwürdige Geschichte ein Ende.

Räthsel und Charaden.

Von Dr. Mises.

1.

Wofern die ersten Beiden
Was Nützliches gethan,
So heben sie mit Freuden
Sich selbst zu loben an.

Doch ob sie's schön vollbrachten,
Ist's ihr Verdienst denn? sprich!
Da sie's ja selbst nicht machten,
Es machte selber sich.

Meist ist dazu entsprungen
Der innre Trieb zur Nacht,
Früh liegt es da gelungen,
Fast eh' sie's selbst gedacht.

Doch, laßt sie nur sich loben,
Wir wollen's gern verzeihn;
Bleibt uns doch aufgehoben
Das Werk so rund und rein.

Wie soll ich euch nun schildern
Das zweite Sylbenpaar?
Wie reich ich sei an Bildern,
Ich stell' es euch nicht dar,

Es ist die schönste Blume,
Bald dunkelfarb, bald hell,
Die sich zu eignem Ruhme
Erschuf des Lichtes Quell.

Es ist ein Wurfgeschütze,
Das niedlichste der Welt,
Doch fiel von seinem Blitze
Fast jeder große Held.

Es ist ein rundes Gläschen,
Wiegt keine Unze schwer,
Und faßt doch in sein Mäßchen
Leicht Sonne, Mond und Meer.

Bald Liebe scheint's, bald Glaube,
Bald muthig, bald verzagt,
Es überholt die Taube,
Den Falken auf der Jagd.

Vom Ganzen ist zu sagen
Nur Böses allerhand;
Allwege bringt es Klagen,
Und Flüche in das Land.

Und ob es ungebeten
Sich stellte bei dir ein,
Läßt du dich drauf betreten,
Es wird dir schlimm gedeihen.

2.

In schönster Bäume Schatten
Da sitzen drei Schwestern hold;
Vom blauen Himmel kommt ein Wind,
Er schüttelt von dem Baum geschwind
Einen Apfel schön wie Gold.

Der Apfel fällt der Jüngsten
Grad' in den Schoos hinein;
Wie süß er duftet, wie er lacht!
Sie freut sich an des Apfels Pracht,
An seines Goldes Schein.

Sie spielet mit dem Apfel,
Bis ihr das Spiel dünkt lang;
Wirft dann der Zweiten von den Drei'n
Ihn zu, die zieht ein Messerlein
Aus ihrem Busen blank.

Sie schneidet mit dem Messer
Den Apfel gar entzwei;
Nichts kümmert sie die äußre Pracht,
Nur auf das Innre hat sie Acht,
Wie es beschaffen sei.

Sie schaut nach seinen Kernen,
Sie wägt ihn mit der Hand,
Zerlegt den ganzen innern Bau,
Und ruht nicht eh', bis sie genau
Das Kleinste drin erkannt.

Nun hat sie es ergründet,
Da spricht sie allerletzt:
Hab' jetzt nichts mehr damit zu schaffen,

Was hülf's, ihn mäßig zu begaffen,
Nimm du ihn, Schweſter, jetzt.

Die Dritte nimmt den Apfel,
Sie löſt die Kerne aus,
Und ſteckt ſie in das Gartenland,
Erſt manches Unkraut, das da ſtand,
Zieht ſie zuvor heraus.

Da lüſtern naht ein Knabe,
Dem reicht die Frucht ſie hin,
Und ſpricht: theil' ſie mit deinen Brüdern,
Der Kerne Saat wird dir's erwiedern
Einſt reichlich mit Gewinn.

3.

Nun hebt mir an zu rathen,
Was doch der Beutel ſei,
Drin ſtets iſt ein Ducaten,
Ein Louisd'or dabei.

Der erſte ſelten richtig,
Beſchnitten arg zu meiſt,
Der andre voll und wichtig,
Nichts giebt es, was ſo gleißt.

Ihr ſeht auf dem Gepräge
Der erſten ſtets den Mann,
Der ſonſt auch allerwege
Ducaten zeiget an.

Tagtäglich ausgegeben
Wird zwar der Louisd'or,
Doch findet täglich eben
Wie geſtern neu ſich vor.

Er dienet nicht zum Spiele,
Er dient für Korn und Wein;
Auch kleiner Münze viele
Kommt Abends dafür ein.

In keinen Bettelſäcken
Seht ihr der Pfenn'ge mehr;
Nur, wenn's ihn gilt zu waſchen,
Erſcheint der Beutel leer.

4.

Es iſt eine kleine Unterwelt,
Die ſich im Bilde vor euch ſtellt;
Nur ſtatt der Lethe iſt darin
Ein Waſſer von ganz anderm Sinn.
Man kommt durch einen engen Schacht
In einen Raum, ſo ſchwarz wie Nacht;
Da breitet ſich ein dunkler See;
Allein kein Berg ragt in die Höh';
Kein Fiſch ſchwimmt auf des See's Grund.
Nicht Vögel fliegen drüber bunt;
Nur Weſen, weißen Geiſtern gleich,
Die ſteigen oft herab zum Teich,
Zu trinken daraus; ein kleiner Schluck
Iſt jedem auf einmal genug.
Dann, wie begeiſtert, reden ſie
Von dem, was ſie geſehen nie,
Von jeglicher Vergangenheit,
Von jetziger und künft'ger Zeit;
Und fließt die Rede nicht mehr gut,
Giebt neuer Trunk gleich neuen Muth.
Zuletzt iſt ausgetrunken der See;
Da füllt er ſich wieder aus der Höh'.

5.

Wie heißt der kleine alte Mann
Mit einem Buckel vorn und hinten;
Zumeist gebückt schleicht er heran
Und doch muß jeder schön ihn finden.

Sich selbst wohl, deß ist er bewußt,
Denn keck der größten Damen Einer
Macht er den Hof; und ihr giebt's Lust;
Niemals ein Hofmann nahm sich feiner.

Auf's Strengste nimmt er sich in Acht
Je zuzuwenden ihr den Rücken,
Folgt ihr in reicher Silbertracht
Und Schmachten liegt in seinen Blicken.

Der Reichthum, den er an sich hat,
Ist freilich nur geborgte Waare;
Doch, der ihm darleiht, wird's nicht satt;
Darum verschlägt es nichts dem Paare.

6.

Gott Pluto war es, der mich sandte,
Zu treiben Ceres aus dem Lande;
Mag sie mit Schrot und Korn sich wehren,
Mit Kugeln jag' ich sie, mit schweren;

Und wird das Brod dann etwa theuer,
Ich schenk' euch dafür höllisch Feuer,
Schenk' fette Rücken euren Schweinen,
Und dicke Bäuche euern Kleinen.

So, ob mein Leben gleich ist nächtig
Glänzt mein Verdienst doch hell und prächtig;
Nur bitt' ich euch, mich nicht zu richten
Nach Früchten, die ich trug im Lichten.

7.

Wenn du einmal das Ganze hast,
So lade mich dazu als Gast;
Ich weiß es zu genießen;
Beim Glas, das du mir reichest dar,
Will ich das schöne mittle Paar
Mit lautem Toaste grüßen.

Und was sonst anderweit ich hab'
Des Ersten vor und nach dem Grab',
Dem will mein Hoch ich bringen;
Die Letzte aber laß ich stehn,
Denn ob sie wäre noch so schön,
Kein Glas mag damit klingen.

8.

Die Erſte ſtellt ein Ziel euch dar,
Geflob'n von allen Menſchen zwar,
Und doch von Jedem noch erreicht,
Sei's, daß er rennt oder ſchleicht.

Die andre Sylbe iſt ein Stück,
Bald lang, bald kurz, bald dünn, bald dick;
Am beſten iſt's, liegt's an dem Topf,
Am ſchlimmſten iſt's, fliegt's an den Kopf.

Das Ganze ſchreitet fort durch's Land
Mit fremden Fuß und fremder Hand,
Wirft Alles unter und über ſich,
Und macht das Land dadurch ordentlich.

9.

Es iſt ein krummes Schwerdt, das hauet mitten drein,
In eine große Schaar, doch ſchneidet nicht ins Bein;
Es theilt ſich blos die Schaar, da wo das Schwerdt hinſchlug,
Und ſteht ein Veilchen ſtill, wofern ſie war im Zug;
So ſtellt es Ordnung her im Raum und in der Zeit,
Sofern der, der es führt, nur ſelber iſt geſcheut;
Die Frauen freilich, wenn auch ſonſt der Ordnung gut,
Gebrauchen allzumeiſt das Schwerdt nicht allzugut.

10.

Ein Thier iſt's mit fünf Beinen;
Ich ſeh', es regt ſich ſchnell,
Und dennoch will mir's ſcheinen,
Nicht kommt es von der Stell'.

Noch hängt ihm an dem Leibe
Das Ei, aus dem's entſtand.
Man hält's zum Zeitvertreibe;
Auch Nutzen bringt's ins Land.

11.

Es iſt eine Feſtung geweſen,
Drin Peter ſtritt, der Soldat;
Den hat eine Kugel erleſen
Zum Ziele nach Gottes Rath.

Doch eh' er ſagte ſein Amen,
So ſchrieb er, zu zeigen ſich treu,
Der fernen Liebſten den Namen
Der Feſtung, getheilet in Drei.

12.

Wer mögen die kleinen Leutlein wohl ſein
Mit dickem Kopf und dickem Bein,
Doch einem Leib' ach fadendünn;
In den größten Köpfen iſt nichts drin.

Auch fußlos ſiehſt du Einzelne ſtehn,
Doch wenn ſie hinter einander gehn,
Bekommt gleich Füße das ganze Heer,
Je raſcher ſie laufen, deſto mehr.

13.

Wer nennt mir das Kloſter von feſtem Stein,
Drin wohnen viel ſchöne Jungferlein;
Ein eiſerner Paladin klopft ans Haus;
Gleich ſpringen drei, vier oder mehr heraus;
Sie tanzen um ihn, ſie glühen ſo roth,
Sie tanzen ſich alle zuſammen bald todt.

14.

Aus der erſten Sylbe macht man Soldaten,
Auch thun die Soldaten damit viel Thaten;
Die andre gleicht einem winzigen Stecken
Und dienet ſtatt Zwecken, was feſte zu ſtecken;
Das Ganze gebrauche niemals mit Hitze;
Es iſt nicht mehr nutze, verliert es die Spitze.

15.

Die erſten ſind ein Unterthan,
Die dritte iſt ein Unterthan,
Das Ganze iſt ein Unterthan,
Der von dem zweiten Unterthan
Wird unter den erſten Unterthan
Ganz unterthänigſt gethan.

16.

Es iſt eine ſüße Zauberfrucht,
Die Einer umſonſt zu brechen verſucht;
Nur Zweie zuſammen können ſie brechen;
Doch kann es niemals geſchehen im Sprechen;
Und wollte ſie Einer haſchen allein,
Er haſchte und ſchnappte in's Blaue hinein.

17.

Ich bin ein Sattel, wo kein Reiter darauf ſitzt;
Ich bin eine Krücke, die dem Lahmen nichts nützt;
Ich bin ein Fenſter, kein Haus iſt dazu;
So ſcharf ich bin, keine Spitze ſiehſt du.

18.

Die beiden erſten ſind mehr als gut;
Mit der dritten wehrt ſich die Gaſſenbrut;
Das Ganze iſt die adlige Klaſſe
Unter einer ſonſt ſehr gemeinen Raçe.

19.

Ich habe ein Loch und ich mache ein Loch
Und ich laufe durch das, was ich machte, auch noch;
Doch kaum bin ich durch, ſo ſtopft im Nu,
Ein Stück meiner langen Schleppe es zu.

20.

Die erste Sylbe ist beim Gelde sehr willkommen,
Doch ob der zweiten wird es oft nicht gern genommen.
Das Ganze schalte ein zu jeglichem Versprechen,
Wenn du gewiß sein willst, dein Wort niemals zu brechen.

21.

Das erste Paar war stets eroberungssüchtig,
Das andre wehrt' einst dem Erobern tüchtig;
Das Ganze endlich hat die besten Waffen,
Den Himmel zu erobern, uns geschaffen.

22.

Nicht sichtbar, und doch stark und schwer
Zieht eine Kette sich einher;
Doch sichtbar sind, sie anzuheften,
Zwei Ringe an zwei Säulenschäften.

Auflösungen der in diesem Jahrgange enthaltenen Räthsel und Charaden.

1. Hühnerauge.
2. Schönheit, Wahrheit, Tugend.
3. Der Himmel mit Sonne, Mond und Sterne.
4. Tintenfaß.
5. Mond und Erde.
6. Kartoffeln.
7. Liebfrauenmilch.
8. Grabscheit.
9. Komma.
10. Strickstrumpf.
11. Peterwardein.
12. Noten.
13. Feuerstein.
14. Bleistift.
15. Stiefelknecht.
16. Kuß.
17. Brille.
18. Edelstein.
19. Nähnadel.
20. Vielleicht.
21. Fraunhofer.
22. Ehe.

Angelsachsen.

Wer ist er? — Wohin will er? — Legitimire er sich.

Der Commis voyageur.

Guillaume Zipfel, ein geborner Franzoſe, Commis voyageur in spe, beginnt ſeine ehrenvolle Laufbahn in einer Kleinwaarenhandlung.

Guillaume Zipfel wird nach alt herkömmlicher Weiſe durch Ueberreichung des Stockes zum Handlungscommis gemacht und zum erſtenmale mit Sie angeredet.

Der Commis voyageur in spe hat den Spezereiladen absolvirt und tritt in ein größeres Geschäft.

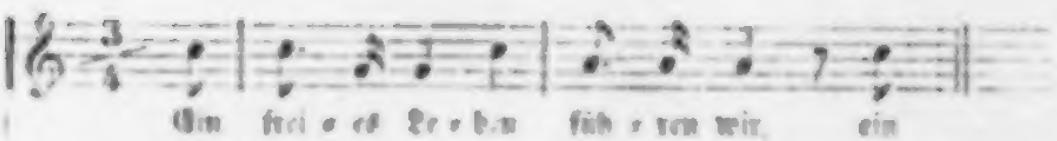
Der bisherige Commis voyageur in spe wird wirklicher Commis voyageur, er erscheint zum erstenmale in der großen Welt und macht in Tuch.

Der Commis voyageur wird als zweiter Don Juan ein gefährlicher Mensch und macht ein unverschämtes Glück beim schönen Geschlecht.

Der Commis voyageur ergibt sich der romantischen Lektüre und stillen Schwärmerei.

Der Commis voyageur legt eines schönen Sonntags Proben seiner Sattelfestigkeit ab.

Der Commis voyageur hat endlich das Lied „Sonst spielt ich mit Scepter mit Kron' und mit Stern" auswendig gelernt und ergötzt die Nachbarschaft durch seiner Stimme Silberklang.


Um frei o es Le o ben fich o ten wir ein

Der Morgen eines vielbeschäftigten Müßiggängers.

Herr von Alette läßt sich jeden Morgen um 8 Uhr durch seinen Stiefelputzer wecken;

verläßt dann gegen 9 Uhr das Bette und gelangt nicht ohne alle Schwierigk.

Um 10 Uhr beginnt er das Haar zu kämmen, wobei er Betrachtungen über seine Constitution anzustellen pflegt.

Um ½11 Uhr ist er ziemlich weit mit der Anordnung seines Haupts

so daß er um 11 Uhr die letzte Hand an's gelungene Werk legen

und um ½ 12 Uhr als vollendeter Löwe seine Wohnung verlassen kann.

Mein Freund, iſt Ihnen wohl Herr Purzrichler bekannt? „Purzrichler?! — nein, den kenne ich nicht.“

Aber den Herrn Gerſchadek kennen Sie gewiß?

Gerſchadek — Gerſchadek? — hm hm, nein; da kenne ich noch eher den Purzrichler.

Im Sommer 1842

als die große Hitze war.

Ne Gevatter was soll daraus werden, wo werden wir Chien herkriegen, wenn die Dürre und der Futtermangel so fortdauert?

Nicht da Gevatter, so lange wir beide leben, soll es an Chien nicht fehlen.

„Darf ich bitten?“ — „Mit Vergnügen.“
„Welch' ein Reiz in diesen Augen!“

— Siehſt Du, mit die Jetreidejeſetze das is eine engliſche Mannfactur-Erfindung, damit dem jroßen Jrundbeſitz ſein Waizen bluht und dem Volke das Brod jebacken wird; — aberſt et is ſchliff gebacken werden und davon is das Brod ſo ſchwer jeworden das es beinahe einen Miniſtertiſch zerdruckt hätte. Nu will der jroße Reform-Pitt das Jeſetz ſchanſchiren. Deß nennt man Syſtem.

Weinproben.

Rheinwein.

Eine kostbare Blume.

Burgunder.

Steinwein.

Ex! — Ex! — Ex!!!

Grüneberger.

Arm in Arm mit dir so fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken.

Nieritz'

Volkskalender

für das Jahr

1848.

Mit Originalbeiträgen

von

Willibald Alexis, Friedrich Gerstäcker, Karl Simrock,
Ludwig Kalisch

und vielen Holzschnitten

nach Originalzeichnungen

von

Dresdner und Münchner Künstlern.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Preis 10 Neugroschen.

Univ. Bibl.
München

Leipzig.

Georg Wigand's Verlag.

Genealogie.

Anhalt-Bernburg. Herzog: **Alexander Karl**, geb. d. 2. März 1805, reg. seit d. 24. März 1834.

Anhalt-Dessau. Herzog: **Leopold Friedrich**, geb. d. 1. Octbr. 1794, reg. s. d. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nicolaus, Erbprinz, geb. d. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen. Herzog: **Heinrich**, geb. den 30. Juli 1778, reg. s. d. 23. Aug. 1830.

Baden. Großherzog: Karl **Leopold** Friedrich, geb. d. 29. Aug. 1790, reg. s. d. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. d. 15. Aug. 1824.

Baiern. König: **Ludwig** Karl August, geb. d. 25. August 1786, reg. s. d. 13. Oct. 1825. — Maximilian Joseph, Kronprinz, geb. d. 28. Nov. 1811, verm. den 12. Oct. 1842 mit Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen.

Belgien. König: **Leopold** Georg Christian Friedrich, geb. d. 16. Dec. 1790, reg. s. d. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, Herzog von Brabant, geb. den 10. April 1835.

Brasilien. Kaiser: Dom **Pedro** II., geb. den 2. Decbr. 1825, reg. s. d. 23. Juli 1840, verm. den 4. Septbr. 1843 mit Prinzessin Therese, Tochter des † Königs Franz I. von Neapel.

Geschwister: 1) Maria da Gloria, s. Portugal. 2) Januaria, geb. d. 11. März 1822, seit 1836 von den Kammern als eventuelle Thronfolgerin anerkannt, vermählt den 29. April 1844 mit dem Grafen von Aquila, Prinz von Neapel und Sicilien (jüngster Bruder des Königs beider Sicilien), geb. d. 19. Juli 1824. 3) Franciska Karoline, geb. 2. Aug. 1824.

Braunschweig. Herzog: August **Wilhelm** Maximilian Friedrich Ludwig, geb. d. 25. April 1806, reg. s. d. 20. April 1831.

Dänemark. König: **Christian** VIII., geb. d. 18. Sept. 1786, reg. s. d. 3. Dec. 1839. — Friedrich Karl Christian, Kronprinz, geb. d. 6. Octbr. 1808, zum zweiten Mal verm. den 10. Juni 1841 mit Karoline, Prinzessin v. Mecklenburg-Strelitz.

England, s. Großbritannien.

Frankreich. König: **Ludwig Philipp** I., geb. d. 6. Oct. 1773, reg. s. d. 9. Aug. 1830. — Dessen Enkel: Louis Philipp (Albert d'Orleans), Graf v. Paris, geb. d. 24. April 1838.

Griechenland. König: **Otto** I., geb. d. 1. Juni 1815, d. 3. Oct. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit s. dem 1. Juni 1835, verm. d. 22. Nov. 1836 mit Marie, Prinzessin v. Holstein-Oldenburg.

Großbritannien und Irland. Königin: **Victoria** Alexandrine, geb. d. 24. Mai 1819, reg. s. dem 20. Juni 1837, verm. d. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl August Emanuel, zweitem Sohne des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. d. 26. August 1819. — Albert Edward, Prinz von Wales, geb. d. 9. Novbr. 1841.

Hannover. König: **Ernst August** (früher Herzog von Cumberland), geb. d. 5. Juni 1771, reg. s. d. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. d. 27. Mai 1819, d. 18. Febr. 1843, verm. mit Marie, Prinzessin v. Sachsen-Altenburg.

Hessen-Cassel. Kurfürst: **Wilhelm** II., geb. d. 28. Juli 1777, reg. s. d. 27. Febr. 1831, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent seit d. 1. Oct. 1831, geb. d. 20. Aug. 1802.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt). Großherzog: **Ludwig** II., geb. d. 26. Decbr. 1777, reg. s. d. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. d. 9. Juni 1806.

Holstein-Oldenburg. Großherzog: Paul Friedrich **August**, geb. d. 13. Juli 1783, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, reg. s. d. 28. Mai 1829. — Nicolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. d. 8. Juli 1827.

Kirchenstaat. Papst: **Pius** IX. (Joh. Mar. Graf v. Mastai-Ferretti), geb. d. 13. Mai 1792, erwählt d. 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Herzog: **Maximilian** Joseph Eugen August Napoleon, geb. den 2. Oct. 1817, reg. s. d. 28. März 1835.

Lucca. Herzog: Karl **Ludwig**, geb. d. 22. Dec. 1799, reg. s. d. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joseph Karl Victor Balthasar, Erbprinz, geb. d. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin. Großherzog: **Friedrich** Franz Alexander, geb. d. 28. Febr. 1823, reg. s. d. 7. März 1842, verm. den 28. Juni 1843 mit Prinzessin Auguste, Tochter des Herzogs von Cambridge.

Mecklenburg-Strelitz. Großherzog: **Georg** Friedrich Karl Joseph, geb. d. 12. Aug. 1779, reg. s. d. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. den 17. Oct. 1819.

Modena-Reggio. Herzog: **Franz** V. Ferdinand Geminian, geb. d. 1. Juni 1819, reg. s. d. 21. Jan. 1846.

Nassau. Herzog: **Adolph** Wilhelm Karl August Friedrich, geb. d. 24. Juli 1817, reg. s. d. 20. Aug. 1839, vermählt d. 31. Jan. 1844 mit Elisabeth, Großfürstin von Rußland, zweite Tochter des Großfürsten Michael, geb. den 26. März 1826.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). König: **Ferdinand** II. Karl, geb. den 12. Jan. 1810, reg. s. d. 8. Nov. 1830. — Franz von Assisi Maria Leopold, Kronprinz, geb. d. 16. Jan. 1836.

Niederlande. König: **Wilhelm** II. Friedrich Georg Ludwig, geb. den 6. December 1792, reg. s. d. 17. October 1840. — Wilhelm Alexander, Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. den 19. Febr. 1817.

Oestreichische Staaten. Kaiser: **Ferdinand** I. Karl Leopold Joseph Marcellin, geb. d. 19. April 1793, reg. s. d. 2. März 1835, verm. d. 27. Februar 1831 mit Maria Anna, Tochter des † Königs Victor Emanuel v. Sardinien.

Parma und Piacenza. Herzogin: **Marie Louise**, Schwester des Kaisers von Oestreich, geb. d. 12. Dec. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaisers der Franzosen Napoleon, reg. s. d. 5. Juni 1814.

Portugal. Königin: Donna **Maria** II. da Gloria, geb. den 4. April 1819, verm. d. 10. April 1836 mit **Ferdinand** August Franz Anton, Fürsten von Sachsen-Coburg, geb. d. 29. Octbr. 1816, jetzt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. d. 16. Sept. 1837.

Preußen. König: **Friedrich Wilhelm** IV., geb. d. 15. Octbr. 1795, reg. ſ. d. 7. Juni 1840, verm. d. 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs v. Baiern, geb. 13. Nov. 1801.

Rußland. Kaiſer: **Nicolaus** I., geb. den 25. Juni alten Styls (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Styls entſpricht) 1796, reg. ſeit d. 1. Decbr. (neuen Styls) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. den 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, früher Charlotte, Tochter des † Königs Friedrich Wilhelm III. v. Preußen. — Alexander Nicolajewitſch, Thronfolger, geb. d. 29. April 1818 (neuen Styls), verm. den 28. April 1841 mit Marie Alexandrowna, früher Marie, Tochter des Großherzogs Ludwig II. v. Heſſen-Darmſtadt.

Sachſen. König: **Friedrich Auguſt**, geb. den 18. Mai 1797, Mitregent ſeit dem 13. Sept. 1830, reg. ſeit dem 6. Juni 1836. —

Sachſen-Weimar-Eiſenach. Großherzog: **Karl Friedrich**, geb. den 2. Febr. 1783, reg. ſ. d. 14. Juni 1828. — Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. den 24. Juni 1818.

Sachſen-Meiningen. Herzog: **Bernhard** Erich Freund, geb. den 17. Dec. 1800, folgte ſeinem Vater, dem Herzoge Georg Friedrich Karl, den 24. Dec. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. den 2. April 1826.

Sachſen-Altenburg. Herzog: **Joſeph** Georg Friedrich, geb. den 27. Aug. 1789, reg. ſeit dem 29. Sept. 1834.

Sachſen-Coburg-Gotha. Herzog: **Ernſt**, geb. den 21. Juni 1818, reg. ſeit dem 29. Jan. 1844.

Sardinien. König: **Karl Albert**, geb. d. 2. Octbr. 1798, reg. ſ. d. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. d. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen. König: **Oscar** I., geb. d. 4. Juli 1799, reg. ſ. d. 8. März 1844, verm. d. 19. Juni 1823 mit Hortenſia Eugenie, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg. — Kronprinz: Karl Ludwig Eugen, geb. den 3. Mai 1826.

Sicilien, ſ. Neapel.

Spanien. Königin: **Iſabella** II. Marie Louiſe, geb. 10. October 1830, als Königin procl. d. 2. Oct. 1833.

Toscana. Großherzog: **Leopold** II. Johann Joſeph, geb. d. 3. Oct. 1797, reg. ſ. d. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. d. 10. Juni 1835.

Türkei. Großſultan: **Abdül-Medſchid**, geb. den 22. April 1823, reg. ſ. d. 1. Juli 1839, mit dem Schwerdt Muhammeds feierlich umgürtet d. 11. Juli.

Würtemberg. König: **Wilhelm** Friedrich Karl, geb. d. 27. Sept. 1781, reg. ſ. d. 30. Oct. 1816, verm. d. 15. April 1820 mit Pauline, Tochter des Herzogs Ludwig Friedrich von Würtemberg. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. d. 6. März 1823.

Januar 1848.

Himmelserscheinungen. In diesem Monate, der seinen Namen vom römischen Gott Janus, dem Vorsteher des Wassermanns, hat und mit einem Sonnabend anfängt, fällt der Neumond den 6., das Erste Viertel den 13. (an welchem Tage bei den Russen und Griechen das Jahr 1848 beginnt), der Vollmond den 20. und das Letzte Viertel den 28. Januar. Die Tage wachsen von 8 bis 9 Stunden. Die mit bloßen Augen wahrnehmbaren Planeten betreffend, so ist Merkur unsichtbar; dagegen geht Venus, im Skorpion, zwischen 4 und 5 Uhr früh als Morgenstern auf. Mars zeigt sich Abends hoch im Widder, und geht zwischen 3 und 2 Uhr früh unter, Jupiter aber, in den Zwillingen rückläufig, kommt am 6. in Opposition mit der Sonne, und scheint die ganze Nacht. Saturn ist Abends sichtbar im Wassermann und geht zwischen 9 und 7½ Uhr unter; Uranus, in den Fischen, culminirt zwischen 6¼ und 4½ Uhr Abends. Am 16. Abends wird der Stern Aldebaran im Stier vom Monde bedeckt. — Den 20. tritt die Sonne in das Zeichen des Wassermanns.

Witterungsregeln. Je ruhiger der Stand des Barometers bleibt, d. i. je geringer die Schwankungen der Quecksilbersäule sind, um so schöner und dauernder ist dann im Allgemeinen die Witterung. Es kann also auch bei einem tiefen Barometerstande gutes Wetter eintreten. — Schönes, beständiges und gewöhnlich mit Frost begleitetes Wetter tritt ein: 1) Wenn der SW Wind schnell in NW überspringt; 2) sobald die kleinern Sterne deutlich schimmern; 3) wenn bei östlichen Winden es fein schneit; 4) sobald NO Wind weht; 5) wenn sich nach Sonnenuntergang dicker Nebel am Westhorizonte ansammelt; 6) sobald die Winkelspinnen um schon fertige Gewebe sich heftig streiten; 7) wenn die Wölfe heulen und die Füchse bellen; 8) wenn Nebel bei WWind stattfindet. Dagegen tritt schlechte Witterung, gewöhnlich Thauwetter, ein: 1) Wenn der NOWind sich in NWind verwandelt; 2) sobald die Mäuse stark pfeifen; 3) wenn die Appartements, unterirdischen Canäle und Sümpfe stärker als gewöhnlich auszudünsten und zu riechen anfangen; 4) wenn an den Töpfen sich viele Funken ansetzen; 5) wenn bei OWind u. Kälte Nebel stattfindet.

Bemerkenswerthe Tage. Jan. 1. Neujahr. Einl. d. Leipz. Neujahrsmesse; Fest d. Königswürde in Würtemb. — 3. Genovefa. — 6. Heil. 3 Könige. — 7. Leopold-Ordensfest. — 8. Auslauten der Leipz. Neujahrsmesse. — 13. Zahltag derselben. — 15. Ende derselben. — 16. Namen Jesu-Fest. — 18. Krönungstag u. Ordensfest in Berlin. — 20. Fabian u. Sebastian. — 23. Braunschweiger Messe. — 25. Pauli Bekehrung.

Februar 1848.

Himmelserscheinungen. In diesem Monate, der seinen Namen von **Februa** (Febris), der Vorsteherin des Zeichens Fische, erhalten, und der diesmal mit einem Dienstage beginnt, ist am 5. Neumond, am 11. das Erste Viertel, am 19. Vollmond und am 27. das Letzte Viertel. — Im Februar wachsen die Tage von 9 auf 10 Stunden. Die Sichtbarkeit der Planeten betreffend, so wird Merkur, der sich am 25. Februar am weitesten östlich von der Sonne zeigt, gegen Ende des Monats in den Fischen wieder sichtbar als Abendstern, und geht erst um 7 Uhr unter. Venus, im Schützen stehend, geht früh zwischen 5¼ und 5½ Uhr auf. Mars zeigt sich in den Abendstunden hoch am südlichen Himmel im Stier und kommt den 13. mit der Sonne in Quadratur. Jupiter ist noch rückläufig in den Zwillingen und zeigt sich Abends hoch im Südosten. Saturn, im Wassermann, geht zwischen 7½ und 6 Uhr Abends unter. Uranus bleibt noch fortwährend in den Fischen. Am 13. früh gleich nach Mitternacht bedeckt der Mond den Stern Aldebaran im Stier. — Den 19. tritt die Sonne in das Zeichen der Fische. Gegen Ende dieses und im Anfange des folgenden Monats kann des Abends am Westhimmel das Thierkreis- oder Zodiakallicht wahrgenommen werden.

Witterungsregeln. Ein ruhiger Stand des Barometers deutet auf schlechtes Wetter; doch wird man die Größe der Schwankungen der Quecksilbersäule verschieden je nach der Jahreszeit und dem Orte beurtheilen müssen. Im Winter sind nämlich diese Schwankungen größer als im Sommer, in nördlichen Gegenden bedeutender als in südlichen. — Schönes und beständiges, besonders mit Frost verbundenes Wetter ist zu erwarten: 1) bei SO Wind; 2) bei hellem Aufgang des Siebengestirns (Plejaden); 3) sobald der Mond recht weiß aussieht; 4) wenn sich das Zodiakallicht recht hoch erhebt; 5) wenn der Rauch aus den Schornsteinen senkrecht aufsteigt und erst hoch in der Luft sich verliert. Dagegen erfolgt schlechtes oder Thauwetter: 1) bei WWind; 2) beim Feuchtwerden des Marmors, Schiefer- und Sandsteins; 3) sobald nach anhaltender Kälte der Schnee in Form kleiner Eisstücke fällt; 4) wenn alte Frostbeulen und Narben schmerzen; 5) sobald der Rauch aus den Schornsteinen niederwärts geht; 6) bei SWind und NWWind; 7) wenn die Farbe der Eller dunkler als gewöhnlich aussieht. Wie der Wind am dritten, besonders aber am vierten und fünften Tage nach dem Neumonde ist, so weht er ganzen 4 Wochen hindurch.

Bemerkenswerthe Tage. Febr. 2. Lichtmeß. — 22. Petri Stuhlfeier. — 24. Schalttag.

März 1848.

Himmelserscheinungen. Dieser Monat, dessen Name von Mars, dem Vorsteher des Zeichens Widder herkommt, fängt diesmal mit einer Mittwoch an. Den 5. ist Neum., den 12. das Erste Viertel, den 19. Vollm. und den 28. das Letzte Viertel. — Im März nehmen die Tage von 11 bis zu 12 Stunden zu. Planet Merkur ist nur im Anfange des Monats Abendstern. Venus, erst im Steinbock, dann im Wassermann, geht als Morgenstern zwischen 5¼ und 5 Uhr früh auf. Mars zeigt sich des Abends im Stier und geht ungefähr eine Stunde nach Mitternacht unter. Jupiter, in den Zwillingen, culminirt anfangs um 8, zuletzt schon um 6¼ Uhr Abends. Saturn ist nun unsichtbar, da er am 5. mit der Sonne in Conjunction kommt, und Uranus verschwindet gegen Ende des Monats gleichfalls. — Den 20. tritt die Sonne in das Zeichen des Widders und der Frühling beginnt. Am 5. findet eine nur kleine, blos in den nördlichen Polargegenden sichtbare Sonnenfinsterniß statt. Am 19. Abends ist eine totale, ihrem ganzen Verlaufe nach in Europa, Asien und Afrika, theilweise in Amerika und Australien sichtbare Mondfinsterniß. Sie fängt in Leipzig um 8 Uhr 5 Min. an und hört um 11 Uhr 58 Min. auf.

Witterungsregeln. Gewöhnlich ändert sich, wenn sich die Richtung des Windes bedeutend verändert, auch der Barometerstand, und es tritt nachher fast stets andere Witterung ein. Dagegen erfolgt anhaltend schönes Wetter, sobald das Barometer bei dem Uebergange der Windrichtung in eine andere seinen bisherigen Stand nicht verläßt. Gehen Sonne und Mond ungewöhnlich groß auf und unter, so kommt Regen, so auch, wenn man den Schall der Glocken recht weit und deutlich hört; dicke und übelriechende Nebel deuten auf nicht wenige Gewitter. Ist am Gregoriustage schlechtes Wetter, so soll kein Frost mehr zu erwarten sein; ferner soll, wie die Witterung um den 9. März ist, sie den übrigen Theil des Monats bleiben. Zur Zeit der Frühlings-Nachtgleiche ist wegen großer Veränderlichkeit des Windes auch das Wetter am unbeständigsten und fast stets stürmisch. Regen ist zu erwarten, wenn Draba verna Linn. (Frühlingshungerblümchen) die Blätter tief herabneigt.

Bemerkenswerthe Tage. März 7. Fastnacht. — 8. Aschermittwoch. — 9. Cyrillus und Methudius, Landespatrone in Mähren, — 15. Quatemb. — 19. Joseph Nährvater, Landespatron in Krain, Kärnthen, Steiermark u. Nordtyrol. — 24. Bußtag in Sachsen. — 25. Marienfest. — 26. Frankfurt a. d. O. Messe. — 26. Ruprecht, Landespatron im Salzburgischen.

April 1848.

Himmelserscheinungen. Dieser diesmal mit einem Sonnabend sich anfangende Monat erhielt seinen Namen von der Göttin Apra, oder Aphrodite oder Venus, die dem entsprechenden Zeichen Stier, ihrem Hause, vorstand. Die Mondsviertel betreffend, so fällt der Neumond den 3., das Erste Viertel den 10., der Vollmond den 18. und das Letzte Viertel den 26. — Im April wachsen die Tage von 13 bis 14 Stunden. Merkur ist unsichtbar, Venus nur im Anfange des Monats noch auf kurze Zeit in den Fischen als Morgenstern wahrzunehmen. Sie erreicht am 7. früh 6¼ Uhr ihre Sonnenferne. Mars scheint Abends am Westhimmel in den Zwillingen und geht früh zwischen 1 und 12½ Uhr unter. Am 8. Abends 5 Uhr kommt ihm der Mond sehr nahe. Jupiter, welcher des Abends hoch im Südwesten in den Zwillingen zu sehen ist, und dem am 10. früh 1½ Uhr der Mond nahe kommt, geht früh zwischen 2½ und 1 Uhr unter. Saturn bleibt, so auch Uranus, den 7. mit der Sonne in Conjunction kommend, ganz unsichtbar. — Den 19. tritt die Sonne in das Zeichen des Stiers. Am 3. April findet eine blos im südlichen Theile des großen Oceans wahrzunehmende Sonnenfinsterniß statt. —

Witterungsregeln. Wenn sich der Wind, während das Barometer fällt, von O. nach S., von S. nach W., von W. bis NW. dreht, so kommt Regen, jedoch erst bei niedersteigendem Barometer. Steigt nachher das Barometer etliche Tage hindurch, so folgt heiteres Wetter gewöhnlich, nachdem das Barometer den höchsten Stand erreicht hat. — Sobald die blaue und gelbe Farbe des Regenbogens sehr deutlich und schön zu sehen sind, so wird auf einige Tage gutes Wetter; wenn aber bei Sonnenaufgang sehr viel grüne Wolken erscheinen, so kommt bald Regen, eben so auch, wenn sich der Wind schnell nach SW. dreht und dabei die Wärme ungewöhnlich zunimmt. So lange die Frösche vor dem Markustage schreien, eben so lange müssen sie nachher schweigen. Wenn bei heiterem Wetter die Gipfel der Berge sich bewölken, so ist dies als erstes Zeichen eines baldigen Regens zu betrachten, so wie die Luft anfängt kühler zu werden. Sobald die Stellaria media Dill (Hühnerdarm) herabwärts hängt und die Blüthen geschlossen bleiben, so ist Regenwetter zu erwarten.

Bemerkenswerthe Tage. April 2. Breslauer Messe. — 3. Braunschweiger Messe. — 18. Passah-Fest. — 20. Grüner Donnerstag. — 23. Ostern. — 24. Georg, Landespatron in Krain. — 25. Markus, Landespatron im Venetianischen. Frankfurt a. M. Messe.

Mai 1848.

Himmelserscheinungen. Dieser mit einem Montag beginnende Monat hat seinen Namen von Maja, Merkur's Mutter. Am 3. ist Neumond, am 10. Erstes Viertel, am 18. Vollmond und am 26. Letztes Viertel. — Im Mai nehmen die Tage von 15 bis zu 16 Stunden zu. — Merkur ist nicht zu sehen, und Venus, im Widder, des Morgens etwa nur eine halbe Stunde lang. Mars, in den Zwillingen, kommt am 17. mit Jupiter nahe zusammen und geht Abends bereits unter. Jupiter, fortwährend in den Zwillingen, geht ebenfalls Abends unter. Saturn, im Wassermann, zeigt sich wieder am Morgenhimmel, so auch Uranus in den Fischen. — Den 20. tritt die Sonne in das Zeichen der Zwillinge.

Witterungsregeln. Sobald das Barometer langsam bis auf 27 Zoll 8 Linien fällt, dann wieder bis 28 Zoll langsam steigt und so fort, so kann man noch längere Zeit auf heiteres Wetter rechnen. Sehr schnelles Fallen unter 27 Zoll 8 Linien herab bringt meistens Südwestwinde mit Regen. — Schönes Wetter kommt: 1) Nach goldfarbiger Abendröthe; 2) nachdem viel Thau gefallen ist; 3) sobald nach Sonnenuntergang dicker Nebel über Wiesen und Gewässer sich ausbreitet; 4) wenn die Lerchen sehr hoch in der Luft singen; 5) wenn der Blutegel wie eine Schnecke zusammengerollt ruhig auf dem Boden des Glases liegt, die Hängespinne recht emsig arbeitet, in der Nacht ein neues Netz spinnt, dabei sehr lange und starke Hauptfäden zieht, auch wenn die Winkelspinne ihr Gewebe fortwährend vergrößert, dabei den Kopf sehen läßt, und, ruhig sitzend, die Füße recht lang hervorstreckt. Langherrschender NO. Wind bringt heitern Himmel, gemäßigte Wärme und anhaltende Trockenheit. Mehrere Arten der Gattung Sonchus (Gänsedistel) zeigen für den nächsten Tag heiteres Wetter an, sobald sich ihr Blüthenkopf des Nachts schließt. Schlechtes Wetter und Regen erfolgt: 1) Nach Morgenroth, so wie nach greller Abendröthe; 2) sobald sich Nebel um die Bergspitzen bildet, die Stundenblume sich nicht öffnet, die Wetter-Portlerie ihre gefiederten Blätter zusammenlegt, die Birke stark duftet und die große Butterblume ihre Blätter zusammenzieht.

Bemerkenswerthe Tage. Mai 1. Phil. Jacobus. — 3. † Erfindung. — 4. Florian, Landespatron in Oberöstreich. — 7. Stanislaus, Landespatron in Galicien. — 14. Einlauten der Leipz. Jubilatem. — 16. Johann v. Nepomuk, Landespatron in Böhmen. — 17. Bußtag in Preußen. — 21. Anfang d. Leipz. Buchhändlerm. — 25. Leipz. Wechselzahltag. — 26. Assignationstag d. Leipz. Jubilatem. — 27. Ende derselb. — 28. Namensfest des Königs von Würtemberg. — 30. Namensfest des Kaisers von Oestreich.

Juni 1848.

Himmelserscheinungen. In diesem, diesmal mit einem Donnerstag beginnenden Monate, der nach Juno benannt worden, fällt der Neumond Donnerstags den 1., das Erste Viertel den 8., der Vollmond den 16., das Letzte Viertel den 24. und abermals der Neumond den 30. Die Tage bleiben nun 16 Stunden lang. Merkur wird vor und gegen die Mitte des Monats bei Castor und Pollux in den Zwillingen gesehen, und geht erst gegen und nach 10 Uhr Abends unter. Venus wird nun unsichtbar. Mars entzieht sich in der Abenddämmerung sehr bald dem Auge gänzlich. Juviter verliert man Abends gleichfalls aus den Augen. Dagegen ist Saturn bereits in den ersten Stunden nach Mitternacht am Morgenhimmel im Wassermann zu erblicken. Uranus, nach Mitternacht aufgehend, wird wegen der hellen Nächte nur schwer aufgesucht und erkannt werden können. — Den 21. tritt die Sonne in das Zeichen des Krebses, und es beginnt dann der Sommer.

Witterungsregeln. Sobald die Quecksilbersäule im Barometer des Morgens nach 9 Uhr steigt, um die Mittagszeit etwas fällt und gegen Abend ihre vorige Höhe wieder erreicht, so ist sicher auf heitere Witterung zu rechnen. — Gutes Wetter steht zu hoffen: 1) Sobald es viel Schafwölkchen giebt; 2) wenn die Johanniswürmchen sehr leuchten; 3) sobald die Roßkäfer Abends fliegen; 4) wenn weiße Wölkchen mitten am Himmel allmälig verschwinden und des Abends die Mücken spielen, die Fledermäuse anhaltend herum flattern, die Wasserfrösche quaken. Schlechtes Wetter oder Regen kommt fast immer: 1) Wenn nach Sonnenuntergang sich schwarze Wolken bilden; 2) beim häufigen Hervorkriechen der Kröten, sowie beim ungewöhnlich hohen Aufwerfen der Maulwürfe; 3) wenn sich die Katzen lecken und die Hunde Gras fressen; 4) bei S und SW Winden zur Zeit des Sommersolstitium; 5) wenn die Schwalben niedrig fliegen und der Blutegel bis in den Hals der Flasche kriegt und daselbst sitzen bleibt, wenn die Pfauen schreien und die Ameisen emsiger arbeiten; 6) sobald die Hängespinne wenig oder gar nicht spinnt und die Winkelspinne im Winkel des Gewebes, mit dem Kopfe nach innen, sitzt; 7) wenn die Waldbutterblume ihre Blüthen verschließt.

Bemerkenswerthe Tage. Juni 1. Himmelfahrt Christi. — 9. Dresdner Wollmarkt. — 11. Pfingsten. — 13. Weimarer Wollmarkt. — 14. Quatember. Leipziger Wollmarkt. — 16. Stettiner Wollmarkt. — 24. Johannisfest. Breslauer Messe. Johann der Täufer, Landespatron in Slavonien. — 27. 7 Schläfer. Ladislaus, Landespatron in Siebenbürgen. — 29. Peter Paul.

Juli 1848.

Himmelserscheinungen. Dieser Monat fängt diesmal mit einem Sonnabend an. Die Mondsviertel anlangend, so fällt den 8. das Erste Viertel, den 16. der Vollmond, den 23. das Letzte Viertel und den 30. der Neumond. Die Tage dieses Monats nehmen von 16 wieder bis auf 15 Stunden ab. — Merkur und Venus sind unsichtbar. Mars verschwindet, so auch Jupiter, der den 24. mit der Sonne in Conjunction kommt. Saturn geht anfangs gegen 11 ¼, zuletzt schon gegen 9 ½ Uhr Abends auf; den 21. früh nach Mitternacht kommt ihm der Mond nahe. Uranus, in den Fischen, kann nun wieder von Mitte des Monats an besser wahrgenommen werden, da er zwischen 11 ¼ und 10 Uhr Abends aufgeht, und den 14. in Quadratur mit der Sonne steht. — Den 22. tritt die Sonne in das Zeichen des Löwen und es beginnen die Hundstage.

Witterungsregeln. Ein sicheres Zeichen bevorstehenden heitern Wetters ist das Steigen des Barometers während der Nacht, und zwar weit sicherer, als wenn es während des Tages steiget. Sobald mehrere Tage lang das Gegentheil stattfindet, so soll regnerische Witterung eintreten. — Gute Witterung läßt sich hoffen: 1) Sobald zur Zeit des Sommersolstitium gutes Wetter gewesen war; 2) beim Verwandeln des Regens in Nebelregen; 3) wenn die Nachtigallen fleißig schlagen; 4) wenn der Wetterfisch sich im Glase über dem Sande aufhält und das Wasser hell läßt; 5) sobald die Regenringelblume sich zwischen 6 und 7 Uhr früh öffnet und bis gegen 4 Uhr Nachmittags offen bleibt. Schlechtes Wetter kommt: 1) Wenn die Hähne nach Sonnenuntergang krähen, sobald die Wasservögel sich oft baden und die Buchfinken vor Sonnenaufgang sehr laut singen; 2) sobald die Raben, Krähen, Perlhühner und Pfauen schreien; 3) wenn die Hängespinne einen großen Theil ihres Netzes wieder zerreißt, und der Blutegel im Glase sich äußerst unruhig zeigt; 4) nach dem Aufsteigen des Morgennebels; 5) wenn die einzelnen Wolken von früh bis Abends an Anzahl und Größe zunehmen. Sobald Strohdächer nach einem Gewitterregen stark dampfen, so kommt noch mehr Regen mit Gewitter. Wenn die Mondshörner zwischen dem Neumonde u. Erstem Viertel hell, spitz u. deutlich erscheinen, so deutet dies auf gutes Wetter; erscheinen sie aber trüb und stumpf, so hat man veränderliche Witterung zu erwarten. Sobald die Gartenschnecken häufig auf den Beeten u. in den Wegen sich befinden, so deutet's auf Gewitterregen.

Bemerkenswerthe Tage. Juli 5. Hannover Wollm. — 10. Prager Wollm. — 13. Margaretha. — 16. Frankf. a. d. O. Messe. — 20. Elias, Landespatron in Kroatien. — 25. Jacobus. — 30. Braunschweiger Messe.

August 1849.

Himmelserscheinungen. In diesem, diesmal mit einem Dienstag beginnenden Monate, der seinen Namen vom römischen Kaiser Augustus erhalten hat, findet am 7. Erstes Viertel, am 14. Vollmond, am 21. Letztes Viertel und am 28. Neumond statt. Die Tage nehmen von 15 auf 14 Stunden ab. — Merkur erscheint als Morgenstern, da er zwischen 3 und 5 Uhr aufgeht, neben Castor und Pollux in den Zwillingen. Venus ist noch unsichtbar, so auch Mars. Jupiter, das Sternbild der Zwillinge verlassend, wird gegen Ende des Monats, wo er um 2½ Uhr Morgens aufgeht, von neuem sichtbar. Saturn scheint die ganze Nacht hindurch. Uranus, anfangs um 4½, zuletzt schon um 2¾ Uhr früh culminirend, kann in den Fischen leicht aufgefunden werden. Den 28. August Abends ist eine äußerst kleine, nur in den südlichen Theilen des großen Oceans zu Gesicht kommende Sonnenfinsterniß. — Die Sternschnuppen werden bekanntlich in den Nächten des 10. bis 14. August sehr zahlreich wahrgenommen; diesesmal wird der volle Mondschein, da den 14. Vollm. ist, diese Beobachtungen bedeutend verhindern. Den 23. tritt die Sonne in das Zeichen der Jungfrau; Ende der Hundstage.

Witterungsregeln. Sobald Gewitter in Anzuge sind, sinkt bei übrigens hohem und ruhigem Stande gewöhnlich das Barometer etwas; bisweilen geschieht dies binnen sehr kurzer Zeit. Steigt das Barometer nach erfolgter Entladung des Gewitters wieder langsam, so wird auch wieder gutes Wetter, das nach folgenden Erscheinungen ebenfalls eintritt: 1) Wenn der Wind früh aus O, Mittags aus S und Abends aus W weht; 2) beim langen Verweilen des Morgenthaues auf den Blättern; 3) sobald nach anhaltendem Regen die Eulen des Nachts sehr schreien und die Schafe des Abends noch munter auf der Weide herumspringen; 4) wenn die im Schatten getrockneten, in Linnen eingenähten Blüthen von Asperula odorata Linn. (Waldmeisterlein) keinen starken Geruch von sich geben. Dagegen erfolgt schlechte Witterung: 1) Nach dem Wasserziehen der Sonne; 2) wenn SW und NW Winde bei bedecktem Himmel wehen; 3) sobald die Kranniche und wilden Gänse zerstreut umherfliegen, die Fische nicht tief unter dem Wasser schwimmen und oft nach Luft schnappen; 4) wenn die Bienen vor der gewöhnlichen Zeit nach den Stöcken zurückfliegen und die Ameisen ihre Larven emsig umhertragen.

Bemerkenswerthe Tage. August 1. Petri Kettenfeier. — 3. Augustus. — 10. Augsburger Tuchmesse. — 15. Mar. Himmelfahrt. — 16. Rochus, Landespatron in Kroatien. — 20. König Stephan, Landespatron in Ungarn. — 24. Bartholomäus.

September 1848.

Himmelserscheinungen. Dieser Monat — der nach septem, sieben, benannt wurde, weil er der 7. Monat des alten römischen Jahres war — diesmal mit einem Freitag anfangend, hat das Erste Viertel den 5., den Vollmond den 13., das Letzte Viertel den 19. und den Neumond den 27. Die Tage werden 12 Stunden lang. — Merkur, Venus und Mars sind in diesem Monate unsichtbar. Merkur tritt am 2. Sept. früh mit der Sonne in obere Conjunction. Jupiter, nunmehr in den Krebs gerückt, scheint in den Nachmitternachts-Stunden am Morgenhimmel. Saturn tritt am 14. mit der Sonne in Opposition und ist die ganze Nacht hindurch hell wahrzunehmen. Am 3. Sept. tritt zwar die Sonne in die verlängert gedachte Ebene des Saturnringes, so daß dieser wieder sichtbar wird; er verschwindet jedoch den 12. von neuem, weil an diesem Tage nunmehr die Erde in die Richtung der Ringebene tritt. Uranus steht die ganze Nacht über am Himmel, und ist jetzt leicht zu beobachten. — Am 13. Sept. Morgens ist eine totale, dem ganzen Verlaufe nach in Amerika sichtbare Mondfinsterniß; in Europa und Afrika aber wird man blos den Anfang der Mondfinsterniß (in Leipzig um 5 Uhr 21 Min.) beobachten können. Am 27. Sept. Vormittags wird eine Sonnenfinsterniß in fast ganz Asien und im nordöstlichen Europa zu sehen sein. — Den 22. tritt die Sonne in das Zeichen der Waage, und der Herbst beginnt.

Witterungsregeln. Sobald das Barometer zur Zeit des Neumonds und Letzten Viertels steigt, ferner zur Zeit des Vollmonds und Ersten Viertels fällt, so soll das Wetter innerhalb der nächsten 7 Tage beständig schön ausfallen, im Gegentheil veränderliche Witterung eintreten. Es wird schönes Wetter: 1) Nach sehr goldgelben und feurigem Untergange der Sonne; 2) wenn zu Anfange des Monats noch viele Sternschnuppen fallen; 3) bei ungewöhnlich kühlen Nächten; 4) sobald sich die Milchstraße sehr deutlich und schön zeigt. Schlechtes Wetter kommt gewöhnlich: 1) Beim Herauskriechen der Regenwürmer aus der Erde; 2) wenn die Tauben im Wasser baden und erst spät Abends nach Hause fliegen, die Roßkäfer aber des Morgens fliegen, die Schafe einander mit den Köpfen stoßen und nur ungern in den Stall gehen.

Bemerkenswerthe Tage. Sept. 1. Egidius, Landespatron in Kärnthen. — 3. Frankfurt a. M. Herbstmesse. — 4. Constitutionsfest in Sachsen. — 8. Mariä Geb. — 14. † Erhöhung. — 20. Quatember. — 21. Matthäus. — 25 Leipziger Michaelis-Böttcherwoche. — 28. Auspacketag der Leipziger Michaelismesse. Wenzel, Landespatron in Böhmen. Neujahrstag 5609 der Juden. — 29. Michael, Landespatron in Galicien.

October 1843.

Himmelserscheinungen. In diesem, diesmal mit einem Sonntag beginnenden Monate, der seinen Namen von octo, acht, weil er bei den Albanern der 8. Monat war, erhalten hat, fällt das Erste Viertel den 3., der Vollmond den 12., das Letzte Viertel den 19. und der Neumond den 27. October. Die Tage nehmen von 11 auf 10 Stunden ab. — Die mit bloßen Augen wahrnehmbaren Planeten betreffend, so wird Merkur schwerlich als Abendstern gesehen werden können; aber Venus erscheint gegen Ende des Monats im Skorpion wieder als Abendstern. Mars bleibt beständig unsichtbar und kommt am 16. mit der Sonne in Conjunction. Jupiter, im Krebs stehend, glänzt in den Nachmitternachts-Stunden am östlichen Himmel. Denn er geht anfangs nach und dann zuletzt erst vor 12 Uhr Nachts auf; den 21. früh nach 3 Uhr kommt ihm der Mond nahe. Saturn scheint in den ersten Abendstunden ebenfalls am Morgenhimmel. Denn er culminirt anfangs nach 10, zuletzt aber schon gegen 8 Uhr Abends; am 10. Oct. Abends 5½ Uhr kommt der Mond ihm nahe. Uranus tritt am 13. in Opposition mit der Sonne und ist deshalb jede Nacht gut wahrzunehmen. Um die Mitte des Octobers zeigt sich das Zodiakallicht am deutlichsten vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel. — Den 23. tritt die Sonne in das Zeichen des Skorpions.

Witterungsregeln. Wenn zur Zeit der Herbstnachtgleiche (d. h. um den 22. Sept.) ein ungewöhnlich hoher, von O Winden begleiteter Barometerstand stattgefunden hat, so soll der Monat October gewöhnlich beständig gute und zum größten Theil noch recht warme Witterung haben. Gewitter im October lassen einen unbeständigen Winter erwarten und sind selten erwünscht. Warmer October bringt kalten Februar. Sitzt das Laub noch fest auf den Bäumen, so deutet dies auf einen strengen Winter. Frost und Schnee im October lassen milde Witterung im Januar erwarten. Sobald die Zugvögel erst nach Michaelis, also erst im October, fortziehen, so kann man auf gelindes Wetter wenigstens bis Weihnachten rechnen.

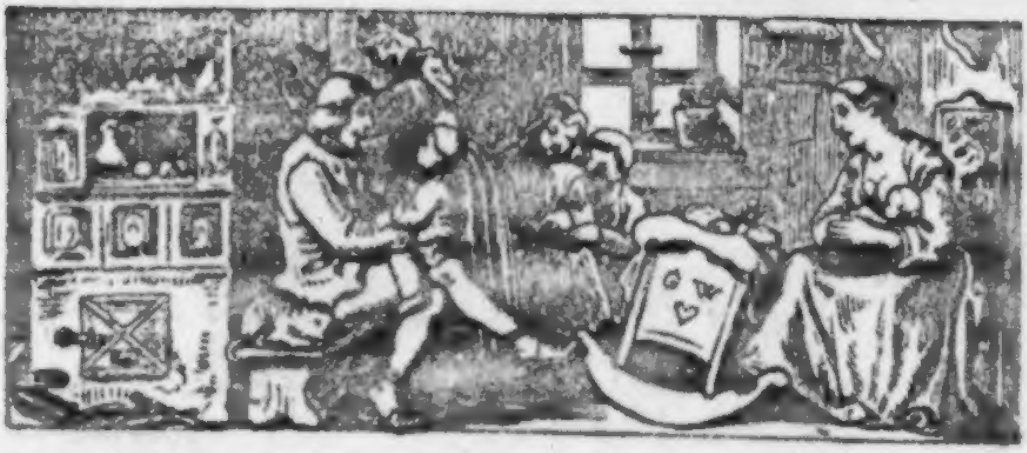
Bemerkenswerthe Tage. Oct. 1. Einlauten der Leipziger Michaelismesse. — 8. Auslauten derselben. — 12. Zahltag derselben. — 13. Assignationstag derselben. — 14. Ende der Leipziger Michaelismesse. — 15. Hedwig, Landespatronin in Oestreichisch-Schlesien. — 18. Lucas Evang. Erinnerungsfeier der Schlacht bei Leipzig. — 28. Simon und Judas. — 31. Reformationsfest.

November 1849.

Himmelserscheinungen. Dieser mit einer Mittwoch diesmal anfangende Monat (welcher im alten römischen Kalender der neunte Monat, daher seine Benennung, gewesen) hat das Erste Viertel am 4., den Vollmond am 11., das Letzte Viertel den 17. und den Neumond den 25. Die Tage nehmen von 9 auf 8 Stunden ab. Merkur erscheint in der zweiten Hälfte des Monats von 6 Uhr früh an als Morgenstern in der Waage; den 9. geht er durch die Sonnenscheibe, welchen Durchgang man in Südamerika ganz, dagegen in Europa, Afrika und einem Theile von Asien nur zum Theil sehen wird, indem das Ende desselben erst nach Sonnenuntergang erfolgt. In Leipzig beginnt dieser Merkurs-Durchgang um 11 Uhr 51 Min. Mittags. Am 24. erreicht Merkur seine größte nördliche Breite. Venus zeigt sich nun immer besser als Abendstern erst im Skorpion, dann im Schützen und kommt am 28. mit dem Monde nahe zusammen. Sie geht anfangs um 5½, zuletzt um 5¾ Uhr Abends unter, und kommt den 17. Abends 11 Uhr in ihre Sonnenferne. Mars bleibt, da er gegen 11 Uhr Mittags culminirt, noch fortwährend unsichtbar. Jupiter im Löwen glänzt in den Nachmitternachts-Stunden, und kommt den 13. mit der Sonne in Quadratur; Saturn im Wassermann kann in den bequemsten Abendstunden am südlichen Himmel beobachtet werden, so auch Uranus, der Anfangs um 10½, zuletzt schon um 8½ Uhr Abends durch den Meridian geht. Am 9. Nov. früh 2½ Uhr kommt der Mond dem Uranus nahe. — Den 22. tritt die Sonne in das Zeichen des Schützen.

Witterungsregeln. Als ein recht zuverlässiges Zeichen herannahender Stürme, zumal aus NW oder SW, ist das schnelle und sehr tiefe Herabsinken der Quecksilbersäule in der Barometerröhre zu betrachten, und überhaupt wird der Sturm um so heftiger sein, je schneller das Fallen vor sich geht. Wenn der Span von einer zu Anfange Novembers angehauenen Birke trocken ist, so soll ein harter Winter sich einstellen; ist aber der Span naß, so vermuthet man einen milden Winter. Auch kommt ein harter und langer Winter, wenn im Monat November trockene, nicht mit Frost begleitete Witterung herscht, ferner sobald es viel Hopfen, Eicheln, Schlehen und Steinobst giebt.

Bemerkenswerthe Tage. Nov. 1. Aller Heiligen. — 2. Aller Seelen. — 4. Carolus. — 12 Frankfurter a. d. O. Martinimesse, Auspacketag. — 15. Leopold, Landespatron in Niederöstreich. — 21. Mariä Opfer. — 24. Bußtag in Sachsen. Ende der Frankfurter a. d. O. Martinimesse. — 26. Todtenfest in Sachsen. — 27. Virgilius, Landespatron in Südtyrol. — 30. Andreas.



December 1848.

Himmelserscheinungen. In diesem, diesmal mit einem Freitag beginnenden Monate, der seinen Namen von decem, zehn, erhalten, da er bei den alten Bewohnern Italiens der 10. Monat gewesen, fällt das Erste Viertel den 3., der Vollmond den 10., das Letzte Viertel den 17. und der Neumond den 25. Dec. Die Tage bleiben fast 8 Stunden lang. — Was nun die mit bloßen Augen wahrnehmbaren Planeten betrifft, so ist Merkur nur Anfangs noch als Morgenstern sichtbar. Venus, aus dem Schützen in den Steinbock rückend, geht als Abendstern zwischen 6 und 7¼ Uhr unter. Mars ist noch immer unsichtbar, aber Jupiter, im Löwen stehend, geht Anfangs um 9½, zuletzt schon um 7½ Uhr Abends auf, zeigt sich also die ganze Nacht. Saturn, noch immer im Wassermann, glänzt, nachdem er zwischen 6¾ und 4¾ Uhr Abends culminirt hat, im Südwesten, und kommt den 10. mit der Sonne in Quadratur. Uranus endlich ist Abends in den ersten Stunden nach Mitternacht in den Fischen leicht aufzufinden. — Den 21. tritt die Sonne in das Zeichen des Steinbocks; der Winter beginnt.

Witterungsregeln. In den Wintermonaten ist ein bedeutend hoher, anhaltender Barometerstand in der Regel mit starker Kälte und Ostwinden begleitet. Plötzliches Fallen der Quecksilbersäule und schnelles Drehen des Windes nach N bringt Schnee, worauf, sobald das Fallen fortdauert, gewöhnlich Thauwetter sich einstellt. Ist es bis Weihnachten ohne Unterbrechung kalt, so tritt in der Weihnachtswoche gewöhnlich Thauwetter ein. Fällt der Schnee groß und breit, wie Wolle oder Federn, und läßt er sich gut ballen, so kommt mäßige Kälte. Wenn es übrigens zu Anfange und Ende Decembers sehr kalt, in der Mitte jedoch und den Januar hindurch gelinde Witterung ist, so soll ein später Winter bis in den März hinein folgen. Flog während des Herbstes der alte Weiberfommer hoch über der Erde, so wird im Winter viel Schnee fallen, was auch geschehen soll, sobald im Herbste viele Nebel stattfanden. Man pflegt ferner im gewöhnlichen Leben zu sagen: Kalter December mit vielem Schnee verheißt ein fruchtbares Jahr; December kalt mit Schnee giebt Korn auf jeder Höh; grüne Weihnachten weiße Ostern; Donner im Winterquartal bringt bald Kälte ohne Zahl; stinkende Nebel deuten auf rauhe und kalte Witterung.

Bemerkenswerthe Tage. Dec. 3. Advent. — 8. Mariä Empf. — 14. Spiridion, Landespatron in Dalmatien. — 20. Quatember. — 21. Thomas. — 25. Weihnachten. — 26. Stephan. Böttcherwoche der Leipziger Neujahrsmesse. — 27. Johann Evang. — 31. Sylvester.

Die Blutrache.

Nach einer wahren Begebenheit.

Von W. Alexis.

„Ihre Pässe, meine Herrn?"

Die Reisenden blickten verwundert bei dem Zuruf auf, denn seit einer Stunde war ihnen auf diesem wilden Felsenwege durch eine der Schluchten des Monte d'Oro kein menschliches Wesen begegnet. Sie waren ihrem Führer mit den Maulthieren weit voraus, und zwischen den von der Vegetation fast entblößten, vielfach gezackten und geklüfteten Kalksteinmassen, die in allerhand, oft grellen Farben in den wolkenlosen, von Sonnengluth durchathmeten Horizont trotzig ihre Häupter streckten, schien auch das Thierreich verschwunden. Nur selten daß sich ein Habicht oder Geier bei ihrer Annäherung vom Steine erhob, und doch entweder sitzen blieb, oder verdrossen über eine so unerwartete und geringfügige Störung aufflatterte, um auf einem höheren Felsen sich nieder zu lassen.

Der Gensdarm, welcher ihnen plötzlich in den Weg trat, hatte die Reisenden wahrscheinlich schon von einem obern Punkt der Straße, die sich zur Bergscheide in Krümmungen hinschlängelte, bemerkt. Die Entzifferung der Pässe schien dem Diener der Ordnung einige Mühe zu machen. Sie benutzten die Zeit, sich in den Schatten einer Felswand zu stellen und den Schweiß von ihren glühenden Stirnen zu trocknen.

„Ich hatte diese Rast versparen wollen, sagte der Eine, bis wir die Scheide erreicht. Nun mögen wir hier einige Augenblicke ausruhen, um mit erfrischter Kraft das Schauspiel von oben zu betrachten."

„Auch wird die Abendbeleuchtung seine Schönheit erhöhen."

„Dessen bedarf es nicht," entgegnete der Erste, ein Mann in besten Jahren, zwar im runden Hute und bürgerlichen Ueberrock, dessen schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe jedoch den Geistlichen nicht verkennen ließen. Beide Männer sprachen französisch; beiden konnte man aber anmerken, daß es nicht eigentlich ihre Muttersprache war. Der Geistliche stieß die Worte mit italienischem Accent rasch aus. Auch sein Mienenspiel verrieth die sanguinische Natur des Südländers.

„Von Bastia nach Ajaccio," hatte der Gensdarm aus dem einen Passe herausstudirt.

„Und kommen heut von Corte," fiel der Abbate ein.

„Hier sind Sie auf dem halben Weg nach Ihrem Ziel," erwiederte höflich der Gensdarm, und schien jetzt erst den geistlichen Habitus des Reisenden zu bemerken, worauf er den Paß schnell zumachte, denselben mit einer Verbeugung zurückgab, das Kleid des Geistlichen küßte und um Verzeihung bat. Der andere Reisende erhielt sein Papier, ohne daß der Gensdarm sich die Mühe genommen, nur einen Blick hineinzuwerfen, ebenfalls zurück, vermuthlich durch eine solche Begleitung genügend für ihn legitimirt; dann wünschte er ihnen eine glückliche Reise und machte sich auf den Weg thalwärts, den sie zurückgelegt. Der Abbate bat ihn, ihrem Maulthiertreiber, wenn er ihm begegne, zu sagen, daß sie ihn hier erwarteten. „Ganz zu Ihrem Dienste, Signor," erwiederte der Gensdarm, sein Kasket berührend.

„Der Mann, welcher so oft vor den Assisen auf Ihren Wink horchen und fliegen wird, würdigte Sie hier kaum eines Blickes," sagte lächelnd der Erstere.

„Seine unerwartete Erscheinung in dieser Wildniß, entgegnete der Andere, spricht gegen Ihre Behauptung, mein Herr. Das Gesetz und die Cultur auch in dieser Wüstenei vertreten! Was wäre mit uns geschehen, wenn wir uns in Bastia mit keinen Pässen versehen, wie Sie es wollten?"

„Mich, wie Sie sehen, hätte er ohne Umstände durchgelassen, und, wenn ich es verlangt, mich begleitet, was übrigens eine schlechte Empfehlung für mich bei meinen Landsleuten gewesen wäre. Sie, vielleicht hätte er Sie arretirt, was einigen Spaß verursacht hätte, wenn der künftige Instructionsrichter von Ajaccio als Vagabund durch einen Gensdarmen vor die Polizeibehörde geschleppt wäre!"

„Ich würde mich gefreut und es ihm verziehen haben."

„Weil Sie kein Corse sind. Der gute Mensch, das versichere ich Sie, hätte Ihren Freundschaftsversicherungen nicht getraut, sondern würde bei erster Gelegenheit aus dem Dienste gelaufen sein, wenn man ihm nicht etwa mit einer Versetzung in einen entfernten District zu Hülfe gekommen wäre."

„Ich werde mir den Mann merken, der selbst auf dieser abgelegenen und wie Sie sagen verrufenen Straße so streng vigilirt."

„Aber verlassen Sie sich nicht auf ihn, Sie könnten sich sehr täuschen. Uns forderte er den Paß ab, weil er nach unserm Aeußern uns für fremde Reisende oder für Leute hielt, welche muthmaslich Pässe führten. Wo er das nicht voraussetzt, wird er nicht fragen, und wenn ein Contrebandier ihm begegnet, vorsichtig einen Seitenweg einschlagen."

„Sie verleumden Ihre Landsleute."

„Was heißt verleumden! Art ist Art. Es ist hier eine andere Art; die Geschichte hat es bewiesen."

„Sie reden von den Zeiten Paoli's und Theodors von Neuhof. Das Gesetz ist doch unter der Herrschaft Frankreichs als höchste Autorität anerkannt; ein Paß der Regierung —"

„Eine gezogene Büchse, ein scharfes Messer, unterbrach ihn der Abbate, sind und bleiben der beste Paß durch diese Gebirge."

„Hören Sie, wie fröhlich unser Bursch dort singt und mit seinen Maulthieren sich unterhält; er straft Sie Lügen."

„Nur ein Zeichen, daß er Niemand zu fürchten hat; er ist arm, also keine Räuber, harmlosen Gemüthes, also wahrscheinlich keine Feinde. Im Uebrigen könnten Ihnen die vielen Kreuze am Wege einen Begriff von der Sicherheit dieser Gebirge geben. Nicht Alle sind morsch und mit Moos bewachsen."

„Abbate! Sie sprechen nicht wie Jemand, der zwanzig Jahre sein Vaterland nicht sah und zehn Jahre die Pariser Luft kostete."

„Ich gestehe Ihnen, daß in der Luft dieser Berge mein Blut in eine eigne Wallung geräth. So manche Erinnerungen, die ich in ernsten Studien, im Dienste der Kirche, in der anmuthigen Gesellschaft jener ersten Geister der Nation für abgethan hielt, tauchen in mir auf. Doch genug davon, wir wollen unsern Führer abwarten."

„Sie könnten selbst Führer sein. Ich sehe es an Ihren Blicken, bald hier, bald dorthin gerichtet, daß Sie mit der Gegend bekannter sind, als Sie zugestehen wollen."

„Ich ging einmal als Knabe den Weg," entgegnete rasch abbrechend der Andere und wandte sich zum Maulthiertreiber um:

„Beppo! Du treibst die armen Thiere zu rasch an. Laß sie verschnaufen, es war ein heißer Tag. Wir sind nicht so eilig."

„Aber ich bin eilig," entgegnete der kecke Bursch.

„Ein guter Corse, Beppo, nimmt sich Zeit zum Guten und Bösen, damit er sicher ankommt."

„Aber ich nicht, heute nicht, Signor. Alles zu seiner Zeit, aber, — ja wenn Ihr das wüßtet —" und er schwenkte mit trotzender Gebärde seinen bunt bebänderten Hut in der Luft. — „Ja wenn das nicht wäre, da könnten die Signors sich von einem Andern treiben lassen. Ich bin kein Eseltreiber. Sehen Sie mir das nicht an? Nur zu Hause wollte ich, schnell, schnell, da hörte ich, daß die Signors auch des Weges wollten. Sancta Ursula und Sancta Brigitta, ich sprach meinen Vetter an, den Schenkwirth, mit dem Ihr verhandeltet. Du bist ein Sausewind, sagte er, und nun bin ich ein Eseltreiber. Ho, he, fort! hi! hu! Marcillo, Cadillo, nach Hause, könnt Ihr Euch selbst den Weg suchen."

„Nun und was ist denn das, Beppo, was, wenn es nicht wäre — ?"

„Was es ist! — Was bin ich denn? — Seht Ihr mir's nicht an? Ein Bräutigam! des Müllers Tochter aus der ersten Gravonamühle, die Marcella, ist meine Braut."

„Ein solcher junger Bursch! Du mußt noch wachsen."

„Das sagte die Marcella auch; vor einem Jahre sagte sie es.

Der schwarze Andrea ist um einen Kopf größer, den möcht ich schon lieber; aber ein Jahr will ich noch warten, wenn du dann so groß bist als er, dann will ich Euch messen, sagte sie. Nun hat sie uns gemessen; dem Andrea strich sie das Haar mit ihrer weißen Hand glatt und meines zerrte sie, als wollte sie mir 'nen Zopf nach oben drehn. Beppo ist größer, schrie das Wettermädel, und ich sprang drei Schuh in die Luft."

„Und Andrea?"

„Der war nicht mehr kohlschwarz; pechrabenschwarz ward er. Hatte sich ein Jahr lang hänseln lassen von der pfiffigen Dirne, es hatte ihr viel Spaß gemacht, und hatte es wirklich geglaubt. Na der zog ab, wie der Fuchs vom Taubenschlag."

„Nimm dich in Acht, Beppo."

„Dafür bin ich Beppo! Aber es hat nicht viel auf sich. Das ist der reichste Müller im Gravonathal, ihr Vater, und hat eine Sippschaft! Und seine Sippe und unsere —"

„Das hindert nicht, daß er dir nicht auf einsamem Wege ein Messer durch die Rippen jagt."

„Ich bin ja mit Euch, Signore. Das sagte mein Vetter in Corte auch. Darum gab er mir seine Esel mit und Euch. Halte gute Gesellschaft, sagte er. Und nach Corte zog ich mit einem Detachement Conscribirter. Die Leute dachten, ich wäre auch Einer, und wunderten sich, daß ich so lustig sei. Nein, sagte ich, ich bin conscribirt zum Heirathen; und in Corte habe ich mir meine Scheine geholt. Wollen die Signores nicht aufsteigen? — Meine Müllerstochter müssen Sie sehn, wir kommen durch; das ist ein Mädchen, das Wasser läuft Einem im Mund zusammen. Und sie wird Ihnen sagen, daß ich ihr Bräutigam bin."

Die Reisenden zogen es vor, bis auf die Gebirgsscheide zu gehen.

„Ein Kernbursch vom fröhlichsten Gemüth, ein unverdorbener Sohn der Natur," sagte der Richter.

„Ein Corse, ein Sohn seines Volkes, entgegnete der Abbé, des Volkes, mein Herr, aus dem auch den Buonapartes ihr Napoleon geboren ward; des Volks, über das schon Rousseau sein prophetisches Wort gesprochen hat, das in Erfüllung ging. Die Art hat sich nirgend verleugnet, nicht in Napoleons Heeren, nicht unter dem Pöbel der Pariser Gassen. Das Blut will sein Recht, und um dazu zu kommen, läßt es seine Eisentheile gähren. So unbändig der Bursch in seiner Freude, so unbändig würde er in seinem Schmerz sein. Hätte das Mädchen ihn gefoppt, weh dem Andrea; da es den Andrea gefoppt, so könnte es mit seiner Freude ein Mal rasch aus sein."

„Sie meinen wirklich —"

„Der Durst nach Rache liegt tief im Menschenblute."

„Von einem Diener der Kirche das, der mir erst in Bastia seine strengen Grundsätze mittheilte, und kaum über diese Berge —"

„Spricht der Corse aus ihm, meinen Sie. Nun ja, mein Herr,

erst ward ich geboren und dann geweiht. Zuerst bin ich Corse. Sie, wie Sie mir vertraut, sind aus dem Elsaß; also zuerst Deutscher, dann Franzose. Auch in Ihren Urtheilen über Politik, Religion, Justiz, glauben Sie nicht, daß ich die Einflüsse des Deutschen Blutes heraus erkannte, wie sehr Sie sich auch Mühe geben, ein guter Franzos zu sein. Expellas furca naturam! Das ist ein weites Thema."

Sie hatten im Gespräch die Wasserscheide des Monte d'Oro auf dieser Seite erreicht. Der Abbé hatte nicht zu viel gesagt, als er behauptet, es bedürfe zur Schönheit des Schauspiels, das sich ihrem Auge plötzlich hier entfaltete, nicht erst der Abendbeleuchtung; wiewohl diese allmälig eintrat und die Sonne schon mit ihren niederwärts gehenden Strahlen das Meer berührte. In weiter Ferne glänzte dasselbe, azurblau von Purpurduft übergossen; weiße Segel, von hier freilich nur wie Punkte erscheinend, blähten sich darin, und dieses Meer, freudestrahlend wie die Heiterkeit des Südens, war ein doppelt schönes Gemälde, da es durch die Klippen und bewaldeten Berge des Gravonathales von beiden Seiten eine schöne Staffage erhielt. Die Reisenden standen in einem Sattel des Bergrückens vor diesem Gravonathal, welches dicht unter ihren Füßen wild und zerrissen war, gebleichtetes, nacktes Gestein, gleich dem Wege, den sie heraufgemacht; aber je tiefer das Auge den Krümmungen des Flusses folgte, so lachender, mannigfaltiger, reizender ward das Thal, durch bewaldete Bergknollen, Oliven, Kastanienhaine, und fernhin sah man schon das hellere Grün der Weinberge. Der Rauch schlängelte sich aus den Schornsteinen der thurmartigen steinernen Gebäude, deren flache Dächer hie und da durch das mannigfach gefärbte Grün vorblickten. Auch konnte man schon durch das Brausen des niederstürzenden Gravonabaches das Klappern einer Mühle hören.

Während Beppo, der sich zwischen sie gestellt, dem Geistlichen den Punkt zeigte, als den merkwürdigsten von allen, wo die Mühle liege, in der der merkwürdigste Gegenstand des Thales, Marcella, wohne, und während er aufjauchzend plötzlich in die Hände klatschte, als ein dünner Rauch an jener Stelle aufzuwirbeln anfing, und rief: „Seht, jetzt macht sie Feuer an zum Abendessen," — betrachtete der andere Reisende die näher liegende Scenerie, welche von allen Schauern öder Gebirgsrücken erfüllt war. Hinter ihm ragten zur Linken die nackten, senkrechten Kalksteinwände des Monte d'Oro, mit ungeheuren Spalten, wie durch ein Riesenmesser geschnitten, und angeglüht von der untergehenden Sonne; rechts folgte sein Auge dem entferntern, aber verwandten Schauspiel, welches die zerrissenen Pics und Felswände des Monte Rotondo darboten. Von dieser rechten Seite kam die Gravona, ein hundert Fuß unter ihnen über Felstrümmer dahin brausend, und jenseits der Kluft erhob sich das andere Ufer steil und gezackt, und um ein bedeutendes höher.

Von der Cultur und der Vegetation war es verlassen, man ent-

deckte keine Spur eines Weges und doch glänzte über einer kleinen Platteform ein goldener Heiligenschein, jetzt in der Abendsonne flimmernd. Es mußte also auch hier ein Heiligenbild stehen, zu dem fromme Pilger den mühsamen Weg hinauf fanden. Während der Richter sich Mühe gab, die Umrisse des Bildes zu erkennen, glaubte er sich etwas dort bewegen zu sehen; es glänzte ein länglicher Strahl wie von Metall, dann blitzte Pulverdampf. Im Momente darauf krachte es. Als ein zehnfacher Wiederhall durch die Berge schütterte, stürzte Beppo, mit dem Ausruf: „Jesu Maria!" zu Boden. Die Kugel, welche ihn durchbohrt hatte, würde, wenn sie nur einen halben Schritt rechts oder links gegangen, den Richter oder den Geistlichen getroffen haben. Aber sie hatte Beppos Herz nur zu gut gefunden. Seine letzten Worte waren: „Andrea!" — „Marcella!" Bei dem ersteren wandte sich sein brechendes Auge nach der Felswand drüben und seine Hand zog sich krampfhaft zusammen.

„Hülfe!" rief der Richter, ohne zu wissen wohin. „Die ist hier nicht zu haben," entgegnete der Geistliche, und war über dem Sterbenden niedergekniet, um ihm die letzten Dienste der Religion, so weit die Umstände es möglich machten, zu erweisen.

Es schien, als färbe das dem Sterbenden entströmende Blut Himmel und Erde. Auf einen Augenblick, die Sonne sank gerade in ihr Wellengrab, wurden Fels, Strauch, der Boden, der Kniende und der Liegende von einer Purpurgluth getränkt. Der Reisende schauderte, als er seine eigene Hand wie mit Blut übergossen sah. Es war nur ein Augenblick. Das Purpurroth ging in ein Violett über, das Violett verwandelte sich in ein todtes Grau. Der Abbate war aufgesprungen und hatte die Maulthiere gefaßt: „Aufgestiegen, Signor! Schnell! An diesem Ort ist nicht weilen."

„Unmöglich können wir den Sterbenden hier allein —"

„Er ist todt, er hat gebeichtet und die Absolution empfangen. Da ist nichts mehr zu thun."

„Er ist noch warm."

„Aber bis er kalt ist, wissen Sie, ob wir da noch warm sind? — Um aller Heiligen Willen, rasch auf! — Ich kenne den Weg. — Im Vorüberreiten melden wir's in der Mühle. Das ist das einzige, was wir in dieser Lage thun können."

Mit Widerstreben bestieg der Richter das Maulthier. Wenn sein Gefährte ihn verließ, was sollte er allein bei der Leiche, in der Nacht, in diesem Gebirge, in einem ihm fremden Lande? Daß Beppo wirklich todt war, davon hatte er sich überzeugt.

Es war ein trauriger, schweigsamer Ritt; der Abbate spornte die müden Thiere an. Auch bei der Mühle hielt er nur einen Augenblick, um einem Knechte, der vor der Thüre stand, vom Sattel herab die traurige Nachricht mitzutheilen. Das Tageslicht war noch nicht ganz

erloschen, als sie in einer freundlichen wohlhäbigen Alberge abstiegen, um zu übernachten. Es war noch mitten im Gebirge. Eine von Wein umrankte Loggia, in welche man sie führte, bis ihr Zimmer in Ordnung wäre, bot die Aussicht auf das tiefere Thal, und das Meer glänzte noch im Silberlicht in der Ferne.

Während der Abbate auf dem Hofe mit den Wirthsleuten sich unterhielt, hatte der uns näher stehende Reisende einige Notizen in sein Tagebuch gekritzelt, so weit das Licht es gestattete. Notizen über einen Mord, während der balsamische Wohlgeruch einer befriedigten Natur aus Millionen Kräutern und Stauden, die Ruhe und der tiefe Frieden der Schöpfung um ihn athmete.

„Sie können Ihre Studien, sagte der Geistliche, und Ihren Beruf als guter Deutscher oder Franzose nicht vergessen. Aber ich rathe Ihnen, schlagen Sie die Sache aus dem Sinn. Der Ort gehört nicht mehr in Ihren Gerichtssprengel. Es ist nicht gut, in diesem Lande sich um Dinge zu kümmern, die uns nicht selbst berühren. Man weiß nicht, in welche Verwickelungen man gegen seinen Willen geräth. Ich habe auch hier nichts von dem Vorfalle erwähnt, denn wer weiß, in welchen Verbindungen dieser Andrea oder Beppo zu den Leuten steht. Auch in der Mühle sahen Sie, daß ich unsere Namen nicht nannte, ich that nur, was meine Christen- und Nächstenpflicht forderte."

„Mein Herr, ich meine, jeden Menschen, vor dessen Augen er begangen wurde, geht ein Mord so weit an, daß er alles thun soll, damit der Mörder den Händen der Gerechtigkeit überliefert werde. Zudem werden Sie wie ich als nächste Zeugen vorgefordert werden. Es ist daher gut, bei Zeiten sich aller Umstände zu erinnern."

„Wer wird uns vorfordern?"

„Die Gerichte."

„Wenn sie von der Sache Notiz nehmen."

„Weshalb dann Justiz in Corsica?"

Der Abbate lächelte, während er doch in ernsten Gedanken schien: „das frag' ich mich zuweilen auch. —"

„Am Ende vertheidigen Sie auch die Blutrache?"

„Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden."

„Aber das Gesetz hat dies furchtbare Gebot in Regeln und Formen gebracht, damit kein unschuldiges vergossen werde."

„Und doch kann man eine Geschichte in vielen Bänden schreiben von den Justizmorden in den Ländern der sogenannten Cultur."

„Rechtfertigt das die Blutrache?"

„Was ist denn Gerechtigkeit auf dieser Erde! — Ein Bettelmantel mit goldenen Flittern besät, um die Gebrechlichkeit unsers Wissens zu verstecken. Fischen Sie Regeln auf dem Grunde des Meeres, weben Sie aus den Mondenstrahlen Formeln um Unrecht zu verhüten, es bleibt Flickwerk, Lumpen."

„Ich meine nicht, fuhr er ruhiger fort, daß mein Volk darum

glücklicher würde, wenn es sich demüthig unter dem eisernen Buchstaben des Gesetzes beugte, statt im warmen Blute sich selbst Recht zu verschaffen. Man wünscht ja die Zeiten der Patriarchen wieder; so sei man doch zufrieden, daß in diesen Inselbergen ein Völkchen sich erhielt, wo die patriarchalischen Bande noch Kraft haben, wo Liebe, Treue und Haß noch in der Menschenbrust operiren, unverblaßt, unvermittelt durch die Cultur. Wenn alle ursprünglichen Säfte in den europäischen Nationen ausgestorben sind, daß der Lebensathem in dem großen Meere der monotonen Cultur stockt, vielleicht holt man von unsrer Insel eine Lymphe, um wieder Naturfrische in die degenerirte Menschheit zu impfen. Wenn Ihre Bossuets, Fenelons, wenn Ihre Theologen und Philosophen, wenn Ihre Gesetzgeber, ja selbst Ihr Mirabeau, vergebens gegen die Thorheit des Duells gekämpft, so hat wenigstens die cultivirteste Nation der Welt kein Recht, uns armen Corsen jene Tradition zum Vorwurf zu machen. Im Duell unterliegt der Beleidigte so oft als der Beleidiger; der Dolch des Corsen trifft immer nur den Beleidiger. Wenn die Franzosen das Duell aufgegeben, wollen wir der Blutrache entsagen."

„Das ist ein langer Weg."

„Unserer nach Ajaccio morgen wird kürzer sein, wandte der Abbate, der fühlte, daß er zu heftig geworden, mit einer höflichen Wendung ein und erhob sein Glas. Auf ein fröhliches Zusammentreffen dort, mein Herr Instructionsrichter."

Der Richter stieß lächelnd an: „Fürchten Sie das nicht?"

Die Wirthin, eine runde behagliche Frau, welche schon früher ihre Bekanntschaft mit dem Abbate erneuert, war jetzt mit dem Nachtisch eingetreten.

„Allerheiligste Mutter Gottes, rief sie, den Herrn Antonio Samperi so wieder zu sehn, das hätte ich mir nicht im Traume einfallen lassen! Aber doch, ich sagte es gleich, als die Herrn abstiegen, den Herrn mußt du schon gesehn haben. Und das sind nun achtzehn, nein, zwanzig Jahre her! Du lieber Gott, aber wie aus den Augen geschnitten. Na, die lieben Verwandten in Cortina werden einmal die Augen aufreißen. So groß war der Antonio damals, ja, ja, ich entsinne es mich noch wie gestern, fünfzehn Jahr alt, oder so darum. Freilich da kann man noch nicht groß sein! Und nun jetzt zur Pfarrei in Ajaccio vocirt! Ich sage doch, die Samperi kommen zu Ehren, und sie verdienens auch. Ach und die Schwester wird sich freuen, den Bruder wieder zu sehn."

„Kennt Ihr meine Schwester?"

„Ich die Signora Julietta nicht kennen, das schönste Mädchen in Ajaccio, ich meine, wenn sie zum Ball nach der Stadt kommt! Alle reißen die Augen auf. Da ist nur eine Stimme. Das ist eine Dame. In den Pariser Kleidern sieht sie auch ganz anders aus. Der Signore wird sie gar nicht wieder erkennen, so schön ist sie."

„Das glaube ich, entgegnete der Geistliche mit einem leichten Seufzer, denn sie ward erst geboren, nachdem ich Corsica verlassen.“

„Richtig, richtig, das war ja —“ die Wirthin schien sich auf etwas zu besinnen, was ihre Zunge plötzlich stocken machte. Der Abbé schien nicht geneigt sie zu lösen, sondern ging rasch auf Fragen über andere Gegenstände über.

„Je nun, Signore Curate, mit denen geht es so, wie's geht. 'S sind schlimme Zeiten. Der Eine steigt, der Andere fällt. Der Handel will nicht mehr gehn wie sonst. Die Douanen sind gar zu streng. Das will auch gar nicht mehr durch die Finger sehn, lieber Gott, und wir sind doch Alle Christenmenschen! Reiche Leute giebts gar keine mehr.

„Gar keine! Das ist hart.“

„Je nun bis auf ein Paar. Die Cavallo, die sind wie die Grafen. Ihr neues Schloß auf dem Olivenberg am Meer, da brauchte sich kein Fürst drin zu schämen. Der alte Vicente hats noch gebaut. 'S kommt ja auch Alles von dem; die jungen Herrn sind zu vornehm. Wenn der Romano durch die Straßen reitet, hui wie preßt er seinen Araber und streicht sich den Kinnbart. Der dünkt sich was.“

„Der alte Vicente — ist nicht mehr?“

„O das sind ja schon über zehn Jahr. Da konnte man doch sagen, Gott hat's so gewollt. Steinreich war er schon, und hatte mit Nichts angefangen, es wuchs ihm nur so über Nacht, denn bei Nacht war auch nur sein Erwerb. Nun hatte er es doch, wie er es nur wünschen konnte, er konnt's aber nicht genießen, mußte immer wieder auf die See. Ein Gensdarm bei Nizza hatte ihm schon das Ohr abgehauen, aber er mußte schmuggeln, konnte ohnedem nicht leben. Da kam's denn, im Hafen von Livorno, als er eben abstieß; die Kugel pfiff ihm durch die Schulter, ließ das Ruder fallen und fiel ins Wasser—“

„Ein Fraß den Fischen!“ fuhr der Zuhörer mit einer heftigen Bewegung, die man ihm schon früher hätte anmerken können, auf.

„Gott bewahre mich, er ist wie ein Christ gestorben, sein Tod war besser als sein Leben. Seine Leute zogen ihn raus, ruderten sich beinah zu Tod. Dann hat er auf Elba gebeichtet und die Absolution erhalten, und sie haben ihn nach Ajaccio gebracht, und das war ein Begräbniß, wie man's noch nie gesehen hatte. Nein, das muß man ihm lassen; er ruht in geweihter Erde, und in allen Kirchen wurden, ich weiß nicht, wie viel hundert Seelenmessen gelesen. Und das allein hat ihn gekümmert, daß er seinen Reichthum keinen Kindern hinterließ. Seine Neffen, aus denen er bei Lebzeiten nicht viel gemacht, haben Alles gekriegt. Sie haben ihm aber auch ein Denkmal gesetzt, das kann sich sehn lassen.“

„Bei Euch stehts nicht zum Schlimmen; Ihr seid sehr froh,“ sagte der Geistliche, der seine Aufregung überwunden.

„Und sollt' ich's nicht sein, Mein Sohn, der Beppo — ja so,

den kennt Ihr nicht — der hat gefreit und kriegt das Mädel, des Müllers Tochter von oben, wo Ihr vorbei geritten, das schmuckste Mädchen und das reichste im ganzen Thal. Die Familien, sonst mochten sie sich nicht, das hat sich nun ausgeglichen, und das kann für die Zukunft recht gut werden für uns Alle. Er mußte lange warten, bis sie ja sagte, es war so mancherlei dabei; aber ich wußt es schon, durft's nur nicht verrathen. Die Marcella ist ein Schelm, aber ein Mädchen in der Wirthschaft, das rührt sich nur so unter ihrer Hand. Und eine Hochzeit solls werden! — Je, der Beppo war ja in Corte, daher die Signore gekommen. Haben Sie denn meinen Beppo nicht gesehn, er ist blond, so groß, und etwas links, aber —"

Ein Lärm, ein Schrei, ein entsetzlicher Schrei, rief die Wirthin in den Hof, und ersparte den Reisenden eine peinliche Antwort. Sie sahen sich beim Schein des Windlichtes schweigend mit bedeutungsvollen Blicken an, als das Weib, die Hände übern Kopf ringend hereinstürzte, die Reisenden anstierte, dann wieder hinaus lief und im Augenblick drauf wieder kam.

„Ihr — Ihr — kommt von Corte mit den Maulthieren — mein Beppo ist — todt!"

„Ich sah ihn sterben, entgegnete der Abbate rasch, er starb, von der Kugel des Mörders getroffen, in meinem Arm, aber nach der Beichte, als guter katholischer Christ, und hat die Absolution empfangen."

Die Mutter stürzte ihm zu Füßen und bedeckte die Hand des Geistlichen mit ihren Küssen und Thränen: „Er ist als guter Christ mit der Absolution gestorben. Ave Maria!"

Trauer und Schmerz hatten nur das Recht des ersten Augenblickes, der nächste gehörte schon einem andern Gefühle an. „Andrea!" und „Rache!" waren die Worte, die murmelnd von Mund zu Mund gingen. Die blassen Gesichter wurden roth und im Schein der vielen angezündeten Fackeln funkelten Gewehrläufe, Messer, Schwertklingen. Die Männer und Burschen der Alberge, durch die der Mühle verstärkt, bildeten eine Bande, vor der selbst ein bewaffnetes Corps in diesen Bergen Respect gehabt hätte.

Aber die wilden Ausrufungen waren eben so schnell verstummt; man besprach sich leise. Wer der Mörder war, darüber war kein Zweifel; man befragte nur den Geistlichen näher nach dem Orte, wo der Schuß gefallen. Man berechnete Entfernung und Zeit und ein höllischer Jubel zückte in ihren Mienen, daß der Mörder von jener Klippe des andern Ufers einen solchen Umweg nach seinem Hause hätte, daß man ihn noch unterweges abschneiden könne.

„An der Rocca perduta treffen wir ihn, aber wir müssen durch den Soradach," sprach der siebzehnjährige Federigo, Beppo's jüngerer Bruder, mit der Miene eines erfahrenen Feldherrn; und indem er

seine neue Taschenuhr zog, sagte er in einem bestimmten ruhigen Tone: „Zwischen 11 und Mitternacht. Vorwärts Signore!"

Daß keiner, der Waffen tragen konnte, sich ausschloß, schien sich von selbst zu verstehen. Wie es kam, daß auch der künftige Richter von Ajaccio sich anschloß, darüber wußte er sich selbst später nicht Rechenschaft zu geben. Der Abbate ging ja auch mit. Vielleicht fürchtete der Fremde allein zu bleiben in dem Hause der Verzweiflung. Die Leiche war angekommen; die Mutter lag darüber in Ausbrüchen des Schmerzes, der Wuth und Verzweiflung, die das Ohr verwundeten und das Herz erschütterten. Sie stritt sich mit Marcella, um das Recht den Todten am meisten zu beklagen, die letzten Küsse auf seine kalten Lippen zu drücken.

Aber als der Zug der Rächer über Feld und Acker, durch einsame Bergpfade streifte, in tiefem Schweigen, — auch die Fackeln hatte man wieder gelöscht, da man sich dem Serabache näherte, — schlüpfte an unserem Reisenden eine jugendlich kräftige Frauengestalt vorüber, in ihrer Hand blitzte ein Dolch. Es war Marcella; der Durst nach Rache war heftiger als der Schmerz um den Geliebten, ein Weib, welches es wohl mit einem Manne im Kampfe aufgenommen hätte.

Wir verfolgen nicht ihren düstern, langen, beschwerlichen Weg, wie sie mit Gefahr die abschüssigen Wände des Baches hinabkletterten, um mit noch größerer Mühe die jenseitige Wand zu erklimmen. Marcella schwang sich elastisch wie eine Gemse von Stein zu Stein, auch der Abbate schien kaum der Hülfe des älteren Mannes zu bedürfen, den der Fremde erst jetzt bemerkt hatte, obwohl er doch schon im Hofe sich der Bande zugesellt. Der Geistliche ging oft Arm in Arm, und sprach viel und geheim mit ihm.

Die Rocca perduta lag vor ihnen, ein wüster Fels mit einer breiten Wand, die sich in verschiedenen kleinen Absätzen ins Thal des Baches senkte. Ueber den Kamm des Berges ging der schmale Pfad, den der Mörder kommen mußte und — er kam! — sagte ein leises Pfeifengeschrill, flüsterten die zitternden Stimmen. Er kam, und wenn er herunterstieg, hier ward er empfangen. Der Reisende wunderte sich, daß man die Fackeln wieder anfing anzuzünden: „das muß ihn ja verscheuchen und er flieht zurück."

„Er kann nicht mehr zurück, entgegnete leise der Begleiter des Abbate. Die von der Mühle sind jenseit des Felsen hinaufgeklettert und schneiden ihm den Rückweg ab."

Auch von drüben glänzte jetzt röthliches Licht und die Pfeifen, nicht mehr dumpf und verstohlen, sondern hell, herausfordernd, höhnisch, antworteten sich. Beim Fackelschein, der immer heller loderte, sah man die Gestalt des Verfolgten, unschlüssig auf dem Kamm des Berges stehn. Er hatte seine Flinte von der Schulter genommen.

Ein canibalisches Athmen von teuflischer Lust, Töne der Wuth, Erwartung, des Entzückens, bebten um den Fremden, die ihn in die Zeiten Roms versetzten, wo das edelste Volk der Welt in der Arena

den Augenblick erwartete, daß die Pforten des Zwingers sich öffneten, um die wilden Bestien auf ihre zitternden Opfer loszulassen. — „Ergreift ihn, überlaßt den Verbrecher dem strafenden Arme der Gerechtigkeit; seine Strafe, eine härtere Strafe, als Ihr ihm bietet, ist ihm sicher.“ Er wollte es sprechen, aber das Wort blieb im Munde stecken. Wer hätte ihn gehört, und wenn — mit welchen verwunderten höhnischen Blicken hätte man ihn niedergedonnert!“

„O Sanctissima!“ rief Marcella, die Hände über'm Kopf ringend, und convulsivisch ihren Körper beugend. „Er tritt an den Rand! Wenn er sich hinunterstürzte.“

„Keine Furcht! beruhigte sie eine andere Stimme. Du siehst ja, Federigo schleicht hinauf. Er ist schon auf halbem Weg. 'S ist an Federigo, er läßt sich's nicht nehmen. Da legt er an.“

„O glückseliger Federigo!“ seufzte mit der furchtbar süßesten Stimme die Braut.

Von den Fackeln und dem dürren Gestripp, welches man angezündet, war die wüste Felswand jetzt mit einem schauerlichen Roth übergossen; ein Licht, in dem man alle Gegenstände deutlich erkennen mochte. Federigo's Schuß krachte, aber zu spät; im Augenblick vorher hatte Andrea sich rückwärts nieder geworfen. Die Felswand nach dem Thale war, wie gesagt, steil abschüssig, aber von Gerüll bedeckt und hatte mehrere Vorsprünge und Absätze. Es war ein lebensgefährliches Wagestück, aber nicht in der Absicht, sich zu zerschmettern, hatte sich der Verfolgte hinabgestürzt. Ein gewandter Bergkletterer, rollte er, die Arme hinter sich ausgestreckt, den Kopf zurück, auch mit der Flintenkolbe Boden fassend, den Abhang hinunter. Athemlos, mit bangen Herzschlägen, den Kopf übergebeugt, folgten ihm die Blicke der Zuschauer. Er schlug nicht um, er überrollte sich nicht. Nachdem er etwa achtzig Fuß gerutscht, sank er auf einer der felsigen Vorsprünge nieder. Er war gerettet und — verloren. Unter ihm gähnte der Abgrund, der Fels hing hier über, kein noch so schmaler Pfad führte zu den Seiten. Er schien gesichert und war gefangen.

Den nächsten Augenblick knackten ein halb Dutzend Hähne. Ein, zwei, drei Schüsse fielen; aber die Kante, auf welcher Andrea stand, schoß an der Seite in eine Felsenspitze aus, welche dem Verfolgten als Brustwehr diente. Von der andern Seite, wo die Müller heraufgekommen, war der Punkt nicht zu beschießen. Jetzt sah man auch Andrea seine Doppelflinte anlegen; er zielte, doch entweder fehlte es dem geübten Schützen an Raum, oder er war vom Sturze schon verwundet, seine beiden Augen zischten durch das Laubwerk über ihren Köpfen.

Die Müller waren jetzt von der andern Seite auf den Bergesgipfel gestiegen; sie rollten Steine hinunter, die ihn aber mehr belästigten als ernstlich gefährdeten, denn die größeren sprangen über seinen Kopf in Bogensätzen in den Abgrund. Da traf ein Schuß, als Andrea, um einem Stein auszuweichen, sich vorgebogen, ihn in

den Arm. Man hörte keinen Schmerzenslaut; aber der Arm mußte gelähmt sein. Der Abbé klopfte dem Schützen auf die Schulter: „Bravo!“ und ein Blick war es, der den Reifenden entsetzte. Welche Leidenschaft konnte ihn, den diesem Vorfalle, diesen Personen so fremd stehenden Mann, entflammen?

Die Aufmerksamkeit war plötzlich auf einen andern Gegenstand gerichtet. Die Steine rollten zwar nach, und wahrscheinlich hätten sie die Lage des Unglückseligen ganz unhaltbar gemacht und ihn zu dem Entschluß gebracht, welchen Marcella noch immer fürchtete, als man etwas seitwärts Federigo auf der Schurre bemerkte, auf welcher Andrea sich herabgelassen. Er war leichter als sein Vorgänger angethan, seine Glieder schienen jünger, elastischer. Er ließ sich vorsichtiger, leise hinab. Mit lautlosem Bangen folgten ihm Aller Augen, bei jedem Stein, an den sein Haken sich halten wollte, und der fortrollte, ein Aufstöhnen der Angst, bei jeder glücklichen Lage, in die er durch eine geschickte Wendung sich versetzte, ein zufriedenes Lächeln. Es war ein Wagestück, der Knabe suchte den Löwen in seiner Höhle auf. — Der Löwe war zwar ermattet, mehr als aus einer Wunde blutend, aber er konnte, wenn er den neuen Feind gewahrte, mit seiner letzten Todeskraft ihn umklammern, ihn nur festhalten, und die unausbleibliche Folge des Kampfes auf der engen, schwindelnden Felskante, wo kaum Einer Platz hatte, wäre gewesen, daß Beide in den Abgrund stürzten. Battista, wie des Abbés Gefährte genannt ward, murmelte schon: „Der arme Junge!“ Aber Andrea gewahrte den neuen Feind nicht, bis er mit einem prasselnden Steinregen ihm zur Seite niederschoß. Ehe er sich umwenden konnte, war Federigo's Messer zwei Mal in seinen Hals getaucht. Krampfhaft streckte er die Hand nach dem Rächer aus, aber die Kraft verließ ihn. Seine Knie wankten, er stürzte in den Abgrund.

Der Fremde hatte genug gesehn, er wandte das Gesicht ab, aber das Ohr konnte er nicht verschließen vor dem Jubelruf, vor der dämonischen Freude, die sich in einem schallenden Bravo, einem Händeklatschen wiederholte, welches weniger der That, als dem Muth und der Geschicklichkeit des Thäters galt. Auch sah er nicht, wie Federigo aus seiner gefährlichen Lage durch die Andern gezogen ward. Aber als er jubelnd von den Cameraden herabgeführt ward, das blasse Mörder- oder Scharfrichtergesicht des Knaben vom Fackellicht umspielt, da sah er Marcella, ihre Arme ausbreitend, ihm entgegen stürzen, ihm um den Hals fallen. Sie nannte ihn ihren Rächer, ihren Ritter. Im Uebermaaß ihrer Erregung stürzte sie vor ihm auf die Knie und küßte das Blut von seinen Händen. — Battista meinte: „Ei, der Federigo wird doppelt seinen Bruder beerben.“

Den Fremden schauderte, mit dieser wilden Mordbande zurückzugehen, er stellte sich in den Schatten eines Baumes, um ihnen abgesondert zu folgen. Als er einen letzten Blick auf die noch roth angeleuchtete Felswand warf, reichte ihm der Abbé seine Hand: „Auf jenem

Felsen, mein Herr, fiel vor zwanzig Jahren auch mein Vater. Der graue Felsen glühte auch wie jetzt im Abendroth; vor meinen Augen fiel er, und ich konnte ihn nicht rächen, wie jener glückliche Federigo. Haben Sie mich nun verstanden?"

Es war dem Reisenden lieb, daß sein Gefährte sich von ihm trennte, noch lieber, als er im Wirthshaus ihn nicht mehr fand.

Die Wirthin war am nächsten Morgen schon wieder eine ganz andere Frau. Auf den Schmerz war Balsam geträufelt, der sogar einen gewissen Stolz, eine Art Freude hervorgerufen. Die Schuld, die auf der Familie lastete, war bezahlt, sogar durch die Hand ihres zweiten Sohnes, der ältere war mit der Absolution gestorben, die Freundschaft mit der Müllerfamilie durch Blut festgekittet, möglicherweise leuchtete schon der Mutter die Hoffnung, daß Federigo, der glückliche Rächer, in alle Rechte des todten Beppo treten werde; es war also alles in Ordnung. Vor den Folgen der neuen Mordthat schien sie gar nicht besorgt, ihr blieb nur noch übrig, der Leiche die letzte Ehre zu erweisen, und das war nur eine Besorgung, welche ihre Thätigkeit in Anspruch nahm, ihre Seele zerstreute. Sie konnte sogar ihrem Gast über andere Dinge Rede stehen.

„Ja der gute Herr Antonio Samperi reiste gestern schon ab; er traf in der Nacht hier mit seinem Vetter Battista zusammen. Weiß nicht, ob das gute Gesellschaft für ihn ist, weiß auch nicht, ob er sehr froh sein wird, wenn er in Ajaccio die Neuigkeit hört. Ich wollt's ihm nur nicht sagen, aber der Battista wird den Mund nicht gehalten haben. 'S ist mit den Samperi's eine eigene Sache. Zu ihrer Zeit war das 'ne Familie, alt, sehr alt, und sie hielten was auf sich. Ihre Besitzungen, die gingen ja bis über's Gebirge. Aber sie waren zu stolz, nicht gerade wie die Cavallo, ich meine die jetzigen jungen Herren. Nein 's war so mehr was von innen. Lieber arm, sagten sie, als niedrig. Da ging denn ein Gut nach dem andern hin, und ihnen zum Hohn kauften's die Cavallo auf. Auch das schöne Meeresschloß auf dem Olivenberge, das der Vicente Cavallo hat bauen lassen, wie's noch nicht gebaut war, nämlich der alte Thurm, das war eigentlich das Stammhaus der Samperi."

„Leben die Familien in Feindschaft?"

„Das wißt Ihr nicht! Weiß Niemand eigentlich, von wannher es sich schreibt. Nur zu des Paoli Zeiten vertrugen sie sich; aber das war auch nur so — so. Und dann kam die Geschichte hier."

„Welche?"

„Nun, daß der Herr Marco Samperi drüben an der Rocca perduta vom Vicente erschossen ward. Sie kehrten von einer Wallfahrt heim. Ich sehe noch den kleinen Antonio, vierzehn oder funfzehn war er alt, wie er hierher gebracht wurde, leichenblaß, konnte nicht sprechen, und doch kochte er nur so, schlug vor Wuth um sich, daß

man ihn nicht lassen wollte. Na das hätte ein Unglück gegeben! 'S war ein Glück, daß vernünftige Leute sich in's Mittel schlugen, und dann schickten sie ihn fort und machten ihn zum Geistlichen; das war noch das Beste."

„Und warum soll ihm in Ajaccio nichts Frohes begegnen?"

„Der Signor Romano Cavallo ist ja nun wirklich der Bräutigam der Signora Julietta Samperi. 'S ist gekommen, wie so was kommt; mit einem Mal war's da, man wußte nicht wie. Nun der Romano ist auch wirklich der schmuckste Gentilhuomo, ganz wie ein Spanier, wenn er die Cigarre pafft und mit dem kleinen Finger die Asche knippst. Nur könnte er die Leute mehr ansehen, wenn er mit ihnen spricht. Und wenn er durch die Straßen reitet, so mag der türkische Kaiser reiten, der Napoleon ritt nicht so. Da denkt denn doch Mancher: woher hat er's denn? — Vom Tabak, den sein Oheim auf der Schulter trug. Ja so fing er an. Und auch als er reich ward, ließ er die Jungen, seine Neffen, noch barfuß laufen. Mancher hat ihn gesehen; na, ich will nicht sagen wie. 'Sist aber sonst schon eine gute Familie, und in alten Zeiten hatten sie auch schon ihre Thürme und Leute, wenn auch nicht wie die Samperi's. Das schlägt so um, einmal hüben, einmal drüben. Und im Grunde genommen, freuen sich Alle, daß es so gekommen. Die Samperi brauchen's, geht's nicht auf die eine Weise, doch auf die andere. Es kommt doch Friede in die Häuser. Dem Battista ist's zur See nicht gelungen. Der Herr Antonio ist nun Pfarrer geworden, eine Pfründe ist noch kein Bisthum. Davon kann man noch nicht viel mauern, bauen und Schulden bezahlen. Aber der Stolz sitzt ihnen im Blut."

„Und Ihr meint, Signor Antonio werde über die Verbindung seiner Schwester nicht zufrieden sein?"

„Genau sah ich's nicht, ich hatte meine Augen anders wo — und die gute Frau brachte ihr Tuch an die Augen — aber wie er mit dem Battista im Winkel sprach, Jesu Josef, wie schoß da das Blut dem Herrn in's Gesicht. Mit der Hand faßte er an die Mauer, aber die Nägel kratzten den Kalk ab."

„So wird er seine Einwilligung verweigern?"

„Hat sich auch zu verweigern! — Das ist ein Mädchen, ich wollte sagen, eine Dame, die Signora Julietta, wie ein Pfirsich ihr Gesicht, aber ihr Blut, wie's im Vesuv und Aetna kocht, und ihre Augen — die Marcella kann Einen auch ansehn, daß das Mark weich wird, aber wenn die Julietta ihre Augen rollen läßt! — Einem Offizier von der Garnison, der's ihr zu galant machte — das können die Herren Franzosen gar nicht lassen — hat sie mit ihrem kleinen Dolch so zugesetzt, daß er aus einer Stube in die andre flog, und endlich mußte er auf seinen Knien um sein Leben bitten. Mußte nachher seinen Abschied nehmen, die Kameraden lachten ihn aus. Der Bruder kann gegen die nichts ausrichten."

„Und die andern Verwandten?"

„Du lieber Gott, wie sieht's denn mit den Samperi's aus! Der Eine geht an der Krücke, der kann den Schuß von Waterloo nicht verwinden, das Rhedergeschäft in der Stadt hält sich nur noch so auf einem Bein. Die beiden alten Tanten gehen noch immer in Seide und Sammet in die Kirche, der Mohr muß ihnen den Schirm tragen, aber zu Haus leben sie von Kastanien und kleinen Fischen. Haben sich freilich gesträubt und geschämt, aber, lieber Gott, die Vernunft ist doch auch was. Der Romano fuhr bei ihnen vor und sprach von der großen Ehre, auf die er kaum hoffen dürfte, wenn er nicht auf die große Herzensgüte der edlen Damen rechne und was weiter. Und Herzens gut sind sie auch, und die Julietta ihr Augapfel. Und dann kam eine Kiste mit Cashemirshwals und Rosenwasser aus Constantinopel und dann fuhr er sie spazieren auf sein Schloß am Meer, und — Ach, lieber Herr, wir sind alle Menschen und wir Frauen sind Frauen. 'S ist nur, daß der Battista grad jetzt zurückkehren mußte!"

Mehr erfuhr der Fremde nicht. Die Wirthin ward abgerufen, und er mußte nach der Stadt aufbrechen.

Der französische Justizbeamte fand vieles in Ajaccio ganz anders, als er es sich gedacht. Die Unterhaltung, welche er mit dem Präfecten gehabt, wiederholte sich mit dem Maire.

„Mein werther Herr, ich kann Ihnen keinen bessern Rath geben, als daß Sie Ihre, gewiß edlen und schönen Vorstellungen hier einstweilen bei Seite lassen, und versuchen, auf dem neuen Terrain erst Grund und Boden zu gewinnen."

„Aber Gerechtigkeit muß das Fundament jedes Volkes sein."

„Doch muß sie aus der Sitte hervorgegangen sein, sie muß sich mit ihr vertragen, sonst bleibt sie etwas Eingeimpftes, was verdorrt, wie der Zweig eines Fruchtbaumes auf der Eiche. Eine Gerechtigkeit, die nicht empfunden wird, erscheint als Tyrannei. Die Rache ist nun einmal von der Sitte nicht allein erlaubt, sondern Pflicht."

„Und wenn Verwaltung und Gesetzgebung keine haben, übt die Kirche denn nicht ihre Macht?"

„Fremde Priester haben keinen Einfluß, eingeborne werden vom Strome mit fortgerissen. Das einzige Mittel ist noch die Erschöpfung. Wenn der Mord zu furchtbar gewüthet, wenn die körnigen Stämme gefallen, schließt man Waffenstillstand, damit der junge Aufwuchs groß wird. So verhütet man, im Interesse des Hasses, daß Familien aussterben."

„Und das Meuchelmorden hebt von Neuem an?"

„Wenn die Zeit um ist. Wir haben jetzt hier in der Nähe einen Fall, der die Bewohner von Ajaccio sehr interessirt. Zwei der angesehensten Familien, vielfach in die Kämpfe der Zeit verwickelt, schlos-

sen vor etwa zwanzig Jahren einen solchen Frieden, weil von beiden Seiten fast nur Kinder und schwache Alte übrig waren. Bis jetzt ist er inne gehalten; ja noch mehr, die alte Geschichte von Romeo und Julie hat sich einmal wieder erneut, ein feuriges Liebespaar hat über die Kluft des Familienhasses eine Brücke zu bauen versucht. — Ich erwarte sie in diesem Augenblick, sie haben sich melden lassen wegen der nöthigen Certificate. Dennoch, gestehe ich, daß ich einige Besorgniß hege und ich nicht allein."

„Ich habe davon gehört."

„So werden Sie mir Recht geben, Julietta ist die nachgeborne Tochter des ermordeten Marco Samperi, und Romano Cavallo der Neffe des Mörders Vicente! Wenn eine solche Verbindung schon überall Bedenken erregen kann, was mehr nach corsischen Begriffen. Einige hoffen Alles davon, Andere fürchten es. Ich gehöre zu den letztern. Viel hängt von der Entscheidung des Bruders der Braut ab, Antonio Samperi, der, wie Sie wissen, einen Ruf an unsere Hauptkirche erhalten."

„Ich bin mit ihm gereist."

„So werden Sie mir am besten sagen können, was wir von ihm zu erwarten haben. Er war zwanzig Jahre von Corsika entfernt. Kommt er als Franzose, als Pariser zurück, dann mögen wir hoffen. Und doch hat man Beispiele, daß Corsen, noch längere Zeit von ihrer Insel abwesend, in die europäische Cultur eingeweiht, im Augenblick, wo sie den Mutterboden ihres Landes wieder betraten, wo Luft und Erinnerungen sie anströmten, wie berauscht davon, vergiftet, Alles vergaßen und — in Allem wieder Corsen wurden."

Der Richter schwieg einen Augenblick: „Ich kenne ihn zu wenig."

„Das ist weniger, als ich hoffte," sagte der Maire, als jetzt die Verlobten gemeldet wurden und eintraten.

Die Wirthin im Gebirge hatte in dem Gemälde, welches sie von Julietta Samperi entworfen, nicht geschmeichelt, nicht aufgetragen. Eine vollkommene südliche Schönheit, mit allem Zauberreiz, den eine bewußte, glühende, glückliche Liebe über ein Weib zu hauchen vermag. Dieses Bewußtsein schwellte ihren leichten Tritt, ihre anmuthigen Bewegungen; aber es lag auch darin, trotz aller Grazie, eine Entschlossenheit, die unter andern Umständen herausfordernd erschienen wäre, und ihre schwarzen, großen, glänzenden Augen drückten diesem Charakter den vollen Stempel auf. Auch Romano war, etwa einen Kopf größer als seine Braut, ein vollkommnes Musterbild männlicher Schönheit. Der ehemalige Cavallerieofficier konnte sich nicht verleugnen. Aber in seine Sicherheit war etwas von Keckheit gemischt. Julietta erschien nur herausfordernd, weil sie an den Widerstand dachte, der möglicherweise sich noch erheben könnte; und Jeder sollte wissen, daß sie ihm begegnen werde. Romano war darüber hinaus; sein Blick forderte trotzig Unterwerfung; einem Widerstande würde er nur Verachtung geboten haben. Es war ein

Paar, wo jeder sagen konnte, ich bin auf den andern stolz; Romano's Blick sagte: ich bin auch auf mich selbst stolz. Der Richter mußte die Schönheit beider bewundern, aber ihr Anblick stimmte ihn nicht zur Freude. Wie es schwer war, sich ein noch schöneres Paar vorzustellen, konnte man auch nicht denken, daß der sinnlich wonnige Hauch, der sie umschwebte, als sie Arm in Arm vor dem Maire standen, noch einer Erhöhung fähig sei. Nach der Purpurgluth, welche in südlichen Zonen die scheidende Sonne über Erde und Himmel ausgießt, verbreitet sich mit kurzen, violetten Uebergängen schnell ein fahles Aschgrau. Wenn diese Sinnlichkeit nun befriedigt, dieses Feuer verzehrt ist, sprach der Zuschauer aus dem Norden bei sich. Seltsam, er sah diese freudeglühenden, im Lichtglanz der Seligkeit strahlenden Gestalten als ein unglückliches Ehepaar vor sich.

Der Maire schien weder von der Schönheit berauscht, noch von so trüben Vorstellungen beunruhigt. Aber er hielt es für seine Pflicht, dem Brautpaar Vorstellungen zu machen, ob sie auch ihrerseits an alle ihre andern Pflichten gedacht, als sie dies Verlöbniß eingingen? Seine Rede war umwickelt, ängstlich, wie die zarten Verhältnisse es geboten, aber er wies von ferne auf den alten Familienhaß, auf die Sitte, den Glauben, die Vorurtheile der Corsen, noch entfernter auf die blutige Leiche des Vaters der Braut, endlich auf ihren einzigen, lebenden Bruder, und hier konnte er deutlicher, unumwundener sprechen.

Romano strich den Bart: „War Dein Bruder noch nicht hier?" Er sprach es, wie ein Gähnender fragt: Ist noch nicht Zeit zu Bette zu gehen?

„Was hat mein Bruder damit zu thun?" entgegnete Julietta. „Mein Bruder ist ein Fremder hier geworden, meinen Bruder sah ich vorgestern zum ersten Mal. Mein Bruder kennt mich nicht, ich kenne ihn nicht."

„Dennoch —" sagte der Maire, aber sie unterbrach ihn.

„Dennoch hat er zu mir gesprochen, wie es vielleicht seine Pflicht ist, und ich habe ihm geantwortet, wie das Herz mir eingab. Er hat mir Alles gesagt, was Sie mir sagen wollten, er hat es in einer Art gesagt, die ich nur meinem Bruder verzeihen kann. Ich habe wieder zu ihm gesprochen, und er hat mich hören müssen, bis er schwieg."

„Schweigen ist nicht einwilligen."

„Bedarf es nach den Gesetzen seiner Einwilligung?"

„Aber er ist Ihr einziger Schutz, Ihr natürlicher Vormund."

„Einen Vormund bedarf ich nicht, denn ich bin frei und dispositionsfähig. Eines Schutzes bedarf ich auch nicht, denn ich weiß mich selbst zu schützen. Aber ich fand einen Beschützer, in dessen Hände ich mein Wohl und Wehe niedergelegt. Hier steht er, Romano Cavallo. Wenn ich, ein unerfahrnes Mädchen, zu schwach zum Reden bin, wird er für mich sprechen."

Romano fragte, ob seine gesetzlichen Vorschriften dem Maire eine Verpflichtung auferlegten, ihrer Verbindung Schwierigkeiten in den Weg zu legen, von denen sein Advocat ihm gesagt, daß sie nicht existirten? Der Maire entschuldigte sich; er drückte seinen aufrichtigen Wunsch aus, daß ihre Verbindung den Wünschen aller ihrer Verwandten eben so entspräche, als den seinigen, daß vielerlei Rücksichten es jedoch wünschenswerth machten, wenn auch der nächste Verwandte der Braut seine bestimmte Einwilligung gäbe: „Erwägen Sie, Signora, wenn bei Ihrem Zug zur Kirche, der feierliche Akt, der durch die Anwesenheit auch der entfernteren Verwandten überall in Corsika begangen wird, nur Ihr Bruder fehlte. Und Ihr Bruder ist berufen, Ihren Bund einzusegnen. Bedenken Sie das Gerede, welche Omina man daraus ziehen würde."

„Beruhige ihn doch, Julietta," sagte der Bräutigam mit einem leichten Lächeln.

„Ich wollte nur sehen," entgegnete sie im selben Tone, „ob unser Wille denn nicht stark genug ist, daß wir durchaus einen Bruder nöthig hätten. Wenn nun Dein Bruder Michele nicht wollte, würde man uns darum auch verweigern, unsere Namen in's Stadtbuch einzutragen, oder könnte er uns die Kirchthür verschließen?"

„Schelmin," entgegnete Romano. „Michele thäte es von Herzen gern, wenn er Dich dafür zur Kirche führen könnte."

Der Maire sah, daß sein Ernst auf diese frohen Gemüther ohne Eindruck blieb. Aber indem er sein Buch aufschlug, sprach Julietta, einen Schritt näher tretend:

„Nun zu Ihrer Beruhigung, damit Sie sehen, daß mein Bruder so vernünftig ist, als der Bruder meines Romano, und sich in das giebt, was nicht zu ändern ist; er hat versprochen, in der Kirche uns zur Trauung zu erwarten. O das ist noch nicht alles, das muß er ja, es ist seine Pflicht. Nein, er hat mir auch das Brautkleid versprochen, er hat es selbst aus Paris verschrieben. Sind Sie nun beruhigt?"

Was konnte der Maire mehr fordern! Man ging in ein freundliches, höfliches Gespräch über, in das auch der Ankömmling in Ajaccio verwickelt ward. Julietta war in der losen, hinspielenden Unterhaltung die Anmuth selbst. Der neckische Scherz spielte wie der weiße Schaum auf den tiefen Meereswellen ihrer Leidenschaft; sie hoffte, daß der Maire bei ihrer Vermählung nicht fehlen werde, und auch den Instructionsrichter lud sie als Gast ein, damit er ein Zeuge sei, wie man in Corsika eine Braut zum Altar führe. Romano mußte die Einladung seiner Braut wiederholen; es geschah aber mit einer Art, welche den Eingeladenen eher bewogen hätte, sie abzulehnen, wenn die der reizenden Julietta nicht vorangegangen wäre.

„Diese Verbindung," sagte der Maire, nachdem die Verlobten Abschied genommen, „kann für unsere Gegend von den größten

Folgen werden. Wir müssen sie wünschen und fürchten. Romano ist unerträglich übermüthig."

Das Publikum schien an die Aufrichtigkeit der Versöhnung zwischen den beiden Häusern zu glauben. Unser Reisender, welcher als Gast in beiden ehrenvollen Zutritt und Einladungen erhalten, war eher geneigt zu zweifeln. Vielleicht als Jurist, und nach den Erfahrungen im Gebirge, sah er mit zu argwöhnischen Blicken; aber es befremdete ihn, daß er hier nichts von der Rückkehr des Battista erfuhr. Man erwähnte seiner nur als eines entfernt Abwesenden. Der neue Pfarrer Antonio Samperi predigte mit großem Beifall und Zulauf, der Richter glaubte aber in seinen Predigten dunkle Anspielungen zu hören, wenn er von dem Zorne Gottes sprach, der sich auf die entlade, welche seinen Geboten Trotz böten. Wenn er in Gesellschaften mit ihm zusammen traf, schien Antonio seinen ehemaligen Reisegefährten eher zu vermeiden als zu suchen. Er vermißte die offene, lebendige Mittheilung im Gespräch, das Geradheraus seiner oft schroffen Meinungen; Antonio war in seiner Vaterstadt der Pariser Weltmann geworden, wenigstens gegen ihn, der alle Meinungen gelten ließ, und ihnen ein gewisses Recht zusprach. Er versuchte zu scherzen. Eines Tages, als die Unterhaltung es von selbst machte, daß sie auf ihre Reisebegebenheiten zurückkamen, drückte Antonio des Richters Hand und sagte: er hoffe, daß er die Paradoxien, welche er, um die Reiselust zu würzen, ausgesprochen, für das genommen habe, was sie wären. Nach alle dem konnte der Instructionsrichter dem Zweifel nicht wehren, daß man noch ein Hinderniß hervorsuche, um die Heirath rückgängig zu machen.

Battista war nicht abwesend, er mußte sich nur verborgen in seiner Vaterstadt halten. Denn in einer mondhellen Nacht sehen wir ihn am Meeresstrande mit Antonio auf- und abgehen. Sie entzückte nicht der Zauber der Mondnacht, nicht das Plätschern der Wellen zu ihren Füßen, nicht der Silberglanz der ruhigen See, die wie ein Spiegel vor ihnen lag, nur dann und wann gestört durch die Ringelkreise, welche ein aufschießender Fisch verursachte. Es war ein finster ernstes Gespräch, welches ihre Seelen in Anspruch nahm.

Sie hatten sich auf den Rand eines halb an's Land gezogenen Bootes gesetzt, den Blick nach den Bergen gerichtet. Antonio stierte mit unterschlagenen Armen auf die prachtvolle Fronte eines modernen Schlosses, das im Mondenschein wie von glänzendem Alabaster aus den dunkeln Höhen sich erhob. Der Duft der Limonenbäume auf der Terrasse würzte die laue Nachtluft.

„Das nennen sie eine Verschönerung und Verbesserung, sprach Battista. Mein alter rother Thurm, mit dem schwarzen Riß, mit dem Epheu, der sich hinaufschlang bis in die geborstenen Zinnen und dann wieder herabhing, in den Winden spielend, der steht mir vor Augen wie eingebrannt. Ich sehe gar nicht das weiße Ding da."

Antonio schwieg.

„Hast Du vergessen, Vetter, daß es dieser Thurm war, in welchem unser Ahn Ruggiero fünf Wochen lang gegen die Barbaresken sich vertheidigte? Er rettete Ajaccio. — Wenn er nur den Keller hätte stehen lassen, den schön gewölbten Keller, in welchem König Theodor auf der Flucht eine Nacht schlief. Die Samperi hielten es noch mit Genua, aber Marco Samperi übte das heilige Recht der Gastfreundschaft, er verleugnete ihn und im Zimmer darüber tafelte er mit den genuesischen Hauptleuten, bis Alle berauscht waren; da führte er im Morgengrauen den König durch die Bergschlucht zu den Seinen. Auf dem Thurme zählte Paoli mit dem Fernrohr die Genuesischen Schiffe; an den Thurm gelehnt, lieferte er das Treffen, was die Feinde zurückwarf. Die Brüder Buonaparte kamen oft den Thurm zu sehen, wo Paoli gestanden und der Napoleone legte sich auf die steinerne Bank, wo der König geschlafen."

„Wir bauen nicht mehr Pyramiden. Das Leben der Menschengeschlechter rankt sich um andre Pfeiler, als den todten Stein."

„Signor Romano hat die Güte gehabt, als er im Schutt mit den Füßen wühlte und auf das steinerne Wappen stieß, das einst über dem Portale stand, er hat die Gnade gehabt, sage ich, es über ein Hinterpförtchen im Hof einmauern zu lassen! Ist das nicht außerordentlich, ein Cavallo erbarmt sich des Wappens der Samperi! Wie Louis Philipp in Versailles einen Tempel errichtet hat pour toutes les gloires de la France, wie er zu den Siegen der Du Guesclins, der Condé's, der Turenne und Napoleon sagt: ich will Euer Andenken unter meinem Fittich bewahren, so spricht der Rittmeister Cavallo, der Sohn der Limonadenverkäuferin in den Straßen von Ajaccio: ei das Wappen der Samperi soll nicht untergehn, ich will es unter meinen Schutz nehmen."

„Antonio!" sprach Battista, der, den Mantel um die Schulter schlagend, den andern unbewegt sah. „Schlugst Du doch aus der Art, Hat die Pariser Luft auch Dich blasirt? Wirfst mir einen wilden Blick zu, daß Du nicht gleichgültig sei'st für Ehre und Schande. Nein, es kocht in Dir; aber das Feuer ist nicht das rechte. Wäre Romano, als Du in Ajaccio einrittest, nicht wie ein Fant an Dir vorüber gesprengt, hätte er Dich, als Du ihn aufsuchtest, nicht im Vorzimmer warten lassen, hätte er dann nicht die Cigarre so und so geraucht; wäre er erschrocken bei der Nachricht Deiner Ankunft, Dir entgegen gestürzt, hätte er bebend Deine Hand ergriffen, mit feuchtem Auge den Strahl Deines Auges gesucht, hätte er gesprochen wie ein scheuer Flehender, wäre das Herz in melodischen Worten über seine Lippen geflossen, wär er Dir zu Füßen gestürzt, hätte Dich als Bruder, als Christ, beschworen —

„Doch hätte ich gesprochen: es darf nicht sein."

„Reicht das kalte Wort zu der That aus, die sein muß?"

„Darf ein Corse kein Herz haben, keines für die Gefühle einer

Schwester, einer solchen Schwester! Darf er nicht einen Augenblick beim Gedanken schaudern, so vieler Wesen Glück zu vernichten; so barbarisch einzugreifen, in die heiligen Rechte der Lebendigen, um eine Erinnerung aus den Grüften? Darf er nicht — ach Du lerntest nicht die große Welt kennen, in der wir nur, eine kleine, verlorene Insel aus der Vorzeit, wie Schiffbrüchige schwimmen. Wer zwanzig Jahr unter diesen Gesetzen lebte, der kann — sein Vaterland wohl vor einem Fremden vertheidigen, aber vor sich selbst bebt er, wie man vor einem Rasenden schaudern würde, der in die Hospitäler liefe, und den Verwundeten den Verband abrisse."

„Leb wohl, Antonio."

„Wir gehen einen Weg."

„Nein, Antonio, der Corse darf nicht jenen süßen Regungen, auch nicht einen Augenblick darf er ihnen nachgeben. Er muß die Nerven im Feuer stählen, seinem Gesetz treu zu bleiben, das ja Niemand anerkennt als er. Wo wäre Napoleon zum Herrn der Welt geworden! Fliehe! Uns überlaß, was nöthig ist. Ich bin noch stark. Mein Sohn Matheo, noch nicht fünfzehn Jahr, aber auch er für die Ehre der Samperi — weiß er zu sterben!"

Sie gingen stumm eine Weile neben einander.

„Wohin führst Du mich? — Ueber die Berge?"

„Zu einer Versammlung ehrwürdiger Verschwörer. Ihre Stimme ist heiser, fast still, aber sie sprechen fürchterlich. Sorge nicht um Deinen Ruf; es sind nicht Banditen, nicht Buonapartisten und Republikaner. Hier lauern keine, die Dich compromittiren könnten; es sind nur unsre Väter. Wen sie vergessen haben, den fürchten sie nicht."

Durch ein altes Thor traten sie in einen Kirchhof, mit Dornen und Unkraut überwachsen, auf einem Plateau des Berges, welches das volle Licht des Mondes einsog. Die Denkmäler der Vorzeit, verfallen, überwuchert von Schlinggewächsen, erhoben sich noch in schauerlicher Größe.

Antonio war hier als Kind gewandelt, das letzte Mal an der Hand seines Vaters. Er hatte ihm die Namen, die Thaten, die Schicksale seiner Vorfahren bei jedem Stein erzählt. Fast ein Menschenalter war seitdem vergangen, aber die fünf und zwanzig Jahre versanken wie ein Schattenbild in die Erde, und das Damals trat auf. Er hörte wieder des Vaters Stimme, er sah ihn mit großen Schritten neben sich gehen; hier blieb er stehen, hier legte er die Hand auf einen Sockel, dort trat er mit dem Fuß auf eine Stufe. Hier wieder schlang er den Epheu von einem verwachsenen Nischenbilde und zeigte die vom Wind und Regen ausgewaschenen Züge seinem Sohne. Bei denen, die durch eine rasche That schnell und unfreiwillig vom Leben gerissen, faltete er die Hände und betete ein Ave Maria. Auch Antonio mußte die kleinen Finger zusammen legen und nachbeten. Ach wie oft hatte der Vater die Hände gefaltet!

An dieser Stelle trat er durch das Tamarynthengebüsch und blieb

Univ. Bibl. München

sinnend stehen: „Hier werde ich einst ruhen, Antonio," hatte er gesprochen. Das Traumbild war verschwunden, der Vater, ein Nebelschatten, versunken. Antonio stand an der Stelle, wo sein Vater Marco ruhen wollte. Wo aber war sein Grab; er sah nur zerbröckelte Steine, ein mit Gras übergrüntes Postament. Beschädigte, zerschlagene Marmorstücken lagen umher.

„Wo ruht mein Vater Marco?"

„Du stehst auf der Stelle."

„Aber wo ist sein Grab? Die Familie hat ihm doch ein Denkmal gesetzt, seiner würdig. Man schrieb es mir."

„Hier hat es gestanden."

„Hat? Wo steht es nun? Was ist geschehn!

Battista winkte ihm zu folgen. War es ein Spiel des Zufalls, daß zwanzig Schritt von den Gräbern der Samperi die Gräber der Cavallo lagen? Wie jene verfallen, glänzten diese in frischem, übertünchtem Mauerwerk, in prachtvollen Marmorbildern. Ein Katafalk erhob sich besonders groß, prächtig und geschmacklos.

„Wer ruht hier?"

„Vicente."

Antonio fuhr zurück: „Soll dies meinen Zorn erhöhen? — Schlecht gerechnet, Battista; wen Gott schon gerichtet, mit dem habe ich nichts zu rechnen."

„Du wolltest das Grab Deines Vaters sehen. In diesem siehst Du wenigstens Stücke davon."

„Maria Joseph!" rief er zitternd.

„Da eins von seinem Wappen, da auch ein Paar Embleme, verstehst Du, Embleme des Besitzthums, ehemals paßten sie, nun aber nicht mehr, seit die Cavallo die Güter erstanden. Da hat wohl der, der dies Denkmal mit schweren Kosten setzen ließ, gemeint, wo die Sache nicht mehr ist, was solle der Schein da. Marco's Grab lag damals in Trümmern; vielleicht hatte es der Sturm und Regen umgeworfen. Einer könnte zwar meinen, daß er doch warten mögen bis ein Verwandter sich des armen, verlassenen Grabes wieder annahm. Nun, er hat nicht gewartet."

„Wer!"

Battista schien die Frage nicht zu hören: „Warum richten wir Grabsteine auf? — Ueber die Geschlechter der Gleichgültigen weht der Sturm hin, wuchere die Nessel, schaufle der Pflug, was kümmert's sie zu wissen, daß ihre Ahnen für sie lebten und sie leben sollen für ihre Ahnen."

„Wer beging den Frevel?" knirschte Antonio.

„Romano Cavallo, glaube ich, seinem Ohm. Man kann nicht gerade sagen, daß er es aus Pietät that. Aber ein Grabmal mußte er doch haben, und da die Steine von Deines Vaters Grabe bloß lagen, hat er sie genutzt. Man könnte ihm danken, meinen Einige, daß er die schön gehauenen Steine nützlich angewandt hat. Wären

sonst zertreten worden. Auch war es dazumal noch nichts zwischen ihm und der Julietta. Sonst würde er wohl einen Maurer haben kommen lassen. Geizig ist er nicht; und niedriger blieb es doch als Vicentes, wie sich das auch schickt. Er blieb der Sieger und Marco schläft ungerächt."

Antonio hatte sich zu Boden geworfen, seine Stirn auf einem Steine kühlend. Er hob den Arm und reichte Battista seine Hand.

„Ich bin Dein Bundesbruder."

Die Mitternacht sah sie noch Beide auf dem grünen Postamente des zerstörten Denkmals. Antonio hielt sein Gesicht in beiden Händen.

„Achte nicht darauf, Battista, wenn Du einen Ton hörst, der Dich an Schwäche mahnt. Sie ist überwunden."

„Auf Kirchhöfen darf man schon weinen."

„Sie ist so schön und glücklich —"

„Je schneller, so eher der Schmerz vorüber. Ueberredet hättest Du sie nimmer, sie ist eine Samperi."

„Ich war einen Augenblick schwach. Sie war zu liebenswürdig — Ihr Brautkleid aus Paris ist unterwegs."

„Laß es schwarz färben. So ist's ein Trauerkleid."

Antonio blickte ihn verwundert an.

Es waren kurze, ausgestoßene Sätze, die Battista sprach: „Die Schmach ist zu groß. Ein öffentliches, ungeheures Gericht! Kein Schuß aus den Büschen bei einem einsamen Spaziergange, kein Ueberfall in einem Hohlwege. Ganz Ajaccio soll Zeuge sein, daß es noch Samperi giebt!"

„Vorsicht! sagte Antonio. — Battista, wenn die letzten Samperi auf dem Schaffot, als Meuchelmörder —! Es wäre ein schrecklich Ende auf einen solchen Anfang."

„Ueberlaß das mir. Battista Samperi wird nicht auf dem Schaffot sterben. Du aber sei vorsichtig, Vetter; vermeide Alles, was bösen Schein erregt. Sei freundlich, aber nicht zu freundlich. Halte Dich zurück und vermeide sie doch nicht. Wirf Dich ganz in Dein Kleid; Dein Blut sträubt sich gegen die Verbindung, das mag ein Jeder wissen, er soll's, aber Du unterwirfst Dich dem, was nicht zu ändern ist. In der Kirche, in die Du voraufgegangen, erwartest Du sie."

„Ich traue sie nicht."

„Das sollst Du auch nicht."

„Rasch, Battista, was geschehen muß. Die Luft ist zu schwer unter der Gewitterwolke."

„Meine Rechnung ist noch nicht fertig. Ei, soll Deiner Schwester nicht ihr volles Recht werden? Wozu hättest Du ein Brautkleid bestellt, wenn keine Hochzeit würde? Soll sie an der Schmach ihr Lebelang zehren, daß sie eine verlassene Braut ist? Soll der Schurke mit dem Trost zur Hölle fahren, daß er ein solches Mädchen sitzen ließ?

Sollen die Leute mit Fingern auf sie weisen: die war die Braut des Romano, aber ihre Verwandte haben sich des Bräutigams geschämt?"

„Was willst Du?"

„Ich bin ein Kaufmann und rechne. Das darf man, das muß man unter dieser Welt von Schuften. Die Schwelle der Kirche brauchen sie nicht zu betreten, wenn Du es nicht wünschest, und das Brautbett sollen sie nicht besteigen, es soll kein Fluch aus dieser Verbindung in's Leben treten; aber aus dem Stadthaus soll Julietta Samperi als Gattin kommen und als Wittwe mit vollen Rechten — verstehst Du — und mit vollen Ehren ihr Leben führen."

„Du bist ein fürchterlicher Rechenmeister," sagte Antonio.

Der Tag der Hochzeit war erschienen. Die Kiste mit dem Brautkleide war vom Schiffe gebracht. Julietta im Morgenanzuge, stand mit dem Hammer daneben, und schwang ihn schelmisch gegen Romano, der, wohl auch in Corsica der Sitte entgegen, einen frühen Besuch an dem Tage sich erlaubt hatte, wo der Bräutigam nur mit gemessener Feierlichkeit, wenn die Stunde schlägt, erscheinen darf.

„Du gehst."

„Ich gehe nicht."

„So öffne ich nicht den Kasten."

„So führe ich Dich zum Altar, wie Du bist."

„Und ich gehe gar nicht zum Altar, Dir zur Strafe."

„Das Brautkleid ist aber nun ein Mal gekauft und da."

„So nehm' ich Deinen Bruder Michele, der weit artiger und sanfter ist. Er wird nicht Morgens am Hochzeitstage durch die Thüre brechen, nicht sich an den Frühstücktisch setzen zum Schrecken meiner Tanten, nicht ihre Chocolate trinken und während sie mit ihm sprechen, sie nicht anhören. Er wird nicht ungestüm darauf bestehen, daß seine Braut in seiner Gegenwart ihr Ehrenkleid auspackt. Er wird nicht warten, bis sie's ihn befiehlt; er wird gehn, schon wenn sie bittet."

„Julietta, ich bitte. Laß mich den Kasten aufmachen. Es ist zu schwere Arbeit für Dich."

„Du gehst auf der Stelle."

„Ich bin so neugierig das Kleid zu sehn, das Dich schmücken soll."

„Du wirst es früh genug sehn! Nun zähl ich bis Neun, und wenn Du nicht fort bist —"

Sie zählte mit den Hacken ihrer zierlichen Pantoffeln auf dem Estrich. Romano kannte seine Braut, ihr Auge glänzte in einer Art, daß er gehorchen mußte. Beim Schlage Neun klinkte die Thür schon hinter ihm ein; aber bei'm Schlage Drei hatte er noch ein Mal die Arme um ihren Hals geschlungen, und beim Schlage sieben schon eine Anzahl Küsse auf ihren Mund gedrückt, die sich nicht zählen ließen. Das Mädchen ließ es sich gefallen, wäre er aber bei'm

neunten Klappen noch im Zimmer gewesen, so hätte man d'rauf wetten mögen, der Hammer hätte statt ihrer Lippen ihm geantwortet.

Mit Hülfe des Kammermädchens lösten sich die Nägel der Kiste, der Deckel flog ab, und die Zofe lüftete, gewiß noch neugieriger auf das Kleid aus Paris, als der Bräutigam, die graue Leinwandhülle. Sie zog heraus — einen schwarzen Traueranzug!

Ein unterdrückter Schrei von ihren Lippen. Julietta streckte den Arm aus; aber eine Weile blieb sie athemlos, mit halb offenem Munde, wie ein Steinbild stehen. Das Blut schoß ihr zu Kopf, ihre Sinne vergingen, und sie sank an der Kiste zu Boden. Jesu Maria! rief das Mädchen und ließ das Kreppkleid auf die Ohnmächtige fallen, indem sie ihr zu Hülfe eilte. — Hier war nichts zu helfen, sie lief hinaus, in der eignen Bestürzung verfehlte sie die Thüren, oder wußte sich nicht zu rathen. Als sie die zu den alten Tanten gefunden und athemlos anpochte, mit dem Zuruf, sie möchten kommen und sehen, mochten diese denken, es gelte nur ein wunderbar schönes Kleid, und selbst, so denken wir, mit ihrer Toilette beschäftigt, antworteten sie, das habe Zeit, sie solle nur zu ihrer Herrin zurückgehn. So hatte Niemand von dem Vorfalle etwas erfahren, und das war gut.

Julietta hatte sich erholt. Noch lag sie auf ihren Knieen und hielt das Kleid vor sich und starrte es an und schauderte. „O die Unmenschen!" Sie wandte es um, es blieb ein schwarzes Trauerkleid, auch die Haube von Flor lag daneben, schwarze Handschuhe, alles was einen Traueranzug vollendet. Sie rieb ihre Stirn, die springen wollte; dann war sie aufgesprungen und schöpfte tief — tief Athem.

„Herein!" rief sie dem Mädchen zu, das mit dem Glase Wasser an der Schwelle zauderte, und schloß hinter ihr die Thür.

„Mutter Gottes! Allbarmherzige Himmelskönigin, was ist das!"

„Ein Mißverständniß Franziska! Weiter nichts!"

„Wer hat das gethan?"

„Was hast Du zu fragen! — Mein Bruder sandte mir oft aus Paris schöne, neue Kleider, viel zu prächtig für diese Stadt. — Die Modehändlerin, welcher er den Auftrag gab, hat viele Aufträge, was ist da leichter, als eine Verwechslung! Das Brautkleid ging nach England, und das Trauerkleid kam nach Corsika."

„Wenn das nur nichts zu bedeuten hat!"

„Es soll nichts bedeuten. Merke Dir das, Franziska, ich will es nicht. Auch soll das Mißverständniß Niemand erfahren. Verstehst Du mich. Wo nur ein Wort von Deinen Lippen kommt —"

Die Dienerin machte stumm das Zeichen der Unterwürfigkeit: „Allein Sennora, in welchem Kleide wollen Sie zur Kirche —"

„Von den letzten Kleidern aus Paris trug ich das weiße noch nicht. Schnell dies schwarze in den Schrank und bringe jenes."

Mit einem Schauder hob die Zofe das Trauerkleid auf und hing

es in den Schrank. Das weiße Kleid sah neu und glänzend aus wie ein Brautkleid, das eben fertig geworden. Es schmiegte sich wie lüstern an den schönen Körper. Als die Toilette vollendet und die Zofe gegangen, öffnete Julietta eine Cassette und zog ein kleines, Stilet vor. Sie prüfte seine Schärfe auf dem Finger, sie schwang es mit freier Armbewegung in der Luft. Dann steckte sie es lose in die Scheide und barg es in der Brust: „Sie sollen sich verrechnet haben, wenn sie mich zu schrecken glaubten."

Die Trauung auf dem Stadthause war geschehen. Nie hatte Romano Cavallo seinen Namen mit so schön verschlungenen Zügen geschrieben, die den seiner Julietta kunstreich umschlossen. Ihre Namen besiegelten zugleich einen Erbvertrag. Beide hatten sich, im Todesfall, zu Universalerben eingesetzt; es war Romano's Wunsch gewesen. „Wozu das?" hatte Julietta gefragt. „Vielleicht den Haß und das Vorurtheil unserer Familien zu verlöschen." — Sie hatte nicht widersprochen, nicht freundlich dazu genickt; die Sache kam ihr sehr gleichgültig vor. Welche Braut, wie Julietta, denkt bei ihrer Verlobung an Sterben und Erben.

Aber an diesem Tage selbst schienen Beide ihre Rollen ausgetauscht zu haben. In Romano's schwimmenden Blicken strahlte die süße Trunkenheit eines Ueberseligen, der für nichts mehr Augen, Ohren, Gefühl hat. Er erhob sich, um wieder in sich zusammen zu sinken. Sie hatte eine stolze, wunderbare Haltung angenommen, die ihre Schönheit vielleicht vermehrte, doch nicht den sanften Zauberreiz, der ihre Erscheinung sonst umschwebte. Keine Thräne der Rührung perlte von ihren Wimpern, kein Tüchlein ward an die Augen gedrückt. Rasch, mit männlicher Kraft hatte sie ihren Namen geschrieben, die Feder ihrem Verlobten gereicht und während er schrieb, stand sie wie ein wachender Schutzengel halb zur Seite, halb hinter ihm und ließ ihr stolzes, gebietendes Auge auf die Versammelten im Hintergrunde fliegen.

Der Instructionsrichter hatte bemerkt, daß von den Verwandten aus der Familie der Samperi nicht Alle bei der feierlichen Handlung zugegen waren. Antonio hatte sich zwar zu Anfang der Handlung auf dem Stadthause gezeigt, sich aber vor der Unterzeichnung entfernt. Im Vorbeigehn hatte er zum Instructionsrichter gesagt: „Wenn man mich bei der Collation vermißt, entschuldigen Sie mich wohl. Bei einem Akt, der mich so nahe angeht, der zugleich manche Gefühle verletzt, was ich nicht leugne, muß ich als Mensch am heiligen Orte mich länger vorbereiten, um die nöthige Weihe und Ruhe zu suchen."

Noch einmal war er zurückgekehrt und hatte die Hand des Richters ergriffen: „Wägen Sie auch meine Worte nicht auf der Goldwage ab. Ich bin nicht immer Herr meiner selbst, wenn es mich vor

dem Altar überkommt. Ich werde Versöhnung predigen, aber einige Vorwürfe, Strafworte werden mir entschlüpfen. Ueberhören Sie das.“

Wozu diese Vorsicht, dachte der Richter! Auch in dem Saale des angesehenen Mannes, wo die Gäste sich jetzt versammelten, war es zwar voll, aber die dort fehlenden Samperi fehlten auch hier, ja es waren selbst von denen fortgeblieben, welche sich auf dem Stadthause gezeigt. Die Cavallo schienen alle versammelt, im Prunk und Stolze ihres Reichthums. Der Wirth, welcher seine Hallen dem Feste geöffnet und Erfrischungen umher reichen ließ, war selbst ein, wenn gleich sehr entfernter, Anverwandter des Hauses des Bräutigams.

Die junge Gattin, welche es jetzt nach dem Gesetze war, schien beruhigter in diesem Kreise. Sie scherzte sogar mit ihren alten Tanten, mit ihrem Schwager Michele Cavallo, der als Cavaliere servente, auf ihre Winke flog. Es waren so viele angesehene königliche Beamte zugegen, der Maire, der Instructionsrichter, der Generalprocurator; ihre Anwesenheit schien das Gefühl ihrer Sicherheit zu erhöhen. Aber der Eine dieser angesehenen Gäste mußte sich entfernen. Der Generalprocurator zischelte dem Richter in's Ohr:

„Eine sehr verdrießliche Angelegenheit ruft mich ab. Es ist mir eben Anzeige geworden, daß Battista Samperi, eine gefährliche Person, gegen welche verschiedene Anklagen ruhen, sich in der Stadt gezeigt. Da die Anzeige schriftlich und in aller Form, vermuthlich von einem Feinde, erfolgt ist, muß ich Notiz davon nehmen, und auf der Stelle. Ich will nicht fürchten, daß der für uns Alle so frohe Versöhnungstag dadurch gestört werde.“

„Man wollte sich eben von den Tischen erheben, um den Trauungszug nach der Kirche zu ordnen, als die Thüren aufflogen und mit keckem trotzigen Schritt ein Knabe unter die hochgeputzten Gäste trat, der, seiner Kleidung nach, nur auf den Fischmarkt oder unter die Bevölkerung des Hafens gehörte. Er war barfuß, ein blauer zerrissener Mantel hing um seine Schultern und eine rothe phrygische oder Fischermütze saß etwas verwegen auf seinem schwarzen Lockenkopfe. Aber was der Anzug zu wenig hatte für die Versammlung der Hochzeitsgäste, das ersetzte der Knabe durch seine kecke Haltung und seinen herausfordernden Blick. Der Schwelle nahe blieb er stehen, schaute sich Alle an, halb hohnlächelnd, und indem er den Mantel wie ein alter Römer über die Schulter warf, rief er mit lauter Stimme:

„Ich Matheo Samperi, Battista Samperi's Sohn, soll Euch sagen und thue Euch kund und zu wissen, die Ihr vom Hause Cavallo seid, daß die Samperi von Stund ab sich werden in Acht nehmen vor Euch, und rathen Euch, daß auch Ihr Euch in Acht nehmt vor ihnen, wo es sei!“

Das war die Bannformel aus uralter Zeit, die Aufkündigung der Freundschaft, der Verträge, des Waffenstillstandes, das Mani-

fest der Blutrache, die fortan zwischen den befeindeten Familien wüthen sollte. Hallt dieser furchtbare Fehderuf über die Schwelle eines Hauses, gewöhnlich von einem Knaben in der Dämmerungsstunde überbracht — wenn die Sache vor Gericht käme, ließe sie sich als ein Knabenmuthwillen deuten — so erfaßt die Familienglieder ein Entsetzen; unberührt bleibt die Speise auf dem Tisch, der Wein in den Gläsern. Die Ruhe der Glücklichsten ist hin. Wer über die Straße muß, geht nur bewaffnet; er schließt sich der Gesellschaft Anderer an; wenn er über Land muß, geschieht es verkleidet, unter anderm Namen, auf Umwegen. Der Reichere schließt sich in sein Haus ein, es wird als Festung proviantirt, bewacht. Viele reisen außer Landes. Der Schwache sucht überall Schutz, nur nicht beim Gesetz.

Der Herold, der die Fehde in die Versammlung warf, der Knabe Matheo, war längst verschwunden, als die Anwesenden von ihrem Entsetzen sich erholten. Wer von den Samperi anwesend, schlich sich fort, die eine alte Tante ward, halb ohnmächtig, hinausgeführt. Die Cavallo traten zusammen, ihre Augen sprachen mehr als ihre Lippen, ihre Hände griffen wie krampfhaft nach Waffen, Romano war in einem Impuls des Zornes dem Boten nachgestürzt, er wußte selbst nicht weshalb. Es war stille auf der Straßenseite, auf der des Marktes stand nur gaffender Pöbel. Er schöpfte Luft, er stürzte zurück in den Saal.

Aller Augen waren auf Julietta gerichtet. Sie, die einzige Samperi im Saale! In alten Zeiten hätte man es, wenn erwartet nicht, doch für möglich gehalten, daß die Bande des Blutes auch einer liebenden Frau höher galten, als die der Liebe. Ob Einer von ihnen Allen jetzt erwartete, als sie Romano die Hand reichte, daß sie zu ihm spräche: „Lebe wohl, wir müssen scheiden."

Aber sie sprach: „Romano, mein Gatte, ich bin keine Samperi mehr. Meine Verwandten haben mich ausgestoßen, führe mich in den Kreis der Deinen; ich will ihrer werth sein."

Jetzt erhob sich ein Stimmenmeer; während dieser noch sein Entsetzen aussprach, rief jener, die Frechheit sei unerhört. Der Maire erklärte, wenn dies kein Streich eines Buben sei, werde die Obrigkeit mit exemplarischer Strenge einschreiten und strafen.

An dem Schweigen und Geflüster umher hätte er wahrnehmen können, daß man kein großes Gewicht darauf legte. Die Anwesenden stritten sich, ob es unter diesen Umständen rathsam wäre, nach der Kirche zu ziehen?

Julietta hatte während des ganzen Auftrittes weder die Farbe gewechselt, noch ein Zeichen von Schreck und Schwäche gegeben. Stier hatte sie den Boten der Fehde angeblickt, ernst darauf die Versammelten, und als sie den Muth bei ihnen zu vermissen schien, auf den sie gerechnet, mit Michele Cavallo leise Worte geflüstert. Der drückte jetzt ihre Hand: „Mein Auge für Dich Schwägerin und mein Arm für Romano! Verlaß Dich auf mich!"

„Was ist denn vorgefallen, Ihr Freunde, sprach sie, daß Ihr Anstand nehmt? Wie, ist unser Bund nicht werth, daß ihn der Segen der Kirche besiegle? Wollt Ihr unsern Feinden Waffen in die Hand geben, daß sie sagen, es ist keine wahre Ehe, kein Priester hat sie gesegnet! Ich und Romano wollen eine wahre Ehe, unsern Feinden zum Trotz. Zur Kirche, Romano, wo ist denn ein Hinderniß?"

Auch der Richter, wiewohl auf Schlimmes für die nächste Zukunft gefaßt, hielt diese Vorsicht für überflüssig. Die Parthei, wie erbittert auch und zahlreich, hätte wahnsinnig sein müssen, die auf dem Markte von Ajaccio einen Angriff, unter den Augen der Autorität, auf den Brautzug gewagt. Julietta's Worte hatten einen bezaubernden Einfluß auf die Anwesenden geübt.

Der Weg nach der Kirche war mit Blumen bestreut. Das Volk schwenkte jubelnd seine Mützen. „Ach, wie schön sie ist!" ging es von Mund zu Mund. Die Bettler erhielten nach der alten Sitte reiche Gaben. Keine verdächtige Bewegung war zu bemerken. Schon nahten sie der Hauptkirche, an deren Portal der Pfarrer Antonio, im Brevier lesend, sie erwartete und die Chorknaben standen um ihn mit Kerzen. Ein Gesang stimmte eben an, als mehrere Barfüßermönche mit ihren Büchsen an die Brautleute traten:

„Für die Seelen der in der See Verunglückten," stammelte ein vom Alter gebeugter Mönch mit schneeweißem Barte. Während Romano tiefer in den Beutel griff — Julietta und Michele schenkten von der andern Seite — zückte ein blitzender Strahl in der Hand des Barfüßers; im selben Augenblicke fielen Bart und Kapuze:

„Vendetta!" schrie eine furchtbare Stimme. „Dies für Marco — dies für sein Grabmal — dies für Julietta!" Von drei Dolchstichen durchbohrt sank Romano Cavallo ohne einen Laut zu Boden. Der Dolch blieb in seiner Brust beim letzten Stoße. Julietta stieß einen Wehruf aus. Sie erhob sich krampfhaft auf ihren Zehen, sie erhob die Arme, ihre Augen rollten dem Mörder nach, der sich unter die Gruppe der Mönche gestürzt, aber dann erlag ihre Kraft, sie stürzte über den Leichnam und küßte, den geliebten Namen beschwörend, seine letzten Athemzüge weg.

Alles das Werk eines Augenblickes. Der Mörder war schon entflohen, als die erstarrte Menge zur Besinnung kam. Die Mönche, unter die er sich drängte, wären seine verkappten Spießgesellen, so meinte man. Dies gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man weiß, daß Michele Cavallo, der auf Alles Augen hatte, den Dolch in der Luft blitzen sah; aber als er sich umwenden wollte, hielt ein Barfüßer, dem er ein Geldstück gegeben, seine Hand mit beiden Händen fest und drückte Küsse unter tausend Beschwörungen der Dankbarkeit auf dieselbe. Als er sich losgerissen, war es zu spät.

Andere sahen, und darunter der Richter, wie im Augenblick, wo Romano gestürzt war und Julietta die Arme nach dem Mörder er-

hob, Antonio mit dem Rufe: „Hülfe! Hülfe!“ auf die Gruppe zuflog. Durch seine heftige, vordrängende Bewegung, meinen sie, wären die im ersten Moment zurückgehalten worden, welche den Mörder hätten verfolgen können. Derweil, rief Antonio, die Arme gen Himmel erhebend: „O ergreift den verdammten Mörder!“ während dieser Mörder doch bei seiner Flucht den Geistlichen fast berührt haben mußte. Das Volk fand in dem Umstande, daß Battista — dies war er — von Niemand ergriffen worden, nichts Auffälliges. Es ist selten, daß ein Bluträcher auf frischer That ergriffen wird, weil Niemand, den es nicht angeht, sich dazu berufen fühlt; und die, welche es angeht, wissen, was sie zu thun haben, und es in der Regel ungern sehen, wenn die Obrigkeit ihnen vorgreift.

Als Antonio Julietta mit den rollenden Augen vor sich sah, zuckte er zusammen. Er konnte ihr nicht länger in das Auge sehen; ein Schwindel überkam ihn, er sank einem der Umstehenden in die Arme. Sie glauben, daß es nicht Verstellung war.

Als aber Julietta, ihr weißes Kleid mit Blut befleckt, sich wieder aufgerichtet, und das Stilet aus ihrer Brust ziehend, „Rache!“ rief, war Michele Cavallo an sie getreten und wand ihr sanft den Stahl aus der Hand mit den Worten: „Die ist an mir, Schwägerin, ich bin der nächste.“

Battista Samperi ist den Händen der Gerechtigkeit entflohen; muthmaßlich gelang es ihm, ein segelfertiges Schiff zu gewinnen. Aber die Gerechtigkeit war diesmal thätiger. Ein so großes, öffentliches, ihr Hohn sprechendes Verbrechen durfte nicht ungeahndet hingehen. Der Indicien gegen Antonio Samperi waren zu viele, daß er, wenn nicht als Urheber, doch als Mitwisser und Helfer bei dem prämeditirten Morde thätig gewesen. Nichts konnte ihn von der Anklage und Verhaftung retten. Die Voruntersuchung ward mit ungewöhnlicher Sorgfalt geführt, dennoch waren die Meinungen sehr getheilt, ob die Jury ihr Schuldig sprechen werde.

Er vertheidigte sich mit großer Ruhe und vielem Geschick in Bezug auf jedes einzelne Indicium. Aber gerade der Scharfsinn und die Geisteskraft, welche er auf diese Punkte zu einem artificiellen Gegenbeweis verwandte, lieferten für Viele, namentlich für unseren deutschen Richter, den moralischen Beweis, daß es ihm am Bewußtsein der Schuldlosigkeit fehlte, welche ihm eine kühnere, freiere Sprache dictirt haben würde.

Unser Bekannter saß nicht selbst als Richter mit, da er als Zeuge über die verdächtigenden Gespräche, welche Antonio mit ihm auf der Reise und später geführt, vorgeladen war. Gerade diesen Indicien gegenüber vertheidigte er sich mit einer besonderen dialectischen Schärfe. Er griff sogar seine Individualität als Deutscher an, der, von angeborner Liebe für das Wunderbare und Phantastische, sich aus *einzelnen Wahrnehmungen psychologische Schlüsse erlaube*, die in

der Poesie und Philosophie ihren Werth haben möchten, aber nicht vor ein Criminalgericht gehörten, und verdammungswürdig wären, wenn daraus auf die Schuld eines Angeklagten geschlossen würde.

Schon glaubte man an seine Freisprechung. Aber ein Umstand war entweder erst später ermittelt, oder man hatte ihn bis auf den letzten Moment aufgespart. Die gleichgültig hingeworfene Frage des Präsidenten: „Sie haben Ihrer Schwester ihr Brautkleid geschenkt?" machte den Angeklagten stutzig. Er beantwortete sie rasch und kurz mit einem Ja.

„Es war aus Paris bestellt?"

„Ja."

„Es war in dieser Kiste angekommen?"

„Die Kiste wird so ausgesehen haben."

„Von welcher Farbe?"

„Ich erinnere mich nicht — nicht deutlich — es war das Kleid, welches meine Schwester am Hochzeitstage trug — ganz dasselbe Kleid."

„Es ist mit dem Blut des Opfers befleckt worden," sagte der Präsident. „Indeß ist die Signora bewogen worden, es zum heutigen Gerichtstage anzulegen, um die Identität herauszustellen. Werden Sie mit ruhigem Gewissen das blutige Kleid ansehen können?"

„Ich werde es," antwortete Antonio und senkte doch den Blick.

Julietta trat unter den Zeugen hervor, zum ersten Male.

„Ist es dies Kleid?" fragte der Präsident.

„Ja," antwortete Antonio, den Blick noch immer zur Erde.

„Sehen Sie es deutlicher an. Sie könnten sich täuschen."

Antonio schlug die Augen auf. Julietta stand vor ihm in dem schwarzen Florkleide, schwarz vom Kopf bis zum Fuß:

„Es war dies Kleid, Antonio Samperi, welches Du Deiner Schwester zur Hochzeit schenktest," sprach sie mit einer Stimme die wie mitternächtlicher Glockenklang tönte. Er widerstand dem Eindruck nicht, er wankte und sank bewußtlos auf die Bank, von den Gensd'armen aufgefangen.

„Ich habe meine Pflicht erfüllt," sprach die Wittwe, „mehr werden Sie nicht von mir fordern."

Ein Schauer überlief die Geschwornenund Zuschauer, als sie ging; sie hatte ihren Bruder — dem Urtheil überliefert.

Die Jury sprach das Schuldig aus.

Hier endet unsere Geschichte, wenigstens die Nachrichten, aus denen wir sie geschöpft. Ob Michele Cavallo die Blutrache an Battista Samperi vollzog, ob Julietta ihm dafür dankte, wie Marcella Federige gedankt, bleibt der Phantasie der Leser zu entscheiden überlassen.

Der Bilderdieb.

Erzählung aus der 2ten Hälfte des 18ten Jahrhunderts

Von Gustav Nieritz.

I

Dresdens Kunstschätze sind sattsam bekannt. Absonderlich die dasige Bildergallerie, deren weite, hohe Räume während des Sommers von Besuchern zu wimmeln pflegen.

An einem der letzten Octobertage des Jahres 1788 führte der Gallerieinspector Albani eine Gesellschaft Fremder herum und erklärte denselben die vorzüglichsten Gemälde.

„Betrachten Sie dieses Urtheil des Paris —" sprach er unter Anderm — „gemalt von dem Niederländer van der Werft. Ein Kunstwerk, einzig in seiner Art. Nicht sowohl um seiner Genialität, sondern mehr seiner technischen Ausführung wegen, obschon Manche dem Künstler gerade das Elfenbeinerne seiner Bilder zum Vorwurfe machen wollen. Bekanntlich ist der Staub der Hauptfeind der Oelmalerei. Um denselben von den noch nassen Gemälden abzuhalten und dadurch jene Geleecktheit zu erreichen, hatte van der Werft seine Malerstube auf einem Schiffe eingerichtet, das stets auf Hollands zahlreichen Kanälen vor Anker lag. Diese acht kleinen Gemälde van der Werfts, welche Sie hier in der Nähe beisammen sehen, sind von dem prachtliebenden August für 18,000 Thlr. erkauft worden. Dieser Kopf eines alten Mannes, gemalt von Seibold, übertrifft jedoch an naturgetreuer Darstellung die Gemälde van der Werfts bei weitem. Sie finden an diesem Bilde die Wirklichkeit in ihren kleinsten Zügen wiedergegeben. Die feinsten Aederchen im Weiße des Auges, die Poren der gerunzelten Haut, die zartesten Keime des alternden Bartes, jedes einzelne Haar in dem Pelzbesatze der Kopfbedeckung — Alles ist der Natur abgestohlen, ohne widerlich zu werden. Man sollte meinen, daß der Künstler jahrelang über einem einzigen Bilde zugebracht hätte. Wirklich soll derselbe sich blind gemalt haben."

In der eben beschriebenen Weise fortfahrend, geleitete der Inspector die Beschauer in die innere oder italienische Gallerie. Hier sich einem kleinen Bilde von noch nicht einer Elle Breite und verhältnißmäßig geringerer Höhe nahend, hob er wieder an: „Dieß nächst der Madonna Raphaels und Correggio's Nacht die Hauptperle unsrer Gallerie — die büßende Magdalene des letztgenannten Künstlers. Für dieses bemalte Stück Kupfer hat man erst kürzlich 80,000 Thlr.

geboten, der Kurfürst es aber mit Recht dafür nicht gelassen. Nach diesem Preise würde jeder Quadratzoll dieses Gemäldes beinahe mit 350 Thlr. bezahlt."

„Achtzig tausend Thaler!" rief einer der Beschauer voll Erstaunen aus. „Ha! dafür bekäme ich das schönste Rittergut mit 500, 600 Scheffeln Aussaat."

„Achtzig tausend Thaler!" wiederholte eine geschminkte Dame —. „Wie theuer demnach das blaue Kleid dieser barfüßigen Magdalena!"

„Achtzig tausend Thaler!" seufzte ein blasser Jüngling mit einem leidenden Werthergesichte. „Wie viel mag man dem Künstler selbst bezahlt haben?"

„Vielleicht nur 80 Thlr. —" versetzte der Inspector achselzuckend. „Wenn Ihnen aber die Summe von 80,000 Thalern so ungeheuer hoch vorkommt: was sagen Sie dann zu dem grünen Diamant in unserm grünen Gewölbe, welcher fünfmal so viel, 400,000 Thlr. gekostet hat? Da ist mir doch ein solches, unübertreffliches Kunstwerk ungleich lieber als ein blitzender Kiesel."

Während die Beschauer starr das Bildchen betrachteten und dessen hohen Werth zu ergrübeln suchten, war der Inspector an das nahe Fenster getreten, wo ein junger Maler die heilige Cecilie von Carlo Dolce copirte.

Hier zufällig einen Blick durch das Fenster in den Hof hinabwerfend, pochte der Inspector hastig gegen die Glasscheibe. „Sie entschuldigen —" sprach er dann zum Maler und öffnete den Fensterflügel. „He! Nodnagel!" rief er hinaus — „Nodnagel!"

„Sogleich, mein Herr Inspector!" versetzte der Gerufene und der Inspector wendete sich wieder zu seiner Gesellschaft zurück. Nach einer kleinen Weile ertönte die Klingel am Eingange der Gallerie. Der Thürsteher öffnete und herein trat Nodnagel, ein Mann von einigen und dreißig Jahren. Er war unter mittler Größe, breitschulterig, nicht schön vom Gesichte, aber von unverkennbarer Gutmüthigkeit. Ein brauner, abgetragener Oberrock, welcher offenbar nicht für Nodnagels Gestalt zugeschnitten war, deckte dessen stark geschweiften Beine bis beinahe auf die Knöchel herab, während er dagegen kaum acht Zoll über die Ellnbogen der ungewöhnlich langen Arme reichte.

„Grüß Euch Gott, Jaumann —" sprach er vertraulich zu dem Thürsteher — „der Herr Inspector hat mich aus der innern Gallerie angerufen."

„Er führt Fremde herum —" versetzte jener — „und muß sogleich fertig sein. Wartet ein wenig hier, Nodnagel. Ihr seht ja ganz erhitzt aus und schwitzt?"

„Wie sollt' ich nicht?" entgegnete Nodnagel. „Sechs Metzen Linsen, die ich heimtragen will und außen bei der Wache vor der Thüre einstweilen abgesetzt habe, wiegen schon schwer."

„Seid Ihr denn ein so starker Linsenesser?" fragte der Thürsteher.

„Das nicht —" erwiederte Nodnagel — „meine Frau und Kinder sollen sie blos rein lesen für einen Gemüsehändler, der uns den kleinen Verdienst gönnt."

Nicht lange hatte Nodnagel gewartet, so erschien der Inspector, von welchem sich dessen Gesellschaft trennte, nachdem sie ihm die zeigende Hand versilbert hatte. „Nodnagel —" sprach er dann zu diesem — „Er muß mir bis morgen Vormittag eine Pfundblase Kremserweiß und eine halbpfündige Mineralblau reiben. Auch soll Er zum Tischler Würdig gehen und die bestellten Blendrahmen für mich abholen."

Als Nodnagel mit dem Versprechen, Alles zu besorgen, sich verabschiedete, ertönte auf's Neue die Klingel und es trat herein in die Gallerie eine lange, hagere, groß- und langnäsige Mannsgestalt in einem graugelben Ueberrocke, über welchen noch ein Spencer von blauem Azor geknöpft war. Der lange Hals war mit einem weißen, unmäßig dicken Tuche umgeben und die Nase mit einer, damals noch selten vorkommenden Brille bewaffnet. Ohne zu grüßen und die Miene zu verziehen, schritt der Fremdling vor, die grauen Augen sogleich auf die Bilderwände heftend.

„Seiner Herrlichkeit, der Lord Sparfield —" meldete der den Fremden begleitende Lohndiener — „wünscht die Gallerie zu sehen."

Albani verneigte sich vor dem bocksteifen Engländer und schickte sich an, seine bereits tausendmal wiederholte Erklärung abermals abzuleiern. Auf ein Gemälde über dem Eingange zeigend, hob er an: „Hier das Portrait des Begründers unsrer Gallerie, der —"

„Wo ist Raphaels Madonna?" unterbrach den Inspector des Engländers verdrießliche Stimme.

Die englische Großmuth stand damals noch in unangefochtenem Rufe und das englische Gold besaß einen zaubrischen Klang. Daher fügte sich der Inspector ohne Widerspruch dem Verlangen des Lords.

Dieser setzte sich dem genannten Gemälde gegenüber auf einen Stuhl und versank in ein lautloses, langwährendes Beschauen, so daß dem harrenden Inspector die Zeit entsetzlich lang wurde.

„Correggio's Nacht!" befahl nach fast einer halben Stunde der Lord in lakonischer Kürze.

„Sitze du hier, so lange es dir beliebt!" murmelte Albani ärgerlich vor sich hin und verließ des Britten Nähe, welcher es vor dem zweiten Bilde wie bei dem ersten machte.

Plötzlich durchhallte ein lautes Schnarren die hohen Räume. Als Albani betroffen herbeieilte, sah er, wie der Lord mit eigener Hand die Kurbel der Maschine drehte, welche das Aufziehen oder Herablassen der grauen Rouleaux an den riesigen Fenstern bewirkt.

„Herr Lord, —" redete der Inspector den Leiermann vorwurfsvoll an — „Sie haben die Feder nicht zurückgeschoben und werden

den Mechanismus verderben. Dieſes Geſchäft kommt nur den Galleriebeamten zu. Was iſt Ihr Wunſch?"

Der Lord drehte fort, bis das Rouleau völlig herabgelaſſen war.

„Machen Sie noch mehr dunkel —" ſprach er dann befehlend. „Die Nacht von Correggio nimmt ſich nicht gut bei vollem Tageslichte aus."

„Aber die übrigen Beſchauer ſehen ja nichts —" wendete Albani ein — „ſo auch die beiden Copiſten dort am Fenſter, ja Sie ſelbſt."

„Machen Sie finſter!" wiederholte der Lord voll engliſchen Eigenſinnes.

Noch einmal beſiegte die Rückſicht auf die brittiſche Freigebigkeit des Inſpectors Bedenklichkeiten.

„Auf ein paar Minuten nur —" ſprach er entſchuldigend zu den beiden Malern, als er das Rouleau auch an deren Fenſter herniederließ. „Die Britten ſind nun einmal närriſche Käuze und voll Spleens."

Wie zu vermuthen ſtand, ſah der Lord, nachdem ihm der Wille gethan war, von dem Gemälde ſo viel wie nichts in der nunmehr bewirkten Dunkelheit.

„Schaffen Sie Wachsfackeln herbei!" gebot der Lord. „Dann erſt kann des Bildes ganzer Werth ſich zeigen."

„Ohnmöglich!" entgegnete Albani. „Ein ſolches Anſinnen muß ich zurückweiſen, auch bei dem beſten Willen. Selbſt von der Feuergefährlichkeit abgeſehen würden die koſtbaren Gemälde von dem Rauche unerſetzlich leiden."

„Was koſtet?" fragte der Lord.

„Davon iſt nicht die Rede —" bemerkte der Inſpector. „Aber noch nie hat einer der vielen Fürſten, welche unſre Gallerie beſucht haben, ein ähnliches Verlangen geſtellt wie Eure Herrlichkeit."

Der Lord lächelte verächtlich und unterdrückte eine bittere Erwiederung, die ihm auf der Lippe ſchwebte.

„Wie theuer eine Copie von der Madonna del Siſto und von Correggio's Nacht?" fragte er.

„Das kommt auf den mehr oder minder gediegenen Künſtler an —" verſetzte Albani feuerfangend — „welcher das Copiren unternimmt. Ich zum Beiſpiel könnte eine gute Copie der beiden genannten Bilder nicht unter 3 bis 4 hundert Pfund Sterling herſtellen."

„Sie copiren auch?"

„Wenn es verlangt und bezahlt wird, o ja! So habe ich gegenwärtig eine Copie der büßenden Magdalena von Correggio in Arbeit und ſolche bereits untermalt. Dieſelbe könnte ich Eurer Herrlichkeit für 60 Pfund vollenden."

„Wiſſen Sie —" ſagte der Lord mit halblauter Stimme zu dem Inſpector — „was ein Fürſt kürzlich gethan hat? In einer alten Kloſterkirche befand ſich ein vortreffliches Al-

targemälde von einem berühmten Meister, welches die eigensinnigen Mönche um keinen Preis dem Fürsten verkaufen wollten. Was that derselbe daher? Er bat die Mönche höflich um die Erlaubniß, eine Copie von dem Bilde nehmen dürfen zu lassen und ließ dieß durch einen geschickten, ihm ganz ergebenen Künstler bewirken. Nachdem derselbe seine Arbeit beendet hatte, vertauschte er diese heimlich mit dem Originale und dieses gelangte, ohne daß die Mönche den Betrug gewahrt hätten, glücklich in des Fürsten Besitz. Mein Herr, ich gebe Ihnen statt 60, sechshundert Pfund, wenn Sie es eben so mit Correggio's Magdalena machen. Sie haben dazu die Macht und die Mittel in den Händen."

„Mein Herr!" erwiderte Albani voll Entrüstung — „Sie wagten wirklich —"

„Ich biete Ihnen 6000 Pfund —" fiel jener leise ihm ins Wort — „und dürfte dieß mehr sein, als der große Correggio in seinem ganzen Leben mit dem Pinsel verdient hat."

„Wenn ich dieß Anerbieten Eurer Herrlichkeit für mehr als einen bloßen Scherz halten dürfte —" antwortete der Inspector ernst — „so müßte ich dasselbe zur Kenntniß meiner Vorgesetzten bringen."

„Thun Sie nach Ihrem Gefallen —" sprach der Lord kalt —. „Sie kennen nun meinen Sinn."

Der Britte verließ, ohne weiter ein Wort fallen zu lassen, die Gallerie. Eben so wenig ließ er englische Guineen in die nehmfertige Hand des Inspectors fallen, welcher bloß aus derjenigen des Lohndieners zwei Thaler empfing und darob entsetzlich ergrimmte.

„O du windiger Insulaner —" murmelte er zähnknirschend — „der du mir erst mit 6000 Pfund den Mund weit aufsperrest, um mir dann wenig mehr als das Viertel eines einzigen Pfundes hineinfallen zu lassen. Goddam! spreche ich!" Der Inspector blieb den ganzen Tag über voll übler Laune.

In dem vorgedachten Jahre befanden sich in der jetzigen Schwarzegasse der Antonstadt nur wenige und noch dazu sehr ärmliche Häuser oder Hütten. In einer Dachwohnung der zuletztgelegenen findet der Leser den Farbenreiber Rodnagel nebst dessen Familie wieder. Es ist Nacht. Dessenungeachtet befinden sich noch sämmtliche Familienglieder in voller Thätigkeit. Um einen größeren Tisch herum, dessen Mitte ein ansehnlicher Haufen Linsen deckt, sitzen Mutter und drei Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe in dem Alter zwischen sieben und zehn Jahren, mit dem Reinlesen der Linsen beschäftigt. Dicht daneben steht vor einem Holzgestelle und darauf befindlichem Reibesteine, Rodnagel, den steinernen Laufer unermüdlich über die feinzureibende Oelfarbe hin- und herziehend. Ein einziges, an der Wand

befestigtes Lämpchen beleuchtet mit seinem schwachen Scheine die Fleißigen, deren jüngere Hände unverkennbare Zeichen der Ermüdung blicken lassen.

„Hans! schlafe nicht!“ ruft Frau Nodnagel bittend ihrem Sohne zu, dessen Haupt mit den halbgeschlossenen Augen wie das eines Pagoden nickt. Darauf rafft sich der Knabe gewaltsam zusammen und setzt mechanisch die einförmige Arbeit fort. „Sophie!“ ertönt es bald wieder — „Du wirst die Linsen verschütten, wenn Du die Schürze nicht fester halten willst. Wasche dir das Antlitz mit kaltem Wasser, dann entweicht der Schlaf aus deinen Augen. Christel! deine Hand feiert ja! Und nun streichst du wieder die Linsen sammt dem ausgelesenen Unrathe in die Schüssel. Ueberwindet euch doch, Kinder, nur noch ein kleines Weilchen. Noch hat es nicht elf geschlagen und wir müssen erst die Linsen auflesen, wenn wir morgen uns satt essen wollen.“

Hier stieß Nodnagel einen tiefen Seufzer aus, hielt mit seiner Arbeit inne und sagte: „Die armen Kinder dauern mich. In ihrem Alter ist der Schlaf so süß und schwer zu gewältigen. Ach, liebe Frau! wenn ich es noch bis zum Thürsteher in der Gemäldegallerie bringen könnte! Derselbe nimmt oft von einem einzigen Besucher so viel ein, als wir insgesammt den langen Tag und die halbe Nacht über sauer verdienen müssen. Nur hinzuhalten und zu öffnen braucht er die Hand. Ja, manchem fliegen die Tauben gleich gebraten in den Mund, während Andere sie nur von weitem auf dem Dache sitzend zu sehen bekommen. Wenn ich den Inspector Albani annehme! Dem ist's nicht einmal genug, wenn er für sein Erklären und Herumführen zwei Thaler empfängt. Und sieh, liebe Frau! Das getraute ich mir auch, nämlich das Erklären. Trotz dem Inspector, dessen Litanei ich auswendig weiß wie unsre Kinder ihr Vaterunser. Aber, horch! diese schlafen hart und fest. Laß sie!“ — bat er weich, als die Frau die jugendlichen Schläfer, deren Häupter auf den vor ihnen liegenden Linsen ruheten, erwecken wollte. „Grausam wäre es, wenn wir ihnen die Ruhe nicht gönnen wollten, nachdem sie von früh 6 an wie angenagelt gesessen und gelesen haben. Bringe sie zu Bette, Frau! Sobald ich die beiden Blasen fertig habe, helfe ich dir. Ich vermag schon eher eine Stunde länger aufzubleiben.“

Die Mutter versetzte die fest entschlafenen Kinder auf ein ärmliches, einen Winkel des Stübchens einnehmendes, Lager und kehrte zu ihrer Arbeit zurück.

„Nun leg' auch du dich nieder —“ sprach Nodnagel, als die Glocken der Stadt die Mitternacht verkündeten, zu seiner Frau. In einem halben Stündchen gedenke ich gleichfalls fertig zu sein.“

Die Frau gehorchte und Nodnagel arbeitete allein.

„Hm!“ sprach er nach einer Weile zu sich selbst — „auch zu mir kommt der Sandmann. Wart', ich will dich risch fortbeißen.“

Er öffnete ein Fenster und steckte den Kopf in die kühle Nachtluft hinaus.

„Die Diebe haben es doch noch schlimmer denn ich —" sprach er zufrieden. „Ich bin unter Dach, in einem warmen Stübchen, bei den Meinen und ungefährdet, während die Diebe draußen lauern, frieren und Gefahr laufen, ertappt zu werden. Da haben sie, wie mir der Tischler Würdig erzählte, aus einem neuerbauten und unbezogenen Hause zwei Fenster mit Verglasung und Wandrahmen gestohlen. Sonderbar Gelüste das! Was der Dieb damit beginnen will? Das Holz in den Ofen stecken, den Eisenbeschlag und die Glasscheiben für ein Spottgeld verschleudern. Sonst nichts. Ich bekam deshalb die Blendrahmen nicht und von dem Inspector ein kleines Donnerwetter auf den Pelz, weil Würdig sofort den Schaden zu ersetzen hatte und darum alles Andere liegen lassen mußte. Kein Licht weiter in der ganzen Umgegend! Aber, ist mir doch, als krappele dort eine dunkle Gestalt über die lichte Sandfläche dahin. Ist's vielleicht auch ein Dieb? Bemühe dich nicht, guter Freund! Wenn du etwa unserm äußersten Ansiedler da draußen einen Besuch zugedacht hast, so wisse, daß dich derselbe mit starken Hunden und scharfen Flintenschüssen empfangen dürfte. Herr Wogatz ist kein Mann, der mit sich spaßen läßt."

Nach diesem Selbstgespräche kehrte Nodnagel ermuntert an seine Arbeit zurück. Endlich war er damit zu Stande, die Farbe fertig gerieben, in die Kälberblasen gebunden und gut verwahrt. Selbst das noch vorhandene Linsenhäuflein rein gelesen.

„Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen!" sprach Nodnagel stillfreudig. Er blickte auf seine schlafenden Lieben hin und sagte mit Herzlichkeit: „Gute Nacht, Frau! gute Nacht, ihr Kinder!"

Dann trat er zu einer kunstlosen Wiege, in welcher sein kleinstes und jüngstes Söhnlein von drei Jahren lag. „Schlaf' süß, mein armer Friede!" seufzte er aus vollem Herzen. „Gott wolle dich uns erhalten."

Da streckte sich eine weiße, fleischlose Kinderhand aus dem Bettlein hervor und eine feine Stimme sprach: „Händel geben, Papa!"

„Wie? du schläfst nicht, mein Friede?" fragte Nodnagel betroffen. „Fehlt dir etwas? Thut dir etwa dein Beinel wieder weh?"

Friede antwortete nicht. Seine tief in dem bleichen, abgezehrten Antlitze liegenden Augen blickten bohrend in das niedergebeugte Gesicht seines besorgten Vaters, dem vor Wehmuth das Herz schwer ward.

„Warum schläfst du nicht, mein süßer Knabe?" wiederholte er.

„Beinel thut weh!" klagte jener nun mit trauernder Stimme.

Dem Vater that die Seele weh.

„Es wird schon wieder vergehen, mein Friedel —" tröstete er, selbst trostlos. „Und wann der Sommer kommt, so trage ich dich

wieder in die Priesnitz, wo du nach Herzenslust im Wasser herumplanschen kannst. Dann wird auch dein krankes Beinel ganz gesund, so daß du über Stock und Stein hinweg springen kannst wie die andern Kinder.“

Des Kindes Antlitz verzog sich jetzt ängstlich. Sein hohles Auge blickte stier in die Luft hinein.

„Papa! —“ rief es kläglich — „jag' die Motten weg — sie fliegen in der Stube herum — weiß — mit großen Flügeln.“

„Du träumst, Kind!“ beruhigte Nodnagel — „nicht eine Motte ist zu sehen. Schließ' deine Aeuglein und schlafe.“

Aber Friedel machte nur desto größere Augen. Er setzte sich in seiner Wiege auf, zog die Kniee an den Leib empor und schrie voll Entsetzen: „Papa! Würmer zappeln an meinen Fersen! Huh! Papa, wegnehmen!“

Der Anblick des schreienden Knaben war furchterregend. Er zitterte wie ein Espenlaub und der kalte Schweiß perlte ihm auf dem leichenblassen Antlitze. Nodnagel nahm das Kind aus der Wiege und auf seinen Arm, wo er es mit dem Antlitze gegen seine Brust drückte.

„Die garstigen Würmer!“ sprach er — „wir wollen sie schon fortschaffen — nicht von deinen Fersen, sondern aus deinen Eingeweiden. Und nie wieder wollen wir in ein feuchtes Quartier ziehen, dem allein du dein krankes Bein zu verdanken hast, und sollte ich's auch umsonst bekommen.“

Noch lange mußte Nodnagel den Knaben umhertragen und beruhigen. Oftmals noch blickte er von des Vaters Brust auf und mit sichtlichem Entsetzen in die Luft, wo, seiner Behauptung nach, immer noch die Motten ihren Flug fortsetzten. Dem Vater grausete es selbst bei dem stieren Hinstarren des Kindes. Nodnagel war so müde, so schläfrig! Seine Aerme schmerzten unter der nicht leichten Bürde und dennoch durfte er, während die übrigen Seinen fest schliefen, nicht eher sein Lager aufsuchen, als bis Friedels Augen endlich sich geschlossen hatten. Es war fast drei Uhr, als er sich endlich niederlegte.

Am Morgen des 21. Novembers 1788 läutete es mit Ungestüm an der Vorhausthüre des Inspectors Albani, dessen Wohnung in der Nähe der Gemäldegallerie, in der Töpfergasse, sich befand.

Als die Köchin unter Schelten öffnete, stürzte herein Schüller, der Gallerieaufwärter, mit allen Anzeichen des heftigsten Schreckens.

„Wo ist der Inspector!“ stammelte er athemlos und stürmte bei der Köchin vorüber, ohne deren Antwort abzuwarten. Die Thüre zu des Inspectors Wohnzimmer aufreißend, schrie der Mann hinein: „Herr Inspector! die Gallerie ist — gestohlen worden —! Bestohlen, wollte ich sagen —“ verbesserte er sich dann.

Diese wenigen Worte hätten beinahe dem Inspector den Hals gekostet. Denn derselbe stand gerade eingeseift vor dem Spiegel am Fenster und handhabte das Rasirmesser. Der Schnitt, welchen er bei den Worten — „Gallerie — gestohlen" — in das Fleisch führte, durfte nur etwas tiefer sein, so hätte er die Gurgel durchschnitten. Während Albani regungslos mit dem gezückten Messer dastand und das rinnende Blut unter dem weißen Seifenschaume hervordrang, vollendete Schüller seine Hiobspost.

„Die große Gallerietreppe — der halbe Neumarkt steht voll Menschen —" keuchte er — „Alle blicken zu dem Fenster empor, von welchem ein Stück des Drahtgitters losgetrennt und ein Flügel geöffnet ist."

In der nächsten Minute rannte Albani, wie er ging und stand, eingeseift, halb rasirt, in Filzschuhen und im Schlafrocke, hutlos und ohne Frisur über die Augustusstraße hinweg und in das Thor des Galleriegebäudes hinein. Ihm folgte auf dem Fuße Schüller mit dem Schlüsselbunde. Im Hofe des Gebäudes schlossen sich einige kurfürstliche Stalldiener an, welche eben mit dem Abwaschen der Hofwagen beschäftigt waren und als Zeugen dienen sollten. Zu diesem Behufe nahm man endlich noch die Schildwache mit, welche, weil damals noch der Eingang zur Gallerie über die Hintertreppe stattfand, dort vor der Thüre aufgestellt war. Letztere fand man wohl verschlossen und unversehrt. In nie gesehener Schnelligkeit wurden die beiden Doppelthüren geöffnet und hinter den Eingetretenen wieder verschlossen. Sodann wälzte sich das Häuflein, den Inspector an der Spitze, durch die wiederhallenden Räume dahin. Albani wußte genau, welche Gemälde, behufs des Copirens, von ihrem Platze genommen waren. Daher reichte ein flüchtiger Ueberblick auf die vollgehängten Wände hin, ihm zu sagen, was da fehle oder nicht.

Die nördliche Gallerieseite zeigte keine verdächtige Lücke. Aber da man sich zur östlichen wendete, glaubte der Inspector vom Schlage getroffen zu werden. Denn dort links, an der Thüre zum Pastellzimmer, hing ein leerer Goldrahmen, welcher das Portrait des alten Mannes von Seibold bisher umfaßt hatte. Dessen neben ihm hängende Gattin schien voll Trauer den Verlust ihres Gatten zu beklagen. Ein theures Haupt — im wahren Sinne des Worts — fehlte sonach. Wehe! nicht weit davon, an der rechten Wand, wieder eine leere Stelle! Das Urtheil des Paris von van der Werft! Der Dieb — mußte man gestehen — hatte Geschmack bewiesen. Die südliche und westliche Seite der Gallerie waren unversehrt. Aber nun die innere, die italienische Gallerie noch! Des Schatzes Kern! Mit bang und heftig schlagendem Herzen betrat der Inspector nebst seinem Trosse die heilig stillen Räume. Die Guido Reni's, die Michel Angelo's, die Carlo Dolce's, die Annibale Carraci's, die Dosso Dossi's und wie sie alle heißen, die italienischen Kunstherren, sie behaupteten ihre alten

Plätze. Dort glänzte das Licht von dem strahlenden Christkinde in Correggio's heiliger Nacht; da blickte die Sixtinische Madonna Raphaels in gewohnter, milder Weise aus dem breiten Goldrahmen heraus — wie hätte auch ein einzelner Dieb an Gemälde von 50–60 Quadratfuß sich wagen sollen! Aber, o Himmel! der Inspector taumelt wie vom Blitze niedergeschmettert, in einen Stuhl — geraubt ist Correggio's büßende Magdalene — das 80,000 Thaler-Bild — sammt dem silbernen Rahmen und den diesen zierenden Steinen!

Wehe! wehe! wehe! vor Albani's umflorten Augen geht ein helles Licht auf, aber nur, um in eine leere, traurige Oede zu scheinen. Der Dieb oder der Veranlasser des Raubes — wer konnte es anders sein als — Sparfield, der englische Lord! Und der Inspector durfte nicht einmal diesen, seinen Verdacht laut aussprechen; denn er hatte seinem Vorgesetzten die Versuchung verschwiegen, in welche er von dem reichen Insulaner geführt worden war. So wird selbst die kleinste Unterlassungssünde gestraft!

Albani konnte höchstens durch hingeworfene Andeutungen und Winke das Auge der forschenden Gerechtigkeit auf den muthmaßlichen Bilderdieb hinlenken.

„„Seiner kurfürstliche Durchlaucht, mein allergnädigster Herr, hat geruhet, seinen allerhöchsten Unwillen ob des frechen, beispiellosen und unverantwortlichen Bilderdiebstahls gegen mich auszusprechen — sagte mit finstrer Miene und sträflichem Blicke der Oberkammerherr, welchem in jenen Zeiten die Oberaufsicht über die Gemäldegallerie übertragen war, zu dem zerknirschten Inspector derselben. „„Mein allergnädigster Herr war der Ansicht, daß Allerhöchst derselbe gegenwärtig der nachlässigen Diener mehrere besitzen müsse, weil unlängst erst die Kunstkammer um ein silbernes Lavoir und einen silbernen Hirsch mit einer künstlichen Uhr bestohlen worden ist. Die angestellte Untersuchung hat klar herausgestellt, daß der Bilderdieb den Tag zuvor geflissentlich sich habe in der Gallerie einschließen lassen und nach vollbrachter That den Ausgang durch das Fenster ermittelt habe. Was soll man nun von Ihrer Dienstreue halten, wenn Sie solche Nachlässigkeiten geschehen lassen? Wie schlecht müssen Sie Ihre Untergebenen instruirt haben, daß diese nicht erst genau jeden Winkel durchstöbern, bevor sie davon gehen! Es ist dieß eine Unverantwortlichkeit sonder Gleichen und ich stehe Ihnen nicht für die fernere Belassung Ihres Postens, wenn die entwendeten Gemälde nicht wieder herbeigeschafft werden sollten. Stumm verneigte sich der heruntergekanzelte Inspector und ging, vor Grimm und Rachedurst innerlich kochend.“

„Schüller!“ sagte er zähneknirschend zu dem Gallerieaufwärter — nur Ihrer Trägheit und Nachlässigkeit verdanken wir den Bilder-

raub. Auf Ihr Haupt alle schlimmen Folgen davon! Soll ich etwa, während ich zu erklären und die Fremden herumzuführen habe, noch jedem einzelnen Besucher nachrennen können? Für was sind Sie denn da? Doch nicht blos, um die Trinkgelder einzustreichen? Meinen Sie genug gethan zu haben, wenn Sie mit schleppender Stimme durch die Säle dahinschreien: „Es wird ge—schlos—sen! Daran kehrt sich keine Maus, geschweige ein Mausedieb. Verflucht! wenn ich vom Dienste komme, so müssen Sie mir voran oder ich will nicht mehr Albani, sondern Stockfisch heißen.“

Da haben wir die Bescheerung! —“ murmelte der Aufwärter, als ihm der Inspector den Rücken gewendet hatte. „Dacht ich's doch, daß der Inspector seinen Kopf aus der Schlinge ziehen und mir die ganze Teufelei in die Schuhe gießen würde. Blitz und Hagel! Jaumann! he! sperr' Er einmal seine langen Eselsohren möglichst weit auf. Denn ein Esel, dazu der allerfaulste, ist Er! Kann er nicht die Schöpse zählen, die hier in unserm Stall ein- und ausgehen? Er hat ja in der weiten Gotteswelt sonst nichts zu thun! Ich aber möchte mich zertheilen und hundert Augen wie ein Argus haben, um darauf zu sehen, daß die Galleriebesucher die Gemälde nicht betasten oder bekritzeln. Pech und Schwefel! Er ist am längsten hier Thürsteher gewesen und kann noch Gott danken, wenn Er nicht obendrein in's Zuchthaus kommt.“

„Das ist wahr —“ brummte Jaumann, wenn man einen Hund hängen will, so findet sich gar bald ein Strick. Nun soll ich Schuld an der Bildermauserei sein. Da sitzen erstlich eine Menge Maler hier oben, zu denen bald ein guter Freund, bald eine Aufwärterin, bald ein Farbenreiber, bald ein Gönner, bald ein Stiefelputzer kommt. Die Gallerie gleicht ja einem Bienenstocke, so Viele fliegen darin ein und aus. Endlich stößt des Inspectors Malerzimmer daran, das seinen besonderen Aus- und Eingang hat. Wer weiß, ist der Bilderdieb nicht durch jenes in die Gallerie gelangt, da Albani die Thüre oftmals nicht verschließt.“

So wiederholte sich hier abermals, was das erste Aelternpaar angefangen hatte: Eins schob die Schuld auf das Andere. Ja, dieses Zuschieben machte förmlich die Runde, vom Oberkammerherrn an bis zu diesem wieder zurück. Denn Albani sprach daheim zu seiner Gattin: „Wie vermögen 3 Leute, ich, Schüller und der einfältige Jaumann, eine Gemäldegallerie von diesem Umfange allein zu beaufsichtigen? Nichts als Knickrigkeit bei unsern Anstalten und Sammlungen. Die Fenster, welche auf die große Freitreppe herausgehen, sind ja nicht einmal mit Läden oder Eisengittern verwahrt. Da hat der Dieb leichtes Spiel gehabt. Und diese grobe Fahrlässigkeit des Oberkammerherrn soll ich nun verbüßen.

Am nächstfolgenden Tage standen zahlreiche Volkshaufen in Dresden an den Gassenecken versammelt. Alle reckten die Köpfe empor, lasen, wischten sich den Mund und blickten dann argdenklich und forschend auf den Nachbar, ob derselbe etwa der fragliche Bilderdieb sei. Denn es stand mit großen, verführerischen Buchstaben und Ziffern auf dem Anschlage geschrieben, daß derjenige, welcher den Dieb sammt den Bildern entdeckte oder die letztern wieder herzuschaffe, 1000 Ducaten Belohnung erhalten sollte.

„Tausend Ducaten!" wiederholte daheim Nodnagel zum zehntenmale, indem er den Laufer auf dem Reibesteine in Ruhe setzte. „Dann wäre uns auf einmal und für immer geholfen, liebe Frau. Tausend Ducaten! Dann hätten wir auf mindestens Tausend Wochen mehr als sattsam zu leben und eitel Feiertage. Und Friedels Bein ließe ich von des Kurfürsten Leibarzte selbst heilen. Ach, wenn wir den Bilderdieb entdeckten! Aber wie dies anfangen?"

„Nodnagel —" sagte der Gallerieinspector zu diesem unter vier Augen — „ich halte ihn für einen ehrlichen Menschen und anstelligen Kopf. Auch er büßt ein, wenn die gestohlenen Bilder nicht wieder herbeigeschafft werden. Denn schon haben alle Copisten die Gallerie räumen müssen, die auf meine Fürsprache ihren Farbenbedarf von Ihm entnahmen. Und komme ich vom Dienste, so erleidet Er noch größern Verlust. Also, helfe er mir den Bilderdieb — nicht entdecken, denn ich kenne ihn schon — sondern seiner Schuld überführen. Dabei müssen wir aber mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, weil jener ein sehr vornehmer und reicher Herr — weil er, wie ich genau weiß, niemand anders ist als der Lord Sparfield. Noch hält derselbe sich in Dresden auf und zwar wohnt er im italienischen Dörfchen, nicht weit vom Theater links. Beobachte Er, wer bei dem Lord ein- und ausgeht; suche Er mit dessen Leuten bekannt zu werden und sie auszuforschen, ob ihr Herr in diesen oder den nächsten Tagen Bilder fortsenden werde. Spähe Er bei Tage wie zur Nachtzeit fleißig um des Lords Wohnung herum und gebe Er mir dann von jedem verdächtigen Zeichen Nachricht. Vielleicht gelingt es uns eher, als der Polizei, welche bei dem Lord nicht anbeißen will, den Dieb zu erwischen und die 1000 Ducaten dazu.

Diese Rede des Inspectors bewirkte bei dem Farbenreiber eine mächtige Veränderung.

Aus einem still fleißigen Arbeiter, zärtlich besorgten Gatten und Vater ward plötzlich ein unstäter und ruheloser Herumtreiber, welcher selten heim kam und selbst des Nachts abwesend war. Nodnagel mußte sich aufreiben, währte seine fieberhafte Aufregung lange fort.

Vier Tage verstrichen ohne irgend ein Ergebniß auf die versprochene Belohnung und des Inspectors vielfache Bemühungen. Noch war es ziemlich dunkel, als am Morgen des 26. Novembers die Hausklingel des Inspectors Sturm läutete. Das ganze Haus ward aufgeschreckt und aufgeweckt.

„Was giebt's?" fragte man unwillig aus den verschiedenen Stockwerken herab.

„Was giebt's?" rief auch der bezipfelmützte Inspector zwei Treppen hoch herunter.

Darauf ließ sich Nodnagels Stimme jubilirend unten vernehmen.

„Herr Inspector!" schrie er überlaut — „Victoria! Fundus est! Machen Sie auf! die Bilder! Halleluja!"

Schneller zieht eine Schnecke ihre vorgestreckten Fühlhörner nicht ein, als der Inspector seinen Kopf und dessen Hausgenossen dazu. Wie rasch war die Hausthüre geöffnet, Nodnagel in die Hausflur gezogen und mit brennenden Lichtern umringt.

Bald blaß, bald roth, erst hüpfend, dann zitternd, weinend und lachend streckte der Inspector beide Hände nach den kostbaren Tafeln aus, welche in Nodnagels Armen ruhten wie ein geliebtes Kind an der Mutter Brust.

„Her — her damit!" zitterte es aus Albani's Munde. Sein ausgespreizter Finger zog das heftige Verlangen krumm, wie die Habsucht bei dem des Geizigen. „Der Seibold!" keuchte er, als er das erste Bild empfing und mit seinen Blicken verschlang. „Nicht beschädigt? Keine Kritzeln darauf? Weiter! weiter! guter Nodnagel! Ha! van der Werft's Urtheil! Nodnagel! ist nichts gerieben? Er hatte doch die Bilder nicht übereinander gelegt?"

„Ich werde doch nicht!" versetzte Nodnagel. „Wenn auch kein Maler, so weiß ich doch mit solchen theuren Malerwerken umzugehen. Wie mit rohen Eiern bin ich aufgetreten."

„Weiter! weiter! allerliebster Nodnagel! Nun noch die Perle — den Edelstein — die büßende Magdalene —" drängte der Inspector.

„Die büßende Magdalene —" versetzte Nodnagel, fast muthwillig in seiner Freude — scheint noch büßen zu müssen. Wo und warum? wird wohl dieser Brief besagen. Aber, wenn wir zwei verlorene Schäfchen wieder haben, wird sich auch das dritte finden."

Aber Albani geberdete sich wie Herzog Alba, als man ihm den Grafen Egmont und Horn gefangen vorführte und er den Prinzen Wilhelm von Oranien unter ihnen vermißte. Und in der That hatten die drei fraglichen Gemälde, nach ihrem Werth geschätzt, mit jenen drei bekannten Niederländern einige Aehnlichkeit.

Der Mensch ist und bleibt ein undankbares Geschöpf. Anstatt sich über die beiden wiedergefundenen Gemälde zu freuen, machte es der Inspector wie der König David, da er die Schlacht gewonnen und seinen ungerathenen Sohn Absolom verloren hatte.

„O meine Magdalene!" klagte Albani — „lieber wollte ich den Seibold und den van der Werft missen als dich?

„Wie kam er zu den Bildern und dem Briefe? Sag' er schnell, Nodnagel?" fuhr der Inspector hastig fort.

„Ich fand sie so eben an einem Laternenpfahle im italienischen Dörfchen hängen und den Brief dabei —" berichtigte Nodnagel.

Die Erwähnung des italieniſchen Dörfchens erinnerte plötzlich den Inſpector an den Lord Sparfield und ein zweiter Gedanke ihn daran, daß Nodnagels Ausſage wohl nicht für Jedermanns Ohren ſich eigne.

Daher wendete er ſich an die zahlreiche Zuhörerſchaft und ſagte höflich: „Ich nehme den Mann hier auf mein Zimmer und werde Ihnen ſpäter deſſen Ausſage mittheilen, da ich mit Recht annehme, daß Sie ſich für die Sache intereſſiren.“

Wohl oder übel blieben die neugierigen Hausgenoſſen zurück, als der Inſpector mit Nodnagel ſich in ſeine Wohnung zurückbegab.

„Nun erzähle Er, Nodnagel!“ drängte jener hier.

„Ich war —“ hob dieſer an — „von Mitternacht bis bald gegen Morgen um des Lords Wohnung herumgeſchlichen. Endlich trieb mich die Kälte und Müdigkeit von dannen. Als ich aus der Schimmelallee heraustrete und bei der dort brennenden Laterne vorbeikomme, leuchtet mir an deren Pfahle etwas Weißes in die Augen. Denken Sie ſich, meinen freudigen Schreck, da ich mit dieſem Briefe zugleich die beiden aufgehängten Bilder gewahre! Ich hätte lieber gleich den ganzen Laternenpfahl herausgezogen und zu Ihnen getragen. Aber freilich ſuchte ich vergebens nach der Magdalene umher. Nun, daß ich nicht faul mit Abnehmen war, können Sie ſich denken und ich bleibe dabei: daß auch die Magdalene ſich noch herzufinden wird. Das muß der Brief beſagen.“

„Der Brief —“ erwiederte der Inſpector, die Aufſchrift wiederholt überleſend, iſt an unſern allergnädigſten Kurfürſten gerichtet und darf daher von mir nicht erbrochen werden. Ich eile mich anzukleiden, um mit ihm, den Bildern und dem Briefe zu dem Oberkammerherrn zu gehen, welcher über das Weitere verfügen wird.

Es geſchah, wie Albani geſagt hatte.

Der fragliche, Bilder tragende Laternenpfahl wurde von einer ſchnell zuſammengetretenen Commiſſion beſichtigt und deſſen Umgebung genau unterſucht; der Brief dagegen geleſen, ſein Inhalt aber geheim gehalten. Da jedoch derſelbe jetzt kein Geheimniß mehr iſt, ſo mögen meine Leſer wiſſen, daß der Brief von dem Bilderdiebe geſchrieben war, welcher ſich anheiſchig machte, auch die büßende Magdalene zurückzugeben, wenn der Kurfürſt ihm eigenhändig völlige Strafloſigkeit und dazu die ausgeſetzten 1000 Ducaten Belohnung bewilligen wollte. Die Bürgſchaft ſolle öffentlich ausgeſprochen, die genannte Geldſumme dagegen auf einen bezeichneten Stein an der katholiſchen Hofkirche niedergelegt werden, wo man ſolche in der dritten Nacht abholen und gegen das betreffende Gemälde eintauſchen würde.

Es möge nicht befremden, wenn gegen die erſte Hälfte dieſes Anſinnens das bekannte ehrenhafte Gefühl des Kurfürſten Friedrich Auguſt's des Gerechten mächtig ſich ſträubte und derſelbe dazu ſeine Einwilligung verweigerte. Man gab ſich daher erſt alle erſinnliche

Mühe, mit Hülfe des Briefes die Spur des Diebes zu entdecken, jedoch vergebens. Daß derselbe der Lord nicht sein könne, ging unleugbar aus der gestellten Geldforderung hervor. Man ging nun einen Schritt weiter und machte von Seiten des Staates bekannt, daß man gegen Rückgabe des fraglichen Gemäldes die 1000 Ducaten um die bestimmte Zeit und an den bestimmten Ort niederlegen wollte, jedoch ohne dabei besonders die begehrte Zusage der Straflosigkeit zu gewähren.

Wenn die Dresdner alle diese Zeit und jenen Ort gewußt hätten! Keiner von ihnen würde in derselben Nacht zu Bette gegangen und die katholische Kirche von vielen Tausenden umlagert worden sein. Auch für Rodnagel war Beides ein Geheimniß geblieben. Allein er kannte keine Ruhe jetzt mehr und ein instinktartiges Gefühl trieb ihn des Nachts noch immer nach dem italienischen Dörfchen hin, das ihm, der dort aufgefundenen Bilder wegen, des Bilderdiebes Heimath zu sein schien.

In der bezeichneten Nacht und in der bestimmten Stunde zwischen 12 und 2 Uhr lauerten der versteckt aufgestellten Wächter mehrere auf des Bilderdiebes Erscheinen. Ohne des Kurfürsten Vorwissen hatte man einen mit Bleistücken beschwerten Sack auf den fraglichen Stein niedergelegt, hoffend, auf diese Weise den Dieb überlisten zu können. Wirklich zeigte sich ein Viertel nach Mitternacht ein Mann, welcher festen, ruhigen Schrittes dem Steine sich näherte. Die hinter den Steinkegeln und in den hervorspringenden Winkeln der Kirche versteckten Wächter lauschten mit weit offenen Ohren und strebten, die Finsterniß der Nacht mit ihren Augen zu gewältigen. Der Athem stockte — desto ungestümer pochte das Herz. Doch der nächtliche Wandrer schritt, ohne anzuhalten, an dem gedachten Steine vorüber und gelassen fürder. Als ihm wie von Ohngefähr, der Wächter einer entgegen kam, ersah derselbe deutlich, daß jener weder das erwartete Gemälde unter dem Arme, noch unter seiner Kleidung trug, indem letztere blos aus einer kurzen Jacke und ziemlich engen Tuchhosen bestand. Aus Besorgniß, den wirklichen, vielleicht in der Nähe lauernden Dieb zu verscheuchen, ließ man den Mann, ohne ihn zu befragen, seines Weges ziehen. Derselbe wendete sich dem Klosterthore zu, wo er dann verschwand. Man überzeugte sich, daß man es mit einem sehr listigen Diebe zu thun habe, indem in der ganzen Nacht niemand weiter kam, das Blei gegen das Gemälde einzutauschen.

Auch Rodnagel war, sehr natürlich, in Untersuchung gezogen worden. Er selbst konnte ja der Bilderdieb sein, da er, oft in der Gallerie anwesend, noch dazu die beiden Bilder vom Laternenpfahle und zwar ohne Zeugen, aufgefunden hatte. Nur dem Umstande, daß sein Alibi, sein Anderwärtssein, in jener Diebstahlsnacht hatte be-

weisen können, verdankte er seine Freilassung und er benutzte dieselbe, um den wirklichen Dieb zu entdecken, mit dem unermüdlichsten Eifer. So war er auch in jener Nacht, da man dem Bilderdiebe auflauerte, auf den Beinen gewesen. Jeden, ihm verdächtig Erscheinenden, der ihm dieß durch das Tragen eines Gegenstandes wurde, hatte er angehalten, befragt, genauer untersucht und dafür manche Grobheit, ja sogar manche Thätlichkeit hinnehmen müssen.

In ziemlich übler Laune über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen stand er gegen 5 Uhr Morgens im Begriff, seinen Heimweg anzutreten, als er in der einsamen Gegend am Fuße der brühl'schen Terrasse, welche damals noch der großen Freitreppe entbehrte, auf einen Mann stieß, welcher, die sogenannte Apareille heraufkommend, einen verhüllten Gegenstand unter dem linken Arme trug.

„Was tragt Ihr da? guter Freund?" Mit diesen hastig gesprochenen Worten trat Nodnagel dem Wandrer in den Weg.

„Habt ihr ein Recht, darnach zu fragen?" lautete die barsche Antwort.

„Ich denke wohl —" entgegnete Nodnagel bestimmt — „und wenn Ihr mir nicht gutwillig Rede stehen wollt, so werde ich Euch bis zur nächsten Wache begleiten." Während dieser Rede hatte Nodnagel sich erlaubt, den Gegenstand unter des Fremdlings Arme prüfend zu betasten. „Ihr tragt ein Bild!" rief er wie electrisirt aus — „Deutlich fühle ich den Rah — Ein wohlgezielter und kräftig ausgeführter Schlag, den hier Nodnagels Stirne mittels eines eisernen Gegenstandes empfing, machte seinen Mund verstummen, ihn selbst aber niedertaumeln. Allein dabei streckten sich seine langen Arme nach seinem Feinde aus, welcher sich eben auf die Flucht zu begeben gedachte, umklammerten dessen Beine und zogen deren Träger unwiderstehlich mit zum Falle nieder. Und diese Arme, welche die unermüdliche Handhabung des marmornen Laufers auf dem Reibesteine gefühlt hatte — sie klammerten sich, wie die Arme eines Polypen, weiter und weiter an den erfaßten Menschen empor und zogen ihren Eigenthümer nach sich, so daß zuletzt Nodnagels Antlitz mit dem seines unter ihm liegenden Gegners in gleiche Linie gelangte. Und Nodnagel, dem die Sinne zu schwinden begannen, öffnete weit seinen Mund und streckte dessen Zähne in den hervorragendsten Gesichtstheil seines Feindes. — in dessen ansehnliche Nase, und biß zu mit der letzten, verzweifelten Anstrengung seiner hinsterbenden Kraft.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Zweikampf nicht lautlos vor sich ging. Wenn derselbe aber keine weiteren Zeugen bekam, so war das geräuschvolle Rasseln der Kutschen, welche gerade aus der Augustusstraße nach der Elbbrücke hin ihren Weg nahmen und das Geschrei der Kämpfer verschlang, lediglich schuld daran.

Als Nodnagel später aus seiner Bewußtlosigkeit zu sich kam, sah er sich in hülfreichen, aber fremden Händen, seinen Gegner nebst

dem angeblichen Gemälde jedoch verschwunden, was er unendlich mehr bedauerte als die empfangene Stirnwunde.

„Er und kein Andrer war der Bilderdieb!“ behauptete Rodnagel von seinem Angreifer. „Die Polizei aber meinte, daß mich nur die 1000 Ducaten Belohnung verblendet hätten und bezeigt sich darum so lau in Verfolgung meines Feindes, der ganz leicht an der gebissenen Nase zu erkennen ist.“ Mit großem Verlangen sah Rodnagel der Zeit entgegen, wo ihm der Arzt das Ausgehen verstatten würde, um dann in eigener Person und ohne Säumen den Krieg gegen alle bösen Nasen Dresdens und der Umgegend eröffnen zu können. „Denn—“ sagte er — „ich bin überzeugt, daß mein Gebiß einen länger dauernden Eindruck hinterlassen hat, als das Beil oder der Hammer auf meiner Stirne.“

Rodnagel stand wieder an seinem Reibesteine und bewegte in gewohnter Weise den Laufer. Seine Stirne spielte in allen Regenbogenfarben, absonderlich in den grüngelben, was bekanntlich nach einer empfangenen Verletzung ein Zeichen der Genesung ist. Genesen allerdings war der Farbenreiber, doch nur körperlich, aber nicht geistig. Davon zeugte sein stierer, nichtssagender Blick, der in die Luft geheftet war, davon seine Theilnahmlosigkeit an dem, was seine nächste Umgebung betraf. Und gleichwohl gab es in derselben etwas, welches der Theilnahme gewiß verdiente. Ein kaum zwanzig Jahre zählendes, sehr hübsches Mädchen, die Schwestertochter von Rodnagels Gattin, saß, ihren Liebling, den blassen Friedel, auf dem Arme, neben ihrer Muhme und weinte bitterlich.

„Ach, Muhme!“ flehte sie — „redet doch meiner Mutter ab, daß ich nicht den häßlichen Mann nehmen muß. Nimmer kann ich ihm gut werden und wenn er im Golde bis über die Ohren säße. Er könnte ja mein Vater sein und dann ist er auch gar zu häßlich. Wie eine giftige Kreuzspinne kommt er mir vor und ich wie eine Fliege, die in seinem Netze zappelt und welcher er das Blut aussaugen möchte. Da hat mich meine Mutter getrillt, daß ich meinen alten Bräutigam besuchen soll, weil er sich jetzt vor Niemandem sehen lassen kann. Aber ich bin nicht weiter gekommen als bis zu Euch, Muhme. Die Füße versagen mir den Dienst, wenn ich weiter gehen will. Ach, gleich sein Haus, das so einsam und entfernt in der Sandwüste draußen liegt, erscheint mir wie der Sitz eines bösen Zauberers, wie eine Mörderhöhle, ja wie die Hölle selbst. Muhme, ich versichere Euch: wenn die Mutter auf ihrem Sinne besteht, so springe ich noch vor der Trauung in die Elbe. Der Mensch hat sein Lebtage nicht hübsch ausgesehen; seitdem er aber die böse Nase hat —“

Diese letzten Worte der Weinenden zündeten gleich einem Blitze bei dem in sich versunkenen Rodnagel.

„Böse Nase?!“ fuhr er auf. „Wer hat eine böse Nase? Sprich, Carlinchen!“

Ungeduldig blickte er der Jungfrau auf die rosigen Lippen.

„Wogatz draußen — mein Bräutigam!“ schluchzte Caroline. „Eine Nase hat er jetzt, Oheim, wie — wie ein Hemmschuh so dick! Rechts und links gepflastert — anzusehen wie ein gräulich Nashorn.“

„Seit wann?“ forschte Rodnagel gespannt.

„Wie er vor acht Tagen das letzte Mal bei uns war —“ erzählte Caroline — „hatte seine Nase noch kein Unthätchen. Sein Kettenhund hat ihn so gebissen da er sich gebückt hatte, um ihn zu liebkosen, er ihn dafür aber auf der Stelle erschossen.“

„Sei ruhig, Carlinchen!“ tröstete Rodnagel — „Du nimmst den Wogatz nicht. Menschen, die böse Nasen haben und von denen man nicht weiß, wo und wie sie hergeschneiet worden sind, wie dieser Wogatz, darf man nicht ohne Weiteres trauen. Ha! wenn er vollends gar derjenige böse Nasenmann wäre, dem ich nachtrachte: so wäre unser aller Glück gemacht.“

„Was willst Du thun?“ fragte Rodnagels Gattin besorgt.

„Dem Wogatz auf den Zahn fühlen —“ gab Rodnagel zur Antwort.

„Und Dir dafür von ihm auf die Stirne fühlen lassen —“ versetzte die Frau, dabei auf die Wunde ihres Mannes hinzielend.

„O, ich gehe nicht allein —“ erwiederte Rodnagel. „Ein Vorwand zum Besuche ist leicht gefunden. Er ist ein Farbenerbauer, ich ein Farbenreiber. Das giebt die Einleitung. Dann sage ich ihm, daß ich der Ohm seiner Braut bin. Dies giebt dem Gespräche eine passende Wendung und die Beobachtungen, die wir indeß anstellen, bilden das Ende.“

Während dieser Worte hatte Rodnagel bereits seinen Rock angezogen und den Hut in die Hand genommen.

„Was Du heute thun kannst —“ sprach er — verschiebe nicht auf morgen. Ich gehe, mir einen Begleiter, einen Beschützer im Nothfalle zu holen.“

Bald schritt Rodnagel mit seinem Freunde, dem Tischlermeister Würdig, der Niederlassung Wogatzens zu, welche wie eine Oase in der weiten Sandfläche am rechten Priesnitzufer lag. Wogatz war als ein unruhiger, aber unternehmender Mensch, zugleich aber auch als Sonderling und Menschenfeind bekannt. Unter dem Vorgeben, den Waidbau in Sachsen heimisch zu machen, hatte er zu seinen desfallsigen Versuchen ein Stück wüsten Sandboden von der Regierung erbeten und bekommen, auf welchem er, je nachdem ihm dies seine geringen Geldmittel erlaubten, ein Wohnhaus und einige kleinere Nebengebäude zu errichten begonnen hatte. Nur die Macht der Liebe zu dem hübschen Carolinchen, welches er zufällig beim Wäschebleichen an der Priesnitz kennen gelernt, hatte ihn etwas umgänglicher gemacht und jetzt öfterer denn sonst außerhalb seines Wohnsitzes sich zeigen lassen.

Erst nach vielem Anpochen und lautem Rufen brachten die beiden Männer es dahin, daß Wogatz ihnen den Eintritt in seine Wohnung verstattete. Er empfing sie mit vor die Nase gehaltenem Tuche, mit mürrischen Mienen und unfreundlichen Worten. Nur der geltend gemachten Verwandtschaft mit Carolinchen gelang es, daß Wogatz minder schroff sich zeigte und auf ein längeres Gespräch einging. Aber was Nodnagel fast mit Gewißheit gehofft hatte, erfüllte sich nicht. Keine Verlegenheit, kein Erblassen, kein scheues Ausweichen von Seiten Wogatzens, als Nodnagel die Geschichte seiner Stirnwunde erwähnte. Selbst da Letzterer die Abneigung seiner Nichte gegen ihren Bräutigam berührte, veränderte sich Wogatz nicht, sondern meinte sehr ruhig und bestimmt, daß Alles sich schon finden und zur gegenseitigen Zufriedenheit endigen werde. Rathlos blickte zuletzt Nodnagel auf seinen Freund, welcher, anstatt in das Gespräch sich zu mischen, zu Nodnagels Aerger am Fenster stand und mit den Fingern auf die Glasscheiben trommelte.

Der Farbenreiber verabschiedete sich endlich — bitter getäuscht, trostlos!

„Und Ihr standet auch da —" grämelte er zu seinem Freunde — „als hätten Euch die Hühner das Brot weggegessen! Nicht mit einer Sylbe habt Ihr mir beigestanden."

„Dennoch habe ich mehr entdeckt als Ihr mit Eurer Suad—" versetzte der Tischler und lächelte geheimnißvoll.

„Was wäre dies? O sprecht!" drängte Nodnagel.

„Daß Wogatz ein Spitzbube ist —" versetzte Würdig.

„Freund! Goldmann! ist es wahr?" jubelte Nodnagel.

„Nicht anders!" behauptete Würdig. „Ich werde doch meine Arbeit und mein Zeichen kennen! Und meine Arbeit war das Fenster, an dessen Scheiben ich trommelte, und welches ich für das Haus des Kaufmanns Täubrich in der äußern Pirnaischen Gasse gefertigt hatte, wo es aber in der nächsten Nacht schon gestohlen worden war. Zugleich gewahrte ich noch, daß in dem ganzen Gebäude nur wenig Fenster und Thüren von gleicher Größe waren. Mir scheint's sonach, als habe der Eigenthümer erst die fertigen Fenster und Thüren entwendet und dann die Gewände danach setzen lassen. Ich hatte nicht wenig an mich zu halten, daß ich nicht auf der Stelle den saubern Wogatz beim Schopfe packte und ihm seine Spitzbübereien vorhielt."

„Wenn er auch der Bilderdieb wäre!" sprach Nodnagel brünstig und faltete seine Hände. „Dann, Freund Würdig, gäbe ich Euch 50, nein 100 Ducaten von den 1000 Stück."

„Theilen wir uns nicht in des Bären Fell, bevor wir die Bestie haben —" meinte der Tischler lächelnd.

Auf Grund der gemachten Anzeige des Tischlers stellte die Obrigkeit eine Untersuchung in Wogatzens Hause an und wirklich ergab dieselbe, daß fast sämmtliche Fenster und Thüren aus andern neu erbauten Häusern entwendet worden waren. Denn Wogatz vermochte

nicht, die Tischlermeister zu nennen, welche ihm den nöthigen Bedarf geliefert hätten, und wo er es that, so erwiesen sich seine Aussagen stets als wahrheitswidrig. Noch theilten die Behörden keineswegs Rodnagel's Glauben, daß Wogatz auch der Bilderdieb sei. Allein eine zweite, genauere Haussuchung führte zu weiteren und wichtigeren Entdeckungen. Man fand nicht nur die Zimmerwände mit geheimen Behältnissen versehen, sondern auch die Stubendielen hohl und zum Aufheben eingerichtet. In jenen wie in diesen waren gestohlene Gegenstände aller Art aufgehäuft, so wie mit Diebswerkzeugen gefüllt. Auch eine Geldsumme von mehr als 700 Thalern befand sich darunter, über deren rechtmäßigen Erwerb sich Wogatz gleichfalls nicht ausweisen konnte. Weitere Nachforschungen stellten heraus, daß Wogatz bei einem Dresdener Goldschmidt 69 Mark eingeschmolzenen Silbers verkauft und dafür 900 Thaler erhalten hatte. Die Priester der Themis trieben hierauf den leugnenden Waidbauer so lange in die Enge, bis er am Ende seiner Winkelzüge stand und einräumen mußte, das erwähnte silberne Waschgefäß und den silbernen Hirsch mit der Kunstuhr aus der königlichen Kunstkammer entwendet und eingeschmolzen zu haben. Hatten nun aber die Inquisitoren einmal den Dieb bei dem einen Finger, so trachteten sie auch schon danach, alle zu bekommen und die Hand dazu. In dieser Absicht dictirte man ihm den Brief wörtlich in die Feder, welcher nebst den beiden Gemälden am Laternenpfahle aufgefunden worden war. Was die Herren Rechtsgelehrten erwartet hatten, geschah. Wogatz hatte sich alle ersinnliche Mühe gegeben, in Handschrift, Orthographie und Styl gerade das Gegentheil von jenem Briefe aufzustellen. Aber eben diese geflissentliche Verstellung vermehrte den Verdacht gegen ihn. Und gleichwie ein Lügner schon für Worte ein gutes Gedächtniß haben muß: so und noch mehr ein Schreiber, wenn er nicht mit einem Buchstaben oder einem Worte seinen früheren Schriftzügen gleichkommen will. Das Alibi vom 20. bis zum 21. November vermochte Wogatz auch nicht darzuthun; vielmehr war er um die Mittagszeit des 20. in der Augustusstraße gesehen worden. Obgleich damals in Sachsen die Tortur bereits abgeschafft worden war, so giebt es doch noch immer eine geistige Tortur, welcher nur wenig verstockte Uebelthäter auf die Dauer widerstehen können. Auch Wogatz erlag zuletzt derselben. Er bekannte sich zu dem Bilderdieb stahle, so wie auch, daß er Correggio's büßende Magdalene im Sande seines Besitzthums vergraben hatte. Daselbst wurde das theure Bild auch wirklich unversehrt und mit seinem silbernen Rahmen, dessen bunte Steine von Wogatz für echte gehalten worden waren, auf gefunden.

Was hohe Aktenstöße füllte, möge hier in wenig Zeilen kürzlich wiedergegeben werden.

Wogatz hatte sich wirklich in die Gemäldegallerie einschließen lassen, und zu Ausführung seiner Uebelthat eine stürmische und regnerische Novembernacht erwählt. Nachdem er noch bei Tage die

ihm durch des Inspectors Erklärung als besonders werthvoll bekannten drei Gemälde ausgelesen und bei Seite gestellt, hatte er ohne sonderliche Anstrengung und Gefahr seine Flucht durch das auf die Freitreppe stoßende Fenster bewirkt. Mächtig angelockt durch die verheißenen 1000 Ducaten, hatte er in dem Briefe seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Gemälde wieder beizuschaffen, deshalb auch die beiden minder werthvollen ausgeliefert. Er war ferner der Mann gewesen, welcher in der fraglichen Nacht an dem bestimmten Steine vorübergegangen und von dem einen Wächter gesehen worden war. Klüglich hatte er das Bild an der Appareille versteckt gehabt, um erst den Versuch zu machen, ob der Weg zum Golde auch rein sei und ohne Gefahr. Da ihm aber der Augenschein und ein richtiger Instinkt davon das Gegentheil gelehrt hatte, so war er auf einem Umwege zu dem versteckten Bilde zurückgekehrt, um mit demselben seinen Heimweg anzutreten. Dabei war er Nodnagel in den Weg gekommen und von diesem gebissen worden, worauf er sich nur mit der größten Anstrengung unter dem Bewußtlosen hervorgearbeitet und von dessen Last befreit hatte.

Die ganzen tausend Ducaten bekam nun zwar Nodnagel nicht ausgezahlt, jedoch eine recht artige Summe, die ihm und namentlich seinem Söhnlein Friedel gar sehr auf die Beine half. Ja, als nicht lange hernach der Thürsteher Jaumann das Zeitliche segnete, so erhielt er glücklich dessen Stelle zugesprochen und demnach alljährlich ungleich mehr Einkünfte, als ihm die Interessen der 1000 Ducaten eingetragen haben würden. Carolinchen aber segnete ihren Oheim in voller Freude. Nicht mit dem alten, häßlichen, bösnasigen Wogaz, sondern mit einem jungen, hübschen, von ihr längst schon heimlich geliebten Manne trat sie zum Altare, jener dagegen den Weg nach dem Zuchthause zu Zwickau an. Vorher war ihm noch die unverdiente Ehre wiederfahren, von dem Hofmaler Johann Schmidt für die kurfürstliche Gemäldegallerie abkonterfeit und später gar in Kupfer gestochen zu werden. Der Bilderdieb starb nach vielen Jahren im Zuchthause. Sein Haus und Hof stehen heute noch mit den ungleichen Fenstern und Thüren. Es ist das letzte Gartengrundstück am linken Ende des jetzigen Bischofsweges in Dresdens Antonstadt und zunächst des kleinen Priesnitzflüßchens gelegen, daher es alljährlich den Sommer über von solchen Familien bewohnt wird, welche für ihre schwächlichen Kinder das stärkende Mineralwasser zum Baden in der Nähe zu haben wünschen.

Wie viele tausend Beschauer mögen die hier erwähnten drei Gemälde betrachtet haben, ohne zu ahnen, welche Fährlichkeiten diese zu überstehen gehabt! Noch lächelt dich Seidolds alter Mann aus dem Goldrahmen an; noch hält Paris den goldnen Apfel in der Hand, unschlüssig, welcher von den drei vor ihm stehenden Göttinnen er denselben zuerkennen soll; noch liest die reuige Magdalene mit aufgestützter Rechte in dem vor ihr aufgeschlagenen Buche und zwar mit

der tiefsten Ruhe in dem reizenden Gesichte. Also las sie, die Be- und Vergrabene, selbst unter dem Sande; also möge sie fort und fort lesen auch in dem bald neu zu erstehenden Museum zu Dresden, mächtig geschützt vor einem zweiten gefährlichen Feinde, dem so viel verschrieenen — Steinkohlenruße!

Gustav Nierig.

Ein Versuch zur Ansiedlung

oder

wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

Von Fr. Gerstäcker.

Amerika — Urwald — Indianer — Tomahawk — Scalpiren — Schlingpflanzen — Panther — „Oh, wer doch einmal im Urwald sein und das Alles so recht in der Nähe mit ansehen könnte —" ruft der entzückte Leser, während vor seinem inneren Auge, eine wunderliebliche Camera obscura ihm all die obenerwähnten Sachen klein und zierlich, aber mit dem vollen Zauber reicher Phantasie übergossen, vorspiegelt.

„Da muß ich hin!" hatte auch „von Sechingen," ein junger unabhängiger deutscher Edelmann gesagt, als er Coopers „Ansiedler" auf's Sopha warf, emporsprang, die an der Wand hängende Büchse ergriff und auf einen, im Geist heraufbeschworenen Panther schnell und sicher anlegte.

Er nahm sich kaum Zeit, das Buch auszulesen; noch in demselben Monat ordnete er seine Geschäfte, und acht Wochen später trug ihn die wogende, blaue See hinüber, zu dem Land seiner Hoffnungen und Träume. Dort, im stillen Wald — im rauschenden Schwanken der Urbäume, wollte er sich seine Hütte bauen, den Bär und Panther jagen und mit den rothen Eingeborenen verkehren; dort von allen Sorgen und Aergernissen des alten Vaterlandes entfernt, hoffte er die Ruhe zu finden, nach der er sich gesehnt, und die Oberlippe warf er stolz und verächtlich empor, als er jetzt an all das Complimenten- und Etikettenwesen zurückdachte, was Gott sei Dank nun hinter ihm lag.

Die Reise war höchst glücklich — nach schneller Fahrt erreichte er New Orleans, hielt sich aber hier kaum lange genug auf, die Stadt flüchtig anzusehen, sondern nahm, als am nächsten Morgen ein für den Arkansas bestimmtes Dampfboot stromauf lief, auf diesem Passage, und erreichte neun Tage später Little Rock, die Hauptstadt des Staates.

Hier nun strömten, wie das stets bei ankommenden Booten der

Fall ist, eine Masse von Menschen an Bord, um vielleicht hie oder da einen Bekannten zu treffen oder Zeitungen und Briefe in Empfang zu nehmen, und von Sechingen, dem das Treiben noch ganz neu und ungewohnt war, konnte nicht umhin, einen kleinen freundlichen Mann zu bemerken, der, etwa ein Achtunddreißiger, einen grauen, verschossenen Ueberrock mit Messingknöpfen, ein paar dunkelfarbige Sommerbeinkleider, grobe Schuh, ein hellblaues Halstuch und einen ziemlich mitgenommenen schwarzen Seidenhut trug. Der Kleine trat nämlich mit einer unbeschreiblichen, wohlbehaglichen Sicherheit auf, schien dabei Jeden auf dem Boot zu kennen, und war auch wirklich von Allen gekannt, denn des Zunickens und Handdrückens wurde gar kein Ende und „wie gehts Charleh — noch immer munter, Charleh? — bless me Charleh, wie dick Ihr geworden seid!" tönte fast von jeder Lippe. — Es war Charles Fischer, dessen Name bei allen dort gewesenen oder dorthin reisenden Deutschen, fast unzertrennlich von dem Namen der Stadt selbst geworden, denn schon seit langen Jahren wohnhaft in der Stadt, die er, wie er gern erzählte, „noch als ein Dorf gekannt," hatte er durch Fleiß und Sparsamkeit (er war ein Tischler) und besonders durch Glück, bei allen seinen Unternehmungen eine hübsche Summe gespart, später ein paar kleine Häuser gebaut, dann eine Art Wirthshaus und Schenkland angelegt und jetzt steigerte sich mehr und mehr sein Verdienst, da er Alles, was er brauchte, von New Orleans oder Cincinnati — wo Provisionen wie Getränke sehr billig sind — bezog, und dieses dann in Little Rock zu einem enormen Preis wieder verkaufte. Dazu als eine gute, harmlose Seele beliebt, und schon so lange an jenem Ort wohnend, daß ihn Hin- und Herreisende immer wieder auf derselben Stelle, der Erste an Bord jedes anlandenden Bootes, und eine halbe Stunde später hinter seinem Schenktisch fanden, wurde Charles Fischer gewissermaßen die Hausnummer, die man auf alle nach Little Rock oder auch ganz Arkansas addressirten Briefe setzte, wenn man nicht den Ort, wohin Brief oder Passagier bestimmt war, ganz genau angeben konnte.

Charles Fischer war also, und ist selbst jetzt noch, das Polizeibüreau, für sämmtliche nach Little Rock kommende Deutsche, auf dem sie sich nach jedem Interessenten erkundigen können, das aber dafür auch Alles, was den Fragenden angeht, wissen will. Selbst übrigens selten oder nie, seit er in Amerika ist, aus Little Rock herausgekommen, wechselt er auch seine Ansichten nicht besonders, und wenn Jemand von ihm wissen will, wo in Arkansas gutes Land liegt, so schickt er ihn seit funfzehn Jahren an den Fourche la fave; wünscht man von ihm zu erfahren wie „die Zeiten" sind, so schimpft er und holt ein Paketchen kleiner Banknoten, die er mit einem starken Bindfaden in einem Westenknopfloch befestigt hat, aus der Tasche und sagt „man müsse in Little Rock das Geld anbinden, sonst liefe es fort;" erkundigt man sich nach seiner politischen Meinung, so ist er

Demokrat mit Leib und Seele — er ließe sich, behauptet er, lieber todtschlagen, ehe er zu den Whigs überginge, läßt sich aber nie über nähere Erörterungen ein, da ihm der Unterschied zwischen Whigs und Demokraten noch selbst in vielen Stücken sehr dunkel ist; fragt man ihn aber, was seine Frau macht, so stößt er Einem den Zeigefinger in die Rippen, blinzt das linke Auge zu, was verschmitzt aussehen soll, und lacht.

Außer Little Rock existirt weiter keine Welt für ihn, er verschmäht jede Einladung, einmal auf das Land, zu seinen Freunden zu kommen, und behauptet bei solchen Gelegenheiten stets, sich mit innigem Behagen die Hände reibend, „es gäbe doch nur ein Little Rock," und darin hat er vollkommen recht, denn es wäre fürchterlich, wenn auf der Welt noch solch ein zweiter Platz existirte.

Eben hatte Charleh, wie er von Allen freundschaftlich genannt wurde, mehre Briefe vom Buchhalter in Empfang genommen, die zwar an ihn adressirt, keineswegs aber für ihn bestimmt waren, und wollte das Boot wieder verlassen, als von Sechingen, der jetzt genug von ihm gesehn und auch den Namen so oft gehört hatte, um ziemlich sicher zu sein wer vor ihm stehe, auf ihn zutrat, und freundlich grüßend fragte, ob er „das Vergnügen habe, mit Herrn Carl Fischer zu sprechen?"

„Charleh — of course — gewiß —" sagte der Kleine „eben von Deutschland gekommen, eh? haben Sie dort auch letztes Jahr so nasses Wetter gehabt, wie wir hier? aber apropos, was ich Sie fragen wollte, wie weit sind sie denn bei Stuttgard mit der Eisenbahn?"

„Es thut mir leid, Ihnen darüber keine genaue Auskunft geben zu können," lächelte der Fremde," ich komme aber mit einer Bitte um Rath zu Ihnen, Herr Fischer, indem ich von New Orleans aus durch einen dort zufällig getroffenen Freund an Sie gewiesen bin, mir die beste Gegend für Land hier in Arkansas zu nennen. Ich beabsichtige mich anzukaufen und weiß selbst noch nicht recht, ob ich meine Nachforschungen von hier aus beginnen, oder mit dem Boot bis Fort Gibson hinauf gehen soll."

„Land kaufen?" sagte Charleh, wie er sich selber nannte, „Land kaufen? keine bessere Gegend in der Welt, als am Fourche la fave — Land nicht todt zu machen — Weide, unverwüstlich — Wild unmenschlich."

„Viel Wild? so?" frug der Fremde, und wurde aufmerksamer — „und wo liegt dieses paradiesische Land?"

„Etwa vierzig Meilen von hier, über die Berge fort, Sie gehen jedoch am Besten mit dem Boot bis an die Mündung des kleinen Flusses selbst, und dann soll es noch etwa zwanzig Meilen von da bis zu der deutschen Ansiedlung sein, Sie können nicht fehlen, immer am Fluß hinauf."

„Was fang ich aber indessen mit meinen Sachen an? denn wenn

ich eine Fußtour unternehmen soll, muß ich die auf jeden Fall zurücklassen."

„Können sie zu mir hinstellen," sagte Charleh, „ich habe ein kapitales Lokal — unten ein großes Barzimmer mit einem Schlafkabinet,"

„Barzimmer?" frug der Fremde.

Nun ja — Barzimmer, ach so, Sie wissen nicht was Bar ist, nun Schenkzimmer, das ist ja wohl deutsch — eine Treppe hoch habe ich einen Tanzsaal — sollen einmal den Tanzsaal sehen, wie ich den herausgeputzt habe — und auch ein Schlafkabinet, und oben unter dem Dach noch zwei Schlafkammern, wo, wenn es ordentlich eingetheilt wird, an die vierzehn Betten stehen können.

„Aber wo wohnen Sie denn da?" sagte erstaunt der Fremde.

„Im Sommer wohn' ich im Tanzsaal und im Winter, unten, neben dem Barzimmer."

„Und vierzehn Betten in zwei Dachkammern?"

„Ja, und wie viel meinen Sie daß im letzten Winter, wo ich den großen Ball hatte, dort oben in eilf Betten Menschen gelegen haben?"

„Nun vielleicht gar zwei und zwanzig Personen?" lachte der Deutsche.

„Zwei und zwanzig?" rief Charleh die Nase rümpfend, „wegen denen wären die Umstände nicht nöthig gewesen — sieben und dreißig."

„Aber wie ist das möglich?"

„Möglich? in Amerika ist Alles möglich, das werden Sie auch wohl noch erfahren, ehe Sie sechs Monate im Lande sind."

„Dann kann ich also Alles zu Ihnen in's Haus schaffen lassen?"

„Ja wohl — versteht sich, wollen gleich einen Mann rufen, heh — Sam! oh Sam! hierher!"

Der Zuruf galt einem großen, breitschultrigen Mulatten, der neben seinem zweirädrigen Güterkarren am Ufer stand und mit der Peitsche knallte — „hier ist ein Gentleman, der Sachen nach meinem Hause zu schaffen hat."

„Ay, ay, Mr. Charleh" rief der Mulatte, freundlich grinsend, während er über die Planke an Bord lief, und in wenigen Augenblicken oben neben ihnen stand, „soll richtig besorgt werden" fuhr er fort, indem er den getheerten Matrosenhut neben die Peitsche auf das Verdeck legte, „aber Mister Charleh, nicht wahr, Sam bekommt dann auch einen Schluck von dem Peach brandy?"

„Ist der schwarze Teufel schon wieder durstig," rief Charleh erstaunt, „hat er nicht erst vorgestern eine halbe Flasche voll ausgetrunken?"

„Aber Mister Charleh —"

„Nun schon gut, schaff nur die Sachen ordentlich und schnell hinauf — ich komme gleich mit und da wollen wir sehen."

Drei Koffer, zwei Hutschachteln, mehrere Gewehrfutterale, ein

Reiſeſack und noch verſchiedene andere kleine Kiſtchen und Kaſten wurden jetzt von dem geſchäftigen Mulatten in faſt unglaublich kurzer Zeit an's Ufer, zu dem nur wenige hundert Schritt vom Waſſerrande entfernten Hauſe Carl Fiſchers befördert, und der Fremde, nachdem er das Fuhrlohn wie einen Trunk für den Karrenführer bezahlt hatte, und Alles beſorgt ſah, wandte ſich hier zu ſeinem freundlichen Wirth und ſagte:

„Wenn es Ihnen recht iſt, ſo möchte ich jetzt ein wenig Toilette machen, denn in dieſem Aufzug kann ich doch auf keinen Fall in den Urwald dringen. Haben Sie Bären hier in der Nähe?"

„Bären?" frug Charleh verwundert, „die Leute da oben leben von weiter Nichts als Bärenfleiſch; wie die Schweine laufen ſie im Walde herum, nach den Hirſchen ſchießen ſie gar nicht mehr."

„Die Bären?"

„Die Jäger, of course!"

„Nun" rief der Fremde „dann werde ich ja auch wohl noch heute Abend zum Schuß kommen, will alſo doppelte Kugeln einladen."

Sie waren unterdeſſen in die Wohnung oder vielmehr das „Barzimmer" des kleinen Charleh, wie es dieſer nannte, getreten, und in dem daranſtoßenden Kämmerchen verwandelte ſich der junge Mann bald, was wenigſtens das Aeußere betraf, aus einem Stutzer in einen Jäger, mit grüner Pikeſche, ledernen Beinkleidern, hohen Waſſerſtiefeln, umgeſchnalltem Hirſchfänger, gewaltiger lederner Waidtaſche und ſchöner Suhler Büchsflinte, dabei wohl ausgerüſtet, was Schrotbeutel, Pulverhorn, Zündhütchenaufſetzer, Meſſer, kurz Alles das betraf, was er nach deutſcher, richtiger Waidmannsart „fertig gerüſtet" nennen konnte.

„Nun kann's losgehen!" jubelte Charleh und ſchlug vor Freuden in die Hände, als er den Jäger erblickte. „Da ſieht man's doch auch, daß es ein Jäger iſt; — hier zu Lande laufen ſie mit ihren langen Schießprügeln auf der Schulter, den Kolben nach hinten, in alten ledernen Jacken und wollenen Fracks im Wald herum und haben dünne, hirſchlederne Lappen an den Füßen, durch die man jedes Sandkorn fühlt. Ich habe ſelbſt einmal ſo ein paar Dinger angehabt, bin aber beinah lahm geworden; weiß der Böſe nur, wie ſie noch 'was ſchießen, es muß aber wohl ſo viel draußen ſein, daß ſie's ſelbſt nicht ändern können."

„Gehen Sie denn nie auf die Jagd?" frug der Fremde.

„Ich? nein — bewahre —" lachte Charleh, „ich müßte mich auch gut mit einer Flinte ausnehmen; ne, da draußen im naſſen Walde herumzukriechen, den ganzen Tag ein ſchweres Stück Eiſen auf der Schulter zu ſchleppen und dann auch noch d'raus zu ſchießen — ne — das iſt meine Paſſion nicht. Ich habe gern Alles in der gehörigen Ordnung, Abends mein gutes Eſſen und ein warmes Bett, und am Tag — aber ſie läuten ſchon wieder auf dem Boot — daß Sie's nur nicht verſäumen. Was mir aber noch einfällt, es

wäre doch eine Möglichkeit daß Sie sich verliefen, denn im Walde sieht ein Baum wie der andere aus und hier neben an wohnt ein Indianer wenn Sie dem einen Dollar und einen Schluck Whiskey geben, so geht er mit Ihnen durch's Feuer.",

„Ein Indianer?" rief der Fremde entzückt, o rufen Sie ihn her, ich will ihm geben was er haben will, der muß mit mir gehen, das ist zu romantisch."

„Wie heißen Sie denn eigentlich?" frug Charleh jetzt, dem der letzte Ausdruck wahrscheinlich auffallen mochte.

„Mein Name ist von Sechingen" erwiederte der Fremde.

„Ach Herr von Sechingen, ist mir sehr angenehm Ihre werthe Bekanntschaft — aber der Teufel soll mich holen, wenn's da nicht schon zum zweiten Male läutet — laufen Sie auf's Boot, ich bringe den Indianer."

„Ja — aber er muß sich doch erst zurecht machen —"

„Ist immer zurecht gemacht" erwiederte Charleh, „nur fort, sonst werden Sie noch zurückgelassen. Also wohl gemerkt — an der Mündung des Fourche la fave lassen Sie sich aussetzen, und wenn Sie Alles in Richtigkeit haben, so kommen Sie nur her, und holen sich Ihre Sachen — apropos — grüßen Sie mir die Deutschen eben."

Herr von Sechingen eilte jetzt auf das Boot, es dauerte jedoch gar nicht lange, bis Charleh mit dem versprochenen Indianer nachkam und ihn auch kaum noch abliefern konnte, denn eben schellte die Glocke zum dritten und letzten Mal, die Taue wurden eingenommen, ein flüchtiges Lebewohl den am Ufer Bleibenden zurückgerufen, und fort schoß der Koloß, das „schwimmende Gasthaus" gegen den Strom an, dem fernen, fernen Westen zu.

Der Deutsche versuchte indessen mit dem Indianer ein Gespräch anzuknüpfen, fand diesen aber zu einer langen Unterhaltung keineswegs aufgelegt, und konnte auf seine Fragen, da dieser noch dazu sehr gebrochen englisch sprach, nur kurze, und meistens unbefriedigende Antworten erhalten, so daß er seine Erkundigungen endlich einstellte und bei sich dachte, im Walde würde der rothe Sohn der Wälder auch wohl gesprächiger werden.

Dieser rothe Sohn der Wälder sah übrigens ganz anders aus, als sich Sechingen eigentlich die Indianer, jene stolzen, kriegerischen Häuptlinge gedacht hatte. Ein früher einmal blau gewesenes, baumwollenes Jagdhemd hing ihm lose um die Schultern, die Beine staken in grau wollenen Beinkleidern, die Füße in mächtigen groben Schuhen, auf dem Kopf saß ihm, bis tief in die Augen hinein, ein alter zusammengedrückter Filz, unter dem die langen, schwarzen Haare wild und unordentlich hervorquollen und im Gürtel, der sein Jagdhemd zusammenhielt, stak ein kurzes, schmales Messer, während an seiner rechten Seite eine kleine lederne Tasche, auf seiner linken Schulter eine zusammengewickelte wollene Decke hing und eine lange,

keineswegs prachtvoll aussehende Büchse mit Feuerschloß, die Bewaffnung und Ausrüstung dieses sonderbaren Wesens beendete.

Dem jungen Sechingen blieb jedoch kaum Zeit, dieß Alles an seinem neuen Reisegefährten und Begleiter zu bemerken, denn fast sämmtliche, sich auf dem Dampfboot befindenden Amerikaner drängten sich um ihn her und begannen mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit von der Welt seine Waffen und ganze Ausrüstung anzustaunen und zu betrachten. Einer nahm ihm, mit einem freundlichen „if yon please" (wenn Sie erlauben) die Büchse aus der Hand und knackte unzählige Male die Schlösser, ein Anderer zog, ohne zu sagen „if yon please," den Hirschfänger aus der Scheide und untersuchte die Schärfe desselben, ein Dritter zupfte an dem Patentschrotbeutel, bis er die Kapsel glücklich herausbrachte und eine ganze Ladung Schrot auf's Deck streute, kurz es fehlte nicht viel, so hätten sie ihn wie eine Puppe aus und wieder angezogen.

Von Sechingen ließ sich im Anfang wirklich Alles mit vieler Gutmüthigkeit gefallen, es schien sogar seiner Eitelkeit etwas zu schmeicheln, von Jedem so bewundert zu werden; nach und nach ward ihm die Sache aber doch ein wenig lästig und er nahm, ohne viele Umstände, sein verschiedenes Eigenthum wieder an sich. Die Amerikaner frugen ihn jedoch fast bei jedem Stück, wie er es verkaufen wolle und wunderten sich sehr als er ihnen sagte, daß er Nichts von alle dem veräußern würde. Einer wünschte sogar zu wissen, wie er seine Stiefeln gegen ein paar andere, erst wenige Wochen getragene vertauschen, d. h. ob er noch Aufgeld haben wolle, denn daß er sie, wenn ihm der Handel gut schiene, überhaupt vertauschen würde, verstände sich, glaubten die Leute, von selbst.

Sechingen bekam die Gesellschaft schon recht überdrüssig, als er endlich zu seiner Freude den Ausruf des Indianers vernahm, der, mit dem Finger vorwärts deutend, auf einen Anwuchs niederer Baumwollenholzschößlinge hinwieß.

„Ist das die Mündung des Flusses" rief er freudig — nun Gott sei Dank — aber werden wir auch halten?"

Die Bootsglocke beantwortete seine Frage, der Ruf des Lootsen sandte die „Deckhands" oder Matrosen nach der, hinten am Boot befestigten Schaluppe — der Deutsche und Indianer sprangen hinein und fanden sich, wenige Minuten darauf, an der Spitze einer Sandbank, welche gerade überhalb des Flusses Mündung eine kurze Strecke in den Arkansas hineinlief. Das leichte Fahrzeug, was sie hierher gebracht, war indeß zum Boot zurückgekehrt — das Zeichen wurde gegeben, puffend und schnaubend brauste der schöne Dampfer stromauf, und die beiden Männer standen allein auf der kleinen, sandigen Landzunge.

Sechingen blickte entzückt um sich her — Alles — Alles mahnte ihn daran, daß er jetzt im Begriff sei, zum ersten Mal die Amerikanische Wildniß, den Urwald zu betreten, und von wonnigen

Schauern durchbebt wandte er sich gegen den dunklen Wald. Zu seiner Linken, am andern Ufer des kleinen Flusses, thürmten sich schroffe, mit Kiefern und Eichen bedeckte Hügel empor, rechts von diesen, in der Richtung, die er einzuschlagen gedachte, lag eine dichte grüne Baum- und Laubmasse und hinter ihm wälzte sich der gewaltige Arkansas dem „Vater der Wasser" dem Mississippi zu, während der schmale Sandstreifen auf dem sie standen, etwa eine Meile weit bis zu dem wieder steiler werdenden Ufer hinauflief.

Noch war der Deutsche in staunender Bewunderung des Heiligthums versunken, das er kaum zu betreten wagte, als der Indianer, dessen christlicher Name „Robert" in den bequemeren „Bob" umgetauscht worden, das Schweigen brach und dem jungen Mann mit wenigen Worten andeutete, wie er nicht gesonnen sei hier die ganze Nacht auf offener Sandbank halten zu bleiben.

„Wollen gehn —" sagte er, und drehte dabei den Kopf nach allen vier Himmelsgegenden, um Wolken, Sonne und Luft genau und prüfend zu betrachten — „kaum noch eine Stunde Tag, besser an einen trockenen Platz vor Abend — Feuer anmachen — groß."

„Und welchen Weg nehmen wir jetzt?" frug Sechingen.

„Weg?" sagte der Indianer verwundert, „kein Weg von hier — lauter Wald."

„Ha, desto besser!" rief der Deutsche, „das ist herrlich; lauter dichter, finsterer Wald, und dann das Nachtlager, — o das muß köstlich werden."

„Will der Weiße die nächste Richtung, ganz durch den Wald gehen, oder fünf Meilen um, über die Hügel — weit oben läuft ein gebahnter Weg!" sagte Bob.

„Oh unbedingt den nächsten Weg durch den Wald, wie weit ist es wohl?"

„Funfzehn Meilen — aber viel naß" sagte der Indianer, und zeigte mit dem Finger gerade auf den Wald.

„Ich habe große Stiefeln an" lachte Sechingen, „und wenn Sie sich Nichts daraus machen" —

„Bob kann schwimmen" erwiederte dieser lakonisch, schritt jetzt, ohne ein Wort weiter zu verlieren und die dünnen Baumwollenholzbäumchen auseinander biegend, durch diese hinweg und betrat, von dem Deutschen gefolgt, während sie die sandige, angewaschene Landzunge hinter sich ließen, den eigentlichen dunkelen Wald.

Sechingen hatte vom ersten Augenblicke an, als er festen Grund und Boden unter den Füßen fühlte, die Doppelbüchse von der Schulter genommen, und zum großen Aergerniß Bob's, der fortwährend nach ihm hinschielte, beide Hähne aufgezogen, ging auch jetzt, stets im Anschlag, vorsichtig und aufmerksam umherspähend, hinter dem Indianer her, bis dieser endlich, trotz dem ihm angeborenen stoischen Gleichmuth, das Gefühl nicht länger ertragen konnte, in dem dichten Gewirre von Schlingpflanzen eine gespannte Büchse

hinter sich zu haben, und von nun an neben dem jungen Mann blieb.

Die Sonne sank indessen mehr und mehr und verschwand eben hinter den gewaltigen Bäumen, nur noch hie und da einen der höchsten Wipfel mit ihrem rosigen Schein übergießend. Im Walde herrschte tiefe Stille, die nur selten durch das Quaken eines Frosches oder das Gezirpe einer Grille unterbrochen wurde; es war ein wunderlieblicher, entzückender Frühlingsabend, dem schönen Wald von Arkansas so eigenthümlich; dennoch aber schien sich der Herr von Sechingen dieses langersehnten Genusses nicht so recht zu erfreuen, oder wenigstens keine Zeit dafür zu haben, denn bald schlug er sich mit der flachen Hand auf die Stirn, bald in den Nacken, bald auf die andere Hand; oder nahm die Mütze ab, mit der er um sich herumschlug, und endlich blieb er gar in allem Unmuth stehen und rief aus:

„Wo kommen denn nur um Gotteswillen alle diese verwünschten Mücken her? das ist ja zum rasend werden."

„Mücken?" sagte Bob, „was das? Mosquitos meint Ihr? nicht viele hier! mehr davon weiter vorne; aber lagern jetzt — gleich dunkel."

Damit, ohne weiter eine Antwort seines Begleiters abzuwarten, warf er seine Decke und Kugeltasche ab, lehnte die Büchse an einen Baum und schlug Feuer, das er bald mit Hülfe des dürren Laubes zu einer Flamme anfachte, die, von trockenem Holz genährt, in wenigen Minuten zur hohen Gluth emporloderte.

„Hier also sollen wir bleiben?" sagte Sechingen etwas kleinlaut, indem er sich an dem Orte, auf welchem sie sich befanden, umsah, „ja — es wäre recht hübsch hier, wenn die verdammten Mücken nur nicht wären. Also das sind Mosquitos? — fuhr er fort, als er eben wieder viere mit einem Schlage auf dem Rücken seiner Hand vernichtet hatte — „nun Gott sei Dank, es sind doch wenigstens genug von ihnen da, um sich abzulösen, wenn ein Theil satt oder müde werden sollte."

„Fremder legt sich auf diese Seite vom Feuer, unter den Rauch — keine Mosquitos!" — bedeutete ihn Bob. Sechingen befolgte auch schnell den guten Rath, und fand sich hier, in dem weichen, gelben Laub, das mehre Zoll hoch den Boden bedeckte, bald von seinen Quälgeistern verlassen, die durch den über ihm hinwegziehenden Rauch verscheucht wurden. Bob schien sie gar nicht zu achten.

„Lieber ein Dach machen — kann regnen die Nacht," sagte der Indianer jetzt.

„Regnen?" lachte Sechingen, „wo soll denn der Regen herkommen? es ist ja keine Wolke am Himmel?"

„Schadet Nichts" meinte Bob — „Regenfrosch gutes Zeichen."

„Ach nein — hier ist's herrlich" betheuerte Jener, der, von seinen Plagegeistern für den Augenblick befreit, wieder das so lang

gehegte und genährte romantisch wilde Sehnsucht in sich erwachen fühlte — „hier ist's so wundervoll, mit dem grünen Laubdach über uns, dem blauen sternbesäten Himmel als Decke, und dem dunkelen, rauschenden Wald um uns her; wozu da noch ein Dach, was uns doch nur den Anblick des prachtvollen Firmamentes entziehen würde; — kommen Sie hierher Bob, legen Sie sich neben mich und erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben."

„Bob ist hungrig," war die lakonische Antwort.

„Nun ja, da es einmal erwähnt wird" meinte der Deutsche, so wäre mir auch ein Bissen Warmes nicht so unerwünscht, eine Tasse Thee könnte besonders gar Nichts schaden."

„Viel Thee im Wald" sagte Bob.

„Thee? grüner Thee?"

„Gewiß grüner Thee — will der Weiße Thee haben?"

„Das wäre nicht so übel," erwiederte Sechingen, „auf alle Fälle können wir es versuchen."

Bob riß hierauf einen kleinen, neben ihm wachsenden grünen Strauch aus der Erde, wischte die Wurzel so rein als möglich mit seinem Jagdhemd ab, schnitt sie in dünne Spähne, that sie in den Blechbecher, den er an seiner wollenen Decke hängend trug, füllte diesen dann voll Wasser und setzte ihn auf die Kohlen.

„Und das wird Thee?" frug Sechingen ungläubig.

„Ahem," war Bob's Antwort, der nur mit dem Kopfe nickte.

„Es ist aber doch sonderbar" sagte der Deutsche nach einer wohl Viertelstündigen Pause, in der er träumend zu den funkelnden Sternen hinaufgeschaut hatte, „daß wir jetzt schon über eine Stunde durch den dichtesten Wald gegangen sind, ohne eine Spur von Wild gesehen zu haben."

„Sonderbar?" entgegnete die Rothhaut, „Bob hat drei Tage hier gejagt und keine Klaue gefunden."

Das stimmte nun freilich nicht mit Charles Fischers Aussagen überein, doch blieb ihm für den Augenblick keine weitere Zeit zu fernern Erörterungen, denn der Thee war fertig und wurde Sechingen dargereicht.

„Etwas Zucker und Milch wäre jetzt sehr an seinem Platz" meinte dieser, — „aber halt — ich habe ja Rum bei mir; der mag den Dienst versehen," und aus einem kleinen Fläschchen, das er aus dem Jagdranzen nahm, goß er etwa ein Spitzglas voll in den Becher, und reichte die Flasche dann an Bob hinüber, der sie schon mit gierigen, verlangenden Blicken betrachtet hatte und jetzt einen langen, langen Zug that. Mit augenscheinlichem Widerwillen mußte er zuletzt absetzen um Athem zu holen, und Sechingen schob sie wieder in den Ranzen zurück. Der Thee war indessen etwas kühl geworden, — aber welch entsetzliches Gebräu.

„Pfui Teufel!" rief der junge Deutsche aus, indem er den

Becher zurückschob und aufsprang. „Bob, das können Sie allein trinken, das schmeckt ja abscheulich.“

„Indianer trinkt nur Thee wenn krank ist.“

„Ich bin aber nicht krank“ rief Sechingen.

„Ich auch nicht“ sagte Bob und begann mit großer Ruhe die Lederriemen aufzubinden, die seine Decke zusammenhielten.

„Daß mich auch der Böse plagen mußte, mit keiner Sylbe an Lebensmittel zu denken,“ murmelte Sechingen ärgerlich vor sich hin — „ich glaubte aber sicher, noch vor Dunkelwerden irgend ein Stück Wild erlegen zu können.“

„Bob kann warten,“ brummte dieser und rollte die jetzt gelöste Decke auf.

„Nun so erzählen Sie mir wenigstens etwas, bat ihn der Deutsche, „ich möchte gar so gerne einige Skizzen aus dem Leben der Indianer, von den Lippen eines Indianers hören, und da wir doch nun einmal im Wald sind, so lassen Sie mich auch einige Anekdoten von Ihren Jagden mit Büffeln oder Bären, von den Kämpfen mit anderen Stämmen, dem nächtlichen Ueberfall, dem Schlachtschrei und den genommenen Scalpen hören — was hilft mir denn der Wald und der Indianer, wenn wir schlafen wollen?“

„Weiß Nichts zu erzählen“ sagte Bob, indem er seine Decke nahe zum Feuer ausbreitete und dieses dann wieder von Frischem aufschürte — „habe nie einen Büffel gesehen und noch keinen Bären geschossen; — kam vor sechs Jahren von Georgien mit ganzem Stamm.“

„Und was haben Sie in den sechs Jahren getrieben? — Jagd?“

„Nein — Schuhmachen!“

„Schuhmachen?“ frug Sechingen entsetzt — Schuhmachen? ein Indianer — in Arkansas? aber Ihr Vater war doch ein Jäger und Krieger? fiel vielleicht in der Schlacht — in einem nächtlichen Ueberfall.“

„Mein Vater starb in Georgien an den Blattern — war ein Korbmacher.“

Bob schien jetzt zu glauben, daß er über sich und seine Familienangelegenheiten hinlängliche Auskunft gegeben habe, denn er rollte sich in die Decke, und war wenige Minuten später, wie sein lautes, regelmäßiges Athmen bewieß, sanft eingeschlafen. Sechingen aber, spießte, auf den linken Ellbogen gelehnt, mit seinem Genickfänger höchst misvergnügt die vor ihm liegenden, gelben Blätter auf.

Er hatte sich Alles so romantisch gedacht — das Heulen der Wölfe, das Geschrei des Panthers, die Erzählungen eines rothhäutigen Kriegers von Jagden und Kriegszügen, und dazu das Rauschen des mächtigen Urwaldes — Ja! Der Urwald umgab ihn, in all seiner Pracht und Herrlichkeit, mit seinen Riesenstämmen und wild durchwachsenen Dickichten, mit den gigantischen Weinreben, die sich von Stamm zu Stamm schlangen, und im unzerreißbaren Netze die

gewaltigen verbanden, den einzigen Laut aber, den er vernehmen konnte, war das Summen der Mosquitos, die von der kühlen Nacht nicht eingeschüchtert, nach dem warmen Blute des Fremdlings lüstern, dessen Lager umschwirrten.

Höchst verdrießlich schob er sich endlich die Jagdtasche unter den Kopf, und wollte ebenfalls schlafen, als er, wie von einer Natter gestochen, wieder emporsprang, und nach der Büchse griff, denn dicht neben ihm — es konnte kaum zwanzig Schritte entfernt sein — vernahm er den sonderbarsten, wildesten Laut, den sich seine Phantasie nur je gedacht, nur je geträumt hatte.

„Huhu, huhu — — huhu, huhu — a — h!" tönte es so klagend, so schauerlich, daß er, sprachlos vor Jagdeifer und innerem Entsetzen, den Arm seines schläfrigen Gefährten ergriff, und den Ruhenden mit aller Macht schüttelte, während er dabei in der Rechten die schnell gespannte Büchse fertig zum Schuß hielt.

„Bob, — Bob, — Bob!" — flüsterte er dabei mit unterdrückter Stimme — „ein Panther — Bob!"

„Ein was?" rief dieser, und sprang schnell auf die Füße, ergriff seine Büchse und sah den Fremden groß an. „Wo? wo Panther?"

„Pst!" winkte Sechingen — „dort war's — gleich in dem Busch da — er muß auf einen Baum geklettert sein, mir kam es hoch vor."

„Huhu, huhu — — huhu, „huhu — a — h!" riefen die schauerlichen Töne auf's Neue, diesmal aber auf der entgegengesetzten Seite.

„Horch — horch — er hat uns umschlichen — erst war er hier."

„Das der Panther?" frug Bob.

„Nun? was soll es sonst sein? ein Wolf steigt doch nicht auf die Bäume?"

„Eule!" sagte Bob, und legte sich wieder, ohne ein Wort zu verlieren, nieder.

„Teufel!" murmelte Sechingen ärgerlich vor sich hin, indem er den Hahn seiner Büchse in Ruhe setzte, „das nur eine Eule, und hat eine Stimme wie das stärkste, gewaltigste Thier." Bob hatte aber ganz recht, es war wirklich eine Eule, die ihr einsames Nachtlied krächzte, und unwillig warf sich der in seinen schönsten Erwartungen Getäuschte in das gelbe Laub zurück.

Durch die ungewohnten Anstrengungen ermattet, schlief er lang und fest, sein Erwachen war aber ein sehr trauriges, unbehagliches, denn, als er von kalten Schauern durchschüttelt die Augen aufschlug, strömte von dem dunkelen, nur dann und wann durch einzelne grelle Blitze erhelltem Nachthimmel der Regen in Fluthen hernieder, und fern grollender Donner murmelte seinen gewaltigen Segen dazu. Das Feuer war niedergebrannt und ausgelöscht, und diese Nacht umgab ihn.

„Bob!" rief er — „Bob! — Bob! wiederholte er stärker und

ängſtlicher, als ihn auf einmal der Gedanke durchzuckte, ſein rother Führer könne ihn im Stiche gelaſſen haben — „Bob!“ — kein Bob antwortete und „Bob“ ſchrie er jetzt in die Höhe ſpringend aus Leibeskräften, daß er ſelbſt vor dem dumpfverhallenden Nothruf zurückbebte, der gar ſo ſchauerlich in dem öden Walde wiederklang.

„Ja!“ ſagte der Wilde, der, nur wenige Schritte von ihm entfernt und in ſeine Decke gewickelt, unter demſelben Baume mit ihm ſtand — wir werden naſſen Morgen bekommen.“

„Warum antworten Sie denn gar nicht? ich glaubte, Sie wären fort. —“

„Und wohin!“ frug Bob, „ein Baum ſo gut wie der andere — ich ſchlief!“

„Im Stehen?“

„Bob kann überall ſchlafen.“

„Was fangen wir denn jetzt um Gotteswillen an? ich bin durch und durch naß, und muß mich erkälten — wenn ich nur wenigſtens eine Decke hätte.“

„Wenn der Weiße Bob's Decke haben will,“ ſagte gutmüthig der Indianer, — „ſo mag er ſie nehmen, Bob kann ohne Decke naß werden.“

Sechingen ſchämte ſich im Anfang, den armen Burſchen ſeines faſt einzigen Schutzes zu berauben, da der dünne Kattunlappen, den jener noch darunter trug, ſicherlich als kein wärmendes Kleidungsſtück angeſehen werden konnte, doch überwog bald die Sorge um die eigene Geſundheit jede andere Bedenklichkeit und feſt in die, wenn auch etwas feuchte doch warme Umhüllung eingeſchlagen, warf er ſich wieder, die Waidtaſche unter dem Kopf, an der Wurzel der alten Eiche nieder, deren Blätter ihnen, wenigſtens jetzt noch, einigen Schutz gegen die immer ſtärker und ſtürmiſcher niedertobenden Schauer gewährten.

Bob kauerte ſich dicht daneben, einen möglichſt kleinen Raum einnehmend, zuſammen und ließ den Kopf auf die Bruſt hinunterſinken, wachte aber, denn dann und wann lauſchte er aufmerkſam den Athemzügen des Weißen, ob dieſer ſchlafe oder nicht, bis er ſich endlich von deſſen Bewußtloſigkeit hinlänglich überzeugt zu haben ſchien, und nun leiſe an ihn hinkroch.

Immer tobender raſte indeſſen der Sturm, darum aber ganz unbekümmert, befühlte Bob mit vorſichtiger Hand und geräuſchloſen Bewegungen die Waidtaſche, und nach und nach, faſt unmerklich ſeine Finger unter des Schlummernden Kopf bringend, gelang es ihm nach mehreren Minuten, die Flaſche der Ledertaſche zu entrücken. Wäre es Tageshelle geweſen, ſo hätte man des Indianers Geſicht wohl ein triumphirendes Lächeln überfliegen ſehen können, als er geräuſchlos und mit geübter Hand den Kork abzog, ſo aber ward nur gleich darauf der leiſe, gluckende Laut gehört, wie der heiße erquickende Trank die Kehle des Durſtigen hinunterglitt, und lange, lange ſogen

seine Lippen an dem engen Hals der Korbflasche. Endlich war auch der letzte Tropfen geleert, und Bob setzte, tief Athem holend, ab, versuchte dann zwar noch einmal, dem Boden einen vielleicht zurückgehaltenen Rest zu entziehen; die Nachlese fiel aber wenig ergiebig aus und er bemühte sich jetzt die entwendete Flasche wieder an ihren früheren Platz zurück zu schaffen. Um jedoch keinen unnützen Verdacht zu erregen, schob er sie vorsichtiger Weise verkehrt, mit der Oeffnung nach unten, in die Tasche und ließ den Kork daneben in das Laub fallen, dann kroch er auf seinen alten Standpunkt zurück, und war bald ebenfalls, trotz stürmenden Unwetters und heulender Windsbraut, sanft und ruhig eingeschlafen.

Kalt und schaurig brach der Morgen an, die Gewitter hatten sich verzogen, aber schwere, dunkele Wolkenschichten schienen in an einander gepreßten Massen auf den Wipfeln der Bäume zu ruhen; ein feiner, dünner Regen stäubte nieder und einzelne Windstöße schüttelten in Schauern die großen Tropfen auf das fest an den Boden geschmiegte gelbe Laub hernieder.

Sechingen, obgleich schon seit längerer Zeit erwacht, fürchtete fast sich in den naßkalten Falten der Decke zu bewegen, und lag regungslos in einander gekrümmt, bis es heller Tag geworden war; endlich ermannte er sich, sprang, die Hülle von sich werfend, auf die Füße, und schaute mit trostlosem, mattem Blick auf die ihn umgebende, keineswegs lächelnde Natur.

„Das also ist Urwald!" seufzte er leise vor sich hin, indem er einige der, trotz der kühlen Morgenluft auf ihn einstürmenden Moskitos von sich abzuwehren suchte — „das ist Urwald? — eine sehr schöne Gegend — daß mich der Böse auch plagen mußte, dem Rath des Narren in Little-Rock zu folgen; der Indianer schläft dabei in seinem dünnen, baumwollenen Jagdhemd, als ob er im weichsten Federbett läge."

Die Wahrheit zu gestehen schlief Bob aber eigentlich nicht, sondern war schon, um sich zu erwärmen, seit einer Stunde hin und hergelaufen, hatte sich aber, um wegen der Flasche nicht befragt zu werden, schnell wieder unter den Baum geworfen, sobald er das Munterwerden seines Marschgefährten bemerkte.

„Bob!" wollte dieser jetzt rufen, aber Du lieber Gott, keinen Ton brachte er aus der Kehle, der Hals war ihm wie zugeschnürt und er konnte sich selbst kaum vor Heiserkeit reden hören; nochmals versuchte er „Bob!" zu sagen, aber vergebens und seine Worte wurden zu einem kaum hörbaren Hauch. Er trat daher dicht neben den Indianer, und schüttelte diesen, bis er auf die Füße sprang und sich nun langsam, wie eben erst aus tiefem Schlaf erwacht, nach den Bäumen und Wolken umschaute.

„Wie weit haben wir noch bis zum nächsten Haus?" frug Sechingen jetzt mit seiner leisen, röchelnden Stimme.

„Könnt laut reden," sagte der Indianer, das Schloß seiner Büchse

abtrocknend und frisches Pulver auf die Pfanne streuend, „kein Wild hier, finden aber welches; dieser Morgen guter Jagdtag.“

„Ich kann nicht laut reden — ich habe mich ja erkältet,“ flüsterte Sechingen ärgerlich.

„Erkältet!“ rief verwundert die abgehärtete Rothhaut — „erkältet? was ist das?“

„Wie weit haben wir noch bis zum nächsten Haus?“

„Fünf Meilen!“ sagte Bob.

„So lassen Sie uns wenigstens eilen, daß wir dort hinkommen, ich bin halb todt vor Hunger und Erschöpfung — Pest!“ rief er aber zu gleicher Zeit, mit dem Fuße stampfend, aus, als er bei diesen Worten in die Jagdtasche gegriffen hatte, und die jetzt leere Flasche hervorzog, „auch das noch — ausgelaufen — bis auf den letzten Tropfen — die einzige, letzte Stärkung fort.

„Wie schade!“ sagte Bob, und sah traurig die Flasche an. Doch hier half kein weiteres Besinnen, beide Männer schulterten also ihre Gewehre, Bob hing seine alte, nasse Decke, die er jedoch vorher so gut wie möglich ausgerungen hatte, wieder auf den Rücken, und fort ging's auf's Neue in den Wald hinein, oder eigentlich, besser gesagt, im Walde fort, denn unbestreitbar waren sie darinnen. Hier zeigte sich übrigens der Nutzen, den des Indianers Ortssinn, ein gewisser ihm angeborener Instinkt, dem Deutschen gewährte, denn ohne Jenen hätte er sich im Leben nicht wieder aus den Dickichten und Sümpfen herausgefunden, die, einander so ganz ähnlich, ihn nicht begreifen ließen, wie man in einem solchen Labyrinth eine wirklich gerade Richtung beibehalten konnte, ohne bei jeder Wendung irre zu werden. Immer unwegsamer wurde hier der Wald, häufiger und häufiger kreuzten sie schmale, keine tiefe Bäche und standen plötzlich an einem kleinen Flusse (oder einer Slew, wie es der Indianer nannte), der seine schlammigen Fluthen dem Fourche la fave zudrängte.

„Bob!“ sagte Sechingen, erschrocken, als dieser ohne weiter eine Sylbe zu äußern, hineintrat und durchwaten wollte, wobei ihm das Wasser bis unter die Arme reichte — „ist denn keine Fähre hier? wir sollen doch nicht mitten durch?“

„Ist der Weiße hungrig?“ frug Bob, stehen bleibend.

„Sehr!“

„Und naß?“

„Durch und durch!“

Bob erwiederte Nichts weiter, sondern badete gerade durch, während ihm die Fluth bis zu den Schultern stieg, und war in wenigen Minuten am anderen Ufer. Wehmüthig schaute ihm Sechingen nach, überzeugte sich aber bald, daß hier nichts Anderes zu thun übrig bliebe als zu folgen, denn allein zurück zu bleiben, ging doch auch nicht an. Das also, was er nicht zu durchnässen wünschte, als Brieftasche, Zündhütchen, Pulverhorn und Uhr in die Jagdtasche steckend

und diese, nebst der Flinte, über dem Kopfe haltend, trat er seine unfreiwillige Wasserfahrt an, kam auch glücklich hinüber, schüttelte sich hier, ließ das Wasser aus den Wasserstiefeln laufen, indem er sich auf den Rücken legte und die Beine an einem Baum in die Höhe reckte (im Anfang freilich etwas zu hoch) und folgte dann dem Führer, der schweigend voranschritt.

So großen Jagdeifer Sechingen aber beim Anfang ihrer Wanderung gezeigt hatte, so abgestumpft war er jetzt gegen alles ihn Umgebende geworden und schaute kaum vom Boden auf, um nicht fortwährend über die unzähligen, überall umhergestreuten Aeste und Stämme zu stolpern und zu stürzen; die Flinte hing ihm, Hahn in Ruh und Sicherheit aufgesetzt, über die Schulter, die Mütze saß ihm tief in der Stirne und der einzige Laut, den er von sich gab, war dann und wann ein leise gemurmelter Fluch, wenn ihm die nasser Zweige in's Gesicht schlugen, oder sich sein Fuß, trotz aller Vorsicht und Aufmerksamkeit, in dem dichten Schlingpflanzengewebe fing, das an vielen Stellen den Boden wie mit einem festen Netze überzog.

Da blieb Bob plötzlich stehen und hob schnell und lautlos die Büchse an den Backen und wie mit einem magischen Feuer durchgoß diese einzige Bewegung den Körper des bis jetzt in fast gänzlicher Apathie versunkenen Deutschen; blitzesschnell riß er das eigene Gewehr von der Schulter und schaute, hochaufgerichtet, die Augen in dem alten, keineswegs erstorbenen Jagdeifer erglühend, spähend umher, das Wild zu entdecken, das der Indianer auf's Korn genommen. Aber erst, als er der Richtung von Bob's Büchse folgte, von deren Pfanne das Pulver schon zweimal abgeblitzt war, sah er einen stattlichen Hirsch, der ruhig äste und die Nähe zweier menschlichen Wesen gar nicht zu ahnen schien. Vor Eifer zitternd, hob Sechingen das Doppelrohr, das, noch mit guten, deutschen Zündhütchen versehen, dem Wetter Trotz geboten, und der Schuß krachte dröhnend durch den stillen Wald.

Hochauf sprang der Hirsch und setzte über einen, vor ihm liegenden Baumstamm, blieb dann aber augenblicklich wieder stehen, äugte verwundert umher, witterte zu gleicher Zeit die Feinde und sprang eben in ein benachbartes Dickicht, als ihm Sechingens Rehposten noch nachsausten. Wohl schütteite er den schönen Kopf ein wenig, als ihm das Blei um's Gehör pfiff, unverletzt aber warf er den Wedel in die Höhe und war mit wenigen Sätzen verschwunden.

„Ich muß ihn getroffen haben," rief Sechingen, der dem Anschuß in wilder Jagdlust zusprang; Bob folgte ihm jedoch sehr ruhig und bemerkte, die Fährten keines Blickes würdigend:

„Hirsch merkwürdig wohl, wenn er den weißen Fleck zeigt — weiße Mann Bocksieber!"

Gar sehr wider Willen, mußte es sich Sechingen zuletzt selbst gestehen, daß er, auf kaum funfzig Schritt, mit beiden Läufen das Wild gefehlt habe, denn auch nicht ein einziger Tropfen Schweiß

war auf dem Laube zu sehen. In hierdurch nicht gerade verbesserter Laune, setzten also Beide, nachdem der Deutsche zuerst wieder geladen, ihren Weg weiter fort, und erreichten, nach etwa zweistündigem Marschiren, das Haus von dem Bob gesprochen, und Sechingen, mehr todt als lebendig, begrüßte mit freudigem Herzklopfen das trauliche, Schutz und Wärme versprechende Dach, aus dessen Lehmschornstein eine dünne, blaue Rauchsäule emporwirbelte.

Nachdem die beiden Männer zuerst noch eine niedere, die Wohnung umgebende Fenz überklettert hatten, näherten sie sich dem Gebäude, dessen Thür, nach Art all der andern fensterlosen Blockhäuser, offen stand, um Licht und Luft zu gleicher Zeit einzulassen, und betraten den inneren Raum, vor dessen breiten Kamin sie eine, dem Auge Sechingens wenigstens, sehr sonderbar erscheinende Gruppe versammelt fanden.

Es waren zwei Frauen und drei Kinder, die in malerischen Stellungen das Feuer umfaßen und umlagerten, und durch den Eintritt der Fremden in ihren verschiedenen Beschäftigungen weiter nicht gestört wurden, als daß die eine der Frauen, wahrscheinlich die Wirthin, mit ihrem Sessel ein wenig zur Seite rückte und sagte:

„Nehmt einen Stuhl!"

Nun wäre das zwar an und für sich schon eine recht freundliche Einladung gewesen, denn das Feuer flackerte mächtig und erwärmend mit rother Zunge die schwarz geräucherte Esse empor, wenn — nur ein Stuhl dagewesen wäre, vergebens schaute sich aber der Deutsche nach einem derartigen Möbel in dem kleinen Raume um, lehnte daher vor allen Dingen die Büchsflinte in die Ecke, legte die Jagdtasche daneben, welchem Beispiel der Indianer ohne weitere besondere Einladung folgte, und trat dann in den für sie freigemachten Raum an die linke Kaminecke.

„Nehmt den Stuhl!" sagte die Frau zum zweiten Male, und winkte dabei mit dem Kopf nach der gegenüber liegenden Ecke, aber kein Gegenstand, der auch nur die entfernteste Familienähnlichkeit mit einem derartigen Hausgeräth gehabt, oder zu solchem hätte benutzt werden können, zeigte sich dem Auge; die Ecke war, ein schmales, langes Bret was darin lehnte ausgenommen, leer. Bob schien jedoch mit den Gelegenheiten der Wohnung und ihren Gebräuchen schon etwas besser bekannt, oder ein gewisser Instinkt mußte ihn leiten, denn kaum hatte er sich seiner nassen Decke entledigt, als er eben jenes Bret vorholte, dieses dann, dicht neben dem Kamin, zwischen zweien der die Wand bildenden Stämme hindurch, und auswendig unter den, zu diesem Zweck in einen Pfirsichbaum geschlagenen Pflock schob, und dem Deutschen mit der Hand zuwinkte, darauf Platz zu nehmen, was dieser denn auch nach einigen, etwas ängstlichen Versuchen zwar, befolgte, während Bob neben ihm stehen blieb und sich, wie ein am Spieße steckender Braten, langsam vor der Gluth im Kreise herumdrehte, um seinem ganzen Körper einen

gleichen Antheil von Wärme zukommen zu lassen. Bald stieg von ihren nassen Kleidern der feuchte Dampf wie eine Wolke zur Decke hinauf und drängte sich dort, durch aufgehangene Schinken und Speckseiten, in's Freie.

Die Beschäftigung der beiden Frauen zog jetzt, als das erste frostige Schütteln vorüber war, was Jeden erfaßt der naß und kalt zu einem erwärmenden Feuer tritt, Sechingens neugierige Blicke auf sich. Die Herrin des Hauses saß nämlich auf einem kleinen Sessel, dem Feuer gerade gegenüber, hatte zwei Karden oder Wollkämme in der Hand, mit welchen sie die klargezupfte Baumwolle spinngerecht in lange Streifen rollte und nur dann und wann ihre Arbeit unterbrach, um eine kleine, kurze Pfeife aus dem Mund zu nehmen und den Kopf derselben, diese am Stiel fassend, durch die glühende Asche zu ziehen, wonach sie die dadurch herausgehobene kleine Kohle in die Höhe hielt, und in langen Zügen den verlöschten Tabak wieder zu entzünden suchte. In ihrem ganzen Wesen lag aber eine gewisse Reinlichkeit und Ordnung, die, mit dem freundlichen, offenen Gesicht der Matrone, einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den jungen Deutschen machte, der durch seine letzte Wanderung besonders empfänglich für alles Das geworden war, was Behaglichkeit und häuslichen Sinn verrieth. Sie war sehr einfach, aber höchst sauber in selbstgewebte Stoffe gekleidet und die größte Ordnung schien auch in dem kleinen, wenn gleich sehr ärmlich ausgestatteten Raume zu herrschen, den sie bewohnte.

Keineswegs so günstig sprach ihn die Erscheinung der zweiten Gestalt an, deren Haar, nach Art der irländischen Frauen, in einem breiten Scheitel von dem rechten nach dem linken Ohr, quer über die Stirn hinüber gelegt war, und die durch ihre, nichts weniger als reinliche Kleidung auf eine um so auffallendere Art gegen die neben ihr sitzende Amerikanerin abstach. Ihr Anzug bestand aus grell buntem Kattun, der seine besten Tage schon gesehen hatte, und dessen große Pfauenaugen wehmüthig nach einer Stange Seife hinüber zu blinzen schienen, die auf einem kleinen Bretchen in der rechten Ecke des Zimmers ruhte. Sie kreuzte den einen Fuß über den andern und stützte sich mit dem linken Arm auf das rechte Knie, mit dem rechten Ellbogen wieder auf den linken Arm, und paffte, ohne die eben Angekommenen weiter viel zu beachten, den Rauch aus ihrer kurzen Pfeife nach Herzenslust in den Kamin hinein.

Desto aufmerksamer wurden aber dafür die beiden feuchten Gäste von den drei Kindern beobachtet, deren ganzes, verwildertes, unsauberes Aussehen sie als der Irländerin (denn eine solche war der Gast) zugehörig bezeichnet hätten, wäre nicht diese stille Vermuthung Sechingens noch durch den unwiderlegbaren Beweis eines eben solchen Stückes Kattun, als Madame zum Kleid verwandt, bestärkt worden, das in verschiedenen spitzwinkeligen und dreieckigen Stücken die Kehrseite des jüngsten Kindes zusammenhielt.

Mit weit aufgerissenen Augen und Sprech- oder Schreiwerkzeugen starrten diese, nicht den Indianer, denn dergleichen hatten sie schon genug gesehen, sondern den, ihrer Meinung nach, viel wunderbarer bekleideten Deutschen an, und nur durch verschiedene Ermahnungen der Wirthin des Hauses — denn die eigene Mutter schien sich wenig oder gar nicht um sie zu kümmern — konnten sie zurückgehalten werden, sich immer wieder auf's Neue zwischen den Fremden und das diesem so höchst wohlthuende Feuer zu drängen.

Auf Sechingens Bitte, um etwas Warmes zu essen und zu trinken, ließ die Amerikanerin jedoch augenblicklich mit freundlichem Eifer ihre beiden Beschäftigungen, Rauchen und Karden, im Stich und es dauerte gar nicht lange, bis ein Paar heiße Tassen Kaffee, nebst gebratenem Speck und schnell gebackenem Maisbrod auf dem rohen, aber blank gescheuerten Holztisch dampften, zu dem sich auch die Zwei nicht lange nöthigen ließen, sondern mit wahrem Heißhunger über die so lang und schmerzlich entbehrten Lebensmittel herfielen.

Sechingens verwöhnter Gaumen möchte freilich, unter anderen Verhältnissen, mit den vorgesetzten Gerichten schwerlich zufrieden gewesen sein; er befand sich aber gegenwärtig nicht in der Laune, lange zu betrachten und zu kosten was er aß, so er nur überhaupt etwas zu verzehren hatte, und bald waren Teller und Schüssel leer und blank.

Während der Mahlzeit hatten die Frauen sich nicht weiter um die hungrigen Gäste bekümmert, als daß die Wirthin ihnen noch zweimal die schnell geleerten Tassen mit dem heißen, erquickenden Trank füllte; da sie aber jetzt gesättigt vom Tische aufstanden und wieder an's Feuer traten, fingen sie an, die mit Schnüren und Troddeln besetzte Pekesche des Deutschen zu bewundern, der, ihnen darin gern gefällig, sich von allen Seiten genau betrachten und die Arbeit daran untersuchen ließ. Nun hatte Sechingen durch diese Aufmerksamkeit die moralische Ueberzeugung gewonnen, daß die beiden Damen von dem zierlichen Kleidungsstück ganz entzückt seien, und frug daher die Irländerin mit freundlicher Stimme, ob sie vielleicht im Sinn habe, ihrem Ehegemahl eine dieser ähnliche anzufertigen, die Frau rief aber verwundert:

„Meinem Manne, Sir? Gott segne Euch, für eine erwachsene Person eine solche Jacke? nein, aber ein hübsches Röckchen für das Jüngste gäb' es."

Sechingen biß sich auf die Lippen und sah von der Seite der Indianer an, dieser schien jedoch in der Bemerkung nichts Auffallendes gefunden oder sie gar nicht beachtet zu haben, sondern nahm, als Zeichen des Aufbruchs, die Büchse wieder zur Hand, und nickte dem Deutschen zu.

„Was sind wir Ihnen für Ihre Güte schuldig?" frug also Sechingen jetzt, da es ihm nach dieser Aeußerung nicht mehr so recht wohnlich bei den Leuten war.

„Oh ich weiß nicht" — entgegnete die Amerikanerin, „das We-

nige, was ich Euch vorsetzen konnte, war gern gegeben und keiner Bezahlung werth. Wohnten wir hier an der Straße, dann wär' es etwas anderes, man kann nicht alle Reisende umsonst beherbergen, wenn man selbst arm ist und sich seine Lebensmittel schwer verdienen und erziehen muß, so aber mag's gehen. Wir sitzen hier mitten im Wald, und in Alabama, von wo wir herkommen, ist es auch nur an wenigen Stellen Sitte, daß man Bezahlung von Reisenden nimmt, also geht mit Gott, Ihr seid Nichts schuldig."

Herzlich dankte ihr Sechingen, nicht allein für die gegebene Stärkung, sondern auch für die freundlichen Worte, und bedeutend gekräftigt und erfrischt, obgleich immer noch sehr durch die nassen Kleider belästigt, folgte der Deutsche seinem rothen Führer einen schmalen Pfad entlang, der sich von hier aus, am Fuße einer jetzt erreichten niederen Hügelreihe hinwand und die Wanderer wenigstens dem niederen Sumpflande entzog, durch das sie bis dahin ihre Bahn hatten suchen müssen. Nicht viel Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, denn Sechingen spähte, da sie den etwas offeneren Wald betraten, scharf nach Wild umher, das der Führer jedoch wenig zu beachten schien, denn er schritt mit gesenkten und fest auf den Pfad gerichteten Blicken voran. Uebrigens blieb des Deutschen Aufmerksamkeit höchst nutzlos verschwendet, denn kein einziger Hirsch, nicht einmal ein Truthahn, ließ sich sehen und höchst mißmuthig und unzufrieden mit der ganzen amerikanischen Jagd warf er sich endlich die Büchsflinte wieder über die Schulter und schwur, daß — undankbarer Mensch — Charleh Fischer ein — Aufschneider sei.

Nicht mehr weit hatten sie von da aus zu gehen, bis sie zu der kleinen Lichtung und Blockhütte kamen, die ihm von dem Indianer als die „deutsche Niederlassung" bezeichnet wurde, und hier lag wieder, wo Sechingen allerdings etwas ganz anderes erwartet hatte, ein solches unausweichbares Blockhaus vor ihm, das keineswegs dem von einer „deutschen Niederlassung" entworfenen Bilde glich; dennoch eilte er mit freudigen und lebhafteren Schritten darauf zu, denn er sollte ja jetzt Landleute wiederfinden und durfte hoffen, nach der ausgestandenen Schreckensnacht seine Glieder in etwas stärken und erfrischen zu können.

Es ist aber eine eigene Sache mit den Deutschen in Amerika; in Arkansas, und überhaupt im fernen Westen, mag es noch angehen; selten bekommen sie hier einen Landsmann zu sehen, und freuen sich wirklich, wenn sie einmal Einem begegnen, der ihnen etwas Neues aus der Heimath erzählen kann. Anders, ach weit anders und weit trauriger ist es dagegen in den östlichen Städten, wo alle neue Einwanderer von den, sich schon dort befindenden Landsleuten als „Preisverderber und Eindringlinge" betrachtet werden, wo der schon etwas Amerikanisirte zu stolz ist, den früheren Freund deutsch anzureden, weil ein zufällig daneben stehender Amerikaner sonst sogleich wissen würde, daß er ebenfalls ein „Dutchman" wäre, und wo sich der

Deutsche wirklich nur deßhalb mit dem Deutschen einläßt, um ihn, sobald sich eine Gelegenheit dazu finden sollte, tüchtig über's Ohr zu hauen und hinterher auszulachen. Das kannte v. Sechingen freilich noch nicht, ein ganz anderer Empfang wartete aber auch hier seiner und mit offenen Armen und herzlichem, treugemeintem Gruß wurde er von dem biedern Deutschen Klingelhöffer, der in der einsamen Wildniß seine Wohnung aufgeschlagen hatte, empfangen.

Er war gerade beschäftigt gewesen Feuerholz zum Haus zu fahren, spannte jedoch augenblicklich aus und führte seine beiden Gäste in die kleine Hütte, um ihnen dort nach den ausgestandenen Strapatzen jede mögliche Bequemlichkeit gewähren zu können. Der Indianer war auch bald entschlossen, wenigstens für diese Nacht, sein Quartier hier aufzuschlagen und hing deshalb seine Decke ausgebreitet über die Fenz, damit sie der Wind, der jetzt recht scharf aus Nordwest zu blasen anfing, abtrocknen könne, während Klingelhöffer, von Sechingen gefolgt, das Haus betrat, in welchem ihnen des ersteren wackere Hausfrau, freundlich grüßend, entgegen kam.

Vor allen Dingen mußte er nun seine nassen Kleidungsstücke ab und trockene anlegen, und bald vergaß er bei guter, nahrhafter Kost und neben einem erquickenden Feuer, die überstandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen.

Jetzt bekam er aber auch Zeit das Innere der einfachen Hütte, in welcher die kleine Familie hauste, zu betrachten, und begriff in der That nicht wie Menschen, die früher schon einmal an mehr und größere Bequemlichkeit gewöhnt gewesen waren, hier und unter solchen Verhältnissen existiren konnten. Das Haus bestand, nach der gewöhnlichen Bauart des Landes, aus unbehauenen Stämmen, und die Spalten zwischen diesen waren, um den rauhen Nordwind abzuhalten, an dieser und an der Westseite mit lang gespaltenen Stücken Holz und Lehm ausgefüllt, dadurch eine feste und ziemlich warme, dem Klima wenigstens angemessene Wand bildend; die beiden anderen Wände jedoch ließen Licht und Luft ein, soviel nur durch die oft handbreiten Ritzen und Spalten einströmen konnten. In einer Ecke des Hauses standen zwei Betten, über denen ein langes Bret mit — einem seltenen Artikel in Arkansas — Büchern befestigt war, und an der gegenüber stehenden Wand befand sich ein anderer Gegenstand, den der Deutsche hier im Walde am wenigsten gesucht hätte und der auch von dem Indianer mit neugierig staunenden Augen betrachtet wurde: nämlich ein Fortepiano. Drei oder vier rohgearbeitete Holz- und Rohrstühle, der Tisch, dessen Platte ein früherer Kistendeckel bildete, und mehrere Kasten mit Schlössern und Fächern, auf denen das wenige Küchengeräth aufgestellt war, füllten den übrigen Raum, und Sechingen, als er das Alles eine Zeitlang betrachtet hatte, wandte sich endlich zu seinem Wirth, der eben wieder einen tüchtigen, lang gehauenen Hickoryklotz in's Feuer trug, und fragte, noch immer etwas schüchtern:

„Ist denn dieses wirklich der einzige Raum, den Sie mit Ihrer ganzen Familie bewohnen?"

„Nein," sagte Klingelhöffer, „hier neben an steht noch ein kleines, sogenanntes Rauchhaus, wo wir unser Fleisch und Fett, die Kartoffeln, etwas zu Brod ausgesuchten Mais und andere zum Hausstand nöthige Sachen aufbewahren."

„Und hier in diesem einzigen Zimmer wohnen und schlafen Sie?"

„Nun, ist das nicht genug?" lachte der Farmer, „da sollten Sie einmal hier sein wenn Gerichtstag ist, und wir noch zwei oder drei Nachbarn und ein paar Advokaten zu bewirthen und unterzubringen haben, dann geht's freilich eng her."

„Die schlafen doch nicht mit in diesem Hause?"

„Wo denn sonst? Alle mit einander."

„Das ist ja aber ganz unmöglich!"

„Unmöglich?" lachte der Farmer, „unmöglich?" wiederholte er kopfschüttelnd, — „das ist ein Wort, was wir hier in Arkansas nicht kennen; unmöglich ist gar Nichts auf der Welt, sobald es nur uns selbst und unsere eigenen Bedürfnisse betrifft."

„Sie Beide, mit ihren drei Kindern (und die beiden Mädchen da draußen, können kaum noch Kinder genannt werden), schlafen und wohnen wirklich fortwährend in diesem Zimmer? entbehren alle Bequemlichkeiten, die man sich sonst bei einem Wohn- und Schlafzimmer als unentbehrlich denkt, und existiren so gewissermaßen im Freien, auf offener Straße?"

„Ja, ja," lachte Klingelhöffer, „und das ist noch gar nichts, jetzt haben wir doch Dach und Fach, werden nicht naß, wenn es draußen regnet, und können, wenn es kalt wird, ein Feuer anmachen, ohne dabei fürchten zu müssen, daß uns der Wind die Funken und Kohlen über das Bettzeug wegtreibt, wie das im ersten Winter der Fall war, wo wir hierher zogen und ich das Haus erst aufbauen mußte. Meine arme Frau war noch dazu damals krank und mußte viel, sehr viel ausstehen. Doch was man gern thut wird Einem auch leicht, und wenn wir viel, ja fast Alles von dem entbehren müssen, an das wir im alten Vaterlande gewöhnt oder durch das wir verwöhnt waren, so drückten uns auch keine von den Sorgen, die wir dort kannten; wir arbeiten Beide, und dafür vermehrt sich auch unser Wohlstand und ich bin jetzt schon im Stande, das nächste Jahr ein bequemeres und geräumigeres Wohnhaus aufzuführen; bis dahin muß dieß freilich noch ausreichen."

„Ja, daß Sie das Alles mit leichtem Muth ertragen können," rief Sechingen, „finde ich sehr begreiflich! des drückenden europäischen Zwanges enthoben, fühlt sich der Mann, auch wohl unter schlimmeren Verhältnissen, kräftig genug Alles zu bestehen und zu überwinden, was ihm hemmend in den Weg tritt. Die schwache Frau aber, zarte Kinder, in solcher Wildniß, den rauhen Stürmen der Jahreszeit, all den Entbehrungen eines Lebens auszusetzen, das

doch nur eigentlich für einen Indianer passend scheint, da — da weiß ich denn doch nicht, ob ich so etwas über's Herz bringen könnte. Wenn nun die Frau krank wird und das Heimweh bekommt, und sich ewig und ewig fortsehnt, zurück nach den verlassenen, glücklicheren Verhältnissen?"

„Lieber Herr von Sechingen," entgegnete ihm freundlich Klingelhöffer, indem er seine Hand ergriff, „wenn die Frau ihren Mann recht herzlich lieb hat, dann wird sie sich schon nicht von ihm fortsehnen, weil sie Bequemlichkeiten entbehren muß, an die sie früher gewöhnt war, im Gegentheil wird sie bei ihm bleiben wollen und alles das, was er ertragen muß, Freude wie Leid, mit ihm tragen, wie es meine Frau gethan; hat sie ihn aber nicht so recht von Herzen lieb, dann bleibt sich's auch ziemlich gleich, wo er seinen Leidenskelch leert, in der Stadt, oder im Walde. Mein liebes Weib hier ist nun einmal an mich und meine Laune gewöhnt, Gewohnheit thut viel, sie möchte mich nicht mehr entbehren, nicht wahr, Alte? und da harren wir denn schon hier im Walde zusammen aus."

Er reichte bei diesen Worten der lächelnden, jungen Frau die Hand hinüber, und diese erwiederte den herzlichen Druck und lehnte sich vertrauend mit ihrem Köpfchen an seine Schulter.

„Ja, das ist Alles recht gut," meinte Sechingen kopfschüttelnd — „Sie Beide haben sich lieb, wie sich Eheleute haben sollten, und können durch Sparsamkeit und Fleiß leicht ihr Auskommen, selbst in den widerwärtigsten Verhältnissen finden; warum aber? ich bin fest überzeugt, daß Sie das auch im alten Vaterlande ermöglichen würden, und viele Genüsse des Lebens kennen Sie hier nur dem Namen nach, die dort eine natürliche Folge Ihres ganzen Wirkens wären."

„Noch kennen Sie unser Land nicht," erwiederte ihm der Farmer freundlich — „Sie sind gewissermaßen erst eine Nacht in Amerika, denn den kurzen Aufenthalt in einem der besten Hotels von New-Orleans, wie die kurze Reise auf bequemem, selbst mit jedem Luxus ausgestatteten Dampfboot, dürfen Sie gar nicht rechnen; lernen Sie also das Land erst ordentlich kennen, und ist das geschehen, dann wollen wir weiter über dieses Kapitel reden; davon aber sein Sie überzeugt, daß es gewaltige Vortheile sein müssen, die im Stande waren, einen Deutschen zu bewegen, seinem Vaterlande für immer zu entsagen. Nicht alle Menschen lernen übrigens diese Vorzüge einsehen, und viele von diesen schleppen dann entweder ein unglückliches Leben in dem fremden, freundlosen Lande hin, oder sie kehren in die alte, aus Unmuth oder Veränderungssucht verlassene Heimath zurück; keiner aber, der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit in sich trägt, wird, wenn ihn nicht Familienbande unaufhaltsam dorthin ziehen, weniger erbärmlicher, leicht zu entbehrender Bequemlichkeiten und Luxusartikel wegen den freien Wald wieder mit den Ketten des alten Vaterlandes vertauschen. Thät' er es aber doch, schmiegte

er sich bloß deßhalb wieder unter das, einmal gemiedene Joch, flög' er wieder in den goldenen Käfig zurück, weil er sich nicht gern im Walde, in Sturm und Regen sein Futter selbst sucht, nun dann ist das kein Verlust für Amerika, solche Leute gehören auch nicht in den Wald, sie sind Futter für Bälle und Theater."

„Ich weiß nicht," meinte Sechingen kopfschüttelnd, „man braucht gerade kein Anhänger von Ueppigkeit und Wohlleben zu sein, und mag doch die Ueberzeugung haben, seine Zeit nützlicher und angenehmer verbringen zu können, als im Walde bei einem Gewitterschauer. Mir, zum Beispiel ist die Kehle wie zugeschnürt, und ich werde die Erkältung in vierzehn Tagen nicht wieder los."

„Glaub's wohl," lachte Klingelhöffer, „Sie sind aber auch gleich mit dem Kopf zuerst in das Schlimmste hineingefahren, was uns hier im Walde passiren kann: Kälte, Hunger und Nässe ausstehen, ist ein freilich etwas großer Abstand gegen die reich besetzte Tafel und das warme Bett eines Dampfbootes. Doch jetzt sollen Sie, wie ich hoffe, auch einige von den Annehmlichkeiten unseres Wald- und Farmerlebens kennen lernen, und wenn diese Sie dann nicht ganz mit unserer rauhen Heimath aussöhnen, so werden sie wenigstens viel dazu beitragen, Ihnen das Leben hier nicht allein von seiner Schatten-, sondern auch von seiner Lichtseite zu zeigen. Es giebt auch im Urwald glückliche Menschen."

„Der Urwald verliert aber doch sehr in der Nähe," erwiederte Sechingen, als er durch eine Spalte der Wohnung hinaus auf die, von grauen, nassen Regenwolken überhangenen Baummassen blickte, während der Wind, unheimlich pfeifend, durch ihre Wipfel brauste und ihnen die großen, klaren Tropfen aus den schwankenden Häuptern schüttelte, „ich hatte mir in mancher Hinsicht ein anderes Bild davon entworfen."

„Sie hatten nicht daran gedacht," fiel ihm sein freundlicher Wirth lachend in's Wort, „daß die gewaltigen, stattlichen Bäume auch im Sumpfe stehen, oder gar quer über den Weg hin liegen könnten, und dann die Passage eher versperren, als verschönern, daß nicht allein das romantische Geheul der wilden Thiere, sondern auch das sehr prosaische Gesumme der Mosquitos den Wald erfüllt, und daß sich eine Landschaft, wo der Sturm auf den Flügeln der Windsbraut die Fläche durchsaust, wo tolle Regengüsse aus den Wolken niederfluthen und trockene Wege zu Bächen und Bäche zu Strömen werden, sehr hübsch und interessant auf der Leinwand, keineswegs angenehm aber im wirklichen Leben, in der nüchternen hausbackenen Wirklichkeit ausnehmen. Ja, das geht Manchem so, das giebt sich aber, und zuletzt lernen wir selbst die Unannehmlichkeiten eines wilden Lebens lieb gewinnen. Sehen Sie aber, wie sich der Indianer das Fortepiano betrachtet, eine solche Maschine hat er im Leben noch nicht gesehen, ich werde ihm etwas vorspielen."

Damit trat der Farmer zu dem Clavier, öffnete es, und prälu-

dirte ein wenig; gar wunderbarer Weise hatte sich auch das Instrument, einige Töne abgerechnet, noch ziemlich gut in Stimmung erhalten, trotz der feuchten Luft, der es fortwährend ausgesetzt war. Der Deutsche ging also nach einigen schnell gegriffenen Akkorden zu einem leichten Walzer über, und das Erstaunen Bob's, der vom Oeffnen des Instrumentes an bis jetzt, starr von Ueberraschung und Verwunderung gestanden hatte, erreichte nun seinen höchsten Grad. Bei den immer schneller und munterer folgenden Tönen, heiterten sich aber auch seine dunklen, bis jetzt fast ausdruckslos gewesenen Gesichtszüge auf, und ein Paar Reihen Zähne wurden sichtbar, die an Weiße dem frischgefallenen Schnee nichts nachgaben. Endlich schloß Klingelhöffer, und vom Stuhle aufstehend, klopfte er dem Indianer auf die Schulter und frug: „wie das klänge?"

„Bless my soul," sagte dieser, noch immer das früher nie gesehene, wunderbare Gestell betrachtend — „eine große Violine mit Zähnen und Beinen wie ein Bär, die das Maul aufmachen kann — Bob hat noch nie so ein Ding gesehen!"

„Und wie gefällt es Dir?"

„Gut — unmenschlich gut!" sagte Bob, indem er den Mund von einem Ohr bis zum andern zog.

„Sehen Sie, hier haben Sie gleich eine Naturbeschreibung des Fortepianos," lachte der Farmer, „der Bursche wird Wunderdinge davon erzählen, wenn er wieder nach Little Rock kommt; aber apropos, da wir von Little Rock reden, wo haben Sie denn Ihre Sachen gelassen, etwa dort?"

„Ja, bei Charles Fischer."

„Nun da stehn sie ziemlich sicher, sonst ist dem Neste gerade nicht viel zu trauen; ich habe allen Respekt vor dieser Hauptstadt von Arkansas."

„Haben Sie von dem Staat eine eben solche Meinung, als von der Stadt?"

„Dann blieb ich hier nicht wohnen, nein, ich halte Arkansas für den besten Staat der Union, das heißt, er ist mir der liebste, ich möchte in keinem anderen wohnen, und hoffentlich werden Sie dasselbe sagen, wenn Sie erst einmal im Lande umher gestreift sind und die verschiedenen Gegenden selbst besucht haben. Wohin gedenken Sie sich von hier aus zu wenden?"

„Aufrichtig gesagt," erwiederte ihm Sechingen, „so hatte ich nach dem, was ich von Herrn Fischer in Little Rock gehört, große Lust, mir irgend ein Stück Land in dieser Gegend auszusuchen, und mich darauf niederzulassen. Es ist dieß die Ursache, weßhalb ich nach Amerika ausgewandert bin, ich — ich hatte ein so gewaltiges Sehnen nach dem — nach dem Urwald; seit letzter Nacht hat sich das freilich bedeutend gegeben, und ich möchte doch nun erst die hiesigen Verhältnisse ein wenig genauer kennen lernen, ehe ich mich bleibend festsetze. Ist es Ihnen also recht, mein bester Herr Klingelhöffer,

und fall' ich Ihnen nicht zur Last, so bleib' ich ein paar Tage bei Ihnen, wir durchziehen dann die Nachbarschaft ein wenig, und ich kann mich im Laufe dieser Woche fester und genauer bestimmen."

„Von Herzen gern," sagte der wackere Farmer, ihm die Hand reichend, „Sie sind mir so willkommen, wie die Blumen im Mai, und sehen Sie sich das Land erst einmal an, dann gefällt es Ihnen auch. Wie wär's, wenn wir Ihre Sachen indessen von Little Rock heraufkommen ließen? Das nächste Dampfboot kann sie bis Bakers Landung im Arkansas bringen, und dort holen wir sie in nächster Woche mit meinem Canoe ab."

„Wo aber soll ich bei Ihnen schlafen?" frug Sechingen mit komischem Ernst, indem er sich überall im Hause umsah — „wenn Ihre Frau und Töchter —"

„Thorheiten," lachte Klingelhöffer — „das fällt hier alle Tage vor, wir machen Ihnen ein Lager auf der Erde — ein wenig hart wird's sein, doch daran müssen Sie sich gewöhnen; ein Jäger darf überhaupt nicht so sehr viele Bedürfnisse haben."

„Jagen Sie viel?"

„Nein, sehr selten, ich bin kein großer Freund mehr davon."

„Es ist wohl viel Wild in der Gegend?"

„Ja, ziemlich viel Hirsche und Truthühner!"

„Auch Bären, nicht wahr?"

„Dann und wann kommt uns einmal so ein alter Bursche zwischen die Schweine, doch sind wir in solchem Falle schnell mit den Hunden dahinter her, und fangen ihn entweder, oder treiben ihn doch wenigstens aus der Nachbarschaft."

„Dann und wann?" frug Sechingen sehr erstaunt, „aber Charles Fischer hat mir ja gesagt, daß sie hier fast nur von Bärenfleisch lebten."

„Dann müßten wir bald genug verhungern," lachte der Farmer — „Speck und Maisbrod, das ist die Kost, selten einmal Hirsch- oder Truthahnfleisch, denn Bäre fangen hier an zu den Seltenheiten zu gehören — ich habe, in den sechs Jahren, die ich hier bin, erst drei geschossen."

„So hat Fischer also wohl auch mit dem Anpreisen des Landes nicht die Wahrheit gesagt?" meinte schon etwas kleinlaut der junge Deutsche.

„Das steht auf einem anderen Blatt!" rief der Farmer — „davon sollen Sie sich auch selbst überzeugen, denn wenn er nicht fürchterlich aufgeschnitten hat, so werden Sie Ihre Erwartungen eher noch übertroffen finden. Außerdem ist dieß eine Erfahrung, die Sie ebenfalls in Amerika machen müssen: jeder Farmer preist die Gegend, in der er selbst lebt, am meisten, und ich sehe nicht ein, warum ich mich allein davon ausschließen sollte, da ich noch dazu das gute Recht und vollkommene Ursache auf meiner Seite habe. Aber wie gesagt wollen wir an Charles nach Little Rock schreiben, daß er die

Sachen heraufschicken soll? Der Indianer könnte den Brief mitnehmen?"

Sechingen blickte unentschlossen vor sich nieder; er hatte sich das Leben im Walde doch ganz anders gedacht — sollte er hier — in einer solchen Wildniß von jedem Verkehr mit civilisirten Menschen abgeschnitten (ein oder zwei Nachbarn höchstens ausgenommen) förmlich versauern? — sein Geld an todtes, mit ungeheueren Bäumen bewachsenes Land wenden, das er vielleicht nachher nicht einmal bebauen konnte? —

„Hm" — sagte er nach ziemlich langer Pause — „ich weiß doch nicht — wenn ich nun wieder zurückginge nach Little Rock, so" —

„Ja, wenn Sie darüber noch nicht mit sich im Reinen sind," unterbrach ihn schnell der Farmer, „dann lassen Sie's lieber beim Alten — ich sehe schon wie's steht — die Sachen mögen also unten bleiben und gefällt Ihnen unsere Gegend gut genug, ei nun, dann wird auch Rath werden, die paar Habseligkeiten mit Allem was ein Farmer hier sonst noch im Walde brauchen könnte, heraufzuschaffen. Morgen sollen Sie ein Stück von unserer Gegend kennen lernen, und daß ich Ihnen nicht das schlechteste zeigen werde, darauf mögen Sie sich ebenfalls verlassen."

Der Indianer, der indessen mit Speise und Trank und einem tüchtigen Glase Whiskey hinlänglich gestärkt war, von Sechingen auch die Bezahlung für seine Mühe empfangen hatte, rollte nun die an dem Feuer getrocknete wollene Decke wieder zusammen, in deren Falten er vorher noch ein paar, nicht unansehnliche Stücken Maisbrod und Speck barg, warf einen letzten, sehnsüchtigen Blick nach der, wieder auf das Wandbret gestellten grünen Flasche hinauf, murmelte einen kurzen Abschiedsgruß und schlug bald darauf den schmalen, an der Fenz hin führenden Fußpfad ein, der der Countystraße zulief. Ueber die Berge hin war er so im Stande, Little Rock trockenen Fußes zu erreichen.

Sechingen sah sich bald häuslich eingerichtet, und wider alles Erwarten wurde sein, wenn auch etwas hartes Nachtlager, so vortheilhaft, und selbst dem verwöhnten Körper des Europäers genügend hergestellt, daß er — vielleicht auch noch durch die ungewohnten Anstrengungen mehr als je ermüdet — sanft und ruhig bis zum nächsten Morgen schlief, und sich bei seinem Erwachen zum ersten Male gestehen mußte, es sei doch eigentlich recht wenig, mit dem ein Mensch glücklich und zufrieden leben könne, wenn er nur mit sich selbst im Reinen und ein freier Mann, seinem freien Willen auch frisch und fröhlich folgen dürfe.

Ein nach amerikanischer Art zubereitetes Frühstück wurde jetzt verzehrt, und Sechingen glaubte, daß sie gleich nach Beendigung desselben aufbrechen wollten; Klingelhöffer hatte aber die Absicht, seinem Gast, ehe er ihn auf das Land selbst führe, auch die Schwierigkeiten zu zeigen, die eine Urbarmachung desselben mit sich bringe.

Unter dem Vorwande also, noch Feuerholz schlagen zu müssen, nahm er den jungen Mann etwa hundert Schritte mit in den Wald, zeigte ihm eine, hier unter jenen Stämmen keineswegs stark aussehende Eiche von circa drei Fuß im Durchmesser, und bat ihn, „den kleinen Stamm," da er das doch Alles lernen müsse, einmal zu fällen, er wolle dann in einem Viertelstündchen wieder kommen, um ihn abzuholen.

Von Sechingen, der sich lange danach gesehnt, einmal seine Kraft an den Riesen des Waldes zu versuchen, griff freudig nach der schweren Art, und seine Schläge — als ihm der Farmer erst gezeigt hatte, wie er das Werkzeug am vortheilhaftesten halten müsse — suchten sich bald ihr Echo in den nahen Hügeln.

Klingelhöffer, der wohl gemerkt, daß dem jungen Mann die Romantik des Waldlebens noch zu sehr im Kopfe lag, und der ihn daher gern zu der derben, hausbackenen Wirklichkeit zurück führen wollte, schritt still vor sich hinlächelnd dem eigenen Hause wieder zu; was er aber vorausgesehen, traf auch und zwar in sehr kurzer Zeit ein. Sechingen hackte allerdings eine ziemliche Weile an dem gewaltigen Baum herum, das zähe Holz wollte jedoch seinen ungleich geführten Hieben nicht weichen, nur hie und da sprang ein, durch einen Kreuzhieb gelöstes Spänchen ab und er mußte sich endlich — todesmüde und die Hände voller Blasen — gestehen, das Wort urbarmachen klänge wohl ausgezeichnet und nähme sich auch sehr schön auf dem Papier aus, passe jedoch in der Wirklichkeit ganz und gar nicht für ihn. So viel sah er ein, und wenn er den ganzen Tag hier stehen geblieben wäre — den Baum hätte er doch nicht umgebracht. Klingelhöffer fand ihn ziemlich verstimmt am Fuß der Eiche sitzen, und so versunken schien er im Anblick seiner Blut unterlaufenen Hände, daß er den Kommenden gar nicht hörte, bis er dicht neben ihm stand. Dieser aber suchte ihn nun auch über das noch nicht Glücken und Vorwärtsschreiten der Arbeit zu trösten und meinte „es fiele kein Meister vom Himmel und gut Ding wolle gute Weile haben — solche Arbeit fände ein Jeder schwer, der erst in den Wald zöge, und selbst Leute, die ihr Lebelang Nichts gethan hätten als schwere Werkzeuge geführt, müßten sich an die Führung der Art gewöhnen, ehe sie im Stande wären, etwas Tüchtiges zu leisten — er solle deshalb auch ja nicht muthlos werden, denn Lust zur Sache sei halb gewonnen Spiel, und wenn ein Mann einmal recht ernstlich wolle, so könne er es auch durchführen, trotz allen Schwierigkeiten und Hindernissen."

Das waren eine Menge Thatsachen und unbestreitbare Wahrheiten, die von Sechingen nicht gut wegleugnen konnte, das harte Eichenholz stand aber auch wieder auf seiner Seite als ein unfällbarer Beweis und nur froh für jetzt durch eine gute Ausrede der fatalen Arbeit enthoben sein, folgte er seinem freundlichen Wirth

zum Haus, bestieg eines von den Pferden und ritt nun mit ihm in den Wald hinein.

Jetzt aber hatte auch das heitere Sonnenlicht all die dunklen, trüben Regenschatten verscheucht und seine belebenden Strahlen fielen frisch und fröhlich durch die glänzenden, glitzernden Blätter der leise rauschenden Wipfel zur Erde nieder — der ganze Wald duftete so lieblich, der klare Himmel hing so rein und lächelnd über der wunderschönen Welt, daß Sechingen schon fast die überstandenen Mühseligkeiten vergaß und endlich auch seinem Begleiter nicht länger verschweigen konnte, welchen so ganz verschiedenen Eindruck der Urwald *gestern* und *heute* auf ihn gemacht habe.

„Das alte Lied," lachte dieser „bei trübem Wetter sehn wir auch die ganze Welt mit trüben Gläsern an, und scheint dann die liebe Sonne, und zwitschern die munteren Vögel ihr Lied dazu, dann hängt der Himmel gleich wieder voller Geigen. Wir wollen die Mittelstraße wählen — ja — es *ist* schön hier im freien Wald, so schön, daß ich glaube, das Herz würde mir brechen, müßt ich ihm einmal wieder ade sagen, aber — er hat auch seine großen Schattenseiten, von denen Sie bis dahin allerdings erst *sehr* wenige kennen gelernt haben. Vollkommen ist jedoch Nichts auf der Welt, und so lange die guten Eigenschaften nicht von den bösen überdeckt werden, ei nun, so lange dürfen wir uns dann auch nicht sonderlich beklagen. Jetzt sehen Sie sich das Land erst einmal ordentlich von allen Seiten an, und dann können Sie sich, nach bestem Urtheil frisch und frei entschließen, was Sie zu thun beabsichtigen.

Mehrere Stunden lang ritten die Beiden im Wald umher und Klingelhöffer gab sich besondere Mühe, dem neuen Ankömmling die verschiedenen Landarten und die Vegetation, durch welche sie sich unterscheiden, zu zeigen; dieser aber, der sich in seinem ganzen Leben noch nicht um Land oder Ackerbau bekümmert hatte, widmete dem Gegenstand keineswegs die Aufmerksamkeit, die er verdiente, und die jener zu finden erwartete, sondern sah sich jetzt vielmehr fortwährend nach Wild um und kam dadurch nicht selten in die unangenehmsten Berührungen mit vorstehenden Aesten und niederhängenden Schlingpflanzen. Dabei übersprang sein kleines muthiges Pferd alle Augenblicke vor ihnen liegende Stämme und Aeste, oder Wassergräben und Sumpflöcher und brachte den Reiter mehre Male sogar aus allem Gleichgewicht, daß er sich kaum noch im Sattel erhalten konnte.

Die Mittagszeit rückte so heran, noch immer aber machte Klingelhöffer keine Anstalt heimzukehren, denn er behauptete, und auch ganz mit Recht, sie wären nun doch einmal draußen im Wald und es sei nicht allein für den Fremden gut, das Land und die Vegetation kennen zu lernen, sondern er selbst wolle auch die Gelegenheit gleich benutzen, nach seinem Vieh zu sehen, das hier in der Nähe seine Weideplätze hätte, denn apart deswegen hier herzureiten, nähme ihm zu viel Zeit weg.

Sechingen hatte nach und nach einen merkwürdigen Hunger bekommen, und die Glieder schmerzten ihn ebenfalls von der so ganz ungewöhnlichen Bewegung, Klingelhöffer schien aber von dem Allen Nichts zu spüren, ritt durch tiefe Gräben, die steilen Ufer hinab und herauf, wich keinem Dickicht aus, gallopirte an Stellen, wo Sechingen lieber abgestiegen wäre und das Pferd geführt hätte und zeigte sich hier in dem wilden pfadlosen Walde so zu Hause, als ob er in seiner eigenen Stube umherginge. Da — er hatte eben davon gesprochen den Heimweg anzutreten, und der müde Reiter athmete schon hoch auf — schlugen nicht weit von ihnen entfernt die Hunde an und der Farmer, sich hoch dabei im Sattel emporrichtend, horchte den, ihm so wohl bekannten Tönen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. — Mehre Secunden lang war jetzt Alles still — da plötzlich ertönte der Lärm auf's Neue und der Farmer, der jetzt wußte, daß seine Hunde irgend etwas im Walde gestellt oder wenigstens aufgejagt hatten, fühlte im Nu den alten Jagdeifer in sich erwachen.

„Hurrah! rief er, und wandte sich im Sattel nach seinem Begleiter um — die Hunde sind fleißig, wir wollen die Pferde einmal laufen lassen, das Bischen Bewegung wird ihnen Nichts schaden.“ Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, drückte er dem eigenen Thiere die Sporen in die Seite und dieses, der Aufforderung nur zu gern Folge leistend, flog in muthigen Sätzen der Richtung zu, aus der das Bellen und Toben der Hunde jetzt immer deutlicher zu ihnen herüberschallte. Sechingen mußte, wollte er hier nicht allein im fremden Wald zurückbleiben, folgen und sein eignes Pferd, das schon ungeduldig den Kameraden hatte davon gallopiren sehen, fühlte kaum den leichten, fast unwillkürlichen Schenkeldruck, als es fröhlich wiehernd hinten ausschlug und nun in tollen, unaufhaltsamen Sätzen den Spuren des Vorangegangenen folgte.

Nun war von Sechingen zwar ein geübter Reiter, und saß besonders schön und kunstgerecht im Sattel, verstand auch die Behandlung eines zugerittenen Pferdes aus dem Grunde, durch solch wildverwachsenen Wald aber zu gallopiren und noch dazu mit allem möglichen Schieß- und Jagdgeräth behangen, das war mehre als er je versucht hatte, und bald blieb er mit dem locker befestigten Pulverhorn, bald mit dem Griff seines Hirschfängers, bald mit dem Gewehrlaufen in den Zweigen und Schlinggewächsen hängen, und endlich wurde er gar bei einem schnellen Seitensprung des Pferdes, das einer vor ihm liegenden Schlange auszuweichen suchte, unter einen vorragenden Ast gerissen und — mit Blitzesschnelle aus dem Sattel gestreift. „Das Roß, des Reiters ledig,“ schien weiter gar keine Notiz von ihm zu nehmen und von Sechingen befand sich bald darauf, als auch das Bellen der noch fernen Hunde nachgelassen hatte, mitten im Wald, ohne Weg, ohne Steg — jeder Richtung, jeder Himmelsgegend unkundig — allein.

Eine volle Stunde wohl irrte er jetzt, mit immer steigender

Angst und jenem entsetzlichen beengenden Gefühl, das sich stets des Verirrten bemächtigt, in der Wildniß umher — seine feine Tuchpeke̊sche war in den scharfen Dornen zerrissen, die Pulverhornschnure abgesprengt und das Pulverhorn verloren, den Hirschfänger hatte ebenfalls wahrscheinlich irgend eine Ranke erfaßt und herausgerissen — die Scheide hing ihm leer an der Seite — die Mütze mochte jetzt Gott weiß wo sein, Gesicht und Hände bluteten ihm und die Rippen thaten ihm alle mit einander im Leibe weh. Erschöpft warf er sich endlich unter einer alten Eiche nieder — er konnte nicht mehr vorwärts er mußte erst ausruhen.

„Und hier soll man den Urwald sehen?" rief er endlich in vollem Unmuth aus — hier wo man den Kopf nicht heben darf, ohne mit dem Gesicht in irgend einem verwünschten Dornenbusch hängen zu bleiben — und die Bäume — großer Gott es nähme ja ein Lebensalter, um nur ein halbes Dutzend von diesen Kolossen umzuwerfen; und dann ist die Erde hier so mit Wurzeln verwachsen, daß man kaum einen Stock hineinstoßen, geschweige denn einen Pflug hindurchziehen könnte. Nein — ich passe nicht zu solchem Geschäft — ich habe mir das viel romantischer gedacht. Blüthenbäume — blumige Ranken — duftenden Wald — zum Himmel strebende Riesenstämme — hol' sie alle mit einander der Teufel — ich will Gott danken, wenn ich erst wieder an einem gedeckten Tisch sitze, und eine heiße Tasse Kaffee trinken kann — und jetzt gar verirrt — in dieser fürchterlichen Wildniß. —"

Er sprang in aller Verzweiflung wieder auf, um nur wenigstens einen gangbaren Pfad zu finden, der ihn zu einer menschlichen Wohnung führe, da hörte er plötzlich, nicht weit von sich entfernt, das laute „Holla" Klingelhöffers. Vor lauter Freude schoß er rasch die Büchse ab, das verhinderte ihn aber nicht auch seiner, leider schon sehr angegriffenen Kehle, noch eine letzte, außerordentliche Anstrengung zuzumuthen, um ja die Stelle anzudeuten, wo er sich befinde.

Klingelhöffer stand bald an seiner Seite, und wenn er auch im ersten Augenblick nicht umhin konnte, recht herzlich über das tragikomische Aussehen seines etwas arg mitgenommenen Gastfreundes zu lachen, so that ihm dieser doch auch wieder, da er ja fremd und ein Neuling im Walde war, leid, und er bot nun Alles was in seinen Kräften stand auf, um ihn zu trösten und ihm Muth einzureden.

Es war ein erster, wenn auch etwas böser Anfang, wie er sagte und hatte wenigstens das Gute, ihn alles Nachkommende so viel leichter und bequemer ertragen zu lassen. Von Sechingen schien übrigens gar nicht geneigt irgend etwas Nachkommendes abzuwarten, und zum Tode matt ließ er fast willenlos mit sich geschehen, daß ihn der Farmer auf sein eigenes Pferd setzte. Er hatte, seiner Versicherung nach, keinen ganzen Knochen mehr im Leibe, dafür aber Hunger wie ein Wehrwolf, Kopf- und Zahnschmerzen

und noch außerdem verloren, was an seinem Körper nicht niet- und nagelfest gewesen.

In Klingelhöffers Wohnung endlich angelangt, stärkte er seinen ermatteten Körper durch Speise, Trank und Ruhe. Nichts in der Welt hätte ihn aber am nächsten Morgen vermögen können, eine zweite Tour zu unternehmen, um erstlich die verlorenen Sachen wieder zu suchen und dann auch wie der Farmer lächelnd bemerkte, „das Land noch etwas besser kennen zu lernen." Er verschwor sich hoch und theuer, vom Lande mehr zu wissen als ihm lieb sei, und war, als der Morgen graute, fest entschlossen nach Little Rock zurückzukehren. Als Ausrede meinte er zwar, er wünsche erst die östlichen Städte und den Osten überhaupt zu bereisen, ehe er sich ganz fest im Walde niederlasse, was aber die Ursache dieser schnellen Sinnesänderung gewesen, ließ sich wohl leicht genug erkennen.

Weiteres Zureden blieb auch nutzlos und Klingelhöffer erbot sich also, ihn wenigstens mit einem Handpferd eine Strecke auf der Countystraße hin zu begleiten, damit er nicht die ganze Strecke, etwa 44 englische Meilen, zu marschieren hätte. Nach Mittag, als sich sein Gast von den erduldeten Strapatzen ein wenig erholt, brachen sie auf und der wackere Farmer ritt so weit mit ihm, daß er eine, am Wege liegende deutsche Ansiedlung noch bequem vor Dunkelwerden erreichen konnte, und nahm erst dann, den Dank des Fremden für die ihm gewordene so freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft leicht übergehend, herzlichen Abschied von diesem.

„Leid thut mir's nur," sagte er, als er ihm noch vom Pferde herunter derb und gutmüthig die Hand schüttelte, daß Ihre Lust zur Ansiedlung gleich beim ersten Anlauf einen solchen Stoß erhalten hat, aber — ich gebe noch nicht Alles verloren, suchen Sie den schönen Westen doch später einmal wieder auf. Von Deutschland gleich ohne weiteres nach Arkansas hineinzufallen, ist allerdings ein etwas zu großer Abstand, haben Sie sich aber erst einmal eine Zeitlang in den östlichen Städten herumgetrieben, so wird Sie's schon wieder in die gesunde Waldluft zurückziehen. Vergessen Sie dann nicht, daß Sie in meiner Hütte immer herzlich willkommen sind. So leben Sie denn wohl — grüßen Sie mir die Deutschen in Little Rock, und — halten Sie sich nicht länger dort auf als Sie müssen — es giebt bessere Plätze in den vereinigten Staaten."

Damit hatte er den Zügel des Handpferds um seinen Arm geschlungen, winkte noch einmal einen letzten Gruß herüber, stieß dem eigenen Thiere die Hacken in die Seite, und trabte pfeifend waldeinwärts.

Von Sechingen blieb aber noch lange sinnend auf dem Wege stehn und sein Auge ruhte schweigend auf den grünen Waldesschatten, hinter denen sein Gastfreund soeben verschwunden war. Kopfschüttelnd dachte er dabei an Alles, was er in so kurzer Zeit erlebt, zurück.

„Das also" sagte er endlich tief aufseufzend, „das ist das stille

freundliche Farmerleben — das ist die patriarchalische Zurückgezogenheit der Wälder. Kaum zweimal vier und zwanzig Stunden bin ich drin, und wie seh ich aus? Meine Kleider sind zerfetzt, den alten Hut, den mir Klingelhöffer zum Nothbehelf gegeben hat, würde bei uns zu Hause kein Lumpensammler aufheben, und ich muß noch froh sein, daß ich ihn nur habe und nicht im bloßen Kopfe zu rennen brauche; Hirschfänger — Taschentuch, Pulverhorn, Zündhütchenaufsetzer — Alles bin ich losgeworden, im Gesicht und an den Händen sehe ich so zerkratzt aus, als ob ich die Nacht in einer Dornenhecke geschlafen hätte. Dazu schmerzen mich alle Knochen — ich habe einen fürchterlichen Schnupfen, und von dem harten Lager Hühneraugen am ganzen Leibe. Nein guter Sechingen, so viel merk' ich, für den Wald paßt Du nicht — ja, der Urwald sieht sich recht gut an — wenn man sich nicht gerade Bäume zum Umhacken aussucht — es liest sich auch recht gut darüber, schläft sich aber nur höchst mittelmäßig darin und was das Reiten anbelangt, so soll mich Gott vor einem zweiten Versuch bewahren. Nein, Du mußt ja kein Farmer werden — Du kannst Coopers Romane lesen, für Indianer schwärmen — wenn Dir Dein Schuster nicht die Ideale verdirbt — und kannst auch meinetwegen — heißt das im Geist — den wilden Bär und Büffel verfolgen — so lange es aber keine Chausseeen und Hotels hier giebt, gehe ich nach New York oder Philadelphia."

„Und meine jetzige Reise?" fuhr er leise murmelnd in seinem Selbstgespräch fort, als er sich langsam dabei wandte und auf der Countystraße hinschritt — „ich nun — es war doch immer eine ganz gute Erfahrung und — wenn weiter Nichts — ein Versuch zur Ansiedlung.

Deutsche Sagen und Märchen.

Von

Karl Simrock.

1. Die kluge Grete.

Es war einmal eine kluge Magd, die dachte immer gar fleißig nach über die Dinge, die da kommen könnten. Einsmals wurde sie hinuntergeschickt in den Keller, den Gästen Wein zu zapfen. Wie sie nun da unten vor dem Faß saß und zapfte, gingen ihr wieder allerhand kluge Gedanken durch den Kopf, was daraus werden sollte, wenn dieß und das geschähe und wie sie das so recht bedachte, erschrak sie sehr, schlug die Hände über der Brust zusammen und ver-

nete sich ganz in den Gedanken an das große Unglück. Inzwischen saßen die Gäste da oben und hatten nichts zu trinken. Als der Wirth merkte, daß sie unruhig wurden, sprach er selbst: Wo die Gret doch mit dem Wein bleibt! Lauf einmal herunter, Hans, und sieh zu, warum die Gret den Wein nicht bringt. Da gieng der Hans hinunter und als er in den Keller kam, sprach er zu der Gret: Wo bleibst du doch so lange und bringst den Gästen den Wein nicht herauf? Ach Hans, sprach die Gret, du denkst gar nicht, was mir für erschreckliche Dinge durch den Kopf gehen. Stell dir nur vor:

Hier sitz ich und denke
Und zapfe Getränke
Und denke wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg (kriegte) ein Kind
Und das Kind, das fiel',
Und fiel' in dem Zimmermann sein Beil.
Was das für ein groß Unglück wär!

Das ist aber auch wahr, sagte der Hans, das wär ja ein ganz erschreckliches Unglück. Hiermit setzte sich der Hans zu der Gret und half ihr zapfen und über das große Unglück nachdenken, das geschähe, wenn es so käme, wie sie dachte. Unterdessen hatten die Gäste da oben noch nichts zu trinken und wurden ganz ungeduldig. Der Wirth merkte es und sprach zu der Frau: So geh doch einmal selbst hinunter und sieh wo die Zwei mit dem Wein bleiben. Da gieng die Frau selbst hinab in den Keller und wie sie die Zwei vor dem Faß sitzen sah und nachdenken, sprach sie: Um's Himmelswillen, was treibt ihr Zwei hier zusammen, daß ihr den Gästen den Wein nicht heraufbringt. Ach Frau, sagte der Knecht, ihr glaubt nicht, was die Gret wieder einen klugen Gedanken gehabt hat und was für erschrecklich. Dinge geschehen könnten. Hört nur selbst:

Wir sitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das ist freilich wahr, sagte die Frau, das wär ja ein ganz erschreckliches Unglück. Und hiermit setzte sich die Frau zu der Gret und dem Hans und half ihnen zapfen und nachdenken, was es für ein groß Unglück wär, wenn es so käm, wie sie dachten. In der Zwischenzeit hatten aber die Gäste da oben noch immer nichts zu trinken und fiengen an zu wettern und zu fluchen. Als der Wirth das hörte, sprach er: Wartet, ich will selbst hinuntergehen und sehen, wo sie mit dem Wein bleiben. Da gieng der Wirth selbst hinunter und wie er

in den Keller kam und die drei beisammen sitzen sah und nachdenken, brach er los: Zum Henker, was steckt ihr hier den Kopf zusammen und bringt den Gästen den Wein nicht herauf? Ach Mann, sagte die Frau, wenn du wüßtest, wie die Gret einen klugen Einfall gehabt hat von den erschrecklichen Dingen, die da geschehen könnten. Denk nur einmal an:

Wir sitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret träg ein Kind
Und das Kind, das fiel'
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Potz Schlapperment, sagte der Wirth, das muß ich gestehen, das wär mein Seel ein ganz erschreckliches Unglück. Und hiermit setzte der Wirth sich auch mit hin zu der Frau und zu dem Hans und zu der Gret und half ihnen nachdenken über das große Unglück, das es wär, wenn es so käm, wie sie dachten. Aber mit alle dem hätten die Gäste da oben verdursten können. Das wollten sie nicht und fiengen gewaltig an zu lärmen und zu toben. Zuletzt sagten sie: Wir müssen, hohl uns der Guckuck, selbst einmal hinab in den Keller gehen und sehen, warum sie uns den Wein nicht heraufbringen. Da giengen sie hinunter und wie sie in den Keller kamen und die vier in einer Reihe sitzen sahen und über das große Unglück nachdenken, schrieen sie: Alle Teufel, was hockt ihr hier unten beisammen und laßt uns Gäste da oben verdursten! Ach, ihr Herren, sagte der Wirth, es ist gut daß ihr kommt, ihr könnt uns behülflich sein. Denkt an, die Gret hat gar einen klugen Einfall gehabt, daß so erschreckliche Dinge geschehen könnten. Und nun sitzen wir hier

und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wie's wär, wenn's käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret träg ein Kind
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in den Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Aber die Gäste sagten: Wir können euch nicht weiter behülflich sein, denn das Faß ist ausgelaufen und der Wein schwimmt durch den Keller.

II. Schmaderaderaderalz.

Es war einmal eine feine Magd, die hatte immer blanke Schuhe, denn weil sie etwas eitel war und ihre kleinen Füßchen ins Licht stellen wollte, schonte sie der Eierwichse nicht. Die Hausfrau, die erschrecklich geizig war, hatte es ihr schon oft verwiesen, aber das „Drückchen" störte sich an nix und schmierte die Schuh mit Eierwichs. Als die Frau nun sah, daß ihr Predigen nichts helfen wollte, nahm sie die Eierwichs fort und verschloß sie in einen Schrank, zu dem sie allein den Schlüssel führte. Aber das Drückchen hatte nach wie vor blanke Schuhe, denn seit die Eierwichs versperrt war, pflegte sie die Schuhe mit Schmalz zu schmieren. Eines Abends, als Alles im Hause zu Bette war, wie sie glaubte, hatte sie das Schmalztöpfchen auf einen Stuhl gestellt und fieng an sich gemüthlich die Schuhe zu schmieren. Da schlich die Katze hinterm Ofen hervor, strich mit dem krummen Rücken ein Paarmal an dem Stuhlstempel hin, und fieng freundlich an zu schnurren und zu spinnen. Das Drückchen ließ sich nicht stören und kratzte und schmierte fleißig an seinen Schuhen. Als die Katze das sah, hob sie die Pfoten allmählich auf den Stuhl, guckte in das Schmalztöpfchen, hob dann den Kopf empor, sah das Drückchen verwundert an und sagte spinnend:

„Schmierst du die Schuh mit Schmaderaderaderalz?"

Als das Drückchen die Katze sprechen hörte, ward es böse und nahm das Küchenmesser, womit es die Schuh gekratzt hatte, vom Tisch und schlug die Katze auf die Pfoten, daß sie blutend und jämmerlich miauend zum Fenster hinaussprang. Am andern Morgen ließ sich die Katze nicht mehr sehen, aber auch die Hausfrau kam nicht zum Vorschein, denn sie lag im Bette und hatte den Wundarzt rufen lassen. Und als das Drückchen vor ihr Bette trat, um zu fragen, was sie kochen sollte, sah sie den Wundarzt beschäftigt, der Frau beide Arme zu verbinden. Da merkte das Drückchen wohl, was die Glocke geschlagen hatte. Die Frau war nämlich eine Hexe und hatte sie in Gestalt der Katze belauscht.

III. Geistermette.

In Neunkirchen bei Rietberg hatte sich die Frau des Küsters am Weihnachtsabend bei guter Zeit zu Bette gelegt, um die Frühmette, die zur Feier der Geburt des Heilands um Mitternacht beginnen sollte, nicht zu versäumen. Als sie aber erwachte, meinte sie gleichwohl sich verschlafen zu haben, denn sie sah die Fenster der Kirche hell erleuchtet. Eilends sprang sie auf, kleidete sich an, warf das schwarze Regentuch über und lief in die Kirche, die sie gedrängt voller Menschen fand. Sie wollte ihren Platz einnehmen, aber der war schon besetzt und da auch die Mette bereits begonnen hatte,

wollte sie keine Störung verursachen und blieb neben ihrem Kirchenstuhl demüthig stehen. Der Gesang klang ihr aber gar seltsam und unheimlich, auch kamen ihr die Leute so fremd vor und so altväterisch gekleidet, sie meinte sie auch nie gesehen zu haben, bis auf Etliche, die aber sah sie mit Entsetzen an, denn es schienen ihr längst verstorbene Leute. Vor Angst und Beklemmung wagte sie kaum, noch einmal nach ihrem Platz im Kirchenstuhl hinzublicken. Da merkte sie, daß die Frau, die ihn eingenommen hatte, ihr winkte. Als sie aber hinsah, war es ihre Pathe, die sie aus der Taufe gehoben hatte. Die flüsterte ihr zu: Lieschen, wie kommst du hieher? du hast dich gewiß verirrt: mach geschwind, daß du hinaus kommst, sonst bist du ein Kind des Todes. Da säumte sich das Lieschen nicht lange, als brennt' es ihr unter den Füßen, drängte sie sich durch die Menge und kam glücklich vor die Kirchenthür. Aber die schlug heftig hinter ihr zu und faßte den Zipfel ihres Regentuchs, daß sie es vergebens los zu machen suchte, zuletzt ließ sie es im Stich und lief wie ein gescheuchtes Reh ihrem Hause zu, wo sie froh war, sich tief in Decken und Kissen zu vergraben. Als ihr Mann, der Küster, am Morgen die Kirchenthür aufschloß, fand er das Regentuch vor seinen Füßen liegen, hob es auf und brachte es heim zu seiner Frau, die es als das ihrige erkannte und ihr schauerliches Erlebniß erzählte.

IV. Das Bonner Wahrzeichen.

Das jetzt längst verschwundene Bonner Wahrzeichen befand sich auf dem heutigen Römerplatz der abgerissenen Remigiuskirche gegenüber und bestand in einem steinernen Bilde, das auf folgende Begebenheit anspielte. Der heimliche Freier eines schönen und wohlhabenden Mädchens hatte es mit seinen Bewerbungen endlich dahin gebracht, daß sie seine Wünsche zu erhören versprach. Um Mitternacht, so war es abgeredet, wollte sie aus ihrem Schlafgemach einen Korb an einem Seil herunterlassen, der glückliche Schäfer sollte sich hineinsetzen und so von der Geliebten zu ihr hinaufgezogen werden. Zur verabredeten Stunde ward der Korb auch wirklich herabgelassen und der arglose Liebhaber säumte nicht hineinzuspringen. Alsbald ward der Korb emporgezogen; als er aber an den ersten Stockwerken vorübergeschwebt war, hielt die Himmelfahrt plötzlich inne, das Fenster schloß sich und der Unglückliche, der sich ein warmes Bett versprochen hatte, sah sich der kalten Nachtluft und am andern Morgen dem Hohngelächter der gaffenden Menge Preis gegeben. Weiter reicht unseres Wissens die hiesige auch sonst häufig vorkommende Ortssage nicht; ein niederrheinisches Puppenspiel, das wir vor Jahren gesehen haben, fügte aber, indem es denselben Stoff behandelte, einen eigenthümlichen Zug hinzu, der vielleicht aus der alten Sage geschöpft war und sich weder in dem deutschen Volksliede von Heinrich

Konrade der Schreiber im Korb noch in dem französischen, niederländischen und englischen Volksbuch von dem Zauberer Virgilius wiedergefunden. Die Rolle des verspotteten Liebhabers war hier dem Hennesken zugefallen, dem Kasperle der niederrheinischen Volksbühne. Als dieser aber die Nacht über im Korbe hieng, sah er den Vater der Marizebill, so hieß hier das Mädchen, mit einer Leuchte in den Garten schleichen, ein Loch in die Erde schaufeln und einen goldenen Schatz vergraben. Diesen Schatz holte das Hennesken in der folgenden Nacht und der Besitz desselben war ihm zum Besitz der Schönen behülflich, so daß das Stück doch zuletzt noch mit einer Hochzeit schloß.

Frau von Poggwisch.

1404.

Die Gräfin hörte sagen
Von grimmer Schlachtennoth:
Die Söhne sind erschlagen,
Sind alle achte todt.

„Sind alle acht erschlagen,
Sind alle achte todt,
Dem Himmel Dank zu sagen
Gebühret mir solcher Noth.

„Doch hat der Graf vergessen
Zu rächen ihren Tod,
So will ich mit ihm essen
Nicht wieder Salz und Brot.

„Drei schwere Schüsse trafen
Ihn mitten auf die Brust,
Und pflegt ihr nicht den Grafen,
So naht uns sein Verlust. —“

„Hat er den Tod gemieden,
So wird es nimmer wett,
Mein Lebenlang geschieden
Bin ich von seinem Bett.

„Ich fluche seinen Namen
Von Stund an immerfort;
Unselig sei sein Samen
So hier als künftig dort. —“

„Frau Gräfin, große Sünde
Spricht euer rother Mund,
Hört was ich euch verkünde:
Der Graf ist sährlich wund.

Ist er so schwer verwundet
Und hat er keine Schuld,
So hoff ich, er gesundet
In meiner Pflog und Huld.

Und dankend will ich heben
Die Hände himmelan,
Daß er mir hat gegeben
Die Söhn und solchen Mann.

K. Simrock.

Das Gnadenbild zu Marienburg.

Ein schlichter Meister viel erprobt
Mit Meißel und mit Feile
Hat sich ein heilig Bild gelobt
Zu schaffen, nicht mit Eile,

Noch einmal schaut er seine Lust
Beim Strahl geweihter Kerzen,
Er fühlt, so vieler Huld Verlust,
Er kann ihn nicht verschmerzen.

Und händeringend kniet der Greis
Und weint und ſchluchzt und wimmert leis,
Daß er ſein Bild ſoll laſſen.

Als das nach manchem Jahr gelang
Wie er es wollte bilden,
Da blieb ihm wenig Monden lang
Das Bild der Himmliſchmilden,
Lobpreiſen muß es wer es ſchaut;
Der Meiſter iſt daran ergraut
Und ſoll nun von ihm ſcheiden.

Ach morgen trägt man es hinaus
Dem gläubgen Volk zu zeigen,
Hinfort gehörts dem Gotteshaus
Und war ſo lang ſein eigen.
Das weckt ihn auf um Mitternacht:
Er ſchleicht ſich in die Werkſtatt ſacht
Zu bittrer Abſchiedswonne.

Mit ganzem Fleiß, aus höchſter Kraft,
Wie es nur Lieb und Andacht ſchafft,
Inbrünſtige Verehrung.

Und wie die Thräne kommt gerannt
Die Wangen ihm zu baden,
Da winkt ihm freundlich mit der Hand
Die Mutter aller Gnaden
Und blickt den Alten freundlich an:
Ein Wink, ein Blick, ſchon iſts gethan,
Froh wird des Greiſes Seele.

In Demuth beugt er ganz ſich hin,
Die letzten Thränen quillen,
Doch Freude wohnt in Herz und Sinn,
Sich alle Wünſche ſtillen.
Sie finden ihn beim Morgenroth
Geſtorben einen ſeligen Tod
Vor ſeinem Gnadenbilde.

K. Simrock.

Das arme Seelchen.

Ach Paul, mein armer Paul, ſo rief im Fegefeuer
Ein armes Seelchen oft, ach Paul, mein Vielgetreuer!

Und ſtieg der Engel Schar vom Himmel tröſtend nieder,
Ach Paul, mein armer Paul, ſo ſchalls in ihre Lieder.

Ihr Sang, ihr ſüßer Troſt wollt Alles nicht verfangen,
Da aus bewegter Bruſt um Paul die Seufzer klangen.

Theilnehmend hob zuletzt ein Engel an zu fragen:
Um Paul, den armen Paul, was will dein Seufzen ſagen?

Sie ſprach: Ich trüge gern die Qual um mein Verſchulden,
Wenn Paul, der arme Paul nicht mit mir müßte dulden.

Um meinen frühen Tod wird ihn der Gram verzehren:
Dürft' ich ihm einmal nahn und ſeinem Jammer wehren!

Dürft' ich ihm einmal nahn und trocknen ſeine Thränen,
Ich wollt in dieſer Qual mich nicht unſelig wähnen.

Der heilge Engel ſprach: Wenn wir dir das erlauben,
Es wird am Himmelsglück dir tauſend Jahre rauben.

Da rief das Seelchen froh: Das will ich gern verſchmerzen,
Darf ich ihn wiederſchaun und ruhn an ſeinem Herzen.

Dem Seelchen löſte da der Kette Haft der Engel
Und jubelnd flog es her ins Land der Erdenmängel.

Da fand es seinen Paul an schlimmer Mädchen Brüsten:
O wär es blind und taub! so kosen sie und küssten.

Das Seelchen wandte sich und flog mit stillem Weinen
Dem Fegefeuer zu: Da ließ es gern sich peinen.

Doch trugs der Engel jetzt empor auf goldner Schwinge:
„Lieb Seelchen", flüstert er, „sei froh, sei guter Dinge.

„Du hast im Augenblick des Leides mehr erfahren
Als aller Höllen Qual in hunderttausend Jahren.

„Dafür bist du erlöst, gehst ein zu Himmelsthoren
Und Paul, der böse Paul ist ewiglich verloren."

K. Simrock.

Humoristisches.

Von

Ludw. Kalisch.

Schwefeläther.

Der menschliche Erfindungsgeist fängt an, die ewigen Gesetze in Unordnung zu bringen. Wahrlich, die Natur wird bald aufhören müssen natürlich zu sein. Seit undenklichen Zeiten hat bekanntlich der Mensch immer Schmerzen empfunden, wenn man ihm irgend ein Glied vom Leibe trennte; jetzt aber hat ein praktischer Amerikaner eine Erfindung gemacht, welche auch bei der allerschwierigsten und gefährlichsten Amputation keinen Schmerz mehr zuläßt. Man giebt nämlich dem zu Amputirenden etwas Schwefeläther zu schlucken, und während er in süße Betäubung versunken, schneidet man ihm einige Arme oder Beine weg, ohne daß er auch nur die geringste Unannehmlichkeit dadurch empfindet. Die Folgen, welche diese Erfindung nothwendig haben muß, sind unberechenbar. Unsere humane Zeit, welche die Kälber in Portechaisen zur Schlachtbank trägt, wird künftig bei Hinrichtungen gewiß den Schwefeläther anwenden; und der Delinquent wird in paradiesischen Genüssen schwelgen, während er ein wenig geköpft oder gerädert wird. Man wird den Verurtheilten den Weg vom Zeitlichen zum Ewigen schmerzlos durch den Aether zurücklegen lassen. Der Krieg aber wird einen großen Theil seiner Furchtbarkeit verlieren, so daß unsere jetzigen Krieger, die den dreißigjährigen Frieden mitgemacht, ohne sonderlichen Schrecken werden in die Bataille ziehen können, wenn man nur vorsichtig genug ist, die Fouragewagen mit Schwefeläther vollauf zu versehen. Und was wird erst aus der Chirurgie werden? Wird nicht die Kunst eines

Dieffenbach, eines Chelius, bald Gemeingut Aller sein? Es wird kaum mehr Kunst oder Muth dazu gehören, Hand und Fuß vom Gelenke als ein Stück von einem Schweizerkäse zu trennen. Jeder Mensch wird künftig außer seinem Privatgeschäft auch noch die Feldscheererei betreiben. Man wird sich gegenseitig zergliedern können, ohne sich wehe zu thun; man wird ohne sonderliche Courage sogar ein Mucius Scävola oder ein Regulus werden können; das politische oder religiöse Märtyrerthum wird nicht mehr mit so viel Angst und Noth verbunden sein.

Baumwolle.

Die Baumwolle fängt an fürchterlich zu werden! Die Baumwolle, die der hosenherzigste Philister um den Finger wickeln kann, jagt schon Schrecken ein. Schon macht sie dem Schießpulver den Rang streitig; schon leben Beide in Prozeß und schon wird sie gehaßt, weil sie gefürchtet wird. Wer hätte das vor einem Jahre gedacht! Ja, die Baumwolle ist fürchterlich geworden, und um so fürchterlicher, da sie ihre äußere Gestalt nicht geändert und man es ihr durchaus nicht ansieht, ob sie von zarten Frauenhänden zu unschuldigen Strümpfen verstrickt, oder von unerschrockenen Männern zum wilden Morde bereitet wird. Die Baumwolle hat ihr sanftmüthiges Aeußere behalten, aber sie hat ihr Naturel geändert. Sie sieht furchtsam aus und ist furchtbar. Wer wird noch beim Anblick der geschmeidigen Baumwolle unterscheiden können, zu welcher Partei sie gehöre, zur furchtbaren, oder zur furchtsamen? Wer wird künftig wissen können, ob er sich lächerlich macht, wenn er sie fürchtet, ob er dem Tode entgegengeht, wenn er sie verachtet? Der Löwe verliert an Achtung, wenn in dessen Haut das Schaf umherwandelt; sobald man aber weiß, daß sich der Löwe sehr oft im Schaffelle zeigt, wird das Schaf fast noch fürchterlicher als der Löwe. Wahrlich, bald wird man sich viel mehr vor einem Baumwollenmagazin als vor einer Pulverkammer fürchten. Die Tollkühnheit wird sich so oft den Tod holen, daß sie aus Liebe zum Leben sich am Ende der Furcht zugesellen wird. Die gedrückten, weichherzigen, verachteten Völker aber werden der Baumwolle gleichen. Viele Völker werden mit der unsichtbaren fürchterlichen Säure getränkt sein und bei herber Berührung sich so oft entzünden, daß man selbst die übrigen, ungesäuerten, die nur Schlafmützen liefern, wird fürchten müssen. Die Baumwolle ist fürchterlich geworden; ihr Tollkühnen, hütet euch vor der Baumwolle.

Ein Lehrgedicht.

(In nothgedrungenen Versen.)

I.

Fürwahr, der Gimpel ist und bleibt ein dummer Vogel;
Schau öfter in dein Inneres, als in den Spogel!

Mit Dummheit läßt es sich gar übel hausen;
Geistlose Schriften sollst du niemals kaufen!

In's Unglück rennt, wer nachgiebt seinen Launen;
An Eigensinn sollst du dich nie gewaußnen!

Wer Andern zu viel traut, wird oft sich täuschen;
Auf deines Herzens Stimme sollst du ewig lauschen!

Nach oben strebe nur und nicht nach unten;
Und fliehe bösgewillte Rezensunten!

Blick nicht auf Speis' und Trank mit gieren Augen;
Der Geist verlangt mehr Nahrung, als der Maugen.

Auf's Antlitz nicht, in's Herz nur sollst du schauen;
Dann wird es immerdar dir wohlergauhen!

II.

Der Weg zur Besserung ist Niemanden verrammelt;
Verdammt ist nur, wer And're stets verdammelt.

Die wahre Treue lebt im Bund mit rauhen Zotteln;
Des armen Biedermannes sollst du niemals spotteln!

Für Weiber sollst du nicht dein gutes Geld verzetteln;
Und traue nie den Blicken der Koketteln!

Den Trägen hungert's selbst bei vollen Schüsseln;
Sei fest und wanke nie in den Entschlüsseln!

Wo Tyrannei regiert, da hört man Ketten rasseln;
Ein wahrer Mann wird stets die Feigen hasseln.

Es strömt Geschwätzigkeit vom Schnabel dummer Ageln;
Sei klug und schweige du, statt dumm zu schwatzeln!

Der Schlecker wird beherrscht, wo leckre Speisen protzeln;
Den Gaumenlüsten sollst du mannhaft trotzeln!

Der Weisheit Lehren sollst du stets beherzigen;
Dann wird auch späte Reihe dich nicht schmerzigen!

Blicke aus der Korbmacher-Perspektive.

Von H. H. Klemm.

Die Körbe sind im Allgemeinen nicht gerade sehr begehrt und doch pflegt sehr oft, wer einen Korb bekommen hat, ihn so sorgfältig zu verbergen, daß man meinen sollte, er verwahre ein kostbares Kleinod. Es gilt dieß ganz besonders von jener Gattung von Körben, die dem Mann in den zartesten und bedenklichsten Momenten seines Daseins eröffnet werden; von Körben, die man regelrecht in verdiente und unverdiente, ausdrückliche und stillschweigende, offene und verdeckte, geistvolle und geistlose klassifiziren könnte, wenn mit Klassen hier überhaupt etwas erreicht wäre. Allein darauf kommt nichts an. Ein Korb vierter Klasse würde genau eben so viel leisten und bedeuten, als ein Korb erster Klasse — hier sind eben beide nur verschiedene Arabesken für das eine Wörtlein: Nein.

Warum man nun aber gerade ein derartiges Nein, welches einem Liebenden die Thüre des Himmelreichs vor der Nase zuwirft, mit dem höchst eigenthümlichen Namen eines Korbes bezeichnet? dieß zu erklären ist eine Aufgabe, die bisher eine würdige Lösung noch nicht gefunden hat. Auch wir vermögen nur einen romantischen, aber keinen klassischen Erklärungsversuch zu machen, da die Schönheit der Form, welche im klassischen Alterthum herrschte, nimmermehr mit dem Korbe und seinem gepreßten Inhalte harmoniren und denselben erklären helfen kann.

Unserer Meinung nach schreibt sich jene Redensart lediglich aus der Zeit der Gestaltung der modernen Verhältnisse her, die den Korb zum eigenthümlichen Wahrzeichen aller besonders hervortretenden Lebensverhältnisse gebildet haben; und er scheint daher auch in jenen Augenblicken, die durch die getäuschten Erwartungen eines unklaren Gefühls oder einer unklugen Spekulation getrübt sind, wie ein Elementargeist citirt zu werden, der auch überall hingezogen wird, wo es gährt und toset. — In der That es ist bemerkenswerth, wie heutzutage die Körbe auf gleicher Stufe mit den Thränen stehen; Niemand bleibt frei davon.

Schon nahe bei der Wiege des angehenden Sterblichen steht der Gevatterkorb, und die ihm entnommenen Blumen duften an der Brust der Frau Pathe, und helfen über den Täufling einen sanften Schlummer verbreiten. Und er ahnt es nicht, daß er die kleine Hauptperson bei einem großen, deutschen Familienfeste ist, wobei sich die Erwachsenen nach Kräften gütlich thun und an ihn nicht denken und ihm nicht danken. — Es sind die Blumen des Gevatterkorbes, die den Täufling mit über den ersten Undank hinweghelfen und die dahin wirken, daß er nicht gleich beim Eintritt in Staat und Kirche Erfahrungen mache, die ihn leicht zur Umkehr bestimmen könnten.

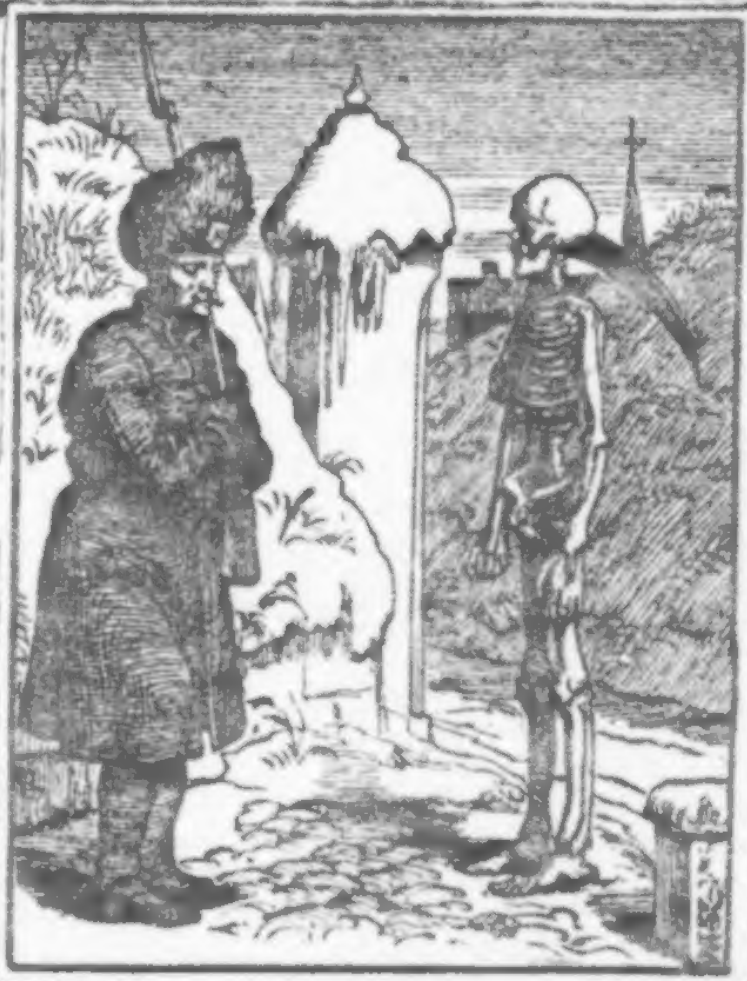
Hat die Natur gütig über die Hülflosigkeit des ersten Lebensjahres hinweggeholfen, so werden von Tausend Erdenbürgern wenigstens

fünfhundert in den Laufkorb gesteckt, damit sie so allmählig als möglich auf eignen Füßen stehen lernen und nicht durch selbst erlebte Fälle klug werden; damit sie mit einem beschränkten Spielraum zufrieden sind und nie an das Davonlaufen denken. Diese Zeit des sogenannten Laufenlernens ist also eigentlich mehr eine Zeit des in Abhängigkeit Stehen-Lernens und diese Geschicklichkeit, die dem jungen Weltbürger in den Jahren, wo alle Eindrücke am tiefsten gehen beigebracht werden muß, pflegt ihn dann sein ganzes Leben hindurch von der Verantwortung eigner Gedanken frei und also in einem vollkommen unverantwortlichen Zustande zu erhalten. — Sind diese ersten Lehrstunden vorüber, dann erscheint die Zeit der ungebundenen Kindheit. Der Bienenkorb des Erziehungsinstitutes oder der Schule nimmt den flüchtigen Schwarm in sich auf und aus der Süßigkeit des Daseins, welche er überall am Wege begierig einschlürft, wird neben wenigen Körnlein des Honigs reiner Erkenntniß, ansehnliches Wachs präparirt — zu Charakter-Masken für die spätern Jahre. Nach und nach fängt die Jugend an zu schwärmen und in diesem Zustande verläßt sie den Bienenkorb um auf dem tiefbewegten Meere des Gefühls und der Leidenschaft ein unbekanntes Ziel zu suchen, nach welchem sie eine dunkle, unbestimmte Ahnung hinzieht. Hier sitzt die Jugend im Mastkorb und blickt sehnend und erwartend nur immer weit in die Ferne und nach dem Aufgang von wo sie Licht und Leben hervorbrechen sieht und sie merkt es kaum, wie indeß die flüchtigen Stunden vorüberziehen und wie sie mit schneller Hand den leichten Schaum von den Wellen schöpfen, welche das Leben schlägt. Endlich, wenn die Jugend schon ungeduldig zu werden beginnt, zeigt sich das ersehnte Land und tritt allmählig bestimmter aus dem Nebel hervor. Jetzt will die Jugend ihren Einzug in das Paradies halten — da springt ihr eine steile, sehr klippenreiche Küste entgegen und die Jugend muß sich überzeugen, daß es vorerst noch an einem Landungsplatze fehlt. Keine glänzenden Empfangsfeierlichkeiten, kein rauschendes Entgegenkommen warmer Freude, wie sie die jugendliche Phantasie erwartungsvoll sich bildet. — Nun wird das Leben ernsthaft, der Muth verraucht, getäuschte Erwartungen helfen an mäßige Ansprüche gewöhnen und der Sterbliche dankt es am Ende nach mühseligem und langem Umfahren der Küste seinem Schicksale, wenn er eine kleine stille Bucht findet, wo er landen kann. Er betritt das Land, das lange ersehnte, das endlich aufgeschlossene. Aber statt des Glanzes einer Zauberwelt und der Ruhe eines Sonntagsmorgens die er erwartet hatte, findet er nur mühselige steinige Wege, auf denen ein wildes Drängen und Treiben ihn hin und her wirft und von den sehr sparsam angebrachten Ruheplätzen immer wieder aufscheucht. Da überkommt den ruhelosen Wanderer eine unbesiegbare Entrüstung; er fängt an zu schelten und zu verweigern, zu tadeln und zu trotzen; und er will rechts und links von der breiten Straße abweichen und seinen eignen Weg gehn. Da erscheinen die Diener der öffentlichen Sicherheit, erklären ihm daß er

im Staate sei und daß jedes Abweichen von der allgemeinen Heerstraße auf verbotene Wege führe und hängen, um Weiterungen zu vermeiden, dem raisonirenden Menschenkinde den Maulkorb um. Nun geht die Periode des Vernunftannehmens und Zahmwerdens an. Der Staatsbürger wendet sich zu praktischen Zwecken; er sorgt für sich, vertraut seinen Erziehern und huldigt dem Zeitgeiste. Er läßt sich in Bürger- und Bevölkerungslisten einschreiben und bekommt Hochachtung vor den Schreibern von denen er nun endlich merkt, daß sie zwar nicht bei der Welterschaffung, wohl aber bei der Weltregierung wesentlich betheiligt sind. Er begreift, daß man doch wirklich das ganz außerordentlich sicher hat, „was man schwarz auf weiß besitzt" und mit lobenswerthem Eifer fängt er selbst an zu schreiben und schreibt ab und zu, auf und an, für und wider und siehe es ist der Papierkorb für den er arbeitet und in den er sich nach und nach so vergräbt, daß aus den vielen Blättern und Blättchen nur noch der Zopf herausguckt. Jetzt endlich fängt der Mensch an in den Lebensabschnitt des ruhigen Erwerbes zu treten. Der Geschäftsgang d. h. der Papierkorb hat ihn in seiner Mitte, den Ausweg kann er vor Papieren nicht finden und so beginnt er zu summiren und die Schlüsse zu ziehen aus dem was er geschrieben hat und was er hätte schreiben können und was er nicht hat schreiben dürfen. Und er freut sich zu finden, daß er doch etwas vor sich gebracht hat auf dieser Welt und daß dereinst seine Erben „etwas finden" werden und daß er vor Stürmen die etwa kommen könnten, ruhig geschützt im Korbe sitzt und daß er Gott sei Dank, trotz dieser sitzenden Lebensart so guten Appetit hat. Von nun an ist es der Brodkorb der dem Sterblichen überlassen bleibt, der ihm nur dann höher gehangen wird, wenn er einen unbesonnenen Rückfall seiner Jugendideen bekommt und zu dessen Fällung er Alles — ja sich selbst verwendet. — Leider aber ist auch hier auf einen nachhaltigen Zustand nicht zu rechnen; das Alter, jener unverwüstliche Todfeind des Menschengeschlechts macht uns allmählig selbst untreu; es verändert den Blick, entführt die Kraft und löst uns so nach und nach auch von dem los, woran wir uns für ewig festgeklammert zu haben meinten, bis wir uns am Ende gestehen müssen, das ganze Leben sei weiter nichts als ein Tragkorb gewesen, den uns das Schicksal aufgebunden und in den es launisch untereinander Sterne und Blumen und bunte Bänder und Glasperlen geworfen. —

So ist es der Korb, welcher den Sterblichen bei Eintritt aller bedeutenden Lebensabschnitte gereicht wird und warum sollte man ihn nicht auch in Anwendung bringen, da, wo Jemand den Schmerz einer getäuschten Erwartung in der Liebe erfahren und dabei einen Irrthum seines Herzens büßen muß? — Dieß ist auch ein Lebensabschnitt voll Bedeutung — denn er schneidet das Lebensglück ab.

Es ist gewiß eine Idee voll tiefer Wahrheit, die man öfter verwirklichen sollte, wenn Einzelne anordnen, daß auch noch der Sarg ihnen von Weiden geflochten werde — als der letzte Korb der ihnen zu Theil wird.



In Schnee und Eis, in kalter Nacht
Ein Grenadier hält treu die Wacht.
Scharf geht der Wind, sein Schritt ist hart,
Sein Herzblut stockt, sein Puls erstarrt.

Kein Glockenschlag! — Gott bald verbei!
Da knarrt's im Schnee, — es kommt herbei!
„Wer da? Parole!“ — „Morgenroth!“ —
Der ihn ablöst', es war der Tod.

„Ihr Spielleut', spielet rascher doch,
„Zum Reihaus recht was Lustigs noch!
„Den nenn ich mir den besten Mann,
„Der rasch sein Mädel schwingen kann."

Da drängt sich her ein wilder Gast,
Er hat die Jungfrau rasch erfaßt,
Er reißt sie fort zum letzten Tanz —
Nun liegt sie da im Todeskranz.

Ein Wandrer kehrt aus weiter Fern, —
Stockfinstre Nacht, nicht Mond noch Stern!
Die Straße führt durch Sumpf und Moor,
Was blinkt da für ein Licht hervor? —

Der Bursch denkt an die Liebste sein,
Verläßt den Schritt, geht querfeldein,
Da winkt ihm Einer: „komm mit mir!“ —
Der bracht ihn heim, bracht ihn zu ihr!

So heult der Sturm, das Schiflein schwankt,
Dem wackern Schiffer nimmer bangt,
Er schaut zum Hafen unverwandt,
Er lenkt sein Schiff mit sichrer Hand.

Hängt an dem Steur auch schon der Tod,
Und triumphirt, 's hat keine Noth;
Den Hafen find't er sicherlich,
Ob zeitlich oder ewiglich.

War eine Jungfrau fein und zart,
Doch eitlen Sinnes, stolzer Art,
Schlug manchen wackern Freier aus
Und sprach: „der Rechte bleibt nicht aus!“

So harrt' sie all ihr Lebenlang,
Und wie sie alt und matt und krank,
Sprach ganz zuletzt ein Freier ein, —
Ob das der Rechte möchte sein?

Wie keuchst Du, Alter, doch so sehr,
Drückt Deine Last Dich gar so schwer?
Hilft nichts! Mußt ruhig fürder gehn,
Mußt tragen, ohn' dich umzusehn.
Der Tod, der Dir im Rücken thront,
Dich vor den Andern nicht verschont.
Jedwedem mißt er seine Zeit,
Die trag auch Du mit Freudigkeit.

Hier steh' ich armer Musikant —
In tiefer Trauer liegt das Land;
Der Fürst starb weil er nichts verdaut
Mir fast vor gleichem Tode graut.

Der Gaſt: Wie ſteht's? Wie geht das Geſchäft?
Der Wirth: Mager, lieber Freund! Sehr mager!
Der Gaſt: Allgemeine Klage! Ich muß jezt auch von meinem Fett zehren.

Illustrationen:

zu

Schillers Gedichten von Hofemann.

Und ſo ſaß er eine Leiche
Eines Morgens da.

Dort auf Seſtos Felſenthurme,
Den mit ew'gem Wogenſturme
Schäumend ſchlägt der Helleſpont,
Saß die Jungfrau, einſam grauend,
Nach Abydos Küſte ſchauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu den entfernten Strande
Baut ſich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug ſtößt vom Ufer,
Doch die Liebe fand den Weg.

Auch durch des Gewaſſers Fluten
Mit der Sehnſucht feur'gen Gluten
Stachelt ſie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, ſtürzt der kühne Schwimmer
In des Ventus finſtre Flut,
Theilt mit ſtarkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der ſchwer beſtand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in ſeligen Umfangen
Ihm die Liebe aufgeſpart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und in's kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoß der Liebe ſchreckt.

Ja er iſt's, der auch entſeelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blick's erkennt ſie ihn.
Keine Klage läßt ſie ſchallen,
Keine Thräne ſieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd ſtarrt ſie hin.
Troſtlos in die öde Tiefe
Blickt ſie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angeſicht.

Schulmeiſter. In Geſellſchaften muß man recht beſcheiden ſein. Der Beſcheidenſte iſt immer der Angenehmſte. Wenn euch etwas angeboten wird, ſo dürft ihr nicht im Uebermaaße, und ſo viel genießen, als wenn ihr zu Hauſe wäret, denn das wurde ſehr unbeſcheiden ſein. Z. B. Rudolf! ich bin bei Dir eingeladen und trinke ein Glas Wein, dann noch eines, und noch eines, und dann wiederum eines, bis es einige Flaſchen ſind, — was bin ich dann? — nun dann bin ich —

Schüler. Dann ſind Sie beſoffen Herr Schulmeiſter.

Fräulein befinden ſich?

O, ich danke! Ich glaube wir werden heute noch eine Witterung bekommen.

Sie sieht mir noch immer nach! Wie sie lächelt das liebe Kind, wahrlich ich bin geliebt wie kein Sterblicher!

Es iſt unverzeihlich, ja ganz abſcheulich von meiner Frau, daß ſie bei ſolch heilloſem Wetter mir den Regenſchirm nicht ſchickt.

Fräulein. Was machen Sie denn da? Sie machen mir ja eine schwarze Nase und ich habe eine sehr weiße Nase!

Maler. Entschuldigen Fräulein, das ist der Schatten, den Ihre Nase wirft.

Fräulein. Was! Schatten wirft! Wie kann das seyn? Auf unserer ganzen adelichen Familie lastet kein Fleck, vielweniger ein Schatten. Der Adel hat keinen Schatten!

Ei, Kinder, wer wird so frostig seyn! Warum freiet denn mich nicht? —

Wie Herr Pieſſe aus Treuenbrietzen und Herr Rentier Buſſey aus Müncheberg die Pfingſtfeiertage in der ſächſiſchen Schweiz genießen

Die Frau. Wenn Du um 9 Uhr nicht zu Hause bist so schließe ich die Thüre zu und Du kannst übernachten wo Du willst.

Der Mann. Schließe nur zu. Ich nehme den Hausschlüssel mit.

Probates Mittel gegen Hämorrhoiden.

Säuglingskrankheit.

Naturgeschichte des Frosches.

Procus Spiessbürgeriensis.

Procus Zopfens.

Procus Antiquarius.

Procus Calculatorius.

Fraccus Ladenschwengelianus.

Fraccus Bartscheriensis.

Fraccus Schwalbenschwanzilus.

Fraccus Leichenbitterus.

Fraccus militaris.

Fraccus decoratus.

Fraccus Hofschranzikus.

Fraccus Rationalis.

Emil Ende

verläßt seine Heimath um in einer großen Stadt sein Glück zu machen.

Emil Ende

beginnt seine Laufbahn als Theaterzettelankleber.

Emil Ende's erſtes Debüt.

Er ſpielt einen ſtummen Knappen in „Robert der Teufel".

Emil Ende als ſelbſtſtändiger Künſtler auf dem Lande.

„Bin's den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!“

Emil Ende's

Triumph mit Victualienbegleitung.

Emil Ende als Franz Moor in der Stadt.

Fall mit Violinbegleitung.

Entſetzlich.

Eine Ballade in zwei Theilen

von

M i r.

Erſter Theil.

Es ſitzt die Gräfin auf der Zinne ihrer Burgen,
Das Angeſicht umflort von Kummer und von Sorgen.

Halb welk iſt ſchon die jugendliche Holde;
So ſchaut ſie tief hinab auf das Gefelde.

Da blühet Alles in des Frühlings Prangen;
Und Jubel tönet von der Vöglein Zangen.

Die Roſen duften und die Nelken ſproſſen;
Und Philomele flötet aus Cypreſſen.

Die Lerchen ſchmettern und die Käfer ſummen;
Da klagt die Gräfin: „Wenn wird er wol kummen?“

Ob mich ein Dämen ſeiner wol beraubet?
Wo ſäumt der Mann, der meine Seele laubet?

Iſt er mir jetzt ſchon gram? Will er mir trotzen?
Daß er mich läßt auf dieſer Zinne ſotzen?

Bricht er die Treue, die er mir geſchworen,
Bricht er die Treue ſchon nach drittehalb Jahren?

Hab' ich's verſchuldet, daß er meiner ſpottet?
War mein Geſchick mit ſeinem nicht verkettet?

So klagt die Gräfin und ihr Aug', ihr ſchwarzes,
Es rinnt im Uebermaaß des tiefſten Schmarzes.

Ihr Wort erſtickt im bitterſten Geſchluchze;
Und in Verzweiflung faßt ſie eine Buchſe.

Sie ſpannt den Hahn — von Satanas verlocket —
Drückt los und — ach! — ſchon liegt ſie hingeſtrocket.

Sie liegt entſeelt, durchſchoſſen auf dem Boden,
Und neben ihr die Waffe, die ſie ſelbſt geloden.

Zweiter Theil.

Kaum aber hat ihr Leben ſie verloren,
Sieht man auf's Schloß zu einen Ritter galloporen.

Schon iſt er da; ſchon ſpringt er von dem Rappen
Und eilt hinauf die langen Wendeltrappen.

Schon iſt er auf der Zinne, ach! und ſieht mit Schrecken
Die blaſſe Leiche vor den ſtarren Blecken.

Da ſtampft er wild den Boden mit den Stiefeln
Und ruft: „warum, o Gräfin, mußteſt du verzwiefeln?“

Warum kennt'ſt du, o Holdeſte der Holden,
Dich nicht noch einen Augenblick gedolden?

Und muß ich dich als blut'ge Leiche ſchauen,
Was ſoll ich jetzt in dieſer Welt noch thauen?“ —

Er ſpricht's; es funkeln ſeine wilden Augen,
Und aus der Scheide zieht er ſeinen Dangen.

Und ſchwingt ihn keck und mit dem grimmſten Trotze
Stößt er ſich in die Bruſt die ſcharfe Spitze.

Er ſinket um mit einem Schmerzenslaute,
Und ſchon liegt er entſeelt in ſeinem Blaute.

Mit Schrecken ſieht man bald vom Zinnengatter
Den Leichnam von der Gräfin und dem Ratter.

Nutzanwendung.

Der Uebereilung kann nichts Gutes nicht entwachſen;
O hüte dich vor Degen, Dolch und Bachſen!

Und wiſſe, daß ſein Grab ſich ſelber ſchaufelt,
Wer in dem eigenen Geſchick verzwaufelt.

Inhalt.

Die Blutrache. Nach einer wahren Begebenheit. Von **W. Alexis** 1

Der Bilderdieb. Erzählung aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von **Gustav Nieritz** 33

Ein Verſuch zur Anſiedelung oder wie's dem Herrn von Sechingen in dem Urwald gefiel. Von **Fr. Gerſtäcker** 54

Deutſche Sagen und Märchen. Von **Karl Simrock** 86

Die kluge Grete. — Schmaderaderadera lz. — Geiſtermette. — Das Bonner Wahrzeichen. — Frau von Peggwiſch. — Das Gnadenbild zu Marienburg. — Das arme Seelchen.

Humoriſtiſches von **Ludwig Kaliſch** 93

Schwefeläther. — Baumwolle. —

Blicke aus der Korbmacher-Perſpektive. Von **H. H. Klemm** 96

Holzſchnitte nach Originalzeichnungen von Dresdner und Münchner Künſtlern 99

Nieritz'
Volkskalender

für das Jahr

1 8 4 9.

Herausgegeben

von

Gustav Nieritz.

Inhalt.

Astronomischer Kalender. Angefertigt von Gust. Jahn.
Der taubstumme Mörder. Von J. Venedey.
Vor hundert Jahren oder der Quacksalber. Von Gust. Nieritz.
Der Scharfrichterknecht. Von Georg Sand.
Der Herr Gevatter. Von Herrmann Kurz.
Ein Sommermärchen. Von Herrmann Kurz.
Der Monat Hujus. Von Herrmann Kurz.
Jetzt verreck'! Von Herrmann Kurz.
Deutsche Sagen und Märchen. Von K. Simrock.
Deutsche Sprichwörter. Von K. Simrock.
Industrielle Miscellen. Von Ed. Pelz (Arcumnus Welp).
Räthsel und Charaden. Von Mises.

Mit 3 Kupferstichen und 20 Holzschnitten.

Preis 10 Neugroschen.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag.

Univ. Bibl. München

Genealogie.

Anhalt-Bernburg. Herzog: **Alexander** Karl, geb. den 2. März 1805, reg. seit d. 24. März 1834.

Anhalt-Dessau. Herzog: **Leopold** Friedrich, geb. d. 1. Oct. 1794, reg. s. d. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nicolaus, Erbprinz, geb. d. 29. April 1831.

Baden. Großherzog: Karl **Leopold** Friedrich, geb. d. 29. August 1790, reg. s. d. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. den 15. Aug. 1824.

Baiern. König: **Maximilian** II. Joseph, geb. den 28. Nov. 1811, reg. seit April 1848, verm. den 12. October 1842 mit Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen.

Belgien. König: **Leopold** Georg Christian Friedrich, geb. den 16. Dec. 1790, reg. s. d. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, Herzog von Brabant, geb. d. 10. April 1835.

Brasilien. Kaiser: Dom **Pedro** II., geb. d. 2. Decbr. 1825, reg. s. d. 23. Juli 1840, verm. d. 4. Sept. 1843 mit Prinzessin Therese, Tochter des † Königs Franz I. von Neapel.

Geschwister: 1) Maria da Gloria, s. Portugal. 2) Januaria, geb. d. 11. März 1822, seit 1836 von den Kammern als eventuelle Thronfolgerin anerkannt, verm. d. 29. April 1844 mit dem Grafen von Aquila, Prinz von Neapel und Sicilien (jüngsten Bruder des Königs beider Sicilien), geb. d. 19. Juli 1824. 3) Franciska Karoline, geb. d. 2. Aug. 1824.

Braunschweig. Herzog: August **Wilhelm** Maximilian Friedrich Ludwig, geb. d. 25. April 1806, reg. s. d. 20. April 1831.

Dänemark. König: **Friedrich** VII. Karl Christian, geb. den 6. Oct. 1808, reg. seit d. 29. Jan. 1848, zum zweiten Mal verm. den 10. Juni 1841 mit Karoline, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz.

England, s. Großbritannien.

Frankreich. Republik.

Griechenland. König: **Otto** I., geb. d. 1. Juni 1815, d. 3. Octbr. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit s. dem 1. Juni 1835, verm. d. 22. November 1836 mit Marie, Prinzessin von Holstein-Oldenburg.

Großbritannien und Irland. Königin: **Victoria** Alexandrine, geb. d. 24. Mai 1819, reg. s. d. 20. Juni 1837, verm. d. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl August Emanuel, Bruder des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. d. 26. August 1819. — Albert Coward, Prinz von Wales, geb. d. 9. Nov. 1841.

Hannover. König: **Ernst August** (früher Herzog von Cumberland), geb. d. 5. Juni 1771, reg. s. d. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. d. 27. Mai 1819, v. 28. Febr. 1843 verm. mit Marie, Prinzessin v. Sachsen-Altenburg.

Hessen-Cassel. Kurfürst: **Friedrich Wilhelm** I., geb. den 20. Aug. 1802, reg. s. dem 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Großherzog: **Ludwig** III., geb. d. 9. Juni 1806, reg. ſ. d. 16. Juni 1848.

Holſtein-Oldenburg. Großherzog: Paul Friedrich **Auguſt**, geb. d. 13. Juli 1783, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, reg. ſ. d. 28. Mai 1829. — Nicolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. d. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat. Papſt: **Pius** IX. (Joh. Mar. Graf v. Maſtai-Ferretti), geb. d. 13. Mai 1792, erwählt d. 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Herzog: **Maximilian** Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, geb. d. 2. Oct. 1817, reg. ſ. d. 28. März 1835.

Mecklenburg-Schwerin. Großherzog: **Friedrich** Franz Alexander, geb. d. 28. Febr. 1823, reg. ſ. d. 7. März 1842, verm. d. 28. Juni 1843 mit Prinzeſſin Auguſte, Tochter des Herzogs von Cambridge.

Mecklenburg-Strelitz. Großherzog: **Georg** Friedrich Karl Joſeph, geb. d. 12. Aug. 1779, reg. ſ. d. 6. Novbr. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. den 17. Oct. 1819.

Modena-Reggio. Herzog: **Franz** V. Ferdinand Geminian, geb. d. 1. Juni 1819, reg. ſ. d. 21. Jan. 1846.

Naſſau. Herzog: **Adolph** Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, geb. d. 24. Juli 1817, reg. ſ. d. 20. Aug. 1839, verm. d. 31. Jan. 1844 mit Eliſabeth, Großfürſtin von Rußland, zweiter Tochter des Großfürſten Michael, geb. d. 26. März 1826.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). König: **Ferdinand** II. Karl, geb. d. 12. Jan. 1810, reg. ſ. d. 8. Nov. 1830. — Franz von Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz, geb. d. 16. Jan. 1836.

Niederlande. König: **Wilhelm** II. Friedrich Georg Ludwig, geb. d. 6. Dec. 1792, reg. ſ. d. 17. Oct. 1840. — Wilhelm Alexander, Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. d. 19. Febr. 1817.

Oeſtreichiſche Staaten. Kaiſer: **Ferdinand** I. Karl Leopold Joſeph Marcellin, geb. d. 19. April 1793, reg. ſ. d. 2. März 1835, verm. d. 27. Febr. 1831 mit Maria Anna, Tochter des † Königs Victor Emanuel v. Sardinien.

Portugal. Königin: Donna **Maria** II. da Gloria, geb. d. 4. April 1819, verm. d. 10. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Fürſten von Sachſen-Coburg, geb. d. 29. Oct. 1816, jetzt König v. Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. d. 16. Sept. 1837.

Preußen. König: **Friedrich Wilhelm** IV., geb. den 15. October 1795, reg. ſ. d. 7. Juni 1840, verm. d. 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter Ludwig's v. Baiern, geb. d. 13. Nov. 1801.

Rußland. Kaiſer: **Nicolaus** I., geb. d. 25. Juni alten Styls (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Styls entſpricht) 1796, reg. ſ. d. 1. Dec. (neuen Styls) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. d. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, früher Charlotte, Tochter des † Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen. — Alexander Nicolajewitſch, Thronfolger, geb. den 29. April 1818 (neuen Styls), verm. d. 28. April 1841 mit Marie Alexandrowna, früher Marie, Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Heſſen-Darmſtadt.

Sachsen. König: **Friedrich Auguſt**, geb. d. 18. Mai 1797, reg. ſeit d. 6. Juni 1836, verm. den 24. April 1833 mit Marie, Prinzeſſin v. Baiern.

Sachſen-K..imar-Eiſenach. Großherzog: **Karl** Friedrich, geb. den 2. Febr. 1783, reg. ſ. d. 14. Juni 1828.

Sachſen-Meiningen. Herzog: **Bernhard** Erich Freund, geb. den 17. Dec. 1800, folgte ſeinem Vater, dem Herzoge Georg Friedrich Karl, am 24. Dec. 1803.

Sachſen-Altenburg. Herzog: **Joſeph** Georg Friedrich, geb. d. 27. Aug. 1789, reg. ſ. d. 29. Sept. 1834.

Sachſen-Coburg-Gotha. Herzog: **Ernſt**, geb. d. 21. Juni 1818. reg. ſ. d. 29. Jan. 1844.

Sardinien. König: **Karl Albert**, geb. d. 2. Oct. 1798, reg. ſ. d. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. d. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen. König: **Oscar** I., geb. d. 4. Juli 1799, reg. ſ. d. 8. März 1844, verm. d. 19. Juni 1823 mit Hortenſia Eugenie, Tochter des Herzogs Eugen v. Leuchtenberg. — Kronprinz: Karl Ludwig Eugen, geb. den 3. Mai 1826.

Sicilien, ſ. Neapel.

Spanien. Königin: **Iſabella** II. Marie Louiſe, geb. d. 10. Oct. 1830, als Königin proclam. d. 2. Oct. 1833.

Toscana. Großherzog: **Leopold** II. Johann Joſeph, geb. d. 3. Oct. 1797, reg. ſ. d. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. d. 10. Juni 1835.

Türkei. Großſultan: **Abdül-Medſchid**, geb. d. 22. April 1823, reg. ſ. d. 1. Juli 1839, mit dem Schwerdt Muhammeds feierlich umgürtet d. 11. Juli.

Würtemberg. König: **Wilhelm** Friedrich Karl, geb. den 27. Sept. 1781, reg. ſ. d. 30. Octbr. 1816, verm. d. 15. April 1820 mit Pauline, Tochter des Herzogs Ludwig Friedrich von Würtemberg. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. d. 6. März 1823.

Januar 1849.

Himmelserscheinungen. In diesem Monate, welcher seinen Namen von dem römischen Gott Janus, dem Vorsteher des Wassermanns, hat u. diesmal mit einem Montag anfängt, fällt das Erste Viertel den 2., der Vollmond den 8., das Letzte Viertel den 16., der Neumond den 24. und abermals das Erste Viertel den 31. Die Tage wachsen von 8 bis auf 9 Stunden. Die mit bloßen Augen wahrnehmbaren Planeten betreffend, so ist Merkur unsichtbar; dagegen scheint Venus als heller Abendstern im Steinbock und Wassermann. Mars zeigt sich früh vor Sonnenaufgang im Skorpion. Jupiter, im Löwen stehend, scheint die ganze Nacht durch. Saturn, im Wassermann, geht Abends schon zwischen 10 und 8½ Uhr unter; nach dem 19. Januar wird mit guten Fernröhren der Saturnering wieder sichtbar. Uranus in den Fischen, hat den 2. Abends den Mond in seiner Nähe, und kommt am 8. mit der Sonne in Quadratur. Uebrigens kommt die Sonne den 2. in die Erdnähe und den 20. in das Zeichen des Wassermanns.

Witterung nach Herschel. Das Erste Viertel den 2. Januar bringt bei Ostwind Schnee; treten aber Nordwinde ein, so wird es regnerisch und kalt. Der Vollmond den 8. läßt schöne und kalte Witterung eintreten. Das Letzte Viertel am 16. kann stürmisches Wetter bringen. Der Neumond am 24. läßt kalte und stark windige Tage erwarten. Das Erste Viertel den 31. bringt schöne Witterung.

Bemerkenswerthe Tage. Jan. 1. Neujahr. Einl. d. Leipz. Neujahrsmesse; Fest d. Königswürde in Würtemb. — 3. Genovefa. — 6. Heil. 3 Könige. — 7. Leopold-Ordensfest. — 8. Auslaut. d. Leipz. Neujahrsmesse. — 11. Zahltag derf. — 13. Neujahr d. Russen u. Griechen. — 15. Ende d. Leipz. Neujahrsm. — 16. Namen Jesu-Fest. — 18. Krönungstag u. Ordensfest in Berlin. — 20. Fab. u. Sebast. — 25. Pauli Bekehrung. — 28. Anfang der Braunschweiger Lichtmesse.

Februar 1849.

Himmelserscheinungen. In diesem Monate, der seinen Namen von Februa (Febria), der Vorsteherin des Zeichens Fische, erhalten, und welcher diesmal mit einem Donnerstag beginnt, ist am 7. Vollmond, am 15. Letztes Viertel und am 23. Neumond. — Im Februar wachsen die Tage von 9 bis auf 10 ¾ Stunden. Die Sichtbarkeit der mit bloßen Augen wahrnehmbaren Planeten betreffend, so ist Merkur um den 8. im Wassermann des Abends gut zu sehen. Venus glänzt als Abendstern in den Fischen, und geht zwischen 9 und 10 Uhr erst unter. Mars steht im Schützen und zeigt sich vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel. Jupiter steht noch fortwährend die ganze Nacht durch am Himmel, südöstlich vom Löwen, denn er ist den 6. in Opposition mit der Sonne gewesen. Saturn schimmert nur noch in den ersten Abendstunden am südwestlichen Himmel im Wassermann, und den 24. wird er noch vor Sonnenuntergang vom Monde bedeckt. Uranus ist kaum noch in den ersten Abendstunden in den Fischen erkennbar. — Am 18. tritt die Sonne in das Zeichen der Fische, und in der Nacht vom 22. zum 23. Februar ereignet sich eine, natürlich bei uns nicht, sondern blos im größern, östlich gelegenen Theile von Asien sichtbare ringförmige Sonnenfinsterniß.

Witterung nach Herschel. Der Vollmond den 7. wird Kälte mit starkem Winde bringen. Das Letzte Viertel den 15. läßt Schnee und Sturm erwarten. Der Neumond am 23. bringt ebenfalls stürmische, mit Schneegestöber begleitete Witterung.

Bemerkenswerthe Tage. Februar 1. Einblasen der Braunschweiger Lichtmesse. — 2. Lichtmeß; Geburtstag des Großherzogs von Sachsen-Weimar. — 20. Fastnacht. — 21. Aschermittwoch. — 22. Petri Stuhlfeier. — 24. Matthias. — 28. Quatember; Geburtstag des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

März 1849.

Himmelserscheinungen. Dieser Monat, dessen Name von Mars, dem Vorsteher des Zeichens Widder herkommt, fängt diesmal mit einem Donnerstag an. Den 2. ist das Erste Viertel, den 9. Vollmond, den 17. das Letzte Viertel, den 24. Neumond und 31. wiederum das Erste Viertel. — Im März nehmen die Tage von 11 bis auf 12¼ St. zu. — Planet Merkur ist gegen d. 23. etwa ½ St. lang Morgenstern. Venus, als Abendstern in den Fischen und dann im Widder, scheint um den 21. im größten Glanze, und geht erst zwischen 10 und 11 Uhr unter. Mars zeigt sich des Morgens im Schützen, dann im Steinbock. Jupiter, im Krebs nunmehr rückläufig, glänzt noch immer die ganze Nacht durch hoch am Himmel. Saturn, in den Sonnenstrahlen verschwindend, wird nun unsichtb. Auch Uranus verbirgt sich nunmehr unter den Strahlen der Abendsonne. — Den 20. tritt die Sonne in das Zeichen des Widders und der Frühling beginnt. Am 9. früh nach Mitternacht ereignet sich eine partiale Mondfinsterniß, sichtbar in Europa, Afrika u. Amerika, wie auch theilweise in Asien. In Leipzig fängt sie um 0 Uhr 15 Min. an und hört um 3 Uhr 15 Min. auf; der Mond wird am südlichen Theile bis auf 8⁷/₁₀ Zoll verfinstert.

Witterung nach Herschel. Das Erste Viertel am 2. wird, wenn nicht Südwind weht, harten Frost bringen. Der Vollmond d. 9. läßt die bisherige Witterung fortdauern. Das letzte Viertel d. 17. wird noch keine Witterungsveränderung bringen. Der Neum. am 24. bringt endlich schönes Wetter. Das Erste Viertel am 31. läßt stürmische Tage erwarten.

Bemerkenswerthe Tage. März 5. Anf. d. Frankf. a. O. Messe. — 9. Bußtag in Sachsen; Cyrillus u. Methodius, Landespatron in Mähren. — 12. Gregor. — 17. Gertraud. — 19. Lüneburger Messe; Joseph Nährvater, Landespatr. in Krain, Kärnthen, Steiermark u. Nordtyrol. — 25. Marienfest. — 29. Schmerz Mariä.

April 1849.

Himmelserscheinungen. Dieser, diesmal mit einem Sonntage sich anfangende Monat erhielt seinen Namen von der Göttin Apra, oder Aphrodite oder Venus, die dem entsprechenden Zeichen Stier, ihrem Hause, vorstand. Die Mondsviertel betreffend, so fällt der Vollmond den 7., das Letzte Viertel den 15., der Neumond den 23. und das Erste Viertel den 29. — Im April wachsen die Tage von fast 13 bis auf 14 ½ Stunden. — Die mit bloßen Augen gut wahrzunehmenden Planeten sind Venus, Mars und Jupiter. Die Venus glänzt nämlich noch immer als heller Abendstern erst im Widder, dann im Stier; Mars zeigt sich des Morgens im Steinbock und nachher im Wassermann; Jupiter glänzt, im Krebs stehend, in den ersten Abendstunden noch hoch am südlichen Himmel; am 2. kommt ihm der Mond nahe. Uranus tritt den 10. mit der Sonne in Conjunction. — Den 20. tritt die Sonne in das Zeichen des Stiers.

Witterung nach Herschel. Der Vollmond am 7. wird wieder schönes Wetter bringen. Das Letzte Viertel den 15. wird bei Süd- oder Südwestwind Regen oder Wind erzeugen. Mit dem Neumonde am 23. tritt kalte Witterung mit vielem Regen ein. Das Erste Viertel den 29. hat veränderliches Wetter zur Folge.

Bemerkenswerthe Tage. April 2. Franz de Paula. — 5. Grüner Donnerstag. — 6. Charfreitag. — 7. Passah-Fest. — 8. Ostern; Frankfurt am M. Messe. — 15. Ostertag der Russen und Griechen. — 19. Geburtstag des Kaisers von Oestreich. — 22. Anfang der Leipziger Ostermesse. — 23. Georg, Landespatron in Krain. — 25. Markus, Landespatron im Venetianischen; Geburtstag des Herzogs von Braunschweig. — Einlauten der Leipziger Jubilate-Messe.

Mai 1849.

Himmelserscheinungen. Dieser mit einem Dienstag beginnende Monat hat seinen Namen von Maja, Merkurs Mutter. Am 7. ist Vollmond, am 15. Letztes Viertel, am 22. Neumond und am 29. Erstes Viertel. — Im Mai nehmen die Tage von 14½ bis 16¼ Stunden zu. — Merkur wird erst gegen Ende des Monats Abends unter Kastor und Pollux wahrzunehmen sein. Venus, noch rückläufig im Stier, verliert sich nunmehr bei der Abendsonne. Mars, dem am 18. früh der Mond sehr nahe kommt, zeigt sich des Morgens in den Fischen. Jupiter, noch im Krebs, aber wieder rechtläufig, geht nun stets zeitiger nach Mitternacht unter. Saturn wird in den frühesten Morgenstunden in der Nähe von Mars erblickt. Uranus, etwas östlicher und nördlicher vom Saturn, ist wegen der hellen Morgendämmerung schwerlich mit bloßen Augen zu erkennen. — Den 21. tritt die Sonne in das Zeichen der Zwillinge.

Witterung nach Herschel. Mit dem Vollmonde den 7. wird sich Wind und Regen einstellen. Das Letzte Viertel am 15. bringt häufige Regengüsse. Der Neumond den 22. läßt noch immer nichts als veränderliches Wetter erwarten. Mit dem Ersten Viertel am 29. tritt endlich schöne Witterung ein.

Bemerkenswerthe Tage. Mai 1. Phil. Jacobus. — 2. Bußtag in Preußen. — 3. † Erfindung. — 4. Florian, Landespatron in Oberöstreich. — 5. Fest des Stephansordens. — 6. Ausl. d. Leipz. Jubilatemesse; Leipz. Buchhändlermesse. — 7. Stanislaus, Landespatron in Galicien. — 10. Zahltag d. Leipz. Jubilatemesse. — 12. Ende der Leipziger Ostermesse. — 16. Johann v. Nepomuk, Landespatron in Böhmen. — 17. Himmelfahrt Christi. — 18. Geburtstag des Königs v. Sachsen. — 25. Urbanus. — 27. Pfingsten; Wochenfest der Juden. — 30. Quatemb.; Namensfest d. Kaisers v. Oestreich.

Juni 1849.

Himmelserscheinungen. In dieſem, diesmal mit einem Freitage beginnenden Monate, welcher nach Juno benannt worden, fällt der Vollmond auf den 5., das Letzte Viertel auf den 13., der Neumond auf den 20 und das Erſte Viertel auf den 27. — Die Tage bleiben nun 16½ Stunden lang. — Merkur iſt in den erſten Tagen des Monats des Abends unter Caſtor und Pollux zu finden. Die Venus zeigt ſich nach Mitte Juni's wieder als Morgenſtern im Stier. Mars ſteht im Bande der Fiſche, alſo nach Mitternacht am Morgenhimmel. Jupiter ſcheint nur noch in den erſten Abendſtunden und geht zu Ende des Monats ſchon um 10½ Uhr unter. Saturn, dem am 15. früh der Mond ſehr nahe kommt, geht nun ſtets zeitiger nach Mitternacht auf. Uranus iſt wegen der hellen Nächte nicht mit bloßen Augen zu ſehen. — Den 21. tritt die Sonne in das Zeichen des Krebſes und es beginnt dann der Sommer; den 30. hat ſich die Erde am weiteſten von der Sonne entfernt.

Witterung nach Herſchel. Der Vollmond den 5. läßt das ſchöne Wetter noch fortdauern. Mit dem Letzten Viertel am 13. werden die ſchönen Tage noch nicht aufhören. Der Neumond den 20. bringt nun aber veränderliche Witterung. Mit dem Erſten Viertel am 27. werden ſich häufige Regengüſſe einſtellen.

Bemerkenswerthe Tage. Juni 5. Geburtstag des Königs von Hannover. — 6. Coburger Wollmarkt. — 7. Frohnleichnamsfeſt; Bautzener Wollm. — 9. Dresdener Wollm. — 11. Weimarer Wollm. — 14. Leipz. u. Gothaer Wollm. — 18. Magdeburger Wollm. — 21. Geburtst. d. Herzogs v. Sachſen-Coburg-Gotha. — 24. Johannisfeſt; Johann der Täufer, Landespatr. in Slavonien. — 27. 7 Schläfer; Ladislaus, Landespatron in Siebenbürgen. — 29. Peter Paul; Reformationsfeſt in Würtemberg u. Baden; Naumburg a. d. S. Meſſe.

Juli 1849.

Himmelserscheinungen. Dieser Monat fängt diesmal mit einem Sonntag an. Die Mondesviertel anlangend, so fällt den 5. der Vollmond, den 13. das Letzte Viertel, den 19. der Neumond und den 27. das Erste Viertel. — Die Tage dieses Monats nehmen von 16½ wieder bis auf 15 Stunden ab. — Merkur wird in der zweiten Hälfte Juli's des Morgens rechts neben Castor und Pollux sichtbar. Nicht weit von ihm rechts scheint von 1 Uhr früh an die Venus, welche am 1. den größten Glanz gehabt, im Stier. Am 22. haben sich Merkur und Venus am weitesten westwärts von der Sonne entfernt. Mars wird des Morgens im Widder wahrgenommen. Jupiter, im Löwen stehend, geht bereits zwischen 10 u. 8½ Uhr Abends unter. Saturn, in den Fischen, culminirt früh zwischen 5½ und 4 Uhr. Uranus, in den Fischen stehend, wird wegen der hellen Julinächte schwerlich erblickt werden können; er kommt den 19. früh mit der Sonne in Quadratur. — Den 22. tritt die Sonne in das Zeichen des Löwen u. es beginnen die Hundstage.

Witterung nach Herschel. Mit dem Vollmonde am 5. tritt veränderliches Wetter ein. Das Letzte Viertel den 13. bringt Wind und Regen. Der Neumond den 19. läßt endlich wieder heitere Tage erwarten. Das Erste Viertel am 27. läßt die schöne Witterung noch fortdauern.

Bemerkenswerthe Tage. Juli 2. Mariä Heimsuchung; Breslauer Wollmarkt. — 8. Einlauten der Frankfurt a. d. O. Margarethenmesse. — 13. Margaretha; Geburtstag des Großherzogs von Oldenburg. — 15. Schluß der Frankfurt a. d. O. Margarethenmesse. — 20. Elias, Landespatron in Kroatien. — 22. Maria Magdalena; Stiftung des Theresienordens. — 23. Anfang der Hundstage. — 24. Geburtstag d. Herzogs von Nassau. — 25. Jacobus. — 26. Anna.

August 1849.

Himmelserscheinungen. In diesem, diesmal mit einer Mittwoch beginnenden Monate, welcher seinen Namen von dem römischen Kaiser Augustus erhalten hat, findet am 4. Vollmond, am 11. Letztes Viertel, am 18. Neumond und am 25. Erstes Viertel statt. Die Tage nehmen von 15¼ bis auf 13½ Stunden ab. — Merkur bleibt unsichtbar. Die Venus, vom Stier durch die Milchstraße bis in die Zwillinge laufend, geht eine Stunde nach Mitternacht auf. Mars, zwischen 11 u. 10 Uhr Abends aufgehend, zeigt sich im Stier, nahe den Hyaden. Jupiter ist nunmehr in den Strahlen der Abendsonne verschwunden. Saturn, rückläufig im Bande der Fische, geht zwischen 9 und 8 Uhr Abends auf. Uranus steht Nachts am Morgenhimmel ebenfalls im Bande der Fische. — Die Sternschnuppen werden bekanntlich in den Nächten des 10. bis 14. August sehr zahlreich wahrgenommen. Den 23. tritt die Sonne in das Zeichen der Jungfrau; Ende der Hundstage. Am 18. des Morgens findet eine, bei uns nicht sichtbare, totale Sonnenfinsterniß statt, nämlich im kleinern südöstlichen Theile von Afrika und im größten, südlich gelegenen Theile von Neuholland.

Witterung nach Herschel. Der Vollm. am 4. wird Regen bringen, das Letzte Viertel d. 11. aber veränderliches Wetter. Mit dem Neumonde den 18. erfolgt Wind und Regen. Nur erst das Erste Viertel den 25. wird wieder schöne Witterung bringen.

Bemerkenswerthe Tage. August 1. Petri Kettenfeier. — 3. Augustus. — 5. Anf. u. Einbl. d. Braunschw. Laurent.-Messe. — 10. Augsb. Tuchmesse. — 12. Geburtstag d. Großh. v. Mecklenb.-Strelitz. — 15. Mar. Himmelfahrt. — 16. Rochus, Landespatron in Kroatien. — 20. König Stephan, Landespatron in Ungarn. — 24. Bartholomäus. — 25. Geburts- und Namensfest des Königs von Baiern. — 29. Geburtstag des Großherzogs von Baden.

September 1849.

Himmelserscheinungen. Dieſer Monat — der nach septem, ſieben, benannt wurde, weil er der 7. Monat des alten römiſchen Jahres war — diesmal mit einem Sonnabend anfangend, hat den Vollmond d. 2., das Letzte Viertel d. 9., den Neumond d. 16. u. das Erſte Viertel d. 24. — Die Tage nehmen von 13½ bis auf 11¼ Stunden ab. — Merkur iſt in der zweiten Hälfte Septembers Abendſtern, jedoch ſchwerlich wahrzunehmen. Venus läuft als Morgenſtern durch den Krebs bis zum Löwen. Mars, zwiſchen 9 u. 10 Uhr Abends aufgehend, zeigt ſich zwiſchen den Hörnern des Stiers. Jupiter bleibt noch unſichtbar. Saturn aber ſteht die ganze Nacht durch am Himmel und kommt am 27. mit der Sonne in Oppoſition. Uranus geht anfangs um 8, zuletzt ſchon um 6 Uhr Abends auf. — Den 23. tritt die Sonne in das Zeichen der Waage und der Herbſt beginnt nun. — Am 2. Sept. Nachmittags tritt eine partiale Mondfinſterniß ein, die ihrem ganzen Verlaufe nach in Aſien u. Neuholland, theilweiſe in Europa u. Afrika wahrzunehmen ſein wird. In Leipzig geht der Mond erſt nach der um 6 Uhr ſtattgefundenen Mitte, wo der Mond am nördlichen Rande 7⁹/₁₀ Zoll verfinſtert geweſen, auf.

Witterung nach Herſchel. Der Vollm. d. 2. bringt ſchon wieder Wind u. Regen. Das Letzte Viertel den 9. läßt bei N od. OWind ſchönes Wetter, dagegen bei S oder SWWind Regen oder ſtarken Wind erwarten. Mit dem Neumonde am 16. wird ſchöne Witterung eintreten, dagegen vom 24. an, als am Tage des Erſten Viertels, faſt immer Regen erfolgen.

Bemerkenswerthe Tage. Sept. 1. Egidius, Landespatron in Kärnthen. — 4. Conſtitutionsfeſt in Sachſ. — 8. Maria Geb. — 9. Frankf. a. M. Herbſtmeſſe. — 14. ✝ Erhöhung. — 17. Neujahr 5610 d. Juden. — 19. Quatemb. — 21. Matthäus. — 24. Anf. d. Leipz. Michaelismeſſe. — 28. Wenzel, Landespatron in Böhmen. — 29. Michael, Landespatron in Galicien. — 30. Einl. d. Leipz. Mich.-Meſſe.

October 1849.

Himmelserscheinungen. In diesem, diesmal mit einem Montag beginnenden Monate, welcher seinen Namen von octo, acht, weil er bei den Albanern der 8. Monat war, erhalten hat, fällt der Vollmond auf den 2., das Letzte Viertel auf den 9., der Neumond auf d. 16., das Erste Viertel auf den 24. u. der Vollmond auf d. 31. — Die Tage nehmen von 11½ bis auf 9½ St. ab. — Die mit bloßen Augen wahrnehmbaren Planeten betreffend, so bleibt erstlich Merkur unsichtbar. Venus steht als Morgenstern im Löwer. Mars, in den Zwillingen, geht Abends um 8¾, zuletzt schon nach 7 U. auf. Jupiter erscheint nun wieder des Morgens im Löwen. Saturn wird in den ersten Abendstunden am Morgenhimmel gesehen. Uranus schimmert, da er den 17. in die Opposition mit der Sonne kommt, die ganze Nacht hindurch und kann als ein Stern 6. Größe sehr gut im Bande der Fische, westlich von den Vorderfüßen des Widders, aufgefunden werden. Im Anfange des Monats zeigt sich das Thierkreislicht am deutlichsten vor Sonnenaufgang am Osthimmel. — Den 23. tritt die Sonne in das Zeichen des Scorpions.

Witterung nach Herschel. Wind und Regen kann mit dem Eintritt des Vollmonds am 2. erwartet werden. Das Letzte Viertel d. 9. läßt wieder schöne Witterung verhoffen. Mit dem Neum. am 16. wird Sturm erfolgen, und diese stürmische Witterung wird auch nach dem Ersten Viertel (den 24.) noch fortdauern. Der Vollmond am 31. wird endlich schönes Wetter zur Folge haben.

Bemerkenswerthe Tage. Oct. 1. Geburtst. d. Herz. v. Anhalt-Dessau; Laubhüttenfest der Juden. — 7. Anst. d. Leipz. Michaelismesse. — 11. Zahltag derf. — 12. Assignationstag derf. — Ende d. Leipz. Michaelismesse. — 15. Hedwig, Landespatronin in Oestr.-Schlesien. — 18. Lucas Evang.; Erinnerungsfeier der Schlacht bei Leipzig. — 28. Simon u. Judas. — 31. Reformationsfest.

November 1849.

Himmelserscheinungen. Dieser mit einem Donnerstag diesmal anfangende Monat (der im alten römischen Kalender der neunte Monat, daher seine Benennung, gewesen) hat das Letzte Viertel am 7., den Neumond am 14., das Erste Viertel am 23. und den Vollmond am 30. — Die Tage nehmen von 9¼ bis auf 8½ Stunden ab. — Merkur kann sich während der ersten Hälfte Novembers als Morgenstern in der Jungfrau bei der Spica zeigen, wo man auch die Venus als Morgenstern glänzen sieht. Mars, rückläufig in den Zwillingen, zeigt sich zwischen 2½ und 1¼ Uhr Morgens hoch am südlichen Himmel. Jupiter, nahe beim Kopfe der Jungfrau stehend, geht bald nach Mitternacht auf. Saturn geht zwischen 3½ und 1½ Uhr Morgens am westl. Himmel unter. Uranus, noch immer in den Fischen, ist rückläufig. — Die Sternschnuppen zeigen sich bekanntlich in den Nächten vom 9. bis 13. Nov. sehr zahlreich. — Den 22. tritt die Sonne in das Zeichen des Schützen.

Witterung nach Herschel. Das Letzte Viertel den 7. läßt bei NWind kalte und regnerische Witterung, dagegen bei OWind Schnee erwarten. Mit dem Neumonde am 14. wird heiteres und kaltes Wetter eintreten. Doch schon das Erste Viertel den 23. bringt Schnee und Sturm; beides wird bis zu Ende des Monats, d. h. bis zum Vollmond den 30., fortdauern.

Bemerkenswerthe Tage. November 1. Aller Heiligen. — 2. Aller Seelen. — 4. Carolus. — 6. Geburtstag des Fürsten von Lippe-Detmold. — 11. Auspacketag d. Frankf. a. d. O. Martinimesse. — 15. Leopold, Landespatron in Niederösterreich. — 21. Mariä Opfer. — 23. Bußtag in Sachsen; Ende d. Frankf. a. d. O. Martinimesse. — 25. Todtenfest in Sachsen; Geburtstag des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt. — 27. Virgilius, Landespatron in Südtyrol. — 30. Andreas.

December 1849.

Himmelserscheinungen. In diesem, diesmal mit einem Sonnabend beginnenden Monate, welcher seinen Namen von decem, zehn, erhalten, da er bei den alten Bewohnern Italiens der 10. Monat gewesen, fällt das Letzte Viertel den 6., der Neumond den 14., das Erste Viertel den 22. u. der Vollmond den 29. — Die Tage nehmen noch von 8 bis auf 7¼ St. ab. — Was nun die mit bloßen Augen wahrnehmbaren Planeten betrifft, so bleibt Merkur unsichtbar. Venus glänzt als Morgenstern in der Waage, nachher aber im Skorpion. Mars, rückläufig in den Zwillingen u. am 18. in Opposition mit d. Sonne kommend, scheint die ganze Nacht. Jupiter, der am 7. Morgens vom Monde bedeckt wird, steht östl. von den Hinterfüßen des Löwen, geht also schon vor Mitternacht auf. Saturn, wieder rechtläufig u. am 22. Abends mit dem Monde nahe zusammenstehend, geht im letzten Drittel Decembers bereits vor Nachts 12 Uhr unter. Uranus, sich jetzt dem Widder bedeutend nähernd, kann die eine Stunde nach Mitternacht gut gesehen werden. — Den 21. beginnt der Winter, und die Sonne tritt in das Zeichen des Steinbocks.

Witterung nach Herschel. Das Letzte Viertel am 6. läßt bei N oder NO Wind schöne und kalte Witterung, dagegen bei S oder W Wind Regen oder Schnee erwarten. Der Neumond den 14. wird schönes Wetter bringen. Mit dem Ersten Viertel am 22. wird bei N oder NO Wind Kälte und heiterer Himmel, bei S oder W Wind aber Regen oder Schnee eintreten. Vom 29. an, dem Tage des Vollmonds, findet bis zu Ende des Monats heiteres, angenehmes Wetter statt.

Bemerkenswerthe Tage. Decbr. 2. Advent. — 8. Mariä Empf. — 14. Spiridion, Landespatron in Dalmatien. — 18. Anf. d. Leipz. Christmarktes. — 19. Quatember. — 21. Thomas. — 25. Weihnachten. — 26. Stephan; Böttcherwoche d. Leipz. Neujahrsmesse. — 27. Johann Evang. — 31. Sylvester.

Der taubstumme Mörder.

Von J. Venedey.

(Alle Thatsachen der folgenden Schilderungen sind nach den in Cöln am 14. u. 15. Jan. 1829 stattgehabten öffentlichen Verhandlungen über die Tödtung des Schullehrers Anton Führer in Bonn durch den taubstummen Schustergesellen Joh. Schmitt aus K. enthellt. Siehe: das Geschwornengericht in den preußischen Rheinprovinzen von J. Venedey. Cöln. 1830. S. 145. u. f.)

I.

Zwei Knaben von fünf und drei Jahren theilten sich in das Spielen und Necken mit ihrem jüngsten Bruder, der eben laufen konnte. Keiner von allen dreien wußte noch, was es für ein Unglück sei, weder hören noch sprechen zu können. Und doch lag dieser gemüthvolle Fluch auf dem kleinsten der drei Brüder. Die Eltern und die Hausfreunde sahen mitleidvoll auf die unschuldige Gruppe und oft trat eine Thräne in das Auge der liebevollen Mutter, wenn sie das gedankenlose Hin- und Herspringen der beiden ältern Knaben um den Jüngern, der ihnen unablässig mit seinen feurigen, blauen Augen folgte, beobachtete.

Die Eltern dieser drei Knaben gehörten dem wohlhabenden Mittelstande an. Es herrschte in ihrem Hause der schöne Geist der Liebe und des Friedens, der Theilnahme am Guten, der Hingebung für das Unglück, jener Geist, der so oft noch da zu finden ist, wo Arbeit und Aufklärung, Glaube und Einsicht halbwegs Hand in Hand gehen. Diese Gefühle aber sind überall, wo sie herrschen, das erste und schönste Erbe, das die Eltern auf ihre Kinder übertragen, alle Tage vertragen und selbst mitgenießen, ein Erbe, dessen Prozente dem Erblasser selbst wieder in Hundert und Tausend vom Hundert zu Gute kommen.

In Folge dieser Gefühlsweise wurde der kleine Taubstumme Johann von seinen Eltern und der ganzen Familie mit der größten Schonung behandelt. Vater und Mutter liebten ihn — nicht mehr als ihre andern Kinder, wohl aber ließen sie ihn diese Liebe alle Tage mehr fühlen. Man übersah seine kleinen Fehler, man half ihm, wo man die Andern sich selbst helfen ließ. Er wurde der Liebling der ganzen Familie. Dieser Geist der Schonung beherrschte auch sehr bald die beiden ältern Brüder ihrem jüngern Bruder gegenüber. Georg, der älteste, begriff zuerst, was es heißt: „taubstumm" sein, und von dem Augenblicke an fühlte er sich gleichsam berufen, stets

als Vormund, Helfer und Schützer seines unglücklichen Bruders zu handeln.

Er wurde vor allem sein Lehrer. Ohne selbst zu wissen wie, entwickelte sich zwischen Beiden nach und nach eine immer vollkommenere Sprache. Für jedes neue Bedürfniß wurde ein neues Zeichen rasch erfunden, und die ganze Familie nahm sehr bald die neu-erfundene Sprache an.

Der taubstumme Knabe entwickelte sich in dieser Umgebung vollkommen naturgemäß und wurde ein sehr gutes und liebenswürdiges Kind. Alle die Fehler der Taubstummen, Mißtrauen, Ungeduld, Heftigkeit blieben ihm ferne; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil seine Eltern und seine Brüder ihn bei jeder Gelegenheit mit Liebe und Schonung behandelten, weil sie sein unverschuldetes Unglück durch die thätigste Vorsorge wieder gut machen zu müssen glaubten, und Jedermann im Hause seinen Theil an der schönen Pflicht, den armen Unglücklichen mit seinem Geschicke zu versöhnen, gern übernahm.

Die Seinigen suchten auch seinem Seelenleben eine festere Richtung zu geben. So oft er sich eine Unwahrheit zu Schulden kommen ließ, zeigten ihm die trüben Blicke seiner Brüder und seiner Eltern, daß sie ihn weniger liebten, und Bruder Georg übernahm es dann meist, den armen Johann in der beredtesten Gebehrden- und Mienensprache zu belehren, wie häßlich es sei, die Wahrheit zu entstellen. „Du sollst nicht lügen!" wurde das erste Gesetz, das sich dem Taubstummen offenbarte, und es schrieb sich mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz ein.

Sehr bald lernte er ein zweites Gesetz kennen. Die Eltern gaben ihm eines Tages Trauben; aber nach Tisch lief Johann in den Garten und brach sich noch mehr Trauben ab. Man glaubte, daß er für Heute ihrer genug bekommen und nahm ihm die, die er sich selbst abgerissen hatte, wieder ab. Um seiner kleinen Beute sicher zu sein, schlich er sich eine Weile später im Geheimen zu dem Traubenstocke, brach sich, so viel er erreichen konnte, ab, und versteckte sich hinter eine Hecke, um sie unbeobachtet zu verzehren. Aber sein Bruder Georg hatte dem kleinen Diebe zugesehen, kam und überraschte ihn bei seiner Nascherei. Und die Mienen und Gebehrden des Redenden zeigten dem Taubstummen abermals, daß er eine sehr mißfällige That begangen habe. „Du hast gestohlen — das ist häßlich. Die Mutter hatte dir's verboten — du hättest bitten sollen, und wir würden dir gern noch welche gegeben haben. Aber sich hinschleichen, die verbotene Frucht pflücken, sie im Geheimen essen — das heißt stehlen. Du bist ein Dieb!" Georg wendete sich von ihm ab. Der arme Johann weinte, zog den Bruder zu sich, drehte ihn gegen sich, und bat, und flehte: „Ich will nie mehr etwas stehlen!" Noch ein paarmal kam er in Versuchung, ein Stück Zucker, einen Kuchen unbeobachtet zu sich zu stecken, — aber dann brach von

kam der Sturm ernster Zornblicke, tiefen Kummers auf dem Gesicht seiner Mutter und seiner Brüder über ihn los, und erschütterte sein weiches Herz. So lernte er das zweite Gebot kennen: „Du sollst nicht stehlen!“

Sein drittes Gebot hieß: „Du sollst nicht tödten!“ Aber er kam zu diesem letzten Schlußsteine seiner Moral erst durch eine lange Abstufungen, in denen er lernte, daß man Niemanden wehe und Unrecht thun dürfe. Er war ein gutes Kind, und kam selten in Versuchung, Andern Böses zuzufügen. Er lernte das Unrecht, das darin liegt, an sich selbst. „Was du nicht willst, das dir geschehe, thue keinem Andern“ — wurde der Weg, auf dem er zu dem Schlusse kam, daß Jemanden Uebels bereiten, vom Bösen sei. Seine ganze Familie, vor allem seine Brüder entwickelten unbewußt und ohne Absicht dies Gefühl in dem armen Taubstummen um so lebendiger, als sie ihm stets helfend und den der ihn verletzte strafend, zur Seite standen, so oft an ihm, von woher es auch kommen mochte, das kleinste Unrecht begangen worden war. Er sah, daß ihm stets Alles zu Hülfe eilte, so oft er ungerecht angegriffen wurden, und lernte so die Pflicht erkennen, zu helfen, wo Jemanden Unrecht geschehe. Es wurde dieses Pflichtgefühl zu einem stets lebendigen in ihm, und so oft ein Knabe den Andern in seiner Gegenwart mißhandelte, sprang der Taubstumme hinzu, und suchte zu helfen, zu vermitteln; und zwar stets, ohne selbst dem, der seiner Ansicht nach Unrecht hatte, im Geringsten wehe thun zu wollen. Er mischte sich in den Streit, aber nicht um Theil an ihm zu nehmen, sondern einfach, um den Schwachen, den Bedrohten zu schützen.

Er sah einmal eine wilde Schlägerei, und wie Einer der Raufer todt liegen blieb. Ein innerer Schauer durchzuckte sein ganzes Wesen, und er wußte, was es heißen will: „Du sollst nicht tödten!“

Das war der Kreis, der seine ganze thätige Moral umfaßte. „Du sollst nicht lügen; Du sollst nicht stehlen; Du sollst Niemanden ein Leids zufügen; Du sollst nicht tödten!“ Es wäre ein Glück, wenn diese paar Lehren so tief, wie in dem Herzen des Taubstummen, in dem Herzen aller Hörenden und Sprechenden eingeschrieben ständen. Das würde genügen. Und sie würden so tief in allen Herzen stehen, wenn Liebe und Hingebung der Eltern und Verwandten den Samen überall, wie bei dem kleinen Taubstummen Johann, in den Boden der noch unverdorbenen Natur niederlegten.

Die Eltern und die Brüder unseres Taubstummen suchten diese Lehren der Moral bald an den Gottgedanken zu knüpfen.

An einem schönen Sommertage wurde die ganze Familie auf einem Ausfluge in die Umgegend ihrer Heimathstadt von einem Gewitter überrascht. Unser kleine Taubstumme hatte schon oft den Blitz die ganze Natur durchzucken sehen, und auf sein Erstaunen, hatten seine Verwandten ihm gesagt, daß diese Blitze von Gott

kommen. Aber er war nicht im Stande sich dabei irgend etwas zu denken. An jenem Sommertage, wo das Wetter sie auf freiem Felde überkam, waren die Blitze stärker als je; die ganze Familie gerieth in Bewegung und Angst, und der kleine Taubstumme theilte dasselbe, ohne recht zu wissen weswegen. Ein letzter, furchtbarer Wetterstrahl traf und tödtete unter einem nahen Baume einen Ackersmann vor den Augen des Taubstummen und seiner Umgebung. „Den hat Gott heimgesucht!" bedeuteten die Eltern und Brüder dem erstaunten und fragenden Blick des kleinen Taubstummen. „Warum?" frugen diese Blicke weiter. „Weil er ein böser Mann war, der viel gelogen, gestohlen und Andern Unrecht gethan hatte" antwortete Bruder Georg.

Das Wort oder Zeichen: Gott! war an dem armen Taubstummen bis jetzt stets abgeprallt. Der Gedanke: „Gott straft die Bösen durch seine Blitze!" grub sich tief und unverwischbar in sein Gemüth ein; und er selbst war sich von da an sehr klar bewußt, daß mit diesem Blitzschlage die Einsicht: „es giebt dort oben einen Gott!" in ihm aufgegangen sei. Und natürlich: „Gott" — ist ein leeres Wort, ein Zeichen ohne Sinn, aber: „Gott straft den Bösen" ist ein lebendiger und thätiger Begriff. Nur in den Eigenschaften Gottes liegt der Gottesdanke.

Am Rheine aber lebt das Vorurtheil, daß es Gott mißfällig sei, wenn Jemand esse, während er oben am Himmel blitze und donnere. Dies Vorurtheil hat, wie die meisten, eine gesunde Ursache. Die Religion und ihre Lehrer wußten stets, daß ein Gewitter die Gemüther der Menschen erschüttere, sie, wie unsern Taubstummen, zwinge, an Gott und seine strafende Gerechtigkeit zu denken. Fromme Priester sagten ihren Anhängern: „Wenn es blitzt, so unterbrecht euer irdisches Treiben, denkt an Gott, und betet zu ihm!" Der Unverstand und der Aberglaube aber sagte: „Wer, wenn es wettert, arbeitet, ißt oder trinkt, den straft Gott mit seinem Blitze." Dieser Aberglaube fand auch seinen Weg zu dem Gemüthe unseres Taubstummen, und so mischte sich zu dem Gedanken: „der Mann, der vom Blitze erschlagen wurde, war ein böser Mann, und wurde von Gott für seine Sünden gestraft!" der abergläubige Zweifel: „Er hat vielleicht gegessen, während es blitzte!"

Auf diese Weise wurde der Gottesdanke in dem Dämmerlichte, das in der Seele unseres Taubstummen lebte, getrübt. Neben dem Gott, der das Böse straft, war der Gott, der allerlei wunderliche Launen hatte, und mit dem Menschengeschicke spielte. Dieser Gegensatz beherrschte von nun an sein ganzes Leben hindurch das Innere unseres Taubstummen, und wurde sehr bald durch die Unzulänglichkeit des Unterrichts, den er später genoß, nur immer mehr entwickelt.

Die beiden ältern Brüder Johann's wurden sehr bald in die Schulen geschickt. Und dann fühlten die Eltern des Taubstummen,

ss derselbe ebenfalls einer andern Aufsicht bedürfe. Die Taubstum-
enschulen waren aber damals noch sehr selten. Am Rheine gab es
eine, die in ein paar deutschen Hauptstädten waren zu weit entfernt
nd zu theuer für die Vermögensverhältnisse seiner Eltern. Diese
ihen sich daher genöthigt, den Taubstummen in die gewöhnliche
Knabenschule ihrer Pfarrkirche zu schicken.

Und hier begannen denn die Leiden des Unglücklichen und hier
ntwickelten sich denn auch immer mehr die Irrthümer seiner Auffas-
ungsweise. Der Lehrer verstand die Zeichen seines Schülers nicht,
nd hatte wohl nicht Zeit und auch nicht Lust, sie sich zuzueignen.
Der taubstumme Knabe wurde von ihm mit Milde behandelt, und
er Lehrer hatte nie über ihn zu klagen. Oefte mehr der Schüler
über den Lehrer. Gewöhnt daran, daß seine Eltern und Geschwister
ch alle Mühe gaben, jedes seiner Zeichen zu errathen, begriff der
leine Johann nie, warum der Lehrer alle Fragen, die er an ihn
chtete, unbeantwortet ließ. Er kam zu dem Schlusse: Der Lehrer
ebt ihn nicht, und wolle ihm nicht antworten. Er saß stille und
bedachtend, aber trüben Herzens ihm gegenüber, kam und ging
ahre in und aus der Schule.

Auch die übrigen Kinder verstanden ihn nicht, und er konnte an
hren Spielen nur selten Theil nehmen, wurde in der Regel als hin-
rend auf die Seite geschoben, oft nicht ohne Herzlosigkeit. Er sah
s war traurig, aber blieb gut und freundlich gegen Alle, die ihn
freundlich ansahen. Das volle Herz konnte sich nicht entleeren, und
r grübelte er ohne Führer, ohne Leitung über Alles, was er sah,
rte, und bildete sich dann aus dem, was er zu verstehen glaubte,
ne eigne Traumwelt.

Er sah die Knaben schreiben, und malte ihre wunderlichen Zei-
hen nach. Zu Hause suchte sein Bruder Georg oft, ihm das Ge-
chriebene zu erklären, und die schönen Anlagen des Knaben halfen
hm auch eine Menge Worte ihren Schriftzügen nach im Gedächtniß
zu behalten und sich ihrer zu bedienen. Aber den eigentlichen Zusam-
menhang der Schriftsprache hat er nie begreifen gelernt.

In seiner Handfibel waren allerlei Bilder. Gott saß hier mit
langem Barte, auf einer Erdkugel von Wolken und Blitzen umge-
ben. Und so dachte er sich ihn denn sein ganzes Leben hindurch.
Nur daß er sich das Bild noch hier und da verbesserte. Er frug, ob
r das Unheil nicht sehen könne, und hörte, wie es so weit oben in
den Lüften, daß selbst das beste Fernglas nicht zu ihm reiche. Man
wollte ihm begreiflich machen, daß Gott überall sei, und er dachte
ch, daß er auf seiner Kugel überall hinfahre. Aber hier schien es
hm doch besser, wenn die Kugel ein Wagen sei, und so stellte er
ch denn auch bald Gott vor auf einem Wagen mit fliegenden Pfer-
den, die rasch wie der Wind die Welt umzögen, und im Nu hier
der dort sein könnten.

Dieser Gott bestrafe das Böse und belohne das Gute. Und zu

dem Ende habe er ein Buch, in dem er alle Thaten jedes Menschen aufzeichne. Einmal kam dem Taubstummen der Gedanke, das Buch möge wohl bald vollgeschrieben sein. Nach dieser Buchhaltung werden die Menschen gestraft und belohnt. Und nicht nur durch den Blitz strafe Gott. Oft hatte man ihm bedeutet: „Sei ein braves Kind, und Gott wird dich gesund erhalten, stark werden lassen, und dein Thun segnen.“ Und so bildete er sich eine Art Gesetz, nach denen Gott die Bösen an Leib und Gesundheit züchtige.

Er lernte aber endlich auch, daß nicht nur Gott, sondern auch die Menschen das Unrecht, Stehlen und Tödten rächen. Und er würfelte dann die menschlichen und die göttlichen Strafen zusammen. So dachte er sich, daß, wer einmal stehle, in Verhaft genommen werde, aber seine Gesundheit noch nicht verliere; beim zweitenmale werde der Dieb von der Obrigkeit härter gestraft, und verliere einen Theil seiner Gesundheit; wiederholter Diebstahl aber strafe Gott mit böser Krankheit und endlich mit dem Tode.

Im Gegensatze hierzu belohne Gott ebenso die guten Menschen. Die kleinen Kinder kommen, wenn sie sterben, gleich zu Gott. Johann hatte auf Bildern Engel gemalt gesehen. Und so umschweben die unschuldigen Kinder in weißen Kleidern und mit großen Flügeln Gott, und spielen Kegel über den Wolken im Himmel mit schönen Aepfeln, die dort in Menge vorhanden sind. Aber nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden lohnt Gott das Gute. Den braven Leuten gelinge Alles, deswegen habe Gott während des Mißwachses im Jahre 1817 die Felder seiner Eltern gesegnet, weil er damals sehr brav gewesen und mit säen geholfen habe. Auch habe er damals, weil er so gehorsam und gut gewesen, ein sehr gutes und viel besseres Gedächtniß als später gehabt.

In seinem Bilderbuche stand auch der Teufel abgemalt, als ein häßlicher Mann mit Hörnern, einem Zottelpelze und einem Pferdefuß. „Teufel!“ — Wir haben gesehen, daß der Taubstumme erst einen Begriff von Gott bekam, als er hörte: daß Gott durch seine Blitze die bösen Menschen bestrafe. Der Teufel aber schickt keine Blitze auf die Erde herab. Und strafen thut ja Gott. Wozu denn noch ein Teufel? Der taubstumme Logiker zweifelte hier. So lange er klein war, glaubte er auf die Autorität seines Bruders und seines Bilderbuches, an den Teufel. Aber als er größer wurde, wuchsen auch seine Zweifel über den „Teufel“ mit ihm. Er dachte: „Hat ihn doch noch Niemand gesehen und auch keine Zeichen und Wunder von ihm. Man hat ihn wohl nur erfunden, um damit die Kinder zu erschrecken.“

Aber nur wer Johanns volles Vertrauen besaß, wurde in diese Zweifel eingeweiht, und er forderte dann das strengste Schweigen, — weil man ihn sonst für einen Juden halten, verhaften und einsperren werde.

Diese Furcht beruhte in einem weitern Mißverständnisse, das aus

zu Lehren, die er aus der Schule ins Leben mitbrachte, hervorging. Man hatte versucht, ihm Einzelnes aus der Geschichte des alten und des neuen Testaments klar zu machen. In Bildern und in Zeichen hatte man ihm gesagt: „daß Christus der Sohn Gottes, unter den Juden geboren worden, gelehrt habe, und endlich von seinem Volke gekreuzigt worden sei; daß dann die Apostel, ebenfalls Juden, die sich zum Christenthum bekehrt hätten, die Evangelien und die Briefe geschrieben, auf denen die Lehre Christi beruhe. Die Juden aber seien keine Christen geworden, sondern Juden geblieben, weil sie die Aechtheit und Wahrheit der Evangelien und Briefe leugneten."

Aber diese Grundlehren des Christenthums wurden in ihm zu einem eignen Gemische von Irrthümern. Raum und Zeit waren für den Taubstummen nur auf seine Sinne beschränkt. Er lebte in gewisser Beziehung sehr lange nur an dem Orte, den er betrat, nur in der Stunde der Gegenwart. Er hat nie begriffen, daß die Juden, denen er auf der Straße begegnete, nicht dieselben waren, die Christus gekreuzigt; daß dies Ereigniß achtzehnhundert Jahre, dreißig Generationen zurückliege. Und so dachte er sich auch, daß dieselben Juden, die er hier und dort sah, jene Schriften und Briefe, an die die Christen glaubten, verfaßt; daß sie sich vereinbart, die Christen zu narren, und diese doch rechte Tölpel seien, sich von ihnen so anführen zu lassen, und den Juden zu glauben, diese Neckschriften kämen von Gott.

Ein Jude war für ihn übrigens ein Mensch mit einem Ziegenbarte unter dem Kinn. Und trotz aller seiner Zweifel, theilte er dennoch die Abneigung gegen die Juden. Wir haben gesehen, daß er Furcht hatte, man könne ihn seiner Zweifel wegen für einen Juden halten. Aber diese Abneigung ging denn doch nicht so weit, unrecht gegen die Juden zu sein. Man hatte ihn gelehrt, daß die Menschen, die Gott liebe, stark, gesund und reich würden, und da er starke, gesunde und reiche Juden sah, schüttelte er abermals zweifelnd den Kopf und sagte: „Gott muß die Juden doch wohl ebenso gut lieben als die Christen, denn er läßt sie ja stark werden und segnet ihr Thun." —

Als die Zeit herankam, wo die Knaben seines Alters zur ersten Communion vorbereitet wurden, ging er mit den übrigen in die Kirche zum Religionsunterricht, und machte auch Alles mit und nach, was zu den äußeren Formen dieser Vorbereitungen gehört. Am Tage der Entscheidung aber glaubte der Pfarrer ihn nicht zur Communion zulassen zu dürfen. Die Ausschließung schmerzte ihn, ohne daß er wußte, wovon er ausgeschlossen wurde. Als er sich bei seinem Bruder Georg beklagte, suchte dieser ihn zu trösten, und sagte ihm, die Leute, die nicht communicirten, blieben stärker und würden älter als die, die communicirten. Und der kleine Taubstumme grübelte nach, und fand, daß dem wohl so sein müsse, da ja die Juden auch stark seien und sehr alt würden. Und wirklich fand er, daß er selbst trotz — oder wie er glaubte, — in Folge der Ausschließung von

der Communion immer stärker geworden und wohl auch sehr alt und am Ende doch in den Himmel kommen werde. Bei einer viel spätern Gelegenheit versuchte es der Taubstummenlehrer Gronewald in Cöln vergebens, ihm die katholische Ansicht von der consecrirten Hostie anzudeuten.

So wuchs der arme Johann nach und nach zum Jünglinge und zum Manne heran. Aber sein böses Geschick verfolgte ihn auf jedem Schritt, den er weiter auf der Bahn des Lebens machte. Ueberall verstand er stets nur theilweise, was er sah, und dieser Theil Wahrheit umspann dann seine lebendige Einbildungskraft stets mit einem Gewebe der wunderlichsten Irrthümer. Noch ein paar Beispiele hierfür.

Eines Tages kam ein Brauerknecht, der in der Nähe des elterlichen Hauses unseres Taubstummen wohnte, durch Zufall ums Leben. Man fand ihn im Keller todt liegen, von einem Fasse erdrückt. Im ersten Augenblicke glaubten die Nachbarn, daß ein Verbrechen begangen worden. Die gerichtliche Leichenschau und die Obduction ergab aber unzweifelhaft, daß nur ein Unglück den Tod veranlaßt, daß der Knecht das Faß habe heben wollen, gestrauchelt, und unter der Last erdrückt worden sei. Der Taubstumme vernahm diesen ganzen Hergang, und zog daraus den Schluß — daß die Todesart jedes Verstorbenen in seinem Herzen geschrieben stehe, und man nur die Brust zu öffnen brauche, um die letzten Augenblicke der Verstorbenen zu sehen.

In allen seinen Schlüssen liegt eine gewisse Folgerechtigkeit, die seinen Scharfsinn bekundet, aber auch uns lehrt, wie überhaupt alle Menschenlogik durch den individuellen Gesichtskreis bedingt ist. Wir lächeln über seine Fehlschlüsse — der Denker, der eine Stufe höher steht als wir, würde ebenso oft mitleidig auf uns herabsehen, wenn wir im höchsten Stolze die Gesetze Gottes und der Natur erkannt zu haben glauben.

Unser arme Johann war aber nicht nur ein scharfer Logiker, sondern auch ein erfinderischer Geist. Ja, er glaubte von sich selbst, daß die Dampfschiffe nach seiner Angabe gebaut worden seien. Sein Bruder Georg erzählte ihm in K., daß die kleinen Schiffe, die der Fluß hier trägt, in gar keinem Vergleiche zu denen auf größern Wassern seien. Dort gebe es Schiffe, so groß wie Häuser, und die so schnell wie der Wind über die Wellen liefen. Seine Einbildungskraft arbeitete diese Erzählung aus; als er aber später an den Rhein kam, sah er freilich Schiffe, die so groß wie Häuser waren, aber anstatt wie der Wind auf dem Wasser umherzufliegen, mußten sie von 18—20 Pferden langsam fortgezogen werden. Da stand er und grübelte abermals nach. Und dann drehte er sich zu seinem Vater, den er auf einer Reise nach Mainz begleitete, und bedeutete diesen, daß man an das Schiff Räder, wie an die Wassermühlen zu K. anbringen und drehen müsse, dann würde es so schnell wie der Wind gehen.

Der Vater lachte. Aber einige Zeit später sah unser Taubstumme ein Dampfschiff raschen Fluges über die Wellen des Rheines hinziehen. Er stand erstaunt und glaubte seine Idee verwirklicht. Er war so fest überzeugt, das Schiff sei nach seinem Plane gebaut, daß er sogar sich einbildete, er sähe seinen Namen: Johann auf dem Ruderkasten. Und er entsann sich dann, oder glaubte sich zu entsinnen, daß, als er seinem Vater seinen Plan mitgetheilt, ein Jude nahe beigestanden, und etwas in sein Taschenbuch geschrieben habe. Dieser Jude habe das Schiff nach seinem Plane bauen lassen, — war seine feste Ueberzeugung.

Die Reise selbst, die Johann an den Rhein brachte, wurde die Veranlassung ganz ähnlicher und ebenso traumreicher Fehlschlüsse und Mißverständnisse, als die, die seine ersten Jahre beherrschten. Als er nach und nach zum Jünglinge und endlich zum Manne herangewachsen war, fühlte seine Familie das Bedürfniß, ihm einen Broderwerb zu sichern. Sie ließ ihn ein Handwerk lernen. Er wurde Schuster. Und er war bald ein ganz ausgezeichneter Arbeiter. Und auch ein so guter, fleißiger und ordentlicher Mensch, daß, als sein erster Meister starb, dessen Wittwe eine Weile daran dachte, ihn zum Meistergesellen, vielleicht zu mehr, zu machen.

In diese Zeit fällt dann für ihn das Erwachen eines Gefühls, das unserm Leben erst mit seiner Poesie auch seine persönliche Bedeutung giebt. Die Liebe regte sich in seinem Herzen. Aber seine Gedanken wußten sie nicht zu begreifen, und so verwirrte ihn das Gefühl, daß unser aller Leitstern bei den ersten Schritten auf der Mannesbahn ist. Er fühlte die Gluth im Herzen, aber er konnte sie sich nicht erklären, nicht in Gedanken und Worten fassen. Das heilige Feuer durchzuckte sein Wesen, aber es brannte nur und erleuchtete ihn nicht. Das ist das größte Unglück dieser Erde. Ueberall, wo es über einen Sterblichen herabkommt, kehrt dies Unglück die Liebe naturgemäß in Haß um. Das gezwungene Cölibat führt sehr oft zur Verachtung des Weibes, die Eunuken sind die herzlosen Verächter und natürlichen Quäler der Frauen. Und nicht nur die Beschnittenen und nicht nur im Oriente.

Unser arme Taubstumme befand sich etwa in dieser Lage. Er liebte — — und war ohnmächtig Gegenliebe zu finden. Er war aber zu gut zum Hasse, und so schlug dies Gefühl bei ihm in ein anderes um, in das der Furcht vor dem geliebten Wesen. Er suchte mit seinen lebendigen Augen ein Auge, das ihn verstehe. Und suchte vergebens. Aber er bildete sich bald ein, daß die Mädchen in K. ihn ganz wunderlich ansähen. „Die sind verliebt in mich" — dachte er, erst Eine, dann Mehrere, zuletzt ihrer fünf aus den ersten Familien in K. Er war ihnen Anfangs auch recht gewogen, aber ein Zufall zeigte ihm, welch Unglück ihm durch dieselben bevorstehe.

Sein Vater machte gerade damals jene Reise nach Bingen und Mainz, auf der ihn Johann begleitete. In Bingen entdeckte er, wie

wir gesehen, die Dampfschiffe. In Mainz aber führte ihn sein Vater ins Theater, und er sah dort ein Drama, in dem ein Mädchen ihren Liebhaber vergiftete. Sie goß ihm heimlich Etwas in ein Glas, und als das Gift zu wirken anfing, lief der Vergiftete in der Verzweiflung auf und ab, und stieß zuletzt, ehe er hinstürzte und starb, mit dem Kopf und mit der Nase an die Wand.

Dies Schauspiel, diese Scene insbesondere machten den tiefsten Eindruck auf sein Gemüth. Er grübelte über das Unglück des armen Mannes nach; er träumte von dem bösen Mädchen, das seinen Geliebten vergiftet hatte. „Sollte das wohl öfterer vorkommen? Sollten wohl alle Weiber, die einen Mann gern haben, ihn vergiften, wenn er nicht thut, was sie wollen?"

Als er nach K. zurückgekommen war, fiel ihm diese Vergiftung ein, so oft er an seine Geliebten dachte, so oft er Einer von den Mädchen, die ihn so wunderlich angesehen hatten, begegnete. Ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, rief diese Ideenverbindung, verbunden mit seiner relativen Rath- und Thatlosigkeit den Weibern gegenüber, in ihm die Angst hervor, daß die Mädchen ihm wohl im Bösen nachstellen könnten. Noch ehe auch diese Angst ihm selbst recht klar geworden war, hatte sie in ihm den Entschluß gereift, weit, weit von K. wegzuziehen.

Seine Mutter war schon früher gestorben. Und jetzt starb auch sein Vater. Dieser Schlag erschütterte sein ganzes Wesen, und ließ ihm keine Ruhe mehr in K. — Ueberdies lebte Georg seit lange fern von K., war nur zur Ordnung der Familienverhältnisse zurückgekommen, und sollte nächstens wieder abreisen. Alles das wirkte in ihm. Er hatte davon gehört, daß man nach Brasilien auswandere, und daß Brasilien noch weiter als Nordamerika sei. Dort hin wollte er gehen.

Der Entschluß reifte rasch, wie überhaupt jeder Entschluß in ihm. Die Eindrücke, nicht das Denken leiteten und beherrschten ihn. Jeder Funke, der in ihm Feuer faßte, zündete auch unmittelbar allen Brennstoff seines Innern.

An demselben Tage, in derselben Stunde, in der die Absicht auszuwandern, in ihm zum Durchdruche kam, erklärte er dieselbe seinen Brüdern. Georg insbesondere war höchst überrascht, ungehalten, lief ganz wild in dem Zimmer hin und her, und stieß endlich mit dem Kopf und mit der Nase gegen die Wand, — gerade so, wie sich's im Theater zu Mainz ereignet, als das Mädchen ihren Geliebten vergiftet hatte.

Und in diesem Zufalle, der ihn so lebendig an jene Scene, — die so tiefe Spuren in seinem Gemüthe zurückgelassen hatte, und noch immer ihn dunkel beherrschte, — erinnerte, kam das Gefühl, das ihn aus K. wegtrieb, ebenfalls zum Durchdruche. „Sie wollen dich, wie den in Mainz, vergiften!" loderte es von nun an in seiner Seele. Seine taubstumme Liebe verwandelte sich in die entsch-

endste Abneigung. Aber das Bewußtsein dieser Abneigung ließ ihn die Rache der verstoßenen Geliebten nur noch mehr befürchten. Die Mädchen selbst aber haßten sich zugleich nun unter sich, da jede sich eingebildet habe, daß er sie um der Andern willen zurücksetze. So dachte er sich seine Lage und ihre Stimmung gegen ihn und gegen einander. — Der Zufall wollte, daß eines Tages Eines dieser Mädchen seinen Bruder Georg besuchte. Er sah, daß sie von ihm sprachen, und sie wendete sich bald auch zu ihm — in seiner Ueberzeugung, um ihm Anträge zu machen. Er aber kehrte sich rasch ab, weil er sie weder sprechen noch sehen wollte. Und diese habe ihn von da an noch mehr als die Andern gehaßt und verfolgt.

Alles Unglück, jedes Mißverständniß, jeden ihm unangenehmen Zufall brachte er von da an mit der Rache der verstoßenen Geliebten in Zusammenhang. Er wurde zufällig oder auch vielleicht in Folge seiner aufgeregten Einbildung, unwohl, bekam Erbrechen, Bluthusten — und sah darin die Wirkung des Giftes, das ihm die Mädchen beigebracht. Der Arzt, durch seinen Bruder veranlaßt, erklärte ihm, daß er in K. bleiben müsse, und ja nicht nach Braßlien auswandern dürfe, da er überall außerhalb K. sterben werde. Er ahnete die Lüge, und schloß, die Mädchen hätten den Arzt bestochen, um zu verhindern, daß er auswandere und sich so ihrer Rache entziehe. In Folge seines Unwohlseins bekam er Ungeziefer, und auch das hatten ihm die Mädchen angethan. Sie verläumdeten ihn bei seinen Geschwistern und Verwandten, sie hetzten alle Welt gegen ihn auf, sie nahmen ihm sein Handwerkzeug weg und versteckten es — sie beherrschten jeden seiner Gedanken wachend und träumend.

Als er endlich wieder hergestellt war, schlich er sich eines Tages heimlich aus dem elterlichen Hause, zog in die Weite, und flüchtete vor dem Unglück, das die Liebe über ihn gebracht hatte.

II.

Zu Bonn am Rhein wohnte im Jahre 1828 ein Schustermeister, Namens Anton Führer. Er war ein Mann strengen und heftigen Charakters. Sein größtes Unglück aber war, daß er sich dem Brandtweintrinken ergeben hatte, wodurch die Heftigkeit, die in seinem Wesen lag, bis zur wildesten Rohheit gesteigert wurde. Das Brandtweintrinken selbst wurde ihm so zum Bedürfniß, daß er Morgens nicht mehr arbeiten konnte, bevor er sein großes Glas Schnaps getrunken hatte, und daß er nie ausging, ohne betrunken heimzukehren.

So oft er aber betrunken war, betrug er sich wie ein wildes Thier. Er hatte Frau und Kinder; aber betrunken kannte er weder Frau noch Kind, und mißhandelte sie ohne alle Ursache und ohne alle Rücksicht.

Eines Tages versuchte ein Polizeidiener, durch das Hülferufen der Kinder veranlaßt, den Hausfrieden herzustellen; aber seine Zwischenkunft reizte den Wüthenden nur um so mehr. Er fiel über den Polizeidiener her, und mißhandelte ihn erbärmlich. Dafür wurde er vor Gericht gestellt und mit Gefängniß gestraft. Aber anstatt ihn zu bessern, hatte die Strafe nur die Folge, seine häusliche Lage und seine Geschäftsverhältnisse zu verschlimmern, seine innere Stimmung nur immer mehr zu reizen.

Von nun an wurde er rasch viermal hinter einander wegen Mißhandlungen vor Gericht gestellt, verurtheilt und mit Zuchthaus bestraft. Alles vergebens; im Gegentheile, reizte jede neue Strafe seine Wuth nur immer mehr. Kaum aus dem Gefängnisse entlassen, mißhandelte er eines Tages einen seiner Gesellen mit Messerstichen. Ein andermal warf er einem Kaufmanne, dem er Geld schuldig war, den Schuhleisten an den Kopf.

Doch schien nicht jeder bessere Funke in ihm erstickt. Zur Osterzeit im Jahre 1828 keimte im Andenken an das Fest und die jährliche Communion, ein Gedanke der Reue in ihm. Er ging in sich, war den ganzen Tag ruhig, und wollte Abends beichten, um am folgenden Morgen an der Communion Theil zu nehmen. Auf dem Wege zur Kirche begegnete er einem liederlichen Saufbruder, und hatte nicht die Kraft dessen Einladung, ein Glas zusammen zu trinken, zurückzuweisen. Ein Glas gab das Ande[illegible]; zuletzt aber riß Führer sich dennoch los, und ging in die nahe Kirche und hier zum Beichtstuhl. Die kühle Luft der steinernen Kirchenwölbung verdoppelte die Wirkung des Brandtweins, und bald saß und lag Führer schnarchend vor dem Beichtstuhl. Sein Nachbar stieß ihn sanft an; aber der Trunkenbold fuhr auf, suchte Streit mit dem ihn Weckenden, und ein ernstes Wort des Vorwurfes über sein Benehmen in der Kirche, vor dem Beichtstuhle, reizte seinen ganzen Zorn. Er fiel über den Unschuldigen her, konnte nur mit Mühe von ihm abgerissen, und aus der Kirche gebracht werden. Diese Scene führte ihn dann von neuem ins Gefängniß, und nach überstandener Strafe nur verwilderter, mit sich selbst zerfallener wieder in seine Familie zurück.

Alle Welt, seine Frau, seine Kinder, die Mitbewohner seines Hauses, seine Nachbarn hatten alle Tage mehr Angst vor diesem bösen Menschen, vor diesem wilden Thiere. Sein eigner Hausherr, bei dem er in Miethe wohnte, lebte in einer solchen Furcht vor ihm, daß er Abends kaum auszugehen wagte, und am Tage so stille aus- und einging, als möglich, um nur nicht von dem wilden Manne bemerkt zu werden. Eines Tages, als ihm der Hausherr die Miethe abforderte, und Führer kein Geld hatte, drohte er jenen zu erstechen, wenn er ihn nicht augenblicklich in Ruhe lasse. Und er war der Mann, der nicht zweimal drohte.

Es war natürlich, daß sehr bald Führer keine Gesellen mehr fin-

n konnte, die bei ihm arbeiten wollten, und daß nur solche bei
m arbeitetn, die anderswo kein Unterkommen fanden.

Im December 1828 kam ein taubstummer Schustergeselle auf die
Herberge in Bonn. Er war auf seiner Wanderfahrt begriffen, und
chte Arbeit. Nicht jeder Meister hat Lust, einen taubstummen
Gesellen zu nehmen; Anton Führer aber hatte wenig Wahl, und so
schickte ihm die Herbergmutter den taubstummen Gesellen zu.

Unser alter Bekannte, Johann Schmidt, — denn von ihm ist die
Rede — hatte unterdeß in Mainz, und später in Andernach gear-
beitet. Aber die Wanderlust war mit dem Wandern in ihm gewach-
sen, und überdies hatte er ja einmal von Brasilien gehört, und ge-
glaubt, daß er nur dort ganz sicher sein werde. So dachte er auch
nicht in Bonn zu bleiben, sondern wollte hier nur einen Rasttag ma-
chen, und dann weiter ziehen. Zufällig aber stand sein zweiter Bru-
der Andreas bei den Uhlanen in Bonn als Freiwilliger; und dieser
erfuhr — wir wissen nicht wie — die Anwesenheit Johanns in der
Schusterherberge. Er suchte ihn augenblicklich auf. Die Freude des
Wiederfindens war groß. Aber dennoch bestand Johann auf seinem
Vorsatze weiter zu reisen, und alle Ueberredungskünste seines Bru-
ders schlugen fehl, bis dieser zuletzt dem Taubstummen versicherte,
daß Bruder Georg, der damals in Münster als Referendar lebte,
zu Ostern nach Bonn kommen werde.

Der Uhlane begleitete den Taubstummen zu seinem neuen Mei-
ster, und empfahl ihm denselben herzlichst. Meister Führer versprach
auch, ihn so gut als möglich zu behandeln. Aber gleich am zweiten
Tage war unser Johann Zeuge der wilden Wuth und rücksichtslosen
Grausamkeit dieses Mannes. Als nämlich Johann zufällig an die-
sem Morgen einen Stiefel fallen ließ, ergriff Führer, der mit dem
Rücken den Anwesenden zugekehrt stand, eine schwere eiserne Zange,
und warf mit derselben, ohne erst zu untersuchen, wer den Stiefel
hatte fallen lassen, nach seinem eignen Sohne. Dieser wich dem
Wurfe aus, prallte dabei aber so heftig gegen Johann, daß der
Taubstumme rücklings zu Boden fiel, und sich am Hinterkopfe und
am Ellenbogen verwundete. Im ersten Augenblicke war er hierüber
sehr erzürnt, wurde aber bald wieder ruhig, als der Meister, der
ihm nichts Böses hatte zufügen wollen, ihn theilnehmend frug, ob
er auch keinen Schaden genommen. Johann bedeutete ihm, es sei
nicht des Redens werth.

Ein paar Tage später arbeitete der dreizehnjährige Sohn des
Führer an einem Stiefel. Der Knabe sollte eine alte Nath auftren-
nen, schnitt aber dabei zufällig ein wenig in das noch brauchbare
Leder. Als Führer dies bemerkte, prügelte und mißhandelte er seinen
Sohn auf eine grausenvolle Weise, und diese Scene nahm erst ein
Ende, als der Knabe sich zuletzt den Händen seines Vaters entrang,
und aus der Stube und aus dem Hause flüchtete. Führer griff nun
den Stiefel von neuem auf, befah ihn, und gerieth abermals so in

Wuth, daß er unter den furchtbarsten Gebehrden, mit den Händen um sich schlug, mit den Füßen auf die Erde trat, zuletzt ein Messer ergriff, dasselbe gegen seine eigne Brust wendetete, und im Begriffe schien, sich erstechen zu wollen.

Johann Schmidt ging an diesem Tage in die Herberge, und erzählte hier den anwesenden Gesellen, was er gesehen hatte. Einer derselben, der den Meister Führer kannte, schrieb dem Taubstummen in sein Taschenbuch, daß der Führer ein böser Mann sei, der seine Gesellen, anstatt sie zu bezahlen, mißhandle. Und er bedeutete Johann zugleich, daß der Meister Führer vor Kurzem einen Gesellen mit Messerstichen verwundet habe. Der Taubstumme enträthselte das Geschriebene, weil er einzelne Worte verstand, und begriff noch klarer die Zeichen, durch die man ihm die Verwundung des Gesellen erklärte.

Von nun an hatte er Angst vor diesem wilden Thiermenschen. Und jeder Tag brachte ihm neue Erfahrungen über die rücksichtlose Wuth des verwilderten Wesens, mit dem er zu thun hatte. Eine Scene, die ein paar Tage später stattfand, empörte sein ganzes Inneres. Er liebte die kleinen Kinder, und spielte gern mit ihnen, und wurde bald von ihnen wieder geliebt. Auch Führer hatte ein drittehalbjähriges Kind, das Johann oft auf seinem Knie reiten ließ. Der Taubstumme hatte das arme Kind um so lieber, als es kurze Zeit vorher mit siedendheißem Kaffee übergossen worden war, und noch immer an der erhaltenen Wunde litt. Eines Morgens kam Führer halb betrunken nach Hause, und fand, daß das Kind etwas verunreinigt hatte. Da ergriff er dasselbe und gab ihm wohl hundert Schläge. Jeder Schlag traf das Herz des Taubstummen; es ergriff ihn ein innerer Schauder ob dieser Grausamkeit, sein Herz klopfte und seine Glieder zitterten und bebten.

Sein ganzes Gemüth war erschüttert; seine erregbare Einbildungskraft kam in Bewegung. Er frug sich selbst: Weswegen hat mich mein Bruder zu diesem Unmenschen gebracht? Er grübelte und quälte sich selbst, bis auf einmal ihm seine Verfolgerinnen wieder einfielen. Es mochte in der Wuth des Meisters Etwas liegen, das ihn dunkel an die Verzweiflung des Vergifteten in Mainz erinnerte. Genug ihm kam der Gedanke, daß dieser böse Mann wohl von seinen Verfolgerinnen bestochen sein könne, um ihm ein Leids anzuthun; und dieser Gedanke bemächtigte sich seiner so sehr, daß er zuletzt einen schrecklichen Traum hatte. Er sah den Meister in Wuth gegen ihn selbst gerathen, mit einem Messer auf ihn zu stürzen, und ihm dasselbe in die Brust stoßen, daß das klare Herzblut aus der offenen Wunde heraus strömte. —

III.

Am andern Tage, den 24. December, saß Johann wie gewöhnlich früh Morgens um vier Uhr an der Arbeit. Er that wie immer sein Bestes, aber der böse Traum spielte beständig vor seinen Sinnen. Um sechs Uhr kam auch der Meister in die Arbeitstube. Dieser sah die Arbeit nach, bemerkte, daß Johann die Nähte an ein paar Schuhen etwas zu dick gemacht. Der Taubstumme glaubte, daß seine Arbeit besser als die frühere sei und bedeutete seine Ansicht dem Meister, wobei dieser es auch bewendet sein ließ.

Kurze Zeit nachher ging man zum Frühstück, und nach demselben kam Johanns Bruder zum Besuche. Dieser merkte augenblicklich, daß der Taubstumme verdrießlich aussehe, und frug ihn nach der Ursache. Die Antwort war: „Es ist kalt!“ Aber dann führte Johann seinen Bruder in die Nebenstube, und hier zeigte er ihm sein Taschenbuch und zwar die Stelle, die jener Geselle in der Herberge hineingeschrieben hatte, und in der es hieß, daß der Meister die Gesellen mißhandle, anstatt sie zu bezahlen. Sein Bruder suchte ihn zu beruhigen, versprach ihm, sich um einen andern Meister umzusehen, und ihm im Falle der Noth durch die Polizei Recht zu verschaffen. Ehe er aber fortging, sprach er noch mit der Meisterin, und Johann glaubte, daß zwischen ihnen von der Stelle im Taschenbuch Rede gewesen.

Als sein Bruder weggegangen war, sprach die Frau mit dem Meister, und zwar wie Johann glaubte von ihm. Die Meisterin wandte ihm, wie er sich dachte, absichtlich den Rücken, damit er nicht sehe, was sie sage. Der Meister aber sah ihn während dieser Unterredung, vielleicht zufällig — denn die Frau Führer behauptete später, es sei von Johann nicht die Rede gewesen — mit so stieren Augen an, daß Schmidt den Blick nicht ertragen konnte, die Augen senkte, und roth wurde, ohne selbst recht zu wissen warum. Er dachte: „Was mögen die von dir zu sprechen haben?“ Und ohne sich klar Rechenschaft zu geben, schwebte ihm dennoch dunkel vor, daß die Frau dem Meister gesagt, was in seinem Taschenbuche stehe.

Jetzt entfernte sich dieser, blieb wohl eine Stunde aus, und kam dann wieder in die Werkstatt. Johann glaubte zu riechen, daß er getrunken habe und betrunken sei, was aber die übrigen Hausgenossen, die Meisterin und sein Mitgeselle später in Abrede stellten.

Sehr bald aber trat der Führer wieder zu Johann, ergriff dessen Arbeit, und fand eine Schuhkappe mit einfachem Garne genäht, von der er behauptete, daß sie mit doppeltem Garne hätte genäht sein sollen. Er schnitt die Naht auf, und der Arbeiter mußte sie von neuem mit doppeltem Garne machen. Das war die zweite Kritik an diesem Tage, und beide schienen dem Taubstummen unberechtigt. Nachdem die Arbeit fertig war, bedeutete er dem Meister, daß in Mainz und in Kreuznach besser gearbeitet werde, als in Bonn. Der Meister

schwieg. Aber nach einer Weile wiederholte der Geselle seine Behauptung. Die innere Aufregung ließ den armen Taubstummen nicht ruhen. Es reizte ihn zum Widerspruch gegen den gefürchteten Mann, wie der Vogel in den Rachen der Schlange fliegt. Auf diesen zweiten Widerspruch erhob Führer sich, setzte seinen Fuß auf den Tisch, nahm ein Werkzeug in die Hand, schlug mit der Hand auf den Stiefel, kratzte die Näthe mit dem Instrumente auf, und bedeutete dem Taubstummen, daß wenn er so arbeite, er mit ihm zufrieden sein wolle.

Johann selbst erzählt dann die Gefühle, die ihn in diesem Augenblicke ergriffen und beherrschten. Nachdem der Meister den Fuß auf den Tisch gesetzt, und mit wüthender Gebehrde auf Mainz und Kreuznach geschimpft habe, warf derselbe einen raschen, unsichern Blick auf den Werktisch, schien eine Waffe zu suchen, um ihn — damit zu ermorden." — Der Traum, die Angst vor seinen Verfolgerinnen, das wüste, wilde Wesen des Meisters, die Verwundung des Gesellen, die Mißhandlung der Kinder — alle diese Bilder und Schatten umschwebten sein Gemüth, und sagten ihm: „Der sucht das Messer, um dich zu erstechen." — „Ein Schauder überlief sein ganzes Wesen," so erzählte er selbst weiter, „er zitterte abermals, und sein Herz klopfte ihm so heftig im Busen, daß," nach seiner Ansicht, „die Anwesenden es wohl gehört haben müßten. Das Blut stieg ihm zum Kopfe, und es flimmerte ihm vor den Augen. Er wendete sich von dem Meister, dem die Augen zum Kopfe hervorglotzten, ab, theils weil er seine schrecklich und furchtbar anzusehenden Gebehrden nicht langer ertragen konnte, theils weil er auf diese Weise ihn besänftigen zu können glaubte. Kaum aber hatte er sich von ihm abgekehrt, als Führer ihn mit Gewalt bei der Brust ergriff und ihn wieder auf sich zudrehte. In diesem Augenblicke durchdrang der Gedanke sein ganzes Wesen: „Jetzt bist du verloren, der hat das gesuchte Messer gefunden, und es ist nun um dein Leben geschehen." Und dieser Gedanke erfüllte seine Seele so, daß er nichts anderes mehr zu denken im Stande war. Tiefe Nacht legte sich auf sein Gehirn, die vielleicht Gott zur Strafe des Meisters veranlaßt haben möchte *)."

Johann hatte ein Messer ergriffen. Der Meister war ohne Rock, der Taubstumme stieß zu, ohne es selbst zu wissen, und sein Messer fuhr in die Brust des unheilvollen Mannes „wie ein Hauch über die Hand weg."

Führer stürzte unter dem Rufe: „Jesus, Marie, Joseph! der Kerl will mich erstechen!" zum Zimmer hinaus, that noch ein paar Schritte und fiel dann todt hin. Das Messer war durch beide Herzkammern gedrungen. —

*) Diese ganze Erzählung ist wörtlich nach seiner Zeichenrede niedergeschrieben.

Johann ahndete nicht im Entferntesten, daß er den Meister erstochen habe. Im Gegentheile glaubte er, dieser sei nur hinaus gestürzt um ein Instrument zu suchen, und werde gleich wieder kommen, ihn zu ermorden. Deswegen stürzte er auf die Thüre zu, um diese von Innen zu verschließen. Die Frau Führer und sein Mitgeselle Gutzeit aber hielten ihn zurück, rangen mit ihm, wobei sie aufs Bett fielen. „Wie leicht," meinte er, „hätten sie sich dabei durch das Messer, das ich in der Hand hielt, verletzen können!"

Als aber der Meister nicht wieder zurückkam, dachte dann Johann, daß er wohl wahrscheinlich zur Polizei gelaufen, und ihn dort scharf verklagen werde. Er kleidete sich daher rasch an, um auch dorthin zu gehen, sich zu rechtfertigen, und seinen rückständigen Lohn zu fordern. Unter dem Ankleiden kam der Polizeidiener, forderte Johann auf, ihm zu folgen, was dieser auch ohne Widerrede that. Im Gange unten sah er den Meister liegen, aber noch immer dachte er nicht daran, daß dieser todt sei und er ihn erstochen habe. Er bildete sich ein, der Meister könne wohl in der Eile die Treppe herabgefallen oder sonst ohnmächtig geworden sein.

Erst Abends gegen fünf Uhr erfuhr er im Gefängnisse, daß Führer todt sei. Um sechs kam sein Bruder Andreas, der Uhlane, und mit ihm mehrere Herren. Der Bruder bedeutete ihn: „Warum hast du den Meister erstochen? der ist todt! — Gott wird seine Blitze auf dich herabschleudern, und auch dich tödten! Deine Brüder werden dich nicht mehr als Bruder anerkennen! Bruder Georg wird dich kriegen! — Man wird dir den Prozeß machen, und den Kopf abhauen!"

Der Taubstumme aber blieb ruhig. Er warf seinem Bruder vor, warum er ihn nicht gleich habe von Führer wegziehen lassen. Er war sich keines bösen Gedankens bewußt, und so herrschte in seinem Innern kein Vorwurf gegen ihn selbst. Er war sich nicht klar, wie er zur That gekommen. Er dachte selbst mitunter an die Möglichkeit, daß Führer sich absichtlich in das Messer gestürzt, um so ihn selbst den Gerichten zu überliefern, und den Rachelohn, den ihm die Mädchen von K. versprochen, zu verdienen und auf seine Kinder kommen zu lassen, die er ja ohnedies durch sein Saufen und Rauffen in Elend und Noth gebracht habe. Der arme Taubstumme war edel genug — um solche Fehlschlüsse zu machen, ein solches Selbstopfer zum Heile seiner Kinder sogar von einem Menschen wie Führer für möglich zu halten.

Der Grundgedanke in ihm aber war, daß Gott seine Hand geleitet, und der Stoß die Strafe Gottes für alles Böse des Getödteten gewesen sei. Daher sei das Messer auch wie ein Hauch in die Brust hineingefahren. Trotz alledem aber ahndete er, daß er der menschlichen Strafgerechtigkeit verfallen sei, und ergab sich auch in dieser Beziehung ruhig in sein Geschick.

Am 25. Dezember öffnete der Schließer die Thüre seines Gefäng-

nisses und der Verwalter des Arrestlhauses winkte ihm, heraus zu kommen. Der Schließer war ganz festlich gekleidet, und Johann bildete sich ein, da jener sein Festkleid angezogen, so — werde er ihn zur Hinrichtung führen. Er wurde in dieser Ansicht um so mehr bestärkt, als er im Hofe des Arrestlhauses den Untersuchungsrichter, und mehrere Gensdarmen und Polizeibeamte stehen sah. Er dachte, seine letzte Stunde sei gekommen, sah die Welt mit trübem Auge noch einmal an, ging ruhig, wohin man ihn führte, und würde ebenso ruhig den Todesstreich empfangen haben.

IV.

Am 14. und 15. Aug. 1829 stand der Taubstumme Schmidt, des Mordes an seinem Meister Anton Führer angeklagt, vor dem Geschwornengericht zu Cöln am Rhein.

Es war ein Schauspiel tief rührenden Eindruckes; der Angeklagte, über dessen Leben und Tod hier entschieden werden sollte, war ein schöner, junger Mann, mittler Größe, mit freiem offenem Gesichte, schwarzen Haaren, blauen, klaren und sehr lebendigen Augen. Er stand ruhig und mit sich selbst im Reinen da, und betrachtete die Richter, die Geschwornen, die Advocaten und die zahlreich versammelte Volksmenge mit fragenden und forschenden Blicken. Er erkannte unter den Zeugen seine Jugendfreunde, seinen Lehrer, den Pfarrer der ersten Kirche, die er besucht hatte. Er sah sie mit Milde an, und lächelte ihnen einen freundlichen Gruß zu. Er erkannte auch die Witwe Führer und ein leichter Anflug dunkler Trauer überzog sein Antlitz, als er ihrem Auge begegnete.

„Das ist der taubstumme Mörder?" frugen sich alle Anwesenden, und antworteten sich selbst auf den ersten Anblick mit dem Gedanken: „Wahrlich, der sieht nicht aus, wie Jemand — der einen Mord auf seinen Gewissen hat."

Ehe die Verhandlung begann, wurde der Lehrer der Taubstummenschule in Cöln, Herr Gronewald als Interpret vereidet. Aber nur das kärglichste Gerippe der ganzen Verhandlung konnte dem Taubstummen durch Zeichen angedeutet werden.

So begann die Verhandlung. Der öffentliche Ankläger hob die That heraus, und suchte zu beweisen, wie die Taubstummen im Allgemeinen wohl unterscheiden lernten, was Recht und Unrecht sei, wie Jeder von ihnen nach und nach durch seine Umgebung eine Erziehung erlange, die ihnen klar mache, daß gewisse Handlungen, Mord und Todschlag vor Allem, Verbrechen seien, die die Gesellschaft auf's Strengste bestrafe. Er zeigte, wie Johann Schmidt ins Besondere sehr wohl gewußt, was ein Mord sei, und daß die Gesellschaft eine solche That strafe und räche.

Dann traten die Zeugen auf. Der Angeklagte selbst gestand die

That unumwunden ein; die Witwe Führer, der Geselle Gutzeit erzählte das Vorgefallene im Wesentlichen, wie der Angeklagte selbst die Thatsachen darstellte. Aerzte bezeugten, daß die Wunde durch beide Herzkammern gedrungen und unumgänglich tödtlich gewesen.

Das war die That. Ein Todtschlag? Ein Mord? Und jener Unglückliche dort — ist der Mörder? —

Dann aber kamen andere Zeugen. Die Wittwe Führer selbst mußte gestehen, daß ihrem Manne, einem wilden, wüsten Menschen nichts heilig gewesen. Die Gerichts- und Polizeibehörden bekundeten seine Verbrechen, die Mißhandlungen der Kinder, der Gesellen — die wüste Rohheit, die der Getödtete selbst in der Kirche, vor dem Beichtstuhle nicht verließ. Sein eigner Hausherr, der Zeuge Wagner, kam und sagte aus: daß er am Tage der That wohl den Hülferuf der Frau gehört, aber nicht gewagt, aus seinem Zimmer zu gehen, weil er, an dergleichen Scenen gewöhnt, gefürchtet habe, selbst mißhandelt zu werden, wenn er dem wüsten Manne gegenüber zu treten versuche. „Es ist gut, daß der Kerl aus dem Wege ist!" war das letzte Wort seines Zeugnisses!

Mit jeder Aussage über den Getödteten steigerte sich das Mitgefühl für den Angeklagten. Diese Theilnahme aber wurde immer inniger, als endlich auch die Zeugen auftraten, die den Angeklagten von Jugend auf gekannt und mit ihm zusammen gelebt hatten. Sein herrliches, kindliches Gemüth wurde hier mit jeder Aussage offener dargelegt. Seine Lehrer, seine Gespielen, seine frühern Meister konnten nur Gutes von ihm sagen. Ein einziger Fehler ergab sich aus ihren Zeugnissen; — ein Fehler, den ihm Gott verzeihen wird; denn dieser sein einziger Fehler war, daß er nicht sehen konnte, wie Jemanden Unrecht geschehe, ohne in Zorn zu gerathen, ohne sich unberufen in den Streit zu mischen. Und selbst dieser Fehler hatte nie zu Klagen gegen ihn, nie zu einer Thätlichkeit von seiner Seite geführt.

Der unheilvolle Mann, dessen Tod den Angeklagten vor seine Richter zog, mißhandelte einen Unschuldigen selbst am Fuße des Beichtstuhls. Der Director des Gefängnisses zu Cöln, Herr Burghardt, bezeugte, daß der Taubstumme sich während seines langen Aufenthaltes im Gefängnisse (von Januar bis August) stets friedfertig, leutseelig, zuvorkommend und fleißig, „wahrhaft musterhaft" betragen habe, so daß auch nicht die geringste Beschwerde gegen ihn hätte geführt werden können.

In dem altdeutschen Gerichtsverfahren kamen die Angeklagten mit ihren Freunden, und diese schwuren, daß sie den Angeklagten der That nicht schuldig glaubten, wenn sie ihn überhaupt einer solchen That wie der, der er angeklagt war, nicht für fähig hielten. Aus der Anhänglichkeit, der Achtung, der Freundschaft, die die Schaar Zeugen für den Angeklagten bekundeten, schlossen die Richter auf seine Schuld oder Unschuld. Aus jedem Zeugnisse aller Leute,

die den Angeklagten Schmidt je gekannt hatten, ging hervor, daß sie ohne Ausnahme ihn liebten, ihn eines Mordes für vollkommen unfähig hielten. Er würde vor den alten Schwurgerichten Germaniens schon auf diese Liebe, auf diese Achtung seiner Mitschwörer hin frei gesprochen worden sein.

Aber der neuern Rechtsauffassung genügt eine so allgemeine Schlußfolgerung nicht. Und deswegen wurden weitere Forschungen angestellt. Die Gerichts-Aerzte wurden befragt, ob Taubstumme überhaupt Verbrechen begehen könnten, und ob der Angeklagte ins Besondere für seine That zurechnungsfähig sei?

Der Kreisphysikus, Dr. Felden von Bonn, beantwortete beide Fragen verneinend. Er stellte im Allgemeinen die Bildsamkeit und Bildung eines Hörenden der eines Tauben gegenüber, zeigte den Nachtheil, in dem letzterer stets bleiben bleiben müsse, und zog daraus den Schluß, daß Taubstumme sich später entwickelten, stets unter der gewöhnlichen Entwickelungsstufe der Hörenden blieben, und somit gleichsam auf der Stufe der Blödsinnigen ständen.

„Alles Uebersinnliche" fährt das gerichtsärzliche Gutachten fort, „z. B. Anschauung, Möglichkeit, Ursache, Recht, Pflicht, Verbrechen, Weisheit, bleiben ihm fremd. Diese Begriffe sind es aber eben, die ihm den gesetzlichen Zwang gegen jede gesetzwidrige Handlung auflegen sollen, weil er durch sie die Kenntniß des innern Grundes der Handlung und Unterlassung erlangen muß. Von ihm sind also die eigentlichen Begriffe von Recht und Unrecht nicht zu fordern, und wenn er etwas gesetzwidriges thut, handelt er nicht im Sinne eines Menschen, der die That als gesetzwidrig kannte, sondern er handelte in der durch Naturfehler begründeten Unwissenheit, und die Folgen derselben können ihm nicht zugerechnet werden."

In Bezug auf den Angeklagten suchte der Arzt zu zeigen, wie seine allgemeinen Unterstellungen auf ihn paßten, und kam auch in dieser Frage zu der Antwort: „der Taubstumme, der das Recht als nur für ihn allein bestehend, das Unrecht als nur ihn allein beleidigend kannte; — dem Gefühle nach Richter in seiner eignen Sache, unfähig seinen Zorn durch Worte zu entladen, an heftige Bewegungen in der Gebehrdensprache schon gewohnt, vereinigte alle Eigenschaften in sich zur hastigen unfreien Führung des Mordinstrumentes, und entbehrt aller jener, die ihn zurückhalten können. Alles dieses begründet den Schluß, daß dem Johann Schmidt die an Anton Führer begangne That nicht zugerechnet werden kann."

Endlich wurde noch der Taubstummenlehrer Gronewald als Zeuge verhört, und er stimmte im Wesentlichen mit der Ansicht des Arztes überein. Er schloß seine Aussage, indem er sich dahin aussprach: „Ueberhaupt sind alle abstracten Begriffe dem Taubstummen fremd. Selbst solchen, die einen systematischen, eigens für sie eingerichteten Unterricht genossen haben, ist es sehr schwer, abstracte Begriffe beizubringen. Und es dauert oft Jahre lang, ehe sie bei

der höchsten Anstrengung des Lehrers einen einzigen sich klar machen können." —

Nachdem so die Zeugen alle verhört waren, erhielt das öffentliche Ministerium das Wort zur Begründung der Anklage. Die einzige Frage von Bedeutung war die über die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten. Das öffentliche Ministerium glaubte dieselbe bejahen zu müssen. Es zeigte, wie Johann Schmidt, trotz seiner Taubstummheit sehr wohl Gutes vom Bösen zu unterscheiden gewußt, wie er in seiner Familie, wenn auch keinen systematischen, doch einen sehr umfassenden natürlichen Unterricht genossen habe." „Seine Brüder brachten ihn den Begriff von Recht und Unrecht, vom Guten und Bösen bei; sie lehrten ihn die Unsterblichkeit der Seele und eine allwaltende, belohnende und bestrafende Gottheit kennen. Sie führten ihn an einen vom Blitze Erschlagenen, und bedeuteten, daß dies von Gott geschehen sei; so erlangte er den ersten Begriff von Gott. Sein Bruder Andreas bekundet, daß selbst bei den heftigsten Ausbrüchen des Zornes eine Andeutung auf Gott gleich Sanftmuth in seine Seele gegossen. Bei dem Tode seines Vaters fand er nur Trost in der Andeutung, daß jener jenseits fortlebe. Wir hörten, wie er dem Zeugen, Andreas Schenk, als dieser ihm bedeutete, er wolle sich selbst tödten, durch Zeichen verständlich machte, er würde eine solche That ewig büßen müssen. Aus all dem folgt, daß er einen Begriff von einer lohnenden und strafenden Gottheit hatte."

„Unter solchen Umständen, und bei den natürlichen Anlagen des Angeklagten, kann die Lösung der Frage: ob derselbe zurechnungsfähig ist? nicht mehr schwer sein. Es handelt sich hier nicht um abstracte Begriffe, es handelt sich von dem practischen Gefühle, was Recht und Unrecht ist. Die Erhaltung des Lebens ist tief in jedes Menschen Seele eingeschrieben. Und wenn dies, dann muß die That auch zugerechnet und bestraft werden."

„Wir haben gesehen, wie er bei der Leiche zwar erblaßt, aber keine Reue gezeigt hat; wie man im Gegentheil zu bemerken glaubte, er meine, grade nicht zu viel gethan zu haben, und würde unter ähnlichen Verhältnissen dasselbe wieder thun."

„Sein früheres Leben kommt bei der gegenwärtigen That nicht in Anspruch; er hat die That vollbracht, er kennt das Gebot: „Du sollst nicht tödten!" er weiß, daß Gott und die Menschen Mord und Todtschlag strafen."

„Indem ich überzeugt bin, daß Sie, meine Herren Geschworenen, die That von allen Seiten beurtheilen werden, lege ich das Schicksal des Angeklagten in ihre Hände."

Der Vertheidiger des Angeklagten suchte diese Gründe der Anklage wieder umzustoßen. Er leugnete von neuem die allgemeine Zurechnungsfähigkeit des Taubstummen und die des Angeklagten ins Besondere; er suchte dann aber weiter zu begründen, daß die That,

Univ. B.
München

die dem Angeklagten zur Last falle, durch ihre Subjectivität, als in gerechtfertigter Nothwehr begangen betrachtet werden müsse.

Zu dem Ende ging er zuerst das ganze Leben des Angeklagten durch, und schilderte ihm gegenüber den Getödteten. Endlich kommt er zur Frage der Zurechnungsfähigkeit.

„Der Taubstumme bleibt uns stets ein Räthsel, sowohl der rohe als der gebildete; Ja, wer bürgt dafür, daß der Angeklagte sich selbst von den gegenwärtigen Verhandlungen den richtigen Begriff macht, daß der Angeklagte den Interpreten und dieser den Angeklagten versteht? Er muß, wie ein Kind, auf der untersten Stufe stehend, betrachtet werden. Bei einem fünfzehnjährigen Menschen, der mit seinen gesunden Sinnen begabt ist, zweifelt das Gesetz, ob er Zurechnungsfähig — und der Angeklagte kann doch in Bezug auf geistige Ausbildung, auf Zurechnungsfähigkeit nicht mit einem solchen zusammengestellt werden."

„Dem Angeklagten sind überhaupt die Gesetze nicht bekannt, und Niemand darf nach Gesetzen gerichtet werden, die er nicht kennt."

Der Vertheidiger geht dann noch einmal zu den Gründen über, die der Arzt angedeutet hatte, und fährt hier fort:

„Die Individualität des Angeklagten bietet aber noch einen andern Gesichtspunkt zur Beurtheilung der That, nämlich den, daß derselbe im Augenblicke der That im Zustande der Nothwehr gewesen; daß er wirklich von Führer angegriffen worden, oder auch nur sich in Wahrheit von ihm angegriffen, und sein Leben vertheidigen zu müssen, glaubte. Der Angeklagte meinte, Führer wolle ihn ermorden, und sein Messerstoß war die unwillkürliche Folge dieses Glaubens. Die Individualität der beiden Betheiligten unterstützt diese Angabe in jeder Weise." Nachdem er die beiden Handelnden geschildert, und die Gewaltthätigkeit des Getödteten dargestellt, schließt der Vertheidiger und sagt: „Ist es hiernach zu verwundern, wenn Joh. Schmidt bei einem solchen Menschen voraussetzen konnte, dieser bedrohe sein Leben, und sei gegen ihn zur bösen That bereit. Schmidt glaubte dies, und in diesem Glauben beruht seine Unschuld, wenn seine Taubstummheit nicht genügen sollte, ihn frei zu sprechen."

Das öffentliche Ministerium trat mit einer Gegenrede auf; der Vertheidiger erwiederte von neuem; aber beide wiederholten nur, was bereits gesagt war.

So schloß der Präsident des Assisenhofes endlich die Verhandlungen, stellte ihr ganzes Ergebniß in einer umfassenden Rede zusammen, und legte endlich den Geschwornen die Fragen vor:

1. „Ist der gegenwärtige Angeklagte, Joh. Schmidt aus K. schuldig, am 24. Dezember 1828 seinen Meister, den Schuster Ant. Führer durch einen freiwillig zugefügten Messerstich getödtet zu haben?"

2. „Ist es erwiesen, daß der Angeklagte zu der in der ersten Frage bezeichneten That durch Schläge oder Gewaltthätigkeiten gezwungt worden sei?"

Die Berathung der Geschwornen dauerte eine halbe Stunde, während welcher der Angeklagte ruhig auf seiner Bank saß, und alle Blicke der Anwesenden ihn mit der innigsten Theilnahme beobachteten.

Endlich traten die Geschwornen wieder in den Sitzungssaal, und ihr Vorsteher las die erste Frage laut vor und beantwortete sie mit:

„Nein! er ist nicht schuldig!"

Wodurch die zweite Frage überflüssig wurde.

Unwillkührlich zeigten alle Anwesenden ihren lauten Beifall. Der Angeklagte aber verzog keine Miene, als ihm seine Freisprechung mitgetheilt wurde. Er blieb ernst und würdevoll. Später sagte er dem Taubstummenlehrer Gronewald, daß er, als unschuldig, keine Ursache gehabt, seine Freude zu bekunden; und daß man am Ende aus einer großen Freude hätte schließen mögen, er sei schuldig, und ihn dann von neuem in Anklagestand hätte versetzen können. Ein paar Tage vor der Verhandlung seines Prozesses wurde ein anderer Angeklagter, dem ebenfalls ein Mord zur Last gelegt war, aus Mangel an Beweis freigesprochen. Schmidt hörte dies, und so entstanden auch hier, wie bei frühern Gelegenheiten, Zweifel in ihm. Er sagte dem Lehrer Gronewald, der sein ganzes Vertrauen besaß: „Das Gericht ist wohl nicht so ernst gemeint; es will wohl nur ein wenig erschrecken; hat es ja auch den Angeklagten Wermelskirchen freigesprochen."

V.

Einer der Geschwornen war ein alter Bekannter unserer Familie, ein schlichter Bürger aus Cöln. Ich frug ihn: „Welche Gründe ihn und seine Mitgeschwornen geleitet hätten?" Und er sagte:

„Hätte der Schmidt gestohlen, oder mit kaltem Blute und vorherbedacht gemordet, so würden wir ihn verurtheilt haben. Was man über die absolute Unzurechnungsfähigkeit der Taubstummen gesagt, hat uns wenig gerührt. Es giebt Bauern im Bergischen und in der Eifel, die tiefer stehen, als dieser Taubstumme. Von „abstracten Begriffen" wissen Hans und Klaus ebenso wenig. Wer den ersten, besten Ackersknecht fragt: was „Anschauung, Möglichkeit, Ursache, Recht, Pflicht, Weisheit" für Begriffe seien? der wird in Gefahr kommen, von ihm für verrückt gehalten zu werden; und wer einem gewöhnlichen Ackerknechte diese „abstractive Begriffe" beibringen wollte, der würde, wenns ihm Ernst um die Sache ware, dabei in allem Ernste in Verzweiflung gerathen und verrückt werden können. Wenn „abstracte Begriffe" zur Zurechnungsfähigkeit nöthig wären, so müßten unter zehn wenigstens neun, vielleicht unter hundert neun und neunzig

Verbrecher freigesprochen werden. Die Frage ist: „Weiß der Verbrecher, daß das Verbrechen Unrecht ist? „Und dann: „War er im Augenblicke der Handlung nicht in einem Zustande, der das Bewußtsein vollkommen verdunkeln und zernichten mußte?"

„Der Schmidt war in einem solchen Zustande. Sein bester Vertheidiger war er selbst. Er sagte: „Tiefe Nacht legte sich auf mein Gehirn, die vielleicht Gott zur Strafe des Meisters veranlaßt haben mag."

„Deswegen sprachen wir ihn frei, weil es uns klar wurde, daß dies keine Phrase, sondern für ihn die pure Wahrheit war."

Vor hundert Jahren,

oder:

der Quacksalber.

Erzählung von Gustav Nieritz.

Wohl dem Menschen, der nicht durch eigen, sondern durch andrer Leute Schaden klug wird. Daß dieß mehr und mehr geschehe, ist eines ehrlichen Kalendermanns Ziel und Streben. Darum soll derselbe ein Janus sein, dessen bejahrtes Antlitz — das der Erfahrung — rückwärts auf die Vergangenheit schaut, und das jugendliche, einer ungewissen Zukunft zugewendete, vor Uebereilungen bewahrt. Die Vergangenheit sei eine Lehrmeisterin der Zukunft. War sie eine glückliche zu nennen, so lasse uns die Mittel zu Erlangung gleichen Glückes ergreifen. War sie eine böse, so werden wir um so dankbarer der besseren Gegenwart uns erfreuen. Dieß der Gesichtspunkt, aus welchem der Kalendermann seine nachstehende Erzählung betrachtet zu sehen wünscht.

Es war früh geworden und der Tanz endlich aus. Die letzten Paare gingen. Die Tänzer bezahlten den Ruhm, am längsten gesprungen zu haben, mit wüstem Kopfe und Beutel, die Tänzerinnen mit dem tödtlichen Keime der Lungensucht oder der Gicht. Diejenigen, welche zum Todestanze warter aufgespielt hatten, legten ihre klingenden Hölzer und Messingdinge hin, der erwünschten Ruhe sich erfreuend. Der Flöt-, Horn- und Clarinett-iste führten den schäumenden Bierkrug zu den vertrockneten Lippen und tranken in langen Zügen — den Tod! Der Bassiste that ihnen dabei nach Kräften Bescheid, schadenfroh zu sich sprechend: „Immer trinkt, ihr Bimssteine! Euch seh ich insgesammt vor mir in's Gras beißen." Der zweite Geiger aber sagte zum ersten: Wie ist's, Kaiserkarl, wollen wir nicht auch einen auf die Lampe gießen? Hast du keinen Durst?

„Frage doch den Knauser nicht erst," rief der Horniste keuchend — „Längst schon hat er die ergaunerten Groschen in seiner Tasche gezählt und mag davon nicht einen Dreier missen."

Der erste Geiger, ein junger, lang aufgeschossener Mann, schwieg sowohl zu dieser Rede als auch zu den darauf folgenden Sticheleien seiner zechenden Kameraden. Er verbrachte die Zeit damit, daß er, nicht ohne Geschick, seine Geige erklingen ließ. Aber die Töne, welche er den Saiten entlockte, waren insgesammt schwermüthiger Natur und bildeten einen schroffen Gegensatz zu den vorigen lustigen Tanzweisen. Als die übrigen Musikanten ihre Instrumente nahmen, um den Saal zu verlassen, begann der zurückbleibende Kaiserkarl mit melodischen Klängen, welche dem einen Mundwinkel fast unbemerkbar entglitten und mehr denjenigen einer Flöte als einer Pfeife glichen, die Weise eines bekannten Liedes anzustimmen, welche er mit gedämpften Violinaccorden begleitete.

So wie die Spielleute hinaus waren, warf der junge Mann die Geige hin und sich in einen hohen Lehnstuhl, in welchem er gar bald fest einschlief. Es vergingen einige Stunden, ohne daß in dem Wirthshause, welches nicht weit vor dem Thore der Residenz lag, sich etwas gerührt hätte. Später begannen die Mägde die Schänkstube und den daran befindlichen Saal zu reinigen, während der Spielmann ungestört fortschlief.

Zwei ansehnliche Männer in blauen Ueberröcken und großen, dreieckigen Hüten langten an, welche neugierig sich umschauten und die Mägde befragten, ob Handwerksbursche oder andere junge Männer hier übernachtet hätten? Als sie des Spielmanns hinter dem Ofen gewahrten, machten sie einen langen Hals, steckten die Köpfe zusammen und bestellten darauf eine Flasche feurigen Weins, die sie in den Saal bringen ließen. Bald vernahmen die Leute in der Schänkstube die laute Stimme Kaiserkarls unter denen der beiden Blauröcke, welche dem Spielmanne tapfer zutranken und eine zweite Flasche nachrücken ließen. Die damit beauftragte Magd sah auf des jungen, sichtlich berauschten Mannes Kopfe den Dreimaster des einen Blaurockes und zwar auf dem einen Ohre sitzen und ihn, wie seine Zutrinker, seelenvergnügt. Dabei hieß es: „Du und du, Kamerad hin, Kamerad her.“ Schnell jedoch änderte sich die Scene. Flüche und Drohworte schallten durch die halbgeöffnete Thüre der Schänkstube und in diese trat mit zornglühendem Antlitze der eine Blaurock, welcher den herzukommenden Wirth mit der hastigen Frage anredete: „Der Lump drinn mit der Fidel behauptet, daß er Soldat sei. Ist das wahr oder nur ein elender Kniff?“

Der Wirth verbarg ein schadenfrohes Lächeln, indem er versetzte: „Ja wohl, mein Herr! Kaiserkarl steht bei der Leibgrenadiercompagnie unsers gnädigsten Kurfürsten und geigt hier nur, wann er dienstfrei ist. Frage der Herr meine Leute und sie werden es insgesammt bestätigen.“

Da murmelte der Blaurock ein Schock Donnerwetter in den Bart, zog den Beutel, bezahlte die Zeche und verließ mit seinem Kameraden das Haus. Als sie fort waren, strömten alle Anwesende

in den Saal, um unter Lachen den jungen Mann wegen der gelungenen Ueberlistung der beiden fremden Werber zu beglückwünschen.

Kaiserkarl war umgetauscht, war närrisch, ja toll geworden. Abwechselnd geigte, pfiff, miaute, bellte, grunzte, quakte, ahmte er die verschiedensten Thierstimmen und zwar täuschend nach, machte er den Bauchredner und allerhand Bocksprünge. Dabei floß sein Mund von witzigen Schnurren über, welche die Lachmuskeln der Zuhörer in unaufhörliche Thätigkeit erhielten.

Während dem war ein Wagen, mit einer Leinwandplane überdeckt, vor dem Gasthofe angelangt. Ein wohlbeleibter Fünfziger in einem grünen, verschossenen Sammetrocke, mit Silbertressen reich besetzt, in rothen Strümpfen mit weißen Zwickeln, mit großen Steinschnallen auf den Schuhen und einer vielgelockten Perücke auf dem Haupte, förderte sich nicht ohne Anstrengung aus des Wagens Grunde zu Tage. Ihm nach sprang, leichten Fußes, ein junges Frauenzimmer in einem ziemlich sonderbaren Putze, das, ihrem Begleiter voraus, in das Wirthshaus eilte. Später kam der Sammetrock nebst seinem Kutscher nach, welche beide einen Mann mehr trugen als führten, mit welchem es offenbar auf die Neige ging.

Denn man durfte ihm nur in das leichenhafte Antlitz sehen, welchem die sogenannten hyppokratischen oder todverkündenden Züge bereits aufgeprägt waren, um die nahende Auflösung zu erkennen. Als man den Kranken in einen Lehnstuhl gebracht hatte, sank sein Haupt nach vorn auf die Brust hernieder, während seine weißen, fleischlosen Finger krampfhaft die Lehnen des Sessels packten. Mühsam arbeitete sich ein röchelndes Stöhnen aus der beengten, hoch sich hebenden Brust herauf, die keines anderen Lautes jetzt mächtig war.

Mit einem Gesichte, dessen Mienen mehr Aerger als Mitleiden zeigten, hob der Sammetrock zu dem Kranken an: „Tod und Teufel, Haimon! was ist dir? So ermanne dich doch, alte Memme! gieß eins hinter die Zunge, du Bärenhäuter!“

Auf die Rede erhob der Kranke das gläserne Auge und richtete es mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke auf den Sprecher.

Der Blick aus diesem halb gebrochenen Auge besagte mehr als eine lange Erwiderung. Von der stillen und doch wiederum schreienden Anklage getroffen, versetzte der Sammetrock ärgerlich: „Nun, altes Weib, was willst du mir sagen?“

„Daß — ich — sterbe!“ hauchte der Kranke.

„Pah! larifari!“ — erwiederte der Grünrock — „Dir fehlt deine gewöhnliche Portion Aquavit und sonst nichts. Isabelle, reiche mir den Löffel her, daß ich dem Hanswurst von meinen Lebenstropfen einflöße. Isabelle, hörst du nicht?“

Der Kranke schüttelte mit allen Zeichen des Abscheues das Haupt.

„Nichts da!“ murmelte er dumpf — „kein Gift! Hinweg Giftmischer!“

Der Schimpfirte blickte sich betroffen nach unwillkommenen Zu-

dern um und versetzte, da er deren keine in der Schänkstube sah, mit ausbrechender Wuth:

„Schweig', Hund! oder ich verstopfe dir dein Lästermaul auf immer!" Dabei ahmte er mit seinen Händen die Pantomime des Erdrosselns nach.

„Immer zu!" lallte Hanswurst — „besser so, als deine Pulver und Tropfen von Arsenik."

„Er spricht im delirio" — sagte der Grünrock, sich gleichsam selbst beruhigend, indem er allein bei dem Kranken im ganzen Zimmer war. „Er faselt, der arme Hanswurst. Wie aber, wenn er wirklich in's Gras beißen sollte? Das wäre ja der ärgste Strich durch meine Rechnung. Ich muß sehen, wie ich dem Narren wieder auf die Beine helfe. Isabelle! wo steckt das Wettermädel? Wenn auch sie nichts über Haimon vermag, dann ist's wirklich aus mit ihm. Isabelle! Isabelle!"

„Nennt sie nicht Isabelle, sondern Isebel" — sprach Haimon. „Denn mir ward sie zur Isebel, die mich zum falschen Zeugen gegen den unschuldigen Naboth dingte. Isambart, seht Ihr die zahllosen Menschen mit den giftgeschwollnen Leibern umher? Vernehmt Ihr deren Wimmern und Röcheln? Jetzt fühle ich ihr Weh. O! ich habe sie mit lachendem Munde zu Eurer Giftküche geführt. Was klingelt Ihr mir mit Euerm Sündengelde vor den Ohren? Ihr werdet doch nicht das Winseln der von Euch Vergifteten überklauben."

„Er schwatzt wieder trotz einem Waschweibe" — murmelte Isambart — „ein Zeichen, daß es noch nicht an's Leben geht. Eine Gabe Brechwurz und ihm ist geholfen."

„Mein Herz ist gebrochen" — klagte Haimon, — „und nichts in der Welt kann es wieder heilen. Oh Isebel!" „Ja, wo die Dirne bleibt?" fragte Isambart. „Welch' ein Lärm im Nebenzimmer! Ha, ich vernehme deutlich Isabellens lachende Stimme."

„Ich sterbe" — sprach Haimon unter einem Froste — „und sie — lacht! Sie, die mich verführte!" Der Contrast war stark. Hier der bleiche Tod mit einem Erdensohne ringend und dicht daneben die lauteste Freude mit ihren Kraftäußerungen.

Indessen war Isambart zur Saalthüre hingegangen, um Isabelle herbeizurufen. Athemlos und mit glühendem Gesichte trat sie in die Schänkstube.

„Was soll ich denn?" fragte sie unmuthig.

„Da sieh unsern Hanswurst an" — sprach Isambart. „Er thut ganz gefährlich und will sterben."

„Nun so laßt ihm doch den Willen, mein dicker Doktor!" versetzte die Dirne roh. „O Hanswurst! wie übel du aussiehst! Wie die Fliegen im Spätherbste, wann sie die Beine ausperren und weiße Ringe um den Leib bekommen."

„Elende!" zürnte Haimon, indem sein Antlitz schrecklich sich

verzerrte — „auch dein Herbst wird kommen und schneller als du meinst. Dann wirst du noch ungleich schlimmer aussehen denn ich jetzt und alle weißringeligen Fliegen. O Isebel!“

„Ist's nicht zum Lachen“ spottete die Dirne — „wenn Hanswurst zum Bußprediger und Betbruder wird?“

„O, könnte ich beten!“ sprach Hanswurst inbrünstig. Dann senkte er das Haupt wieder und schwieg.

„Aber sprich, Isabelle“ — hob Isambart an — „ob es nicht eine verzwickte Geschichte ist, daß uns Hanswurst just vor der reichen Residenz krank werden und die verhoffte Aernte zu Wasser machen muß? Wenn er wirklich sterben will, — warum konnte er nicht noch 8 oder 14 Tage damit warten? Meinen schönsten Seeteufel gäbe ich d'rum, wenn der einfältige Kerl sich noch einige Zeit geduldet hätte.“

„Ihr verliert wenig oder nichts an ihm, Vetter!“ antwortete Isabelle. „Er wurde immer sauertöpfiger und quälte mich unaufhörlich mit Vorwürfen wegen meiner heitern Laune. Immerhin laßt ihn abfahren. Ich will Euch dafür einen Hanswurst zeigen, der zehnmal besser denn Haimon ist. Wenn Ihr den gewinnen könntet, wäre uns sogleich geholfen. Kommt und sehet selbst, mein dicker Vetter.“

Sie nahm den Grünrock bei dem Arme und zog ihn in den Saal hinein.

Der Sterbende blieb allein.

Nach einer Weile öffnete sich dessen bisher geschlossen gewesenes Auge, das befremdet rings umherblickte.

Immer kreideweißer war das Antlitz geworden, das durch ein volles, rabenschwarzes Haupt und Barthaar einen Rahmen der Trauer erhielt. Als das wüste Lärmen aus dem Saale seine Ohren berührte, zuckte er zusammen; dann erhob er den Blick unter dem Ausdrucke des tiefsten Seelenschmerzes und der Reue gen Himmel. Seine Hände verließen die Stuhllehnen und falteten sich über der Brust fest in einander. Die bläulichen Lippen zuckten hin und her, öffneten sich und hauchten: „Unser — Vater — der du —“

Erstorben sank das müde Haupt hernieder auf das Herz, das nicht mehr schlagende!

Also starb Hanswurst.

Still, grabesstill war's in der Stube, desto lauter tobte nebenan die Freude!

Von dem Marktplatze der Residenz her ertönte Trompetenschall. Hanswurst im buntgewürfelten Kleide, im Spitzhute, mit einem gemalten Ringelbarte und geschminkten Wangen war der Trompeter. Er stand auf der erhöhten Schaubbühne einer Bretbude und ließ abwechselnd die Trompete, so wie seine Stimme erschallen.

„Herbei! heran!" schrie er überlaut — „immer dicke, dicke, dicke, herbei! So etwas kommt nie wieder! Herbei, wer sein Leben liebt und seine Gesundheit. Herbei, wer den Grillen entsagt und fröhlich sein will. Hoher Adel und hochgeehrtes Publi- Publi- Publikum! Hier können Sie sehen den weltberühmten hochgelahrten Wunderdokter, Amadeus Theophilus Isambertus, der ganzen Welt ächtes und größtes Wunder. Derselbe heilt alle Gebrechen der leidenden Menschheit, sie haben Namen, welche sie wollen. Er kommt so eben von einer Rundreise um die Welt und beglückt diese Residenz auf nur kurze Zeit mit seiner Gegenwart. Wenn die gewöhnlichen Aerzte ihre Patienten plagen mit Purganzen und Vomitiven, mit Aderlässen, Schröpfen und Zugpflastern, mit großen Arzneiflaschen von schauderhaftem Geschmacke, mit Theetrinken und magern Wassersuppen, so heilt sie der Doktor Isambertus im Fluge und ohne allen Schmerz. Lassen Sie jetzt die unvernünftigen, ja todten Thiere sprechen, welche Sie hier aufgehängt sehen. Sie werden die Wahrheit meiner Worte bestätigen. Sprich" — er wendete sich an einen ausgestopften Fisch, der von der Bude herabhing — „warum bist du aus dem Meeresgrunde hierher gekommen?"

Da tönten aus des Fisches offnem Munde die deutlichen Worte hervor: „Ich bin ein Nachkomme desselben Fisches, von welchem der junge Tobias das Herz, die Galle und Leber nahm, um damit die bösen Geister und den grauen Staar zu vertreiben, auch allerlei Krankheiten zu heilen."

„Und was macht sie hier?" fuhr Hanswurst zu einer buntschillernden Schlange fort:

„Ich verführte" — versetzte diese dumpf — „die Mutter Eva im Paradiese und mußte zur Strafe dafür seitdem auf dem Bauche kriechen. Doktor Isambart nahm mir die Giftblase, um damit alle Gifte aus dem menschlichen Leibe auszufegen."

„Ein löblicher Gedanke" — sprach Hanswurst — „sein begangenes Unrecht auf solche Weise wieder gut zu machen. Nun aber, vortrefflicher Seeteufel" — diese Worte galten einem sonderbar anzuschauenden Geschöpfe des Fischreiches — „wem verdanken wir dero höchst angenehme Gegenwart?"

„Dem Doktor Isambart" — schnarrte der Seeteufel zurück. „Mein Vetter, der wirkliche Teufel, hatte den Stein der Weisen, dessen Besitz dem Menschen die Unsterblichkeit sichert, aus Neid in's Meer versenkt, wo es am tiefsten ist, ich aber denselben aufgefangen und verschluckt, um immer zu leben und dem Menschen die Möglichkeit des Wiederfindens noch mehr zu erschweren. Doch Doktor Isambart holte mich aus des Meeres Tiefe heraus, nöthigte mich, den Stein der Weisen von mir zu geben und mischte denselben unter seine Arzneimittel. Wie unglücklich bin ich armer Seeteufel nun, daß ich jetzt im Trocknen und an diesem Bindfaden zappeln muß!"

„Damit ist dir ganz recht geschehen" — entgegnete Hanswurst.

„Doch, hochgeehrtes Publikum, ich will deren Geduld und Nachsicht länger nicht beanspruchen. — Lassen Sie mich nur noch die Wahrheit aussprechen, daß, wenn eine Arznei segensreich wirken soll, der Körper wie der Geist dazu aufgelegt, disponirt, sein müssen. Eine solche Vorbereitung wird aber bewirkt durch die Erregung des Frohsinns, der Heiterkeit, des Lachens. Darum werden wir, bevor Doktor Isambart seine Heilmittel austheilen wird, ein Schauſtück aufzuführen die Ehre haben, welches den Titel führt: Der betrogene Ehemann, ein lustiges Trauer-, Schau- und Possenspiel in einem Aufzuge. Der Personen sind drei: Harlekin, Colombine, eine junge Frau, und Harpar, deren alter, geiziger Ehemann.

Die letztgenannten Personen, durch den verkleideten Doktor und Isabelle vorgestellt, zeigten sich auf der Schaubühne unter Knixen und Verbeugungen gegen die Zuschauer und das Stück begann.

Harpar bewachte seine junge Frau mit eifersüchtiger Wachsamkeit und Strenge, daher jene nur immer in ihrem Zimmer eingesperrt bleiben mußte, was freilich der jungen, lebenslustigen Frau nicht behagte. Harlekin, ihr früherer und begünstigter Liebhaber, wendete alle Mittel an, den Alten zu täuschen und sich der jungen Frau zu nähern, die diese Bestrebungen auch nach Möglichkeit unterstützte. So kam denn Harlekin als Sägespäneverkäuferin zu Colombine und kroch, da Harpar Unrath merkte, in den Sägespänesack, in welchem er durch das Nachahmen junger, quikender Mäuse, die der Alte außerordentlich scheute, glücklich der Entdeckung auswich. Sodann trat er als Tischler auf, dessen Hülfe Colombine für einen alten, wackeligen Klappentisch in Anspruch nehmen wollte. Da wußte Harlekin mit dem Munde die Töne der arbeitenden Säge, wie des Hobels täuschend darzustellen. In der Gefahr, entlarvt zu werden, kroch er unter den Klappentisch, worauf unter demselben der tolle Lärm zweier bellender und grimmig sich beißender Hunde anhob, weshalb der furchtsame Harpar seine Beine in Sicherheit zu bringen trachtete und deshalb auf einen Schrank hinaufkletterte. Der Tisch aber nebst seinem streitenden Insassen schob sich auf der ganzen Bühne umher und zuletzt zur Thüre hinaus, worauf Harlekin ungesehen entsprang, um gleich darauf als blinder Violinspieler zurückzukehren, der in seine Gesänge die feurigste Liebeserklärung an Isabelle einzuflechten wußte. Abermals der Gefahr des Erwischens bloßgestellt, wußte sich der Bauchredner Harlekin nur dadurch zu retten, daß er scheinbar von außen den Feuerruf erschallen ließ. Man vernahm das Knistern und Prasseln der Flammen, das Zischen des den Spritzen entströmenden Wassers, das Heulen des Windes, das Rauschen eines niederfallenden Regens, das Wimmern und Klagen verletzter Menschen und Thiere aller Art. Auch neckte und erschreckte Harlekin den Alten und dessen Weibchen als berußter Feuerteufel, der unverhofft aus dem Kamine hervorkroch, von dem Alten zornig fortgewiesen, diesen und Colombine tüchtig schwärzte

ab singend wieder durch die Feueresse entwich. Durch diese, rasch
einander folgenden Angriffe erschöpft und außer sich gebracht, brach
Burpar in laute Klagen aus und verwünschte seine Verbindung mit
Colombine. Da erschien plötzlich ein alter Jugendfreund des geplag-
ten Ehemanns, welcher, ebenso grämlich und argdenklich wie dieser,
aus Amerika zurückkehrte, wo er dreißig Jahre verlebt hatte. Die
Freude des Wiedersehens war um so herzlicher und größer, als der
Freund dem klagenden Ehemanne angelobte, in dessen Abwesenheit
die junge Frau mit Argusaugen zu bewachen, eine Zusage, welche
Burpar sogleich benutzte, um seinen bereits hintenangesetzten Wucher-
geschäften nachzugehen. Er schloß das Paar sorgsam und auf des
Freundes Anrathen ein. Hierauf begann der alte Sittenwächter die
junge Schöne durch die langweiligste Bußpredigt zu ärgern, so daß
Colombine zuletzt vor Wuth außer sich, dem Sittenprediger eine ge-
waltige Maulschelle versetzte, die diesem die verstellende Perücke vom
Kopfe und ein großes, schwarzes Pflaster von der Wange und dem
linken Auge warf. Darüber hocherzürnt, schüttelte der Alte sich so,
daß sein weiter Rock herabfiel und — Harlekin darunter sichtbar
wurde, der die erfreute Colombine in seine Arme schloß und sie beide
über den betrogenen Ehemann verlachten. Zu Ende war somit das
Stück, dem ein nie enden wollender Beifall zugeklatscht und zuge-
schrieen wurde. Indem sich Harlekin bei den Zuschauern für die be-
wiesene Theilnahme bedankte, zeigte er zugleich noch an, daß diesen
Nachmittag dasselbe Stück wiederholt, morgen dagegen ein nicht
minder unterhaltendes — „der Hahnrei in der Klemme" — aufge-
führt werden würde.

Nachdem die beiden Mitspielenden abgetreten waren, begann
Hanswurst von Neuem:

„Hoher Adel! hochgeehrtes Publikum! Hier ist zu haben ein
Pulver, dessen Gebrauch alle inneren Krankheiten, Schmerzen und
Beschwerden heilt, sie mögen nun von der Lunge, Leber, Milz,
Galle, dem Herzen, Magen, Gekröse und den Eingeweiden herrüh-
ren. Es macht den Kopf frei, stärkt das Gedächtniß und zwar mehr
als der Schneeberger Schnupftabak und übrigen Mittel. Die alten
Weltweisen wie Socrates, Solon, Euripides und wie sie sonst noch
heißen haben die alten Knasterbärte, sie kannten und gebrauchten
dieses Pulver, dessen Recept verloren gegangen, von Jsambart aber
wieder erfunden worden ist. Diese silbernen und goldenen Pillen
sind von gleich wunderbarer Wirksamkeit. Sie vertreiben alle Arten
von Fiebern, die böse Staupe und andere Krämpfe, die Wasser-
sucht, das Zipperlein, die Gicht und das Reißen, die Zahn-, Ohr-
en-, Kopf-, Leib-, Brust-, Hals- und Gliederschmerzen, die
Hartleibigkeit und die Ruhr, die Schlaf- und Appetitlosigkeit. Sie
reinigen den Körper von allen fremdartigen Bestandtheilen, wie
Würmer, Polypen, Blasensteine und verschluckte Gegenstände.
Sehen Sie diese beiden, großen, gründräunlichen Frösche in Spiri-

las gesetzt. Dieselben hatte ein englischer Geistlicher in einem Trunk aus einem stehenden Wasser als Laich verschluckt. In dem Magen des Aermsten krochen die Unthiere aus, nährten sich und wuchsen heran, so daß ihr Inhaber von ihnen unaufhörlich gequält wurde. Zu Steigerung seiner Leiden waren die Bestien verschiedener Meinung und sonach Feinde. Der eine Frosch schrie nichts weiter als: Papst, Papst! Der andere dagegen: Luther! Luther! Luther!" Hier unterbrach sich Hanswurst, um die Frösche im Glase nach der beschriebenen Weise schreien zu lassen. „Jedenfalls hatte Satanas dabei die Hand im Spiele" — fuhr er später fort — „sintemal die Frösche dann allemal am lautesten zu quaken begannen, wann ihr Besitzer die Kanzel bestiegen hatte. Der würdige Mann, darüber in Verzweiflung, stand schon im Begriff, seine reiche Pfründe niederzulegen, als er von des Doktors Pillen hörte, dieselben kommen ließ, gebrauchte — und in kurzem die 2 Ungeheuer von sich gab. Diese Salbe endlich heilt jegliche äußere Verletzung und Gebrechlichkeit, sei dieselbe durch Biß, Stoß, Quetschung, Schlag, Hieb, Stich, Brand, Kreds oder sonst entstanden. Sie beseitigt den Staar und die Kurzsichtigkeit, die Runzeln, Warzen, Falten, Leberflecken, Sommersprossen, Muttermäler, Kröpfe, Schwinden, Flechten und offenen Schäden. Mit Kornbranntwein verdünnt und als Waschmittel angewendet, erhält sie die Schönheit und Jugendfrische bis in das späteste Alter. Sie hat das Eigene, daß sie Haare beseitigt, wo solche der Schönheit Eintrag thun, dagegen den Haarwuchs befördert, wo solcher zur Zierde und Decke dient. — Glatzen und Kahlköpfen erspart sie daher die theuern Perücken. Dieses Buch, ursprünglich in glattes, weißes Schweinsleder gebunden, bestrich vor einiger Zeit der Doctor versuchsweise mit dieser Salbe und stellte es dann wieder zu seinen übrigen Büchern. Nach 3 Wochen quillt ein Bausch Schweinsborsten zwischen den Büchern hervor. Siehe da, die bestrichene Haut ist üppiger denn zuvor — wie Sie selbst sich überzeugen können — mit Haaren bewachsen. Es würde zu sehr ermüden, wollte ich mit der Beschreibung von der Wirksamkeit der drei vorgezeigten Heilmittel noch fortfahren. Für besondere, eigenthümliche Krankheiten steht des Doctors Rath und Wohnung alltäglich 1 und eine halbe Stunde vor Beginn der Schauvorstellungen offen und wird kein Hülfesuchender ungeheilt oder ungetröstet von dannen gehen. Des Doktors Wohnung ist im Gasthofe zum blauen Engel. Erst wird der Verkauf des Pulvers, sodann der Pillen und zuletzt der Salbe stattfinden. Haben Sie die Güte, das dazu bestimmte Geld in den Zipfel eines Taschen- oder anderen Tuches zu knüpfen, oder in ein Papier zu wickeln und uns solches zuzuwerfen." Himmel! welch' ein Regen von Tüchern und Papierpäckchen sank nun auf die Schaubühne nieder, auf welcher jetzt der Doktor in voller Gala und Isabelle im verführerischen Anzuge wieder erschienen, um den Geldregen in Empfang zu nehmen und [illegible]

für Portionen des Pulvers einzuwickeln, deren Größe sich nach dem Werthe der geopferten Gabe richtete. Der Quacksalber litt es gern, wenn absichtlich gezielte Geldladungen auf dem breiten Rücken seines scharlachrothen, mit Goldtressen besetzten Sammtrockes niederklatschten oder seiner Perrücke eine weiße Puderwolke entlockten. Indem er mit möglichster Eile bemüht war, das Geld zu Tage zu fördern, Pulvergaben dafür einzubinden und die Tücher dann unter die sich streitende Menge zurückzuwerfen, richtete er seine Augen wie ein glühendes Lineal abwechselnd auf Hanswursts und Isabellens Finger, um jeden möglichen Unterschleif zu verhüten. Hanswurst empfing die ihn treffenden Würfe mit einem lustigen Luftsprunge, mit dem Schreie verschiedener Thiergattungen und begleitete die zurückfliegenden Geschosse mit manchem Witzspiele. Isabelle dagegen nahm die ihr zugedachten, ansehnlichen Gaben unter anmuthsvollen Verneigungen in Empfang und hatte sich hauptsächlich der Aufmerksamkeit aller jungen und älteren Männer zu erfreuen.

Die Aerndte war die reichlichste. Das Schüsselchen, welches die Spenden aufnahm, vermochte dieselben kaum zu fassen. Endlich waren Pulver, Pillen und Salbe an die Käufer gebracht, welche sich allmälig verliefen und nur wenig Neugierige vor der Schaubude zurückließen. Deren Bühne wurde jetzt durch einen herniedergelassenen Vorhang verschlossen und nun in ihrem Innern ein zweites Stück aufgeführt, in welchem der Doktor, als der vorige Ehemann, nicht mehr der Betrogene war.

Man vernahm ein Trio von zankenden Stimmen, unter welchen diejenige Isabellens am lautesten ertönte. „Wie kann er etwas eingesteckt haben?" — eiferte sie — „Ihr alter Esel habt ja den Hanswurstanzug weder mit einer Tasche, noch mit einer Falte versehen lassen, in welche sich ein rother Pfennig verkriechen könnte. Karl hat Ehre im Leibe und wird Euch nicht betrügen, sich aber auch nicht so viel von Euch gefallen lassen, wie der alberne Haimon. Schlag' ihn auf die Finger, Karl, wenn er dich durchsuchen will."

„Wirst du schweigen, heillose Dirne?" rief Isambart erbost aus — „mir nicht die Leute aufhetzen mit deiner giftigen Zunge? Sogleich giebst du die Guldenstücke heraus, die du mit deinen Diebsfingern bei Seite gesteckt hast. Selbst Gold hab' ich blinken sehen, das nicht in der Schüssel aufzufinden ist."

„Bleib mir vom Leibe, Eisenbart!" schrie Isabelle gellend, — „oder ich schreie die ganze Stadt zusammen und verkündige ihr, wie arg du sie mit deinem Pulver, deinen Pillen und deiner Salbe betrügst. Die Augen kratze ich dir aus so wie du näher herankommst. Karl, steh' mir bei und reiße den alten Sünder zurück. Wir müssen zusammenhalten, um den Geizhals zu bewältigen."

Nach heftigem Wortwechsel ward es in der Bude still und dieselbe verließ später ein Mann mit schnellen Schritten, der sich bis

zur Unkenntlichkeit in einen weiten Mantel verhüllt hatte und niemand anders als Kaiserkarl war.

Die kurfürstliche Residenz und deren Umgebung zählten so viele preßhafte Menschen oder Solche, die sich gegen künftige Uebel zu verwahren gedachten, daß des Quacksalbers beträchtlicher Heilmittelvorrath ziemlich auf die Neige ging, während auf der andern Seite dessen Geldbeutel an Fülle nnd Wohlleibigkeit zunahm. Der Gasthof zum blauen Engel ward schnell zur Apotheke umgewandelt, in welcher Hanswurst die Mörserkeule rührig bewegte, Isabelle Pillen drehte und vergoldete, des Doktors Kutscher Unschlitt zur Salbe über dem Feuer umrührte und Isambart die Beimischung des eigentlichen Arkanum besorgte.

Kaiserkarl lag umstrickt und in Banden, und zwar in denen der wirklich reizenden Isabelle. Er hatte nicht Acht auf das, was er mit der Mörserkeule im Mörser zermalmete und wußte blos, daß dessen Inhalt von hierdendweißer Farbe war, die jedoch nicht die anziehende Kraft besaß wie Isabellens Schwanenhals. Seine Blicke verschlangen die anmuthige Pillendreherin, für deren große, geistige Mängel er kein Auge besaß. Isabelle, ihres Sieges über den neu angeworbenen Hanswurst sich bewußt, warf diesem von Zeit zu Zeit einen Blick zu, der darauf berechnet war, das Herz des unerfahrnen jungen Mannes in helle Flammen auflodern zu lassen. Das Verhältniß zwischen jenem und der Dirne war bereits ein so vertrautes geworden, daß Isabelle den Hanswurst duzte und ihn nur bei seinem Vornamen rief.

Es konnte dem Scharfblicke Isambarts nicht entgehen, daß sein neuer Hanswurst, gleich dem vorigen, an Isabellens Triumphwagen ziehe, jedoch erkannte er zugleich, wie Kaiserkarl den gestorbenen Harlekin sowohl an geistlichen, wie an körperlichen Vorzügen weit hinter sich lasse, eine Bemerkung, die einestheils für des Quacksalbers Nutzen sprach, anderntheils aber auch zu fürchten gab.

Karl besaß einen schlanken Wuchs, eine glückliche Gesichtsbildung und einen so edeln Anstand, wie man an einem Hanswurst zu sehen nicht gewohnt war. Als er einmal, von der Anstrengung seiner Arbeit hochgeröthet, die Mörserkeule feiern ließ und dabei seine blauen, offenen Augen verzehrend auf die pillendrehende Dirne geheftet hielt, hätte man ihn eher für einen blöden, lammfrommen Apoll als für einen gemeinen, seine Menschenwürde verleugnenden Possenreißer halten können.

Während Isambart scheinbar mit großer Gewissenhaftigkeit die Tropfen abzählte, die er aus verschiedenen Arzneiflaschen der Pulver-, Pillen- und Salbenmasse zutheilte, beobachtete er voll geheimer Unruhe das junge Paar, das seine ersten Liebhaberrollen vorzustellen bestimmt war. Es dünkte ihm an der Zeit zu sein, die Sinne Karls,

die sich insgesammt in dem des Sehens jetzt vereinigt hatten, von ihrer Sonne abzulenken und das Gespräch auf einen Gegenstand mehr materieller Art zu leiten, wobei er voll Verschlagenheit Isabellens Anziehkraft auf den jungen Krieger für sich zu benutzen gedachte.

„Hört, Kaiser" — hob Isambart an, indem er mit dem Daumen und Zeigefinger die Feinheit des im Mörser befindlichen Pulverstoffes prüfte — „die drei Probetage sind vorüber, auf welche ich Euch versuchsweise ermiethet hatte. Nun haben sich zwar inzwischen mehrere, sehr anstellige Hanswürste bei mir beworben, ja gerissen um meine Dienste, — allein ich gedenke es ferner mit Euch zu versuchen, vorausgesetzt, daß Ihr Euch noch mehr zu vervollkommnen, des Publikums Gunst zu gewinnen und zu erhalten, vor Allem aber Euch besser in meinen Willen zu fügen bestreben werdet. Wir wollen uns daher über einen Miethsvertrag vereinigen, dessen erster und hauptsächlichster Punkt Euer Lohn sein würde. Ich habe, wie Ihr mit Dank erkennen werdet, Eure Probezeit großmüthig belohnt und Ihr werdet einsehen, daß bei einem dauernden Dienstverhältnisse ein andrer und zwar ermäßigter Lohnsatz anzunehmen ist. Was verlangt Ihr für den Tag?"

Hier hob Isabelle, welche hinter Isambarts Rücken am Tische saß, beide Hände in die Höhe und spreizte die Finger weit aus, dabei dem jungen Manne mit den Augen zuwinkend.

Karl, welcher diese Pantomime sah, wurde durch dieselbe in keine geringe Verlegenheit gesetzt.

Was wollte Isabelle mit der Zahl zehn besagen? Groschen? Dieß dünkte ihm denn doch zu wenig für seine Dienste, obschon damals zehn Groschen für einen gemeinen Soldaten ein fast unerhörter Tagelohn war. Schon entschloß er sich, um in Isabellens Augen nicht als ein geldgieriger Liebhaber zu erscheinen, zu der Forderung von 10 Groschen und stockend löfete sich das Wort „zehn" von seinen Lippen. Da belehrte ihn eine schnelle Mundbewegung Isabellens, mittels welcher sie ein zwar unhörbares, jedoch wohl zu errathendes Wort aussprach, seines Irrthums. Aber wie? sollte er wirklich die unverschämte Forderung von 10 Gulden stellen? Er glaubte, falsch verstanden zu haben und blickte daher nochmals auf Isabelle hin. Diese wiederholte unter einem unwilligen Kopfnicken jene Lippenbewegung und darum quoll es jetzt stockend von Karls Munde: „Zehn Gulden."

Der Quacksalber erstarrte. Seinem Salbenrührer entfiel der Spatel. Nur Isabelle nickte ihrem Karl freudvoll Beifall zu.

„Zehn — zehn — Gulden!" stammelte Isambart, „Hört' ich recht? Seid Ihr wahnwitzig Mensch?" — rief er jetzt zornentbrennend aus und schüttelte den Mörsermann heftig bei der Brust. Wißt Ihr, Kerl, daß ich dafür mehr denn ein Dutzend solcher Hanswürste bekomme wie Ihr seid?"

„Er heißt nicht Kerl, sondern Karl, Vetter!“ sprach Isabelle höhnend, „Ihr versprecht euch.“

„Schweig, Elende!“ versetzte der Doktor wüthig. „Zehn Gulden! Nein, man möchte gleich den Verstand verlieren. Haimon, welcher der tüchtigsten Hanswürste einer war, empfing täglich einen Gulden und pries sich glücklich dabei. Rappelt's in deinem Gehirne, Bursche, oder bist du närrisch worden? Ich wiederhole dir, daß für 10 Gulden ich 20 Hanswürste bekomme.“

„Nun, so versucht's mit ihnen!“ sagte Kaiserkarl, nur durch Isabellens Beifall so kühn gemacht.

„Zehn Gulden!“ seufzte Isambart. „Mein Himmel! was verbliebe mir denn da für ein Gewinn? Fünf Gulden muß ich täglich dem hochweisen Magistrate für die Concession entrichten. Die Bude zu erbauen, kostet mich nahe an hundert Gulden und wenn ich später die dazu benutzten Breter und Balken wieder verkaufe, löse ich wohl kaum lumpige zehn Gulden dafür. Für den Lohn, den Anzug, den Putz und den Unterhalt der Dirne da muß ich mindestens 3 Gulden täglich in Anschlag bringen und um dreimal drei Gulden bestiehlt sie mich noch nebenbei — thut 12 Gulden.“

„Vetter!“ rief Isabelle voll scheinbarer Entrüstung aus — „macht mich nicht schlecht, oder —!“

„Ich kann dich nicht schlechter machen, als du schon bist“ — entgegnete Isambart. „Was verzehrt nicht ferner das Pferdepaar, der einfältige Salbenrührer dort, was kostet der Aufenthalt im theuern Gasthofe — was“ —

„Mein dicker Vetter“ — unterbrach ihn Isabelle spöttisch — „der Centner Kreide zu Euerm Pulver ist nicht theuer und aus einer Groschensemmel lassen sich für viele Thaler Pillen drehen.“

„Schweig', Lästerzunge!“ rief Isambart und erhob drohend seine Faust gegen Isabelle, welche lächelnd und ruhig ihre Pillen fortdrehete. „Was wärest du jetzt, wenn ich dich nicht aus dem Elende und Staube gezogen hätte! Eine Bettlerin oder sonst noch etwas Schlimmeres!“

„Hm!“ höhnte Isabelle — „mit Verlaub, Vetter! was wäret Ihr jetzt ohne mich? Ein Lump! ein Nichts! ein — soll ich's sagen Vetter?“ Sie zog mit ihrem Zeigefinger einen Kreis um ihren Hals und sah dabei den Doktor fragend an.

Dieser wendete sich von dem Mädchen ab und fuhr gedämpfter fort: „Zehn Gulden! ich kann's nicht aus dem Sinne bringen. Ich habe das Mögliche gethan, als ich Euch für jeden Probetag anderthalb Gulden bewilligte. Sei vernünftig, mein guter Junge, und sage im Ernste, was du haben willst.“

Karl blickte von dem Quacksalber unentschlüssig auf Isabelle hin, welche wiederum alle 10 Finger ausgespreizt emporhielt. Da drehte sich Isambart, das Arbeiten des geheimen Telegraphen errathend,

so schnell um, daß Isabelle kaum so viel Zeit behielt, um einen Theil ihrer Finger hastig einzukneipen.

„Spitzbübin!" schimpfte Isambart — „dacht' ich's doch, daß sie ihre Finger im Spiele hätte. Bist du so wenig auf meinen Nutzen bedacht, der doch zugleich der Deine ist? Warum hieltst du die Hände und die Finger in die Höh?"

„Eben Eures Nutzens wegen" — versetzte Isabelle ruhig. „Ich winkte Karln, mit seiner Forderung herabzugehen."

„Warum sagtest du das nicht laut?" fuhr der Quacksalber sie an. „Nur ein Schelm winkt hinter des Andern Rücken."

„Väterchen," — sagte Isabelle schmeichelnd — „wir übten ja blos unsere Rollen zu dem Stücke ein: der betrogene Alte."

„Nun, wenn es blos Euer Spas war, Kaiser," — sagte Isambart — „so mag es hingehen, obschon ich mich über Euren schlechten Spas für mehr denn 10 Gulden geärgert habe. Zehn Gulden täglich! Ja, wenn die Einnahme so fortwährte, wie in diesen 3 Tagen. Allein es kommen Tage, Wochen, Monate, in welchen nicht einmal die Reise- und Zehrkosten verdient werden. Dieß und die Zukunft müßt Ihr bedenken, wenn Ihr Eure Forderung stellt."

„Die Zukunft?" fragte Karl träumerisch. „Wie meint Ihr das, Doktor?"

„Nun, daß wir noch manches Mäßchen Salz selbander essen werden" — erwiederte Isambart — „vorausgesetzt, daß Ihr nicht wieder dummen Spas machet."

„Ich kann nicht länger als höchstens noch 5 — 6 Tage zu Euern Diensten sein" — sprach Karl seufzend.

„Blitz und Pech! Wie so?" rief Isambart betroffen aus. „Hast du gehört, Isabelle? Was sprichst du dazu?" Isabelle ließ ihre Pillen im Stiche, stand auf und sagte, indem sie ihre kleine, weiche Hand vertraulich auf Karls Achsel legte: „Du könntest uns wirklich so bald wieder verlassen?"

„Muß ich nicht?" versetzte Karl traurig.

„Wer zwingt dich, mein Karl?" fragte Isabelle mit ihren weichsten Schmeicheltönen.

„Mein Schwur" — antwortete jener. „Hab' ich Euch nicht gesagt, Doktor, daß ich Soldat und jetzt nur auf Urlaub bin?"

„Pah!" sagte Isambart lachend — „was thut das? War nicht Euer Schwur ein gezwungener?"

„Allerdings!" entgegnete Karl — „man zwang mich mit Gewalt zum Kriegerstande."

„Nun, gezwungener Eid, thut Gott leid" — sprach Isambart. „Ihr desertirt, guter Freund, und bleibt sonach der Unsere. Wie bald sind wir über die Grenze des Kurfürstenthums und dann lacht Ihr Eure Korporal- und Generalzöpfe weidlich aus. Nichts leichter als das. Wir wollen Euch schon zustutzen, daß Euch selbst Eure

leibliche Mutter nicht erkennen soll — vorausgesetzt, daß Ihr noch eine solche habt."

„Ich habe sie" — sagte Karl mit Innigkeit — „und schon um ihrer willen könnte ich Euch nicht folgen."

„Warum nicht?" fragte Isabelle verwundert. „Auch ich habe eine Mutter. Ob und wie sie aber lebt, weiß ich nicht, bekümmere mich auch nicht darum. So viel kann ich mich noch von ihr erinnern, daß sie mich viel prügelte und mir wenig zu essen reichte, daß sie mich allmorgendlich auf's Betteln und Stehlen ausschickte und mich halb todt schlug, wenn ich Abends nicht Geld genug heimbrachte"

„Armes Wesen!" rief Karl mitleidsvoll aus. „Wie bedauernswerth du bist! Kenntest du meine Mutter, gewiß, du würdest sie lieben müssen. Auch noch zwei jüngere Geschwister besitze ich, für die ich zu sorgen habe."

„Hm!" erwiderte Isabelle mit einem Anfluge von Spott: „Man merkt dir's ab, daß du noch nicht viel hinter dem Ofen hervorgekommen bist. Wenn deine Mutter noch zwei Kinder hat, so ist sie ja versorgt. Jeder ist sich selbst der Nächste."

Diese lieblosen Worte der Schönen erweckten das erste, wenn auch nur flüchtige Mißbehagen Karls, der dasselbe durch den Gedanken zurückzudrängen suchte, daß Isabelle durch ihre schlechte Erziehung nicht anders hätte werden können und man ihr die Schuld nicht anrechnen dürfe.

Es war bereits Nacht, als in einer kleinen entlegenen Wohnung der Residenz zwei Kinder, ein Knabe von 10 und ein Mädchen von 8 Jahren, bei dem Scheine eines mattbrennenden Lämpchens am Tische saßen. Jener hatte eine Schiefertafel und dieses ein Buch in der Hand. Neben ihnen befand sich eine schlicht gekleidete Frau von einigen und vierzig Jahren, welche eifrig strickte und den Blick voll besorgter Liebe auf die Kinder gerichtet hielt.

„Höret auf!" sprach sie endlich zu den Kindern — „ihr werdet euch die Augen verderben und morgen desto träger sein, wenn ihr noch länger munter bleibt. Der Schlaf vor Mitternacht soll der stärkendste und gesündeste sein."

„Laßt uns immer warten, bis Karl heimkommt" — bat der Knabe — „Ich möchte ihm gern meine Exempel zeigen und wissen, ob sie richtig sind."

„Und ich ihm die Geschichte vorlesen" — sagte das Mädchen — „die er mir aufgegeben hat. Ich glaube, daß ich sonst gar nicht einschlafen kann."

„Sonst, da Karl geigen ging" — fuhr der Knabe fort — „konnten wir zeitiger zu Bette gehen. Da war er doch blos Abends und Nachts nicht da, dafür aber desto länger am Tage, wo er uns Schule gab. Jetzt kommt er kaum noch ein Huschchen heim und

dann giebt er uns nur höchstens etwas auf, an's Schulehalten ist nicht zu denken. Ach, und allein wird einem die Zeit noch einmal so lang. Was hilft's uns, wenn er Abends spät kommt und mit dem frühesten wieder fortläuft?"

„Wenn Karl da ist" — sprach das Mädchen — „geräth die Arbeit weit besser. Ich mache jetzt viel mehr Krakelfüße und Kleckse in meinem Schreibebuche als sonst, und wenn Karl nicht bald uns wieder Schule hält, verlerne ich noch Alles. Nicht wahr, Wilhelm, ich habe Recht?"

„Euer Bruder muß den Verdienst nehmen, wie er sich findet" — versetzte die Frau. „Jetzt hat ihn ein fremder Graf angenommen, dessen Reisebeschreibung er unter seinen Augen auf's Reine schreiben muß. Für wen sonst als für uns plagt sich der gute Junge Tag und Nacht? Er hat es nicht so schlimm, wenn er im Dienste ist, und mir bangt manchmal für seine Gesundheit."

„Er kommt! Karl kommt!" riefen die Geschwister fröhlich aus und sprangen zur Thüre hin, durch welche der sehnlich Erwartete in's Stübchen eintrat.

„Guten Abend!" sprach der junge Mann mit Herzlichkeit zu den Anwesenden. „Ei der tausend! Wilhelm! Sophie! ihr noch munter und es wird gleich elf schlagen? Sonst wartetet ihr nie das Absingen des Nachtwächters ab, um zu Bett zu gehen."

„Jetzt können wir nicht mehr zu Bette gehen" — entgegnete Sophie lachend — „weil wir keine Betten haben."

Ueber Karls Antlitz flog eine düstere Wolke, welche aber eben so plötzlich wieder verschwand, als er seiner Mutter die volle Hand reichte und dabei sagte: „Da, nehmt, liebe Mutter, wieder drei Gulden. Wenn mein Graf noch eine Woche dableibt und mich behält, so hoffe ich genug zu verdienen, daß wir unsre Betten wieder einlösen können. Mein Herr ist zwar streng in der Arbeit, doch zahlt er großmüthig. Aber nun, Kinder thut mir den Gefallen, und legt euch zur Ruhe nieder. Und auch Ihr, liebe Mutter."

„Hast du zu Abend gegessen?" fragte Frau Kaiser besorgt. „Ich habe für dich etwas aufgehoben."

„O mein Graf giebt mir reichlich Nahrung" — erwiderte Karl — „so daß ich nicht den geringsten Hunger verspüre. Geht, Kinder!"

„Ich wollte dir erst meine Exempel zeigen" — sprach Wilhelm — „ob sie richtig gerechnet sind."

„Und ich dir meine Geschichte vorlesen" — fuhr Sophie fort.

„Heute nicht" — versetzte Karl zerstreut — „ich bin müde und ihr beide werdet es noch mehr sein. Geht, Kinder."

Da gingen beide mit gesenkten Häuptern und trauernd. Ja, über Wilhelms Lippen floß ein Ton, welcher wie ein unterdrücktes Schluchzen klang. Von demselben ergriffen, rief Karl dem Knaben hastig nach: „Wilhelm, komm noch einmal her zu mir!"

Der Knabe gehorchte und da ihm Karl in's jugendliche Antlitz

sah, blitzten ihm helle, große Zähren entgegen, die aus den nassen Augen über die rothen Wangen herabliefen.

„Nein, nein!“ sagte Karl gutmüthig — „weinend sollst du nicht schlafen gehen. Ich wollte dich nur nicht länger von deiner Ruhe abhalten. Gieb her, deine Tafel, wenn dir so viel daran liegt, zu wissen, ob du richtig gerechnet hast. Auch magst du, Sophie, mir noch deine Geschichte vorlesen.“

Und Karl saß und rechnete eifrig nach und lobte den Bruder wegen dessen gelungener Arbeit. Und auch Sophie erhielt ihren verdienten Antheil am Lobe, denn sie leistete ihr Mögliches im Lesen.

Dabei aber bat Karl seine Mutter um ein Glas frisches Wasser. „Denn“ — sagte er — „von dem anhaltenden Sitzen und Schreiben ist mein Blut dick und schwer geworden, von dem weiten Wege nach Hause dagegen plötzlich aufgerührt und in Wallung gerathen. Ich bin ziemlich rasch gegangen und nun klopft's in meinen Adern wie mit Hämmern.“

Frau Kaiser sprang fort und kehrte bald mit dem Verlangten zurück. Dabei hielt sie ein kleines Päckchen in der Hand.

„Ich will dir von dem Beruhigungspulver des fremden Wunderdoktors in's Wasser rühren“ — sprach sie sorglich — „das soll sehr gut sein und mehr helfen als alle niederschlagenden Pulver.“

„Pulver? Vom Wunderdoktor?“ fuhr Karl hastig auf und erröthete. „Wie kamet Ihr dazu? Habet Ihr selbst es geholt oder die Kinder? Und weshalb?“

„Mein Sohn“ — antwortete die Mutter — „schon seitdem du für den fremden Grafen arbeitest, habe ich im Stillen bemerkt, wie sehr dein Blut in Wallung sein mag. Da ich nun von dem wunderbaren Pulver des fremden Doktors hörte, so wendete ich zwei Groschen daran. Aber ich selbst habe es nicht geholt, weil ich mich dann zu lange von meiner Näherei entfernt haben würde. Nun hatte Wilhelm schon längst mich um die Erlaubniß gequält, einmal zur Schaubude des Doktors hingehen zu dürfen. Er hat sonach das Pulver gekauft, was ich aber fast schon bereut habe.“

„Weshalb?“ fragte Karl rasch, indem er an den Nägeln seiner Finger kaute.

„Der Junge hat sich seitdem abgemüht, das Wiehern eines Pferdes, das Miauen einer Katze, das Bellen des Hundes, das Grunzen des Schweins, das Meckern der Ziegen nachzuahmen, und hundert andere unnütze Künste mehr.“

„Die andern Jungen in der Stadt machen es auch nach“ — entschuldigte sich Wilhelm.

„Sei froh, daß du ein Mensch und kein unvernünftiges Thier bist“ — sagte Karl ernsthaft zu dem betretenen Knaben.

„Dann hat mir Wilhelm ein Langes und Breites von dem gesehenen Schaustücke erzählt“ — fuhr die Mutter fort — „aus dem ich nicht recht klug werden konnte. Aber Worte und Ausdrücke ka-

en darunter vor, über welche ich wahrhaft erschrocken bin. Wie
an die Obrigkeit so etwas öffentlich und noch dazu vor Kindern ge-
chehen lassen kann!"

„Kindern sollte es durchaus und bei nahmhafter Strafe unter-
agt sein" — fuhr Karl hitzig auf — „zur Schaubude hinzutreten.
Für diese ist das Schauspiel Gift. Daß keins von euch beiden wie-
er hingeht!"

„Du hast vollkommen Recht, mein Sohn" — sprach die Frau.
„Während der fremde Doktor die Leiber der Menschen gesund ma-
hen zu können sich rühmt, verderbt er durch seine Komödie die See-
en, und namentlich die jugendlichen. Da soll er ein junges Weibs-
ild mit sich führen, über dessen Frechheit nichts geht."

Karl bückte sich schnell und entgegnete gepreßt: „Wer weiß, was
ür eine Erziehung das Frauenzimmer genossen hat und ob sie oder
ihre Mutter die Schuld trägt. Gewiß, es wäre ein recht verdienst-
liches Werk, eine solche irregeleitete Seele wieder zu erheben und
wenn dieß Jemand zu thun im Stande wäre, so seid Ihr es, liebe
Mutter."

„Da kennst du unser Geschlecht nicht" — erwiderte die Mutter.
„Eher mag man ein Schifftau durch ein Nadelöhr fädeln können,
denn eine freche Dirne wieder schamhaft gewöhnen."

Karl unterdrückte einen tiefen Seufzer und sagte: „Nun aber,
Mutter, gehet mit den Kindern schlafen. Ich dagegen muß noch
ein Weilchen aufbleiben — habe von meinem Grafen ein Manuscript
auf morgen zum Abschreiben erhalten, an dessen unleserliche Schreib-
art ich mich erst ein wenig gewöhnen will."

„Aber bleib' nur nicht zu lange auf" — bat die Mutter — „du
ruinst dich sonst noch auf."

„Höchstens ein Stündchen" — betheuerte Karl und wünschte
den Seinen gute Nacht. Er selbst zog ein beschmuztes und vielbe-
griffenes Manuscript aus dem Busen und legte es vor sich auf den
Tisch. Bevor er jedoch an's Durchlesen ging, starrte er eine Weile
vor sich hin. Nach einer halben Stunde etwa machte die Natur
ihre Rechte geltend; des jungen Mannes Haupt beugte sich nach
vorn und bettete sich auf das Papier nieder, welches ihm neue, aber
schmuzige Lorbeeren auf der Bühne zu pflücken bestimmt war. Bald
aber rüttelte eine sanfte Hand des Schläfers Schultern.

„Leg' dich zu Bett', mein Sohn!" sprach die mütterliche
Stimme — „Es ist schon spät in der Nacht. Ich kann nicht ein-
schlafen, bevor ich dich zur Ruhe weiß."

Betroffen fuhr der Schläfer empor. Sein erster Blick fiel auf
die Weckerin, sein zweiter auf das vor ihm liegende papierne Ruhe-
kissen.

„Habt Ihr gelesen, Mutter?" fragte er hastig.

„Wie könnte ich ohne Brille und da du mit dem Kopfe auf dem
Papiere lagst?" versetzte jene. „Auch sind's solche Krakelfüße, daß

ich mit Müh' und Noth das groß geschriebene erste Wort der Aufschrift herausbuchstabiren konnte. „Hahnenei" lautet dasselbe, wenn ich recht gesehen habe. Das Buch handelt wohl von der Natur und deren Wundern? Ein Wunder ist's ja, wenn ein Hahn ein Ei legt, und dann soll allemal ein giftiger Basilisk daraus hervorkriechen, der durch nichts Anderes als durch sein eigenes Spiegelbild getödtet werden kann."

Die Frau hatte in ihrer Einfalt treffend wahr gesprochen. War die vorliegende Komödie etwas Anderes denn ein Basiliskenei, eine Pandorenbüchse, aus welcher der Laster viele hervorquollen?

Karl verbarg sorgfältig sein Manuscript, als er sein armseliges Lager aufsuchte, und wider seinen Willen träumte ihm, daß Isabelle zum Basilisken geworden war, dessen Zauberblicke ihn zum steinernen Manne umwandelten.

Kaiserkarl war zum Wachdienst einberufen worden, daher Isambarts Schaubude ohne belebende Seele. Doch der Quacksalber hatte daheim so viele vornehme und reichlich zahlende Kunden zu bedienen, daß er die Einbuße am öffentlichen Verkaufe schon verschmerzen konnte. Isabellen war die Feierzeit eben recht, denn diese erlaubte ihr, nach Belieben in der Stadt umherzustreifen und ihre Reize bewundern zu lassen. Sie hatte ihrem Karl zugesagt, ihn, der von 10 bis 12 Uhr Vormittags im kurfürstlichen Schloßgarten an dem großen Springbrunnen Wache zu stehen hatte, daselbst zu besuchen. Mit Ungeduld sah der junge Gardist der Ankunft Isabellens entgegen und er verwünschte im Stillen zwei Herren, welche sich in seiner Nähe auf einer Bank niederließen und seinen Verkehr mit dem Mädchen zu hindern drohten. Aber wie ward dem harrenden Liebhaber plötzlich zu Muthe, als er Isabellen, vertraulich an dem Arme seines Hauptmanns hangend und mit diesem unbefangen schwatzend, daher kommen sah! Wie war sie mit dem bekannten Lüstling befreundet worden? Welch' eine Frechheit und Schamlosigkeit, dieses vertrauliche Verhältniß so offen vor dem Geliebten kund zu geben! Karl fühlte sich versucht, das Paar mit seinem Bajonette zu durchbohren und gleichwohl gebot ihm der Dienst, seinem Hauptmann das übliche Zeichen des Grußes zu machen. Er that dieß unter dem Wechsel der Gesichtsfarbe, unter dem heftigsten Mienenspiele und mit so ungeschickten Händen, daß er jedenfalls von dem Officier die strengste Rüge erhalten hätte, wenn dieser weniger in Isabellens Reize und Unterhaltung vertieft gewesen wäre. Bohrend und sengend zugleich haftete Karls Blick auf der Ungetreuen, die für ihn kein Auge, kein Lächeln, keinen verstohlnen Blick hatte, wohl aber die Schmeichelreden ihres Begleiters mit lautem, wohlgefälligem Lachen aufnahm. Karl öffnete den Mund, um zu husten und so gewaltsam die Aufmerksamkeit der Dirne auf sich zu lenken; doch blieb

um die Kehle wie zugeschnürt. So wandelte, plaudernd und lachend, das Paar an der versteinten Schildwache vorüber und verschwand in einer nahen Lindenallee. Da galt es, der strengen, militairischen Subordination zu gehorsamen! Viel leichter war es für die Wache, einer feuernden Batterie unthätig gegenüber zu verharren, als hier wie festgenagelt stehen zu bleiben, während sie ihr Herz dem Paare zu folgen anstachelte.

In diesem Sturme wilder Leidenschaften vernahm der Gardist wie im Traume eine Stimme, welche sagte: „Kannten Sie das adliche Paar, welches so eben hier vorüberging?“

„Sie meinen den Hauptmann Rocca?“ fragte eine zweite Stimme, welche dem Herrn auf der Gartenbank angehörte — „Ihn kenne ich als einen Mädchenjäger, doch seine Dame in dem Fräulein Braut nicht.“

„Dame — Fräulein Braut?“ lachte der erste Sprecher — „Sagen Sie: Dirne, Wegwurf!“

„Wie? dieses reizende Wesen? Sie scherzen! Dazu der feine, gewählte Anzug!“

„Der Esel guckt doch hervor, wenn er auch ein Löwenfell über sich breitet. Die Colombine des Marktschreiers war es, die Sie eine Dame zu nennen beliebten. Bei Gott! mich überläuft jedesmal eine grenzenlose Wuth, wenn ich an den elenden Quacksalber erinnert werde, welcher mit obrigkeitlicher Erlaubniß die Menschen hinmorden darf. Und weshalb erlaubt man ihm das? Um elenden, schnöden Gewinnes — um einiger Thaler willen, die in des hochweisen Magistrats Säckel fließen.“

„Hm! wer zwingt denn die Leute, ihr Heil bei dem Marktschreier zu suchen? Es ist ja ihr eigener, freier Wille!“

„So? Ei! sehen Sie doch! Schöne Ansichten das! Wenn Ihnen Jemand einen kupfernen Thaler für einen silbernen aufhängt, werden Sie sich dieß gefallen lassen, nicht klagbar werden, sobald Sie den Betrug inne werden? Der Quacksalber preist den Leuten die schädlichsten Gifte als heilsame Arzneien an — verdient dieß nicht dem so sehr bestraft zu werden, wie Betrug, Diebstahl, Raub und Mord? Einem Pfuscher, einem bankerottirten Scharfrichter, der nicht die oberflächlichste Kenntniß von dem Baue des menschlichen Körpers besitzt, gestattet man, mit dem edelsten Erdengute des Menschen nach Belieben zu schalten! O pfui der Schande unsers erleuchteten Jahrhunderts! Eisenbarts Pulver bestehen aus Kreide und Zucker, seine Pillen sind aus Semmelkrume gedreht und mit Blättchengold oder Silber überzogen, Seine Salbe ist nichts als gemeines Talg, mit etwas Bergamottenöl versetzt. Diese Mittel sind wenigstens an sich unschädlich, wenn schon die Kranken, die sich ihrer bedienen, dadurch abgehalten werden, die Hülfe eines gelernten Arztes zu suchen und dadurch ihr Uebel oft unheilbar machen. Aber der Marktschreier heilt zum Beispiel das kalte Fieber durch Arsenik-

tropfen, die Epilepsie durch die ätzendsten Säuren, die Schlaflosigkeit durch starke Gaben Opium. Als echter Wunderdoktor stellt er sich, als vermöge er die Krankheiten aus dem Wasser des Patienten zu errathen. In der That aber läßt er die bei ihm sich anmeldenden Leute erst durch eine seiner Creaturen ausfragen. Er selbst behorcht, hinter einer spanischen Wand versteckt, die Sprechenden, verläßt später das Zimmer durch eine Hinterthüre und kommt dann durch die vordere herein, sich stellend, als kehre er so eben erst von dem Besuche eines hochgestellten Patienten heim. Dann beschaut er prüfend das Wasserglas und erzählt den Leuten haarklein wieder, was diese selbst erst seinem Helfershelfer gebeichtet haben. So ist der Elende zu dem Rufe eines Wunderdoktors gelangt. Und sollte man glauben, daß sogar hohe, klug sich dünkende Männer und Frauen diesen Wunderglauben theilen? Ach ja! der Sterbliche ist nur zu geneigt, auf übernatürliche Hülfe zu hoffen, wenn er sich krank fühlt. Die gewöhnliche Heilart ist ihm zu langsam, zu umständlich, mit Entsagungen gewohnter Genüsse verknüpft, Dinge, welche ihm der Quacksalber klüglich erläßt. Um so heiligere Pflicht der Obrigkeit ist es aber auch, einen solchen Betrüger zu entlarven und ihm sein schändliches Handwerk zu legen. Dieß wird aber wohl nicht eher geschehen, als bis der Quacksalber an einer recht vornehmen Person seine schädliche Kunst bewiesen haben wird."

„Doktor! Doktor! fast sollte man meinen, daß der Brotneid aus Ihnen spreche."

„Mit nichten! Im Gegentheil! Der Quacksalber verschafft mir und meinen Kollegen nur viel Kundschaft, indem fast Alle, welche die marktschreierischen Mittel angewendet haben, doch endlich noch, wenn auch meist zu spät — unsre Hülfe beanspruchen müssen."

„Nun, warum legen Sie dem Quacksalber nicht selbst das Handwerk? Sie sind kurfürstlicher Leibarzt — Ihre Stimme — sollte ich meinen — müßte von Geltung sein."

„Ich lasse sie auch erschallen" — sprach der Leibarzt achselzuckend — „doch ist sie die Stimme eines Predigers in der Wüste und wird durch den Aberglauben der Fürstin im Schach gehalten. Ich habe bereits einen Vogel pfeifen hören — daß ichs kurz mache — der kleine, fünf Monate alte Erbprinz ist ein sehr unruhiges Kind, schreit Tag und Nacht und mag allerdings seinen Wärterinnen, so wie seiner ganzen Umgebung viel Noth machen. Da ist schon die Rede gewesen, ob nicht, da meine Anordnungen bis jetzt nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben, die Beruhigungspulver des Marktschreiers zu versuchen seien. Ich habe mich allen Ernstes dagegen verwahren müssen. Einen ungeheuern Schaden fügt der Quacksalber aber dem Volke noch durch die Vorstellung schmuziger, sittentödtender Schauspiele zu, ein Schaden, der noch nachhaltiger ist als derjenige seiner Arzneimittel. Was Schule und Kirche erst mühsam aufgebaut haben, reißt der Elende wieder ein und zwar

nicht blos in den unteren Kreisen der Einwohnerschaft. Als Köder für die sinnliche Männerwelt hat der Quacksalber ein lüderliches Weibsbild — eben jene Begleiterin Rocca's — aus der Volkshefe erwählt, an welchem man den Mißgriff der Natur beklagen muß, die einer so niederträchtigen Seele einen vollendeten Körper zugetheilt hat."

Kaiserkarl vernahm jedes dieser Worte. Obschon von der Leidenschaft für Isabelle verblendet, war sein Gemüth doch noch nicht unempfindlich für das Gefühl der Ehre und Schande. Er hörte jetzt aus einem fremden, unparteiischen Munde das ungünstigste Urtheil über seine Geliebte fällen, welches diese so eben durch ihr eigenes Beispiel bestätigt hatte, und — seufzte!

Am nächsten Tage sprach Rocca zu Kaiser, seinem Untergebenen: „Du kennst doch die Dirne, welche in der Marktschreierbude spielt?"

„Ich?" stammelte Karl, ungewiß, ob der Hauptmann sein Verhältniß zu Isabellen erfahren habe oder nicht.

„Nun ja, zum Henker! Du wirst wohl nicht der Einzige sein, der das niedliche Bild nicht gesehen hätte?"

Karls Brust hob sich leichter. „Gesehen, ja, das habe ich."

„So wirst du suchen" — fuhr Rocca fort — „dieses Briefchen, von dem Quacksalber unbemerkt, in der Dirne Hände zu spielen. Sie wird dir eine Antwort behändigen, die du mir ungesäumt überbringst. Mache deine Sache klug; ich werde dafür erkenntlich sein."

Karl entnahm das Schreiben mit zitternder Hand, versprach mit erpreßter Stimme die richtige Bestellung und ging. Aber in seinem Busen kochte es. Aufbrechen — lesen, oder nicht? Das war die große Frage, die er auf dem Wege zu Isabellen nicht zur Entscheidung brachte.

„Du willst" — sprach er endlich zu sich selbst — „dem Mädchen den Brief uneröffnet zustellen und sehen, was sie darauf thun oder sagen wird. Daraus mag sie dein Vertrauen zu ihr ermessen, so wie deine Liebe."

„Isabelle" — hob er zu derselben an — „du wolltest mich gestern nicht kennen. Du thatst sehr vertraut mit meinem übel berüchtigten Hauptmanne und verschwandest mit ihm in einer schattenreichen Allee" —

„Ja, so war's auf ein Haar" — nickte Isabelle — „und ich hoffe, daß du mir für meine bewiesene Klugheit nur Dank wissen wirst."

„Noch Dank?" rief Karl erbittert aus.

„Nichts Geringeres" — betheuerte Isabelle. „Oder meinst du nicht, daß Rocca, wenn er unsre genaue Bekanntschaft gemerkt hätte, dir fortan das Leben sauer gemacht haben würde? Laß uns klug sein, damit wir zu unserm Ziele gelangen."

„Und welches wäre dieß?" fragte Karl mit Hast.

„Nichts Anderes, als das Leben so schön und so lange als möglich zu genießen" — versetzte Isabelle.

Diese epikuräische Weltweisheit genügte dem liebenden Hanswurst nicht, jedoch überreichte er seiner Schönen den fraglichen Brief unter Nennung des Schreibers.

„Brich ihn auf" — sagte Isabelle — „und lies mir ihn vor."

„Wie beschämt mich das Mädchen" — sprach Karl zu sich — „Sie ist ein roher Edelstein, dem nur die Schleifung noch abgeht. Soll ich mich an Vertrauen von ihr übertreffen lassen? Nimmermehr! Ich mag mich nicht in deine Geheimnisse eindrängen" — sprach er laut — „lies selbst und dann thue, was dir gefällt."

„Das Letztere will ich auch" — lachte Isabelle — „doch vorlesen mußt du mir auf jeden Fall. In meinen jüngeren Jahren hatte ich Wichtigeres zu thun, als in die Schule zu gehen. Darum habe ich auch weder lesen, noch schreiben gelernt und unser Hanswurst mußte mir jede Rolle so lange vorsagen, bis ich sie auswendig konnte."

Dieses offene Geständniß von Unwissenheit wirkte etwas niederschlagend auf den nicht ungebildeten jungen Mann. Doch war Isabellens Einfluß auf ihn von so wahrhaft dämonischer Art, daß er nach jeder neu entdeckten Unvollkommenheit seiner Geliebten nur um so fester sich an sie gekettet fühlte.

Des Hauptmanns Schreiben enthielt die schwülstige Ansprache eines feurigen Liebhabers, welcher Isabellen mit einer Göttin verglich, die der größten Opfer werth sei. Zugleich bat Rocca, ihm Gelegenheit zu geben, wo er mit dem Mädchen allein und ungestört zusammentreffen könne.

Während des Vorlesens ringelte Isabelle ihre langen Haarlocken und begleitete die vernommenen Liebesbetheuerungen mit höhnischem Lachen.

„Dieser Gimpel muß gerupft werden" — hob sie endlich an. „Schreibe ihm also in meinem Namen, daß ich nicht abgeneigt sei" —

„Halt!" unterbrach sie Kaiserkarl, während ein bitteres Gefühl in ihm aufstieg — „wisse erstens, daß an meinem Hauptmanne nichts mehr zu rupfen ist, daß er schon in Schulden steckt bis" —

„Nun, so mag er meinetwegen noch neue dazu machen" — fiel Isabelle leichtsinnig ein.

Starr sah Karl dem Mädchen in's Antlitz. „Isabelle!" sprach er ernst — „gebiete über mein Leben, doch laß mir die Ehre. Ich mag meine Hand nicht darbieten zu — zu einer ehrlosen Handlung."

„So unterbleibt's!" — warf Isabelle hin und drehte sich auf dem Absatze ihres Schuhes um. „Doch" — sagte sie nach einigen Sekunden Schmollens mit erneuter Lebhaftigkeit — „wenn du nicht für mich schreiben willst, so wirst du doch wenigstens mit mir tanzen wollen? Heut' Abend ist Ball in den drei Lilien und da mußt du

mein Tänzer sein. Paßt sich's doch gut, da du erst morgen wieder auf Wache mußt."

Isabelle hatte den jungen Krieger zu fest umstrickt, als daß er ihre Bitte hätte abschlagen können.

Am Nachmittage desselben Tages spielte Hanswurst wieder in der Schaubude vor dem Volke. Eben belohnte dessen schallendes Lachen Hanswursts derbe Späße, als plötzlich eine herzzerschneidende Stimme aus dem Haufen in den Ruf ausbrach: „Karl! Karl! mein Gott! Karl!"

Dieser Ton, ein nur zu befreundeter, machte den Hanswurst erbeben und dessen durch Wein künstlich erregten Rausch schnell verrauchen. Er warf einen furchtsamen Blick nach der Gegend hin, woher der Ruf erklungen war, und was er gefürchtet, sah er erfüllt: seine Mutter, die, bleich wie der Tod, die Hände rang und sich der Schaubude zu nähern strebte.

Da war's um Hanswurst's Laune, die stets durch einige Gläser Weins hervorgezaubert wurde, geschehen. Er fiel aus seiner Rolle, verwirrte die beiden Mitspielenden und kein Witz kam fürder über seine bebenden Lippen. Das Schauspiel erhielt sonach einen gewaltsam herbeigeführten Schluß, den der Wunderdoktor mit vielen, halblaut gemurmelten Flüchen begleitete. Bevor Hanswurst von der Bühne abtrat, sah er nach, wie seine Mutter, von einer Ohnmacht gewältigt, unter mitleidigen Händen sich befand und Beistand erhielt. Und er, der liebende Sohn, durfte nicht zu ihrer Hülfe hinzueilen! Er mußte vielmehr mit ansehen, wie seine Mutter, nachdem sie ihre Besinnung wieder erhalten und der Menschenhaufe sich verlaufen hatte, in der Nähe der Bude verharrte und solche mit sehnsuchtsvollen Blicken betrachtete, ja zu wiederholten Malen den Namen ihres Sohnes gegen die geschlossene Schaubühne ausrief. Mit angstvollen Blicken beobachtete Karl von einem Schlupfwinkel aus seine Mutter, die endlich nach langem, furchtlosem Harren tiefgebeugt und langsam davon schlich.

Im wildesten Tanze suchte Karl am Abende dieses Tages sein strafendes Gewissen zu übertäuben. Isabelle, die ihren Liebhaber mit einem schönen, wiewohl nur erborgten Anzuge versehen hatte, war ihm noch nie so reizend, so hingebend erschienen wie heute. Dennoch gab es Augenblicke, wo ihn, selbst in ihren Armen, ein schneidendes Weh, gleich einem Blitze, durchzuckte. Endlich warf sich Isabelle, vom Tanze erschöpft, glühend, hochaufathmend, in einen Stuhl.

„Karl!" keuchte sie — „bitte, ein Glas Wasser — ich verschmachte!"

„Das würde dir zu Gifte werden" — wendete Karl ein.

„O glaube das nicht" — entgegnete jene — „Wie oft habe ich schon auf die Hitze getrunken und es hat mir nichts geschadet. Wenn du mich liebst, so thue mir den Gefallen."

Einem derartigen Beweggrunde war nichts abzuschlagen. Kaiserkarl ging, das Verlangte herbei zu holen; allein er zögerte absichtlich, um die Gefahr einer Erkältung von der Geliebten etwas länger abzuhalten. Als er endlich in den Tanzsaal zurückkehrte, war Isabelle von ihrem Platze verschwunden und weder in der Reihe der Tanzenden, noch im ganzen Hause zu entdecken. Niemand wußte oder konnte ihm sagen, wohin Isabelle gegangen sei. Endlich berichtete ihn ein Laufbursche, daß die schöne Tänzerin mit einem fremden Herren in einem Wagen fortgefahren sei, der in einer kleinen Entfernung vom Hause gehalten habe.

Da ging Karl, alle Qualen der wüthendsten Eifersucht in sich tragend.

„Eine Ehrlose ist sie!“ sprach er knirschend vor sich hin — „eine tief Gefallene, die selbst deine Alles aufopfernde Liebe nicht wieder zu erheben vermag. Dein Hauptmann und kein Anderer war der fremde Herr, der von der Dirne hierher bestellt worden ist. Darum wurdest du unter einem passenden Vorwande entfernt. O, ich durchschaue das listige Gewebe! Fahre hin, Treulose! auf immer Verlorne! Ach! meine Mutter!“

Ruhelos durchrannte der junge Mann die Straßen der Stadt. Der Anblick der Marktschreierbude jagte ihm ein Entsetzen durch die Glieder. Glich nicht der öde, hölzerne Bau auf dem weiten, jetzt einsamen Raume einem Blutgerüste, auf welchem er, bejammert von seiner, unter der Menge befindlichen Mutter, von den Händen des Nachrichters geköpft werden sollte? War nicht der Scharfrichter im rothen Mantel der Doktor Isambart und diejenige, welche diesem das funkelnde Richterschwerdt überreichte, Isabelle? Er flüchtete von dem Schreckensorte und gelangte auf die große Brücke, welche die beiden Hälften der Stadt von einander scheidet und wiederum verbindet. Dort blieb er in einer Pfeilerbrüstung stehen und starrte in die Fluthen hinab, die still, aber eilig durch die Bögen sich drängten und flüsternd ihn herabzukommen baten. Kein Mensch befand sich außer ihm auf der Brücke. Vom Mondlicht beglänzt, breitete sich der Strom zu seinen Füßen aus. Dieselben nur zu heben brauchte er, um all' seinen Harm und Gram, seine Liebesgluthen und Eifersuchtsqualen in den kühlen Wellen verlöschen zu machen. Unbeschreiblich elend fühlte er sich, so unwerth jeglichen seineren Glückes wie der mütterlichen Liebe, so unvermögend der verführerischen Sirene zu entsagen, daß er nur Ruhe und Erlösung im Tode finden zu können meinte. Einen scheuen Blick um sich werfend, ob er beobachtet werde, hob er den Fuß — da traf sein umflortes Auge ein metallischer Glanz, der elektrisch ihn durchzuckte. Ein Strahl des Vollmondes, der eben hinter einer Wolke hervortrat, berührte das Haupt des gekreuzigten Erlösers, dessen kolossales Bild in der nächsten Pfeilerbrüstung sich erhob und dessen Antlitz jetzt, vom vollen Mondlichte übergossen, ihn schmerzlich ernst anzu-

nicken schien. Und vor dem Crucifix stand das eherne Bild der Mutter, durch deren Seele einst bei dem Anblicke ihres mit dem bittersten Tode ringenden Sohnes ein zweischneidiges Schwerdt drückte. Ach, auch Karl besaß noch eine Mutter, die auf die Kunde von seiner ausgeführten Selbstentleibung nicht minder schmerzlich ergriffen werden dürfte, als es die des Heilandes gewesen war. Und diese hatte noch den großen Trost, daß ihr Sohn zum Heile der Welt gestorben war; welchen aber die Mutter Karls, der sein Leben einer liederlichen Dirne wegen von sich werfen wollte? Der sterbende Gottessohn konnte noch seine Mutter der treuen Pflege eines Johannes anempfehlen — wer aber würde sich des Selbstmörders Mutter und deren hülfsbedürftiger Kinder angenommen haben, die in ihm ihre Stütze verloren?

Noch war die kindliche Liebe nicht ganz vor der sinnlichen erstorben, vielmehr durch den Anblick des Gekreuzigten wieder angefacht worden. Noch einmal flammte der fast erstorbene, heilige Funke in dem Verzweifelnden auf und bewog ihn wenigstens dahin, die Ausführung seines selbstmörderischen Entschlusses noch zu verschieben. Er beschloß, das Geld, welches er heute erst wieder von dem Quacksalber erhalten hatte und das durch seinen Tod verloren gehen würde, erst der Mutter auszuliefern.

Gleich einem Trunkenen und todtmüde verließ Kaiserkarl die Brücke, wankte er weiter. Da führten ihn seine Tritte zu einem Kirchhofe, der, mitten in der Stadt gelegen, seit Jahren nicht mehr benutzt wurde.

Als Karl die schwarzen Kreuze auf den Grabhügeln und die grauschimmernden Leichensteine durch das eiserne Gitterthor daher schimmern sah, legte er mechanisch die Hand auf des Schlosses Klinke und — siehe da! ächzend drehte sich die Pforte in ihren verrosteten Angeln und that sich auf. Karl taumelte einige Schritte vorwärts, um sich auf eins der ersten Gräber niederzulassen. Sein wirrer Blick traf auf betende oder weinende Kinder, auf trauernde Engel und Genien mit umgestürzter Fackel, auf den Knochenmann mit Sense und Stundenglas, auf eine Legion schwarzer Kreuze und heftete endlich auf der nahen Kirchhofsmauer, an welcher in halberhabener Arbeit ein Todtentanz dargestellt war: Welch' ein Gegensatz! Hanswurst kam von einem Tanze, wo lebensfrohe und lebenslustige, heißblütige und freudegeröthete Menschenkinder bei dem Klange der lustigen Musik sich geschwenkt, gejauchzt, gelacht, gescherzt hatten. Und hier die bleichen Gestalten in den Armen der Knochengerippe, die lautlos, ohne Sang und Klang, dem nahen Grabe zutanzten! Oefter als geschieht, sollten die Menschen des Todes Stätten besuchen. Absonderlich die, in deren Adern die Fluthen wilder Leidenschaften ungezähmt toben. Wie hier Hanswurst, würden sie nicht ohne Nutzen wieder von dannen gehen.

Kaiserkarl gelangte endlich heim und warf sich in den Lehnstuhl,

wo er in den Schlaf der Erschöpfung sank. Wiederum fühlte er sich ermuntert durch heiße Tropfen, welche ihm die vor der Brust gefalteten Hände, die Wangen und die Stirne netzten. Seine Mutter war es, welche vor ihm kniete und ihr Haupt jetzt auf seine Kniee gebettet hatte.

„Hab' ich dich wieder, mein verlorner Sohn?" schluchzte sie, da Karl ermuntert auffuhr. „Wirst du mich nicht abermals verleugnen wollen, wie heute vor den vielen Leuten, die den Schmerz einer Mutter für Wahnsinn hielten? Wirst du ferner taub sein für mein Rufen und deine Mutter ungehört von dannen schleichen lassen, erdrückt von ihrem Weh? Wie bleich und elend du aussiehst, mein Sohn! Schau' dagegen dort deine Geschwister, wie süß ihr Schlummer ist, wie schuldlos und freundlich ihre Mienen sind! Mit einem Segenswunsche für dich auf den Lippen sind sie eingeschlafen. Ach, mein Karl! deinen Bruder vermochtest du zwar zu täuschen, doch eine Mutter nimmer. Sogleich erkannte ich dich, an der Stimme, an der Gestalt, am Blicke, so sehr du dich auch zu verstellen bemühtest. Aber von deinen Lippen floß Gift, fürchterliches Gift, das mich wie glühende Nadeln durchstach. Nicht mein guter, frommer Sohn — ein fremder, böser Geist sprach aus dir. Nicht so, mein Karl? Du warst es nicht, der die schandbaren Worte zur lachenden Menge sprach, um solche zur Sünde zu reizen? Es war ein schadenfroher Geist, der deine Hülle angenommen hatte, während er dein wahres Ich irgendwo eingeschläfert und festgebannt hielt. Und die Schrift, die du neulich durchzulesen hattest, sie war vom Teufel! Ach, mein Sohn, es war ein gottloser Wunsch, der in mir aufstieg, als ich dich die schlimmen Worte sprechen hörte. Ich wünschte, daß du doch damals gestorben sein möchtest, als du hoffnungslos an den Pocken darnieder lagst und ich Gott fußfällig um dein Leben anflehte. Dann wäre dein Kind — sprach ich zu mir selbst — ein Engel geworden, während es jetzt zur Hölle rennt und noch viele andere Seelen nach sich zieht. — Nicht wahr, mein Sohn, du räumest dem bösen Geiste nicht wieder dein Ich ein, sondern bleibest nüchtern und wachsam gegen die listigen Anläufe des Teufels?"

Nüchtern! ja, die Frau hatte die Wahrheit auf den Kopf getroffen. Hatte sich doch Hanswurst jedesmal erst durch den Genuß berauschenden Weins zu Darstellung seiner Rolle begeistern müssen.

Von Scham erfüllt, hatte der Sohn keine Erwiderung auf die mütterlichen Fragen. Mechanisch griff er in die Tasche, und, eine Hand voll Geld vorziehend, sprach er: „Da, liebe Mutter, es wird mehr als hinreichen, unsre Betten einzulösen."

Doch die rechtschaffene Frau zog scheu, wie vor glühenden Kohlen, ihre Hände zurück.

„Nein! nein!" sprach sie voll Entsetzen — „es ist das Blutgeld meines Kindes, für welches es seine Seele verkauft hat. Wirf es in den Fluß, wo er am tiefsten ist oder gieb es den Armen. Zum

Lumpenlager würden mir die Betten, die mit diesem Gelde wieder ausgelöset würden. Immerhin laß uns auf Stroh schlafen, jedoch mit einem ruhigen Gewissen. Wo bist du gewesen, mein Sohn? Ich schlief nicht, als du heimkamst. Jede deiner Bewegungen verfolgte ich mit meinen Blicken. Aber ich fürchtete dich wieder fortzuscheuchen, wenn ich eher mich dir genahet hätte. Bist du bereits verloren oder darf ich dich noch mein nennen. Wo kamst du her? Aus des Lasters Höhle?"

„Vom Kirchhofe" — lallte Karl matt — „von der Brücke — nen" — er verstummte.

„Sprich es aus, das böse Wort" — drängte Frau Kaiser — du warst bei oder mit der Verführerin, die dich verderbt hat. Ihre Augen blickten so buhlerisch — ihr Mund sprach so abscheulich, daß ich die giftige Schlange sogleich unter ihrer glatten, schillernden Haut erkannte. Ach, mein Karl! bisher mein Stolz, meine Freude und mein Trost! wie hast du dich durch ein unkeusches Gebilde vom rechten Wege verlocken lassen! Ich hatte einen schönen Traum! Müllers Röschen, das liebe, sittsame und fleißige Kind, ist dir gut und ich ihr. Sie solltest du dir zum Weibe erwählen, nachdem du von dem Soldatenstande befreit sein würdest. Ich habe es bis jetzt dir verschwiegen — aber wie glücklich wären wir Alle durch diese Verbindung geworden! Nun, fahre hin, du süßer Traum!"

„Mutter" — sagte Karl fest — „ich verspreche es Euch, daß ich nicht wieder Hanswurst sein will."

„Und auch den Umgang mit der schamlosen Dirne abbrechen?" fragte Frau Kaiser brünstig.

„Ich will — es versuchen" — stammelte Karl — „ich denke — hoffe, daß ich's über mich gewinnen werde können, besonders wenn ich" — die übrigen Worte murmelte er unverständlich vor sich hin.

Frau Kaiser unterließ es klüglich, jetzt weiter in ihren Sohn zu dringen, der, als es Tag geworden war, den Leibgardisten anzog und auf Wache ging.

Im Innern des kurfürstlichen Schlosses und zwar in einem langen, weiten Gange desselben schritt Kaiserkarl mit seiner Feuerwaffe im Arme auf und nieder. Es war in der Nacht und still um den Gardisten umher, der um so ungestörter seinen Gedanken und Grillen nachhängen konnte. Ruhe herrschte um ihn her, doch nicht in seinem Herzen, denn darin tobten der Eifersucht nagende Qualen. Als er heute seines Hauptmanns ansichtig geworden war, hatte es ihn gedrängt, jenem das Bajonett durch die Brust zu rennen. Der ungetreuen Isabelle gedenkend, wandelte er auf und nieder in dem matt erleuchteten Gange, aus welchem der hohen Flügelthüren viele in die kurfürstlichen Gemächer führten. Noch nicht lange hatte er

seinen Wachtposten eingenommen gehabt, als er ein heftig kreischendes Kindergeschrei vernahm, das mit nur kurzen Unterbrechungen in gleich sich bleibender Stärke fortwährte. Endlich bewegte sich eine Flügelthüre und heraus in den Gang trat eine Frauengestalt mit einem schreienden Säuglinge auf den Armen, welcher kein Andrer als der kleine Erbprinz war.

„Nun so schreie, bis du genug hast!" sprach dessen Amme erbost. „Ein solches Kind ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Ha! wenn du mein wärest, so wollte ich dir schon die Bosheit austreiben! Tag und Nacht keine Ruhe! Es ist zum Verzweifeln. Man ist doch auch ein Mensch und des Schlafs benöthigt. Und wenn es nur eine Ursache zu dem unaufhörlichen Schreien gäbe! Der Leibarzt bleibt dabei, daß dem Schreihals nichts fehlt. Also ist es blos purer Eigensinn von ihm. Hier, Schildwache, hat sie den Blöckhammel! Stecke sie ihn in die Patrontasche oder in die große Bärmütze! Daß dich! Wirst du still sein?"

Eine zweite Frauengestalt, die Kammerfrau, nahte sich jetzt der Amme. „Aia!" sprach sie gedämpft — „Sie möchte wieder in's Zimmer zurückgehen. Es schallt auf dem Corridor zu sehr und leicht könnten die Hofdamen aufgeweckt werden."

„Meinetwegen!" zürnte die Amme — „kaum erfahren sie, wie es andern ehrlichen Leuten thut. Ein paar Mal derbe Klitzsche aufgezählt und sie würden schneller helfen als des Leibarzts Säftchen und Thee, als alles Wiegen und Singen. Lange halte ich ein solches Leben nicht mehr aus. Man ist ja kein Holzklotz. Da sehen Sie nur, Madame Ganelli, mit wie großen Augen der kleine Ungnädige um sich blickt. Nicht einmal vor der Bärenmütze da fürchtet er sich und vergebens habe ich ihm gedroht, ihn der Schildwache mitzugeben." Diese vergaß jetzt des eigenen Leides und betrachtete den Säugling im Bettchen, der bestimmt war, einst der unumschränkte Gebieter des ganzen Landes zu werden. Wie jeder andere Erdensohn lag der Erbprinz hülflos in den Armen seiner Amme und deren Willkür anheimgegeben, indeß seine fürstliche Mutter weit von ihm entfernt schlief. Wie ungleich aufopfernder war die Liebe von Karls Mutter gewesen, die ihre Kinder nie von ihrer Seite gelassen, mit ihren eigenen Armen sie getragen und gepflegt hatte! Und Mutterliebe läßt sich mit keinem Gelde bezahlen.

Während die Wache sich diesen Betrachtungen hingab, kehrten die beiden Frauen in die Zimmer zurück, aus denen fortdauernd, bald stärker, bald schwächer die schreiende Stimme des künftigen Landesherrn ertönte.

Nachdem Karl abgelöst und für den neuen Tag vom Dienste frei geworden war, ging er heim, sich umzukleiden, und, wie er der Mutter versprochen, dem Quacksalber den Dienst aufzusagen.

Isambart zog ein schiefes Gesicht, da Hanswurst mit dürren Worten ihm den Stuhl vor die Thüre setzte. Zwar hatte er bereits

in der kurfürstlichen Residenz seinen reichen Gewinn gezogen und daher nicht vielen Absatz mehr zu hoffen, allein es war ihm um die Zukunft zu thun und für diese den jungen Mann dennoch zu gewinnen, baute er auf Isabellens Reize und Verführungskünste. Daher widersetzte er sich Karls Abdankung vorläufig zwar nicht, bat ihn aber, noch so lange ihm anderweit beiräthig zu sein, als dieß sein Dienstverhältniß und Isambarts Aufenthalt in der Residenz gestatten würden. Hierauf zog er den jungen Mann bei Seite und bat ihn, ein Päcktchen mit Salbe einer Dame zu überbringen, die solche für ihr gelähmtes Bein anwenden wolle und die er um 11 Uhr Vormittags in einer bezeichneten Laube des kurfürstlichen Schloßgartens antreffen werde. Da aber jene nicht gern fremde Zeugen ihres Verkehrs mit dem Ueberbringer haben wolle, so solle er dann erst der Dame, welche an ihrem hinkenden Gange und einer rothen Bandschleife auf dem Schleier zu erkennen sei, sich nähern, wann dieselbe in der Laube allein sein werde. Dafür werde er den bereits bestimmten Kaufpreis von zwei Thalern erhalten.

Karl war schwach genug, dem Quacksalber diese Bitte nicht abzuschlagen, mit welchem er, und zwar Isabellens wegen, nicht ganz zu brechen wünschte. Dabei nahm er sich jedoch vor, den Beleidigten zu spielen und Isabellen seinen ganzen Zorn fühlen zu lassen. Allein nur Reif an der Sonne sind dergleichen Vorsätze eines Verliebten und darum schnell wieder zerronnen, sobald er dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit sich wieder nähert. Als daher Isabelle außen vor des Doktors Zimmer dem fortgehenden Kaiserkarl wie zufällig in den Weg kam, fühlte sich dieser von des Mädchens strahlender Schönheit dermaßen geblendet, daß er, verwirrt einen halblauten Gruß stammelnd, nur widerstrebend den Fuß fortbewegen konnte.

„Mein Herr!" sagte Isabelle mit der Miene einer schwer Beleidigten zu ihrem Verehrer — „Ihr seid gut nach dem Tode zu schicken und habet wenig Lebensart gegen Eure Tänzerin bewiesen, die, verlassen und einer Ohnmacht nahe, nichts Besseres zu thun wußte, als sich in einen, glücklicherweise vorhandenen Wagen zu werfen und heimzufahren. Wo beliebte es Euch denn, das gewünschte Glas Wasser zu holen?

„Isabelle!" versetzte Karl gepreßt — „hintergehe mich nicht! Du schicktest mich nur fort — um mit einem Andern, wahrscheinlich mit meinem Hauptmanne — zu entweichen."

„Wahrscheinlich — vermuthlich — vielleicht" — spottete Isabelle. „Auf solche Gründe hin verurtheilst du mich? O pfui! Weißt du nicht, daß man niemanden hinter dem Strauche sucht, wenn man nicht selbst erst dahinter gesteckt hat?"

„Aber ein Bursche versicherte mir" — entgegnete Karl kleinlaut — „daß du mit einem fremden Herrn fortgegangen wärest."

„Um dir und mir die Schande zu ersparen" — versetzte Isa-

helle — „that ich draußen in der Finsterniß, als geleitete mich ein Herr zum Wagen. Aber in der That plauderte ich nur mit meinem Schatten, bis ich eingestiegen war.“

Zweifelnd, doch wünschend, daß Isabelle Wahrheit gesprochen haben möge, blickte ihr Karl in's offen und ruhig lächelnde Antlitz.

„Zweifelst du noch?“ fragte sie ihn — „Sieh mir in die Augen und sprich, ob du darin eine Falschheit entdecken kannst. Mit anderen Männern habe ich bis jetzt gespielt und spiele noch mit ihnen. Dich aber liebe ich, wie ich noch Keinen geliebt habe. Doch mit Eifersucht quälen lasse ich mich nicht. Sonst sind wir geschiedene Leute und sollte mir darüber auch das Herz brechen.“

Dabei legte Isabelle betheuernd ihre Hand auf die Brust, die hochschlagende, und sah den Hanswurst mit Taubeneinfalt an, so daß dieser ihr das angethane Unrecht demüthig abbat.

„Bessere dich!“ sprach Isabelle vergebend, drückte einen flüchtigen Kuß auf Karls Lippen und entfloh dann, den bethörten Jüngling wonnetrunken zurücklassend.

Dieser wanderte zu der bestimmten Stunde in den Schloßgarten und der bezeichneten Laube zu. Richtig! die Dame saß bereits in derselben, erhob sich bei Karls Annäherung [illegible]n hinkenden Fußes den kleinen Raum der Laube zu bemessen. Dieselbe lag abseits und darum war weiter kein Spaziergänger in der Nähe. Karl wendete sich grüßend an die Unbekannte, die ein dichter Schleier vom Kopfe bis zu den Füßen herab verhüllte, überreichte ihr das Päcktchen und wartete mit gezogenem Hute des Weiteren.

„Von wem?“ lispelte die Fremde.

„Von dem Doctor Isambart“ — antwortete Karl gedämpft.

Darauf kam eine Hand unter dem Schleier zum Vorschein, welche das Päcktchen in Empfang nahm und dafür ein anderes kleineres, jedoch gewichtigeres in des Boten Hand legte.

„Gebet dieß dem Doctor“ — sprach die Unbekannte — „und entfernt Euch, ohne Aufsehen zu erregen.“

Der letzte Zusatz steigerte Karls bereits gefaßte Neugierde. Auf dem Wege nach dem Garten hatte er absichtslos das in seinen Händen ruhende Päcktchen befühlt und dabei die Bemerkung gemacht, daß jenes weder Büchschen, noch sonst einen härtlichen Gegenstand enthalten könne, in welchem eine fettige Masse, wie die Salbe, aufbewahrt werde, selbst für Pillen war des Papieres Inhalt noch zu weich und bestand derselbe jedenfalls nur aus einem feinen Pulver. Er würde sich durch des Päcktchens Oeffnung von der Wahrheit seiner Vermuthung überzeugt haben, wenn ihn nicht das aufgedrückte Siegel davon abgehalten hätte. Hierzu kam noch die geheimnißvolle Art und Weise, um eine bloße Salbe, die alltäglich frei auf dem Markte in der Schaubude an Jedermann verkauft wurde, an die Abnehmerin zu befördern. Ueberdieß erinnerte sich Karl dunkel, die Stimme der Unbekannten schon einmal und zwar in neuerer Zeit

gehört zu haben. Nicht sowohl der Ton der Stimme, sondern deren Aussprache, welche das S nur mit dem Anstoßen der Zunge hervorbringen konnte, kam ihm bekannt vor.

Hanswurst hätte kein solcher sein müssen, wenn er, ohne die Sache näher zu untersuchen, davon gegangen wäre. Zwar stellte er sich, als gehorche er der empfangenen Weisung, allein nur, um nach dem Umdrehen seine Bauchstimme anscheinend aus einem Seitengebüsche in die Worte ausbrechen zu lassen: „Madame Ganelli, machen Sie, daß Sie in's Schloß zurückkommen."

Kaum daß Karl sich hinter einer nahen Gartenhecke versteckt hatte, so sah er die Unbekannte rasch aus der Laube treten. Verschwunden war das hinkende Bein, eben so auch der bergende Schleier mit der rothen Schleife und eiligen Schrittes näherte sich die Dame dem Schlosse, in dessen einer Seitenpforte sie verschwand.

Da Karl einen Tag um den andern jetzt Wachtdienst hatte, so traf sichs in der nächsten Nacht, daß er wieder in jenen Gang des Schlosses zu stehen kam. Dießmal aber hatte er Muße, ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, indem kein Kindergeschrei sich hören ließ und der kleine Erbprinz musterhaft ruhig sich verhielt.

Trotz der ziemlichen Dunkelheit umher, begann dem Leibgardisten ein helles Licht aufzugehen, dessen Schein er jedoch tief in seinem Innern noch verwahrte.

Der kleine Erbprinz war von einer zahlreichen Nachkommenschaft des Kurfürsten das einzig überbliebene und spät geborene Kind, daher der Augapfel seiner fürstlichen Aeltern und des Landes einzige Hoffnung. Bereits hatte man das Erlöschen des regierenden Hauses befürchtet, weil nach dem Absterben seiner Nachkommen die Kurfürstin fast stets kränkelte und längst über das jugendliche Alter hinaus war. Um so freudiger hatte man daher nach mehrjährigem Harren die Geburt des Erbprinzen begrüßt und in ihm den heißersehnten Stammhalter erkannt. Was aber des Einen Freude, ist des Andern Trauer. Eine Seitenlinie des regierenden Hauses, mit Kindern reich gesegnet, hatte schon im Geiste dieses aussterben und seine Glieder den erledigten Thron besteigen, in Folge der Geburt des Erbprinzen jedoch diese Hoffnung wieder untergehen sehen. Diese bittere Täuschung, deren Vorhandensein im Volke keineswegs unbekannt geblieben war, wurde die Veranlassung zu dem schwärzesten Verdachte, als nach wenigen Tagen die Kunde von der plötzlichen und unerklärlichen Erkrankung des Erbprinzen sich durch die Stadt verbreitete.

Kaiserkarl, von diesem Vorfalle unterrichtet und dadurch mehr als viele Andere in eine große Unruhe versetzt, begab sich ungesäumt zu den Quacksalber, der nur noch im Gasthofe seinen ärztlichen Rath, wie seine Heilmittel verkaufte. Doch der Doctor war von

Hülfesuchenden dermaßen umlagert, daß Karl bei ihm nicht ankommen konnte. Dafür winkte ihn Isabelle verstohlen abseits und, betroffen von dem verweinten Aussehen der Dirne, folgte er ihr in ein Nebenzimmer. Hier streifte Isabelle das Tuch von ihren reizenden Achseln und auf die vielen, dieselben entstellenden Schwielen deutend, klagte sie mit schmerzlichen Tönen: „So hat mir der Elende mitgespielt! Soll ich mir eine solche Behandlung gefallen lassen? Was wäre der abscheuliche Eisenbart ohne mich? Und weshalb hat er mich geschlagen? Deinetwegen, mein Karl! Morgen mit dem frühsten wollte der Undankbare abreisen, aus Furcht und heimlich, ohne selbst dich davon zu benachrichtigen. Dem aber widersezte ich mich standhaft. Es gab einen heftigen Auftritt, in dessen Folge ich die Mißhandlung zu erleiden hatte. Aber, ich werde mich an dem Marktschreier rächen, wie es eine solche Behandlung erheischt."

Während Isabelle in Klagen und Racheanschlägen sich ergoß, nöthigte sie ihrem Liebhaber ein Glas Wein nach dem andern ein, welche auch Karl, mit Isabellens Leide beschäftigt, gedankenlos hinterstürzte. Als nun die Schlaue die schnelle und starke Wirkung des berauschenden Getränkes auf den Hanswurst ersah, schlang sie den vollen Arm um Karls Hals und sagte, ihr Antlitz dem seinen zuneigend, mit Schmeicheltönen: „Nicht wahr, mein Herz, uns trennt nichts als der Tod? Um aber vereint zu bleiben, müssen wir von hinnen fliehen — fliehen noch heute und ungesehen. Du kannst ja deine gute Mutter und deine Geschwister später nachkommen lassen, sobald wir nur einen sichern Zufluchtsort gefunden haben. Ich habe mir etwas gesammelt, das uns vor der Hand aller Nahrungssorgen enthebt. Dann können wir auf unsre eigene Rechnung ein Geschäft, wie das des Eisenbart, beginnen. Ich sollte meinen, daß wir beide ungleich mehr Geschick dazu besitzen, als der vormalige Scharfrichter. Habe ich doch meistens die Pulver, Pillen und Salben allein fertigen müssen, und solche an den Käufer zu bringen, wird uns nicht schwer werden. Oder behagt dir dieses Geschäft nicht, so können wir uns ein Gütchen pachten oder erkaufen und dann auf dem Lande unsrer Liebe leben. Deine Mutter besorgt mit mir vereint die Führung der Wirthschaft und du erziehst deine Geschwister für das Landleben. O wie glücklich wollen wir dann leben!"

So hatte Isabelle noch nicht zu Karln gesprochen.

„Sie ist doch gut" — sprach er zu sich selbst — „ja besser als ich dachte. Laßt sie nur erst aus ihren bisherigen Leben gerissen sein. Welch ein Verdienst, ein solches Wesen von dem drohenden Verderben zu erretten!"

Mit Feuer gelobte er Isabellen, was diese von ihm wünschte und begehrte. Er versprach, punkt 7 Uhr Abends, wo Isambart meist in dem Zustande bewußtloser Trunkenheit war, Isabelle im Gasthofe abzuholen, um mit ihr einen, von jener bereits gemietheten

Wagen zu besteigen und über die Grenze zu flüchten. Karl ging mit dem festen Entschlusse, das seiner Geliebten gegebene Versprechen jedenfalls zu erfüllen. Was kümmerte ihn jetzt noch sein, als Soldat beschworner Eid? Hatte man ihn doch zu dessen Leistung gezwungen; warum sollte er Bedenken tragen, zu desertiren? Selbst die Bedenklichkeiten seiner Mutter, hinsichtlich Isabellens, hoffte er glücklich beseitigen zu können. Voll des genossenen Weins, wie froher Hoffnung begab sich Karl auf den Heimweg. Es war 5 Uhr, als er in seiner Mutter Wohnung anlangte.

Welch eine urplötzliche Umwandlung doch den Sterblichen hier betreffen kann!

Als Karl voll Frohgefühl über die heimathliche Schwelle trat, kamen ihm seine Geschwister bleich und zitternd entgegen gesprungen.

„Die Mutter! die Mutter!" riefen der Kinder erblaßte Lippen. Zum Siechlager zogen sie den heftig Erschrockenen. Er fand seine Mutter im Blute schwimmend und unter den geschäftigen Händen zweier Personen, einer männlichen und einer weiblichen, die er jedoch jetzt keiner näheren Betrachtung unterwarf. Als Frau Kaiser ihres Erstgebornen ansichtig wurde, strebte sie, die blutgenetzten Lippen zu öffnen und zu sprechen. Allein ihre Schwäche, so wie das strenge Verbot ihres männlichen Beistandes verhinderten sie daran.

„Ruhe! die tiefste Ruhe!" sagte der Mann — „sonst stehe ich für nichts. Kein Laut! keine Bewegung! und stets die waagerechte Lage behauptet."

„Mein Gott! was ist hier geschehen?" fragte Karl den Sprecher, in welchem er jetzt denselben Herrn wiedererkannte, der am Springbrunnen im Schloßgarten die Klagen über den Quacksalber ausgesprochen, und den sein Begleiter als kurfürstlichen Leibarzt genannt hatte.

„Ein heftiges Bluterbrechen" — erwiederte dieser — „ein Blutsturz vielmehr, wie ich ihn lange in solcher Kraft nicht habe auftreten sehen."

„Ach, mein Heiland! ist es tödtlich? Ich beschwöre Sie, gütiger Herr! Sie sehen meine Angst" — stammelte Karl, dessen Aussehen ganz mit seinen Worten übereinstimmte.

„Hm!" versetzte der Leibarzt — „das kann man jetzt mit Bestimmtheit noch nicht sagen. Es fragt sich, welches die Ursachen des Anfalles sind, ob dieser aus der Lunge oder dem Magen herrührt, ob eine innere Verletzung oder eine große Gemüthsbewegung Statt gefunden hat" —

„Himmel!" unterbrach Karl erschrocken den Doktor — „wenn ich die Ursache wäre!"

Trotz ihrer Mattigkeit machte Frau Kaiser mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

„Oder" — wendete sich Karl, sichtlich erleichtert, an seine Ge-

schwister — „hat die Mutter vielleicht von des Quacksalbers Pulver eingenommen?“

„Pulver? Quacksalber?“ fuhr der Leibarzt auf — „Seid Ihr etwa auch nicht wohl auf den Marktschreier zu sprechen? Dann sind wir einig und gute Freunde. Ein Mörder ist dieser Isambart oder Eisenbart. Aber, ich verschwatze meine kostbare Zeit — habe mich schon zu lange hier aufgehalten — muß auf das kurfürstliche Schloß zu einer ärztlichen Besprechung mit meinen Kollegen. Eigentlich hätte ich mich gar nicht zur Uebernahme dieser Patientin verstehen sollen und nur Euerm unwiderstehlichen Bitten, Jungfer Müller, habe ich nothgedrungen nachgegeben. Mich gleich auf der Straße abzufangen und hierher zu schleppen — mußte es für eine Schickung halten und ihr folgen. Einen Minister oder Grafen hätte ich's abgeschlagen, doch da Ihr ein so liebes braves Kind seid, mit dessen Diensten meine Frau und ich so wohl zufrieden sind, so durfte ich schon einmal eine Ausnahme machen. Also nichts als kühlende, säuerliche Getränke fleißig der Kranken eingeflößt. Die eiskalten Füße erwärmt Ihr durch heißgemachte Tücher. Dazu bedient man sich am besten erhitzter Backsteine. Die größte Ruhe aber voran! Ich habe gute Hoffnung — das Blutbrechen hat sich nicht wiederholt — könnte ich doch auch von unserm Erbprinzen Gutes hoffen! Aber derselbe liegt schon wie eine Leiche da — träumt mit offnen Augen — sieht leichenblaß — mit blauen Ringen um die Augen — zuckt krampfhaft zusammen, ohne ordentlich munter zu werden — ist stumm, wie ein Fisch, da er früher doch nur zu laut und zu oft schrie — Schlimmer Fall das und unbegreiflich! Adieu!“

Zu Karls Ehre sei es gesagt, daß Isabelle jetzt rein aus seinem Gedächtnisse entschwunden war. Dafür gedachte er desto lebhafter des Umstandes mit jenem Pulverpäcktchen. Es drängte ihn unwiderstehlich, dem menschenfreundlichen Leibarzte seine Vermuthungen wie seine Befürchtungen in dieser Beziehung mitzutheilen. Wie gut, wenn der Mensch nur immer der Stimme seines Gewissens Folge leistete! Als Karl den Arzt bis zur Thüre begleitete, erzählte er ihm Alles, was er hinsichtlich jenes Päcktchens und dessen Empfängerin wußte und muthmaßte, so wie auch, daß Isambart zwar das öffentlich verkaufte Pulver nur aus Kreide und Zucker fertige, dagegen auf besondere Veranlassung noch andere Beimischungen hinzuzufügen pflege, deren Bestandtheile er stets geheim halte.

„Freund!“ — sagte der Leibarzt hocherfreut — „ich danke Euch und das Vaterland dazu. Ihr habt durch Eure Mittheilung mir ein Licht aufgesteckt, das zwar schon in mir glimmte, doch noch nicht hell aufflammte. Sogleich habe ich behauptet, daß dem Prinzen etwas Betäubendes beigebracht worden sein müsse, während meine Herren Kollegen auf innere Krämpfe oder auf einen Schlagfluß riethen. Guter Gott! welch Unheil ein einziger Marktschreier über ein ganzes Land herbeizuführen vermag! Gesetzt auch, daß der Erbprinz

durch den Genuß sämmtlicher Pulverportionen des Quacksalbers nicht gestorben wäre, so hätten einige Millionen Menschen zu ihrem Regenten einen geistesschwachen, träumerischen und schlaffen Kopf in der Folge erhalten. Nun endlich wird man doch dieser heillosen Brut das verruchte Handwerk legen! Schlimm genug, daß es erst eines so hohen, schlagenden Beispiels bedurfte, um dem Unfuge in Zukunft zu steuern."

Schimpfend lief der Leibarzt fort. Karl dagegen kehrte zu dem Lager seiner Mutter zurück, dessen vortheilhafte Verwandlung er jetzt erst gewahrte. Verschwunden war das ärmliche Strohlager und ein weiches, nettes Federbette an dessen Stelle gekommen."

„Müllers Röfel hat sie von sich herbeigeholt" — bedeuteten Karln die Geschwister in Bezug auf die Betten.

Röschen erwies sich als die unermüdlichste, flinkeste, besorgteste und liebevollste Krankenwärterin der Frau Kaiser, deren Wünschen sie stets zuvor zu kommen trachtete. Wie dankbar erkannte der Sohn diesen erwünschten Beistand an, den er nicht in dem Umfange seiner Mutter hätte angedeihen lassen können, als dieß durch eine weibliche Pflegerin geschah. Karl blieb im Verein mit Röschen an dem Lager seiner Mutter sitzen und beobachtete mit besorgtem Gemüthe deren Zustand. So verstrich die Nacht, während welcher Frau Kaiser vom Bluterbrechen nicht nur verschont blieb, sondern sogar eines erquickenden Schlummers genoß. Als der Tag mit seinem Lichte, wie mit seinem Troste kam, und Karls Blick auf die ihm gegenüber sitzende, fleißig strickende Jungfrau fiel, welche ihr Auge bald auf die Kranke, bald auf ihre Arbeit gerichtet hielt, kam ihm plötzlich die Erinnerung an Isabellens beabsichtigte Flucht, so wie an sein gänzlich vergessenes Versprechen zurück. Letzteres um der Mutter willen nicht gehalten zu haben, bereute er nicht, doch hielt er es für Pflicht, die Ursache davon der Geliebten möglichst bald mitzutheilen. Es drängte ihn aber auch, vorher eine nicht minder heilige Pflicht zu erfüllen. In dieser Absicht nahte er sich der Jungfrau und sagte, deren Hand drückend, mit Innigkeit: „Wie vielen Dank bin ich Euch schuldig, gutes Röschen! Nie werde ich Eure Barmherzigkeit gegen meine Mutter vergessen."

Röschen erglühte, schlug schamhaft ihr Auge nieder, um es dann einen Augenblick lang zum Sprecher emporzuschlagen. Das heilige Feuer der Vesta blitzte in demselben. Wie ganz anders war dagegen Isabellens verbuhlter Blick!

„Röschen" — fuhr Karl fort — „könnt Ihr wohl noch eine halbe Stunde bei meiner Mutter ausharren?"

„O länger!" erwiederte das Mädchen rasch. „Nicht eher werde ich Eure Mutter verlassen, als bis sie ganz außer Gefahr ist."

Da drückte Karl nochmals der Jungfrau Hand und eilte fort. In dem Gasthofe zum blauen Engel warteten seiner überraschende Nachrichten. Isambart war noch in der Nacht gefänglich eingezo-

gen worden und Isabelle über alle Berge. Auch der Hauptmann Rocca hatte sich, fast zu gleicher Zeit mit der Dirne und unter Hinterlassung zahlloser Schulden, unsichtbar gemacht.

Isambart leugnete beharrlich im Verhöre, irgend Jemanden aus dem kurfürstlichen Schlosse mit seinem Pulver versehen zu haben, und behauptete dagegen, seinen Hanswurst beauftragt zu haben, einer ihm unbekannten Dame, welche bei ihm eine Salbe für ein gelähmtes Bein bestellt gehabt habe, dieselbe in der vorgeschriebenen Weise einzuhändigen. Sei nun jener ihm fremden Dame statt der Salbe eine andere, schädlich wirkende Arznei überliefert worden, so trage nicht er, sondern sein Hanswurst die alleinige Schuld entweder einer Verwechselung oder einer Verfälschung. Aber die Wahrheit siegte doch, indem eine genaue Nachsuchung bei der Kammerfrau Ganelli den Ueberrest des Pulvers an den Tag und diese nebst der fürstlichen Amme zum endlichen Geständnisse brachte.

Auch Kaiserkarl kam in Untersuchung, doch lief diese glücklich für ihn ab, indem er von aller Schuld und Mitwissenschaft frei gesprochen wurde. Den kleinen Erbprinzen stellte der Leibarzt Mischelli durch die Anwendung von schwarzem Kaffee glücklich wieder her, jedoch behielt er, gleichsam als Angedenken der empfangenen Schlafpulver, für die Dauer seiner Lebenszeit ein momentanes Vergehen seiner Erinnerungskraft.

Isambart gerieth in Verzweiflung, als er Isabellens Flucht mit seinem gesammten Sündengelde erfuhr. Er, der so Vielen den Tod durch seine Quacksalbereien gegeben hatte, that nun dasselbe an sich, indem er es wie Judas Ischariot machte und sich erhing. Den Quacksalbern ward in dem ganzen Kurfürstenthume einmal für immer der Eintritt untersagt, und so hatte auch hier das Böse etwas Gutes zur Folge.

Der Leibarzt Mischelli, durch des Erbprinzen bewirkte Herstellung zu hohen Ehren gelangt, wirkte Kaiserkarln den Abschied vom Soldatenstande und die Anstellung als Beihelfer für den hochbejahrten Verwalter des öffentlichen Krankenhauses in der Residenz aus, in welchem menschenfreundlichen Berufe der junge Mann durch aufopfernde Treue das Böse wieder auszusühnen strebte, das er als Hanswurst gestiftet gehabt hatte. Nach Jahresfrist ehelichte er die wackere Therese Müller, welche ihm ein vielgeliebtes Weib und den Kranken ein Engel wurde. Auch Frau Kaiser, in dem Glücke ihrer Kinder sich verjüngend und vollkommen genesen, widmete sich der Krankenpflege, die durch dieses vereint wirkende Kleeblatt zur musterhaftesten weit und breit wurde und des Leibarzts getroffene Wahl als eine höchst glückliche bestätigte. Nach dem bald erfolgten Hingange des alten Hausverwalters trat Kaiserkarl in dessen Stelle ein und übernahm die äußere Leitung der gesammten Anstalt. So verschwanden schnell 6 Jahre, in welchen Röschen ihren Gatten mit

drei lieben, wohlgebildeten Kindern erfreute, deren Wartung Wilhelm und Sophie sich sehr angelegen sein ließen.

Da wurde eines Tages ein Weib, in Lumpen gekleidet und mit einer fürchterlich zerstörenden Krankheit behaftet, dem Krankenhause zugeführt. Es war Isabelle! Aber nur als solche erkenntlich an dem bei sich führenden Passe, nicht an der Gestalt und dem Aussehen. Dieses war entsetzenerregend. Verschwunden der Glieder Fülle, der Wangen Roth, des Grübchens Lächeln, der Augen Blau und Schmelz, der Lippen Inkarnat, der Zähne Weiß, des goldenen Haares Schmuck! Der Verwesung anheimgefallen, war die einst unwiderstehliche Schöne zum lebenden Leichname geworden, in dessen Nähe nur die aufopferndste Menschenliebe sich wagte. Haimon, der arme Hanswurst, war fürchterlich gerächt, seine Vorhersagung nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Rocca hatte das Vergeltungsrecht an Isabellen ausgeübt, ihr das dem Quacksalber entwendete Geld geraubt und eine Spielbank errichtet, von welcher ihn jedoch der Pistolenschuß eines von ihm ausgeplünderten Spielers auf immer entfernte.

Vor Haimons Tode hatte Isabelle voraus, daß sie nicht, wie jener, einsam starb, sondern in Gegenwart des für sie betenden Hausverwalters. Als dieser von der verschiedenen Unglücklichen zu seiner Familie zurückkehrte und sich daselbst von lauter gesunden, blühenden und liebenden Gestalten umringt sah, schloß er, stumm, doch unter desto lebhafteren Dankgefühlen seine Mutter an das Herz, die ihn einst mit ihrem Blute von der Verführerin losgekauft und vom Verderben errettet hatte.

Gustav Nieritz.

Der Scharfrichterknecht.

Erzählt von **Georg Gand.**

I

In einer kleinern Stadt im nördlichen Deutschland lebte vor mehreren Jahren eine Familie, welche von allen, die in naher oder entfernter Berührung zu ihr standen, geachtet und geliebt wurde. Molnar — so wollen wir ihn nennen — war glücklicher Gatte und Vater von zwei Töchtern. Er bekleidete ein Amt, welches ihm die Verwaltung einer Kasse zur Pflicht machte und das ihm ein anständiges Auskommen sicherte. Viele Jahre waren ihm vergangen in heiterer Lebensanschauung und einem glücklichen Familienleben. Eine hervorragende Geistesbildung und ungewöhnliche gesellige Eigen-

schaften waren Veranlassung gewesen, daß Molnar in vielen Kreisen Zutritt gefunden und überall hatte man ihn gern gesehen. Darüber aber war in den späteren Jahren, und namentlich als seine Töchter in die Welt getreten waren und durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit die Aufmerksamkeit erregten, seine Eitelkeit und Genußsucht gesteigert worden und die Folgen äußerten sich bald, denn in den sonst ziemlich geregelten Verhältnissen Molnar's schien Zerrüttung Platz gegriffen zu haben. Mahnende und drohende Gläubiger drängten oft auf ihn ein und ließen den sonst heitern Mann in trübe Stimmung und Unmuth versinken. Sein eifriges Bestreben war alsdann hauptsächlich darauf gerichtet, seiner Familie gegenüber die Ursachen dieser Verstimmung zu verbergen, und wenn seine Gattin in sanfter Weise ihn fragte, warum er mißgelaunt, so suchte er nach einer Ausrede und zwang sich wieder heiter zu scheinen. Dieser gedrückte Zustand aber änderte sich nicht, wie die Hausfrau immer gehofft, ja er steigerte sich, und einem schärfern Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß Molnar zuweilen verstört aussah. Seine Gattin hatte ihn in den letzten Tagen mit wahrer Seelenangst beobachtet; sie vermochte nicht länger zu schweigen und faßte den Entschluß, in ihn zu dringen und nicht abzulassen, bis er ihr die Ursache seiner Verstimmung mitgetheilt haben würde.

Eines Tages, als der Abend schon zu dämmern begann, trat sie in das Zimmer ihres Gatten. Sie fand ihn mit Ordnen von Papieren beschäftigt, aber nicht in solchem Gemüthszustande, wie er in der letzten Zeit sich gezeigt, und schon war sie entschlossen eine Erklärung nicht herbeizuführen, als Molnar selbst Veranlassung dazu gab.

Liebe Marie, begann er, nachdem er sie gebeten, neben ihm Platz zu nehmen, ich lese in deinen Blicken, daß du dich sorgst, weil ich seit einiger Zeit nicht mehr so bin, wie früher, und du möchtest wissen, was mich so verändert erscheinen läßt. Siehe, fast schäme ich mich, es dir zu sagen, aus Furcht, du möchtest mich schwach schelten; aber es mag drum sein: seit längerer Zeit vermag ich nicht mich der Ahnung zu entschlagen, daß ich bald sterben werde. Dieser Gedanke quält mich wachend und schlafend, denn auch im Traume fast allnächtlich sterbe ich bald ruhig in meinem Bette, bald auf gewaltsame Weise. Doch auf der Welt, und selbst im Bereiche der Phantasie des Menschen ist nichts ohne Bedeutung, deßhalb habe ich geforscht, wie ich mir diese Erscheinung erklären soll, und ich glaube die Deutung gefunden zu haben: unsre Lebensweise war bisher von der Art, daß es nicht möglich gewesen, etwas für spätere Zeiten zurückzulegen, und wenn ich jetzt stürbe, so würde deine und der Kinder Lage eine hülflose sein. Besser wäre es gewesen, wir hätten vom Anbeginn auf Manches verzichtet und wären für die Zukunft bedacht gewesen. Beruhige dich, liebes Kind; ich bin weit entfernt, dir einen Vorwurf zu machen, denn wenn ein solcher zu machen ist, so trifft er nur mich. Da es einmal nicht geschehen, so habe ich nun für dich und

die Kinder auf andere Weise zu sorgen gesucht, indem ich in eine Lebensversicherungsgesellschaft eingetreten bin. Heute ist die Sache in Ordnung gebracht und wenn mir nun etwas menschliches begegnen sollte, so werdet ihr vor gänzlichem Mangel geschützt sein. Mir aber — und dieses sagte er mit einem tiefen Seufzer — wird dieser beruhigende Gedanke gewiß meine frühere Heiterkrit wieder zurückgeben.

O das gebe der Himmel! sagte die Frau, indem sie ihren Gatten mit liebender Besorgniß umarmte. Habe Dank für deine Vorsorge und möge niemals die Vorsehung es so fügen, daß ich jene Summe, welche du versichert, für mich in Anspruch nehmen muß. Gewiß du wirst noch lange leben und wirken, wenn ich nicht mehr bin. Molnar wandte sich ab, er wollte darauf erwiedern, vermochte es aber nicht.

Der Abend verging in der Familie ohne jene lebendige Heiterkeit, die sonst hier heimisch zu sein pflegte. Vorzüglich war es die Frau, die durch die Aeußerungen ihres Mannes nachdenklich geworden war; es schien ihr zum ersten Male klar geworden zu sein, daß auch sie Veranlassung zu einem allzugroßen Aufwande gegeben, und Vorwürfe und Entschlüsse für die Zukunft, die in ihrer Seele wach wurden, machten sie schweigsam und ließen sie es nicht wahrnehmen, daß ihr Gatte vergeblich kämpfte, unbefangen wenigstens gegen die Töchter zu sein. Als die Zeit zur Nachtruhe kam, trennten sich Gatten und Kinder und Jedes suchte in verschiedener Gemüthsstimmung das Lager.

Als am andern Morgen Molnar's Frau in das Zimmer ihres Gatten trat, um ihn zum Frühstück einzuladen, fand sie denselben schon munter und vollständig angekleidet. Er war beschäftigt, sein Jagdgeräthe zu ordnen, und trat ihr entgegen mit der Aeußerung, daß der wunderherrliche Herbstmorgen in ihm den Entschluß geweckt, auf die Jagd zu gehen. Ein leiser Schrecken durchzuckte die Brust der Frau und es war ihr, als ob sie ihren Mann bitten müsse, von seinem Vorhaben abzustehen. Es fehlte ihr aber an Muth, diese Bitte auszusprechen, denn einmal wußte sie keine Gründe anzuführen, die ihr Begehren hätten unterstützen können, und dann fürchtete sie auch etwas gegen ihren Mann zu äußern, was dessen Todesahnungen, von denen er ihr gestern erzählt hatte, neue Nahrung geben könne. Sie ließ es also geschehen, indem sie sich selbst gestand, daß die Furcht, die sie überschlichen, gewiß nur in den Vorgängen des vergangenen Abends ihre Quelle haben könnten. Nachdem Molnar mit den Seinigen das Frühstück eingenommen, verließ er in Begleitung seines Hundes das Haus. Als Molnar einige hundert Schritte außerhalb des Thores war, entfernte er sich von der bisher verfolgten Straße und schlug einen Seitenweg ein, der zu der Scharfrichterei führte; auf diesem Wege wandelte er gemächlicher und wie es schien absichtlich langsamer vorwärts. Kaum war diese Richtung genommen, als der Hund in großen Sätzen vorwärts eilte und bellend vor der Scharfrichterei stehen blieb.

Bevor noch Molnar diese Stelle erreicht hatte, trat aus der Thüre ein Bursche heraus, der wohl einige 20 Jahre alt sein mochte. Kaum hatte der Hund ihn erblickt, als er hoch an ihm hinaufsprang und durch Liebkosungen ihn als einen Bekannten begrüßte. Der Bursche war der Scharfrichterknecht; er hatte den Hund aufgezogen und zur Jagd abgerichtet. Nachdem der Bursche den Hund ein wenig gestreichelt und dessen Liebkosungen erwiedert hatte, ging er Molnar entgegen und begrüßte ihn mit ebenso viel inniger Freundlichkeit als tiefer Hochachtung.

Guten Morgen, Johannes! sagte Molnar, nun wie geht es dir, hast du dich schon getröstet?

Ach, guter Herr Molnar, ich wollte, meine alte Mutter lebte noch und ich könnte sie noch pflegen und meinen kleinen Verdienst mit ihr theilen. Doch der liebe Gott hat sie nun zu sich genommen und sie ist jetzt gewiß glücklicher. Mir ist es zwar nun gar einsam auf der Welt, denn ich habe jetzt fast keinen Menschen, dem ich angehöre, aber ich bin doch zufrieden und viel ruhiger, weil es mir vergönnt gewesen, meiner Mutter die Augen zudrücken zu dürfen und die letzte Zeit ihres Lebens ihren Unterhalt verdienen zu können. Daß ihr auch ein ehrlich Begräbniß hat zu Theil werden können, das verdanke ich, wie so vieles andere, auch Ihnen, Herr Molnar, denn dazu hätte mein Geld fast nicht ausgereicht, und wenn mir es auch andere Leute geborgt hätten, ohne Ihre Fürsprache hätte man den Leichnam gewiß weggeschafft auf die Universität und ich hätte ihr nicht den letzten Liebesdienst erweisen können. Ach, wäre meine Mutter gestorben, als ich noch dort war — hier machte Johannes eine Bewegung mit der Hand nach einer entfernten Gegend — ich wäre niemals ruhig geworden, denn ich hätte immer gedacht, daß meine Mutter aus Gram über mich gestorben sei.

Ja, siehst du Johannes, sagte Molnar, hättest du während deiner Gefangenschaft nicht gezeigt, daß es dir Ernst sei, dich zu bessern und hättest du nicht gute Freunde gehabt, dann säßest du noch im Zuchthause und deine Mutter würde gestorben sein, ohne dir sagen zu können, daß sie dir verziehen.

Ach, gute Freunde habe ich eigentlich nie gehabt, aber einen Wohlthäter, einen warnenden Schutzengel, und der waren Sie. O daß ich früher nicht Ihren Ermahnungen gefolgt bin, dann wäre es nicht dahin gekommen, dann brauchte ich nicht zu sein, was ich jetzt bin, und die Leute verachteten mich nicht.

Die beiden Männer waren während dieses Gesprächs langsam weiter geschritten. — Wir wollen sie die Straße ziehen lassen und dem Leser das Verhältniß, in dem die Beiden zu einander standen, in kurzem andeuten. Johannes war der uneheliche Sohn einer Weibsperson, die in früheren Jahren bei Molnar's gedient hatte. Sie war ein gutmüthiges Mädchen gewesen, das die Zuneigung ihrer Herrschaft in hohem Grade besessen, und dieser Umstand war

Ursache, daß sie stets eine große Anhänglichkeit für die Familie und diese ihr eine gewisse Theilnahme bewahrt hatte. Der Knabe wuchs heran und wurde ein wilder, unbändiger Bursche, und wenn die schwache Mutter gar nicht mit ihm fertig zu werden vermochte, so sprach sie wohl Molnar an, den Knaben recht ernstlich zu vermahnen, was dieser auch stets auf recht eindringliche Weise that. Als die Zeit heran kam, wurde Johannes in die Lehre zu einem Fleischer gegeben. Er machte seinem Meister viel zu schaffen; doch seinem Eifer, seiner Anstelligkeit mußte man Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Als er Geselle war, wurde er eines Tages mit einem seiner Kameraden über Land geschickt, um Schlachtvieh einzukaufen. Auf dem Heimwege in der Dämmerung begegnete den beiden jungen Leuten ein Wanderer, der augenscheinlich Furcht zeigte, diesen beiden zu begegnen. Erhitzt von geistigen Getränken und lebhaftem Gespräch und gereizt durch die Furcht des Wanderers, rief Johannes mehr aus Muthwillen als aus irgend einer Absicht halt! und streckte dabei die Hand aus, als wollte er den Mann ergreifen. Dieser aber warf etwas, was er unter einem Mantel verborgen gehalten zur Erde, und lief aus Leibeskräften feldeinwärts. Die beiden Burschen hoben das Weggeworfene auf und siehe da, es war ein Beutel, worin sich mehrere hundert Thaler befanden. In der vorgefaßten Meinung, daß der Mann das Geld gestohlen habe, beschlossen sie, es zu behalten und unter sich zu theilen. Es währte indessen nicht lange, so ward es ruchbar, daß eine Beraubung stattgefunden. Jener Mann war ein Bote und hatte das Geld an einen andern Ort bringen sollen: Aus Furcht, von den beiden wilden Burschen erschlagen zu werden, hatte er sich so feige benommen. Die gerichtliche Untersuchung leitete bald den Verdacht auf Johannes und seinen Kameraden; sie wurden eingezogen und Johannes als der Schuldigere auf 10 Jahr zum Zuchthause verurtheilt und dahin abgeführt. Seinem musterhaften Betragen im Zuchthause, seiner tiefen Reue und der wärmsten Verwendung von Seiten Molnar's hatte er es zu verdanken, daß ihm die Hälfte seiner Strafzeit erlassen und er in Freiheit gesetzt wurde. Als er aber wieder heraustrat in das Leben, da erging es ihm, wie es so vielen ergeht, die eine entehrende Strafe zu verbüßen gehabt: er wurde von allen als ein Geächteter gemieden, kein Meister wollte ihn in Arbeit nehmen und als er sich so überall zurückgewiesen sah, da ward er endlich Scharfrichterknecht. —

Molnar und seinem Begleiter waren ein gutes Stück und fast bis zum Waldessaume neben einander gegangen. Jetzt trennten sie sich. Molnar rief dem zurückgehenden Johannes noch einige Worte nach und ging dann rascher dem Walde zu.

II.

Der Tag neigte sich dem Ende zu; schon war es dunkel geworden und Molnar noch nicht zurückgekehrt. In grenzenloser Unruhe harrte die Frau der Heimkunft ihres Mannes entgegen und in der höchsten Unruhe trat sie von Zeit zu Zeit zum Fenster, sah die spärlich erleuchtete Gasse entlang und eilte dann wieder zur Thüre, um zu horchen, ob sie nicht die Tritte des Gatten oder des voraus eilenden Hundes vernehmen würde. Die Töchter theilten wohl die Unruhe, aber sie wurden mehr durch den Zustand der Mutter geängstigt, als durch das lange Ausbleiben des Vaters. Die Frau hatte die düstersten Vorstellungen und es schien ihr ganz unzweifelhaft, daß ein Unglück sich ereignet haben müsse, und doch hatte sie nicht den Muth, ihre Ahnung den Kindern mitzutheilen, aus Furcht, sie könnte sich versucht fühlen, von dem etwas zu erwähnen, was den Abend zuvor zwischen ihr und dem Vater vorgefallen war. Was ihre Besorgnisse am heutigen Tage zuerst angeregt und so gewaltig gesteigert hatte, war einem besondern Umstande zuzuschreiben. Einer der höhern Beamten und Molnar's Vorgesetzter, mit dem sie in vertraulichen und freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, der sich aber seit einiger Zeit in etwas auffallender Weise von ihnen zurückgezogen hatte, war heute zweimal bei ihr gewesen und hatte dringend verlangt, mit Molnar zu sprechen. Auf die auch beim zweiten Besuche gegebene Antwort, daß ihr Mann noch nicht von der Jagd zurückgekehrt sei, hatte sie eine große Betroffenheit an dem Manne wahrgenommen, und wenn sie auch nicht vermochte, sich diese Umstände klar zu machen, so waren sie doch nur zu sehr geeignet, die Frau zu verwirren.

Ihre Angst und Pein brach endlich in Verzweiflung aus, als die Uhr vom nahen Thurme 10 schlug und ihr Mann noch nicht eingetroffen war. Sie schrie auf vor Entsetzen, als sei es nun gewiß, daß ihr Mann todt, und sie begehrte jetzt, daß alles im Hause hinaus solle in Wald und Feld, den Verunglückten zu suchen, vielleicht lag er irgendwo verwundet und war außer Stande, den Heimweg zu finden. Sie selbst wollte hinaus, und nur mit Mühe war sie zu bewegen, daheim zu bleiben; aber sie ließ nicht ab, bevor nicht einige Männer gedungen waren, um Nachforschungen anzustellen.

Molnar's Vorgesetzter hatte früh am andern Morgen abermals sich erkundigen lassen, ob der Rendant zu Hause sei und auf die Nachricht, daß derselbe nicht heimgekehrt, hatte er im Beisein mehrerer anderer Beamten die Bücher und die Kasse, die Molnar zu führen hatte, untersuchen lassen; es ergab sich, was man schon seit einiger Zeit vermuthet, ein nicht unbeträchtlicher Kassendefekt. Es schien nun unzweifelhaft, daß Molnar entweder die Flucht ergriffen oder wohl gar sich entleibt haben möchte. Man stellte jetzt auch von Seite der Behörden Nachforschungen an; es wurden nach allen

Richtungen Boten ausgesendet und Anstalten getroffen, den etwa flüchtig gewordenen einzuholen.

Gegen Mittag aber kam die Meldung, der Rendant sei unfern der großen Eiche im Walde todt gefunden worden. Sofort wurde eine Commission abgesendet, um den Leichnam aufzuheben. Angekommen an Ort und Stelle, ergab es sich sehr bald, daß hier ein Selbstmord nicht stattgefunden. Molnar lag mit zerschmetterten Haupte da und ein langer Knüttel, der aber schon zu andrem Gebrauche gedient hatte und mit dem die That vollführt worden sein mußte, lag neben der Leiche, wenige Schritte davon das noch geladene Jagdgewehr. Bei näherer Untersuchung ergab sich ferner, daß Börse, Uhr und einige Ringe, die Molnar zu tragen pflegte, geraubt waren. Der Leichnam wurde aufgehoben und nebst der Keule, der Jagdflinte zur Stadt gebracht. Die nochmalige Untersuchung in Gegenwart vieler Gerichtspersonen und Aerzte stellten auf das Unzweifelhafteste fest, daß Molnar auf gewaltsame Weise, von fremder Hand, getödtet und beraubt worden sei. Das Gerücht verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt und Befremden und Entrüstung über die gräßliche That erfüllte alle Bewohner derselben.

Von Seite der Behörden wurden Anstalten zur Ermittelung des Thäters getroffen; es erging eine allgemeine Aufforderung, zur Habhaftwerdung des Mörders mitzuwirken, und Jedermann wurde ersucht, die Spuren, die zur Entdeckung des Thäters führen könnten, anzugeben.

Noch an demselben Nachmittage erschien der Scharfrichter bei dem Gerichte und meldete, daß am Morgen zuvor Molnar mit seinem Knechte Johannes eine Strecke neben einander gehend gesehen worden sei. Der Knecht habe sich dann zwar von demselben getrennt und sei in die Scharfrichterei zurückgekehrt, allein spät am Abend sei der Hund des Ermordeten nach der Scharfrichterei gekommen, habe sich winselnd zu dem Knechte gesellt und wolle trotz dem, daß der Knecht ihn stets fortweise und ihn sogar mißhandle, sich nicht von ihm trennen. Auf weiteres Befragen, ob er vermuthe, daß der Knecht der Thäter sein könne, äußerte der Scharfrichter, daß er eine solche Vermuthung schlechterdings nicht habe, um so weniger, da er wisse, daß der Knecht eine unbegrenzte Verehrung für Molnar hege, denn derselbe habe ihm vielfache Wohlthaten erwiesen, und namentlich sei es Molnar's Verwendung zuzuschreiben, daß dem Knechte die Hälfte der Zuchthausstrafe erlassen worden. Im Uebrigen halte er den Knecht für einen braven und ehrlichen Kerl, von dem er nun und nimmermehr glauben könne, daß er die That verübt habe. Die vom Scharfrichter anfangs erwähnten Umstände erschienen dem Richter aber doch von solcher Bedeutsamkeit, daß er die sofortige Vernehmung des Knechtes anordnete.

Johannes erschien vor Gericht. In dem ersten Verhöre, welches

er zu bestehen hatte, benahm er sich besonnen und ruhig und zwar in solchem Grade, daß es dem Richter auffällig wurde; er antwortete auf jede Frage mit großer Bedächtigkeit, kurz und nur so viel, als gerade nöthig erschien. Der Richter erkundigte sich über das Verhältniß, in welchem Johannes zu Molnar gestanden, und er berichtete mit aller Offenheit und einer großen Innigkeit, was Molnar alles für ihn gethan und wie er sich demselben zu großer Dankbarkeit verpflichtet gefühlt habe. Hierauf ließ sich der Richter den Inhalt des Gespräches, welches die Beiden Tags vorher auf dem Felde geführt hatten, mittheilen und richtete noch mehrere Fragen an Johannes, die dieser alle so beantwortete, daß sie dem Richter keinerlei Anhaltepunkte darboten. Endlich fragte der Richter „Wann und von wem hast du denn die erste Kunde erhalten, daß Molnar ermordet gefunden worden?"

Johannes stutzte einige Sekunden und schien verwirrt. Nach einer Pause erwiederte er: „Die ganze Stadt spricht ja davon.

Das Vorgefallene, sprach der Richter, ist erst seit wenigen Stunden ruchbar geworden und es ist gar nicht anzunehmen, daß du nicht wissen solltest, aus wessen Munde du die Nachricht zuerst vernommen.

Ja, ich erinnere mich jetzt, sagte Johannes, daß ich auf der Scharfrichterei davon habe sprechen hören, und es war Herr Göbel selbst, der, als er aus der Stadt heimkam, seiner Frau die schreckliche Geschichte erzählte.

Der Richter befragte nun Johannes, womit er sich, seit er Molnar auf dem Felde verlassen, beschäftigt und ob er sich von der Scharfrichterei nicht entfernt habe. Er sagte aus, daß er seinem Tagewerke nachgegangen, daß er zur Mittagszeit, am Tage zuvor, sich zur Stadt begeben, nach kurzer Zeit zurückgekehrt und dann die Scharfrichterei nicht verlassen habe, bis er hierher abgeführt worden sei.

Der Richter schloß hier das erste Verhör, kündigte aber Johannes an, daß er ihn nicht auf die Scharfrichterei zurückgehen lassen könne, daß er ihn vielmehr dem Gefängnisse übergeben müsse.

Johannes hörte diese Bestimmung, ohne davon ergriffen zu scheinen; mit Ruhe und ohne ein Wort zu verlieren, betrat er die einsame Zelle im Gefangenhause.

Noch an demselben Abend wurde genaue Nachsuchung, die sich nicht allein auf die Kammer, welche Johannes bewohnte, sondern fast auf die ganze Scharfrichterei erstreckte, gehalten; man fand jedoch auch nicht eine Spur von den Gegenständen, die Molnar gehört hatten und die man bei Aufhebung des Leichnams vermißt hatte. Eine Untersuchung der Wäsche und der Kleidungsstücke konnte zu nichts führen, denn darin aufgefundene Blutspuren würden hinlänglich gerechtfertigt gewesen sein, durch den Beruf, dem Johannes obzuliegen hatte.

Es wurden dann die übrigen Personen, welche die Scharfrichteri

bewohnten, vernommen. Göbel, der Scharfrichter, gab zu, daß er bald, nachdem die Ermordung Molnar's in der Stadt bekannt geworden, nach Hause gegangen und zuerst gegen seine Frau davon gesprochen; er sei aber mit seiner Frau anfänglich ganz allein in der Stube gewesen und erst später sein zweiter Knecht eingetreten, und als er diesem den Fall auch erzählt, habe derselbe geäußert, nun könne er sich erklären, warum der Hund Molnar's gestern Abend zu Johannes gekommen und sich so kläglich gebehrdet habe. Der Knecht sei dann immer nachdenklicher geworden und habe ihm endlich alles das erzählt, was er bereits zu Protokoll gegeben. Göbel sagte aus, daß er mit Johannes gar nicht gesprochen und auch seine Frau dem Knechte keine Mittheilung gemacht habe.

Von den übrigen Bewohnern der Scharfrichterei wollte gleichfalls Niemand mit Johannes von der Ermordung Molnar's gesprochen haben; es vermochte übrigens auch Niemand mit Bestimmtheit zu versichern, ob Johannes den ganzen Tag zu Hause gewesen und wie lange sein Ausgang zur Mittagszeit gedauert haben mochte. Johannes bewohnte eine Kammer in einem Häuschen, welches abseits vom eigentlichen Wohnhause lag und da war er fast stets sich selbst überlassen, denn auf der Scharfrichterei war es überhaupt nicht Sitte, sich viel um andere zu kümmern; wenn jeder seine Pflicht getreulich übte — und Johannes war fleißig und pflichttreu — so ließ der eine den andern ruhig gewähren. Soviel stellte sich indessen unzweifelhaft heraus, daß Johannes Tags zuvor zu verschiedenen Zeiten auf dem Hofe der Scharfrichterei gesehen worden war, schweigsam und arbeitend wie immer.

Im zweiten Verhöre, welches Johannes zu bestehen hatte, fragte ihn der Richter: Du hast also durch Deinen Herrn die erste Kunde von der Ermordung Molnar's erhalten?

Ja, antwortete Johannes.

Dein Herr aber behauptet, mit Dir gar nicht gesprochen zu haben, nachdem er aus der Stadt zur Scharfrichterei zurückgekehrt.

Das ist wahr, aber ich habe es, an der Thüre horchend, gehört, wie Herr Göbel es seiner Frau erzählte.

Was veranlaßte Dich denn, an der Thüre zu horchen?

Ich sah den Herrn in großer Hast und aufgeregt aus der Stadt ko...men; da dachte ich, es müßte etwas Besonderes geschehen sein und war neugierig es zu erfahren.

Der Richter war überrascht, denn auch dieser Umstand, der ihm einen Anhalt bieten sollte, um Licht in der Sache zu erhalten, war durch die Aussage des Knechtes ziemlich oder fast ganz beseitigt. Der Richter legte hierauf dem Johannes die Frage vor, ob denn die Nachricht von dem schrecklichen Tode eines Mannes, der ihm ein solcher Wohlthäter gewesen, nicht einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, weßhalb er sich nicht nach den näheren Umständen des Mordes

erkundigt und ob er nicht das Bedürfniß gefühlt, mit Jemandem darüber zu sprechen?

Johannes erwiederte darauf: Als ich an der Thüre hörte, wie mein Herr drinnen erzählte, was geschehen war und dann ausrief: „die arme Frau, die armen Kinder!“ da war mir es ganz erschrecklich zu Sinnen und ich mußte heftig weinen. Vor Schmerz und aus Furcht, man möchte mich meiner Thränen wegen verspotten, ging ich auf meine Kammer und habe diese nicht verlassen, bis man mich abgeholt hat.

Was dachtest Du aber, als an dem Abend der Hund zu Dir kam?

Den Hund habe ich groß gezogen, er kennt mich noch und er ist öfter zu mir auf die Scharfrichterei gekommen.

Aber der Hund soll sich an diesem Abende ganz anders wie gewöhnlich bewiesen haben, ist Dir das nicht aufgefallen?

Anfänglich glaubte ich, der Hund sei vielleicht auf der Jagd angeschossen oder gebissen worden, deßhalb untersuchte ich ihn, als ich aber nichts fand, da jagte ich ihn fort, weil ich den Hund nicht daran gewöhnen wollte, bei mir zu sein.

Der Richter kam nach und nach von der Vermuthung, Johannes könne die That verübt haben, zurück, und selbst die Annahme, er stehe zu dem Vorfalle in irgend einer Beziehung, schwand immer mehr, denn wenn gleich manches Auffallende in dem Benehmen Johannes nicht in Abrede zu stellen war, so fehlte es doch auf der andern Seite an allen Motiven, welche eine solche Handlungsweise möglich erscheinen ließen. Der Richter faßte daher den Entschluß, noch ein Verhör mit Johannes anzustellen und wenn sich in diesem keine Widersprüche mit früheren Aussagen ergäben und nicht neue Verdachtsgründe aufgefunden würden, ihn wieder in Freiheit zu setzen.

III.

Während man fast allgemein in der Stadt geneigt war, Johannes für den Mörder Molnar's anzusehen und bevor noch das erwähnte letzte Verhör mit jenem angestellt wurde, ereignete sich ein Zwischenfall, der die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In einem benachbarten Städtchen hatte man einen Menschen zur Haft gebracht, weil derselbe einen Ring, welcher der Beschreibung nach dem Ermordeten zugehörig gewesen sein mußte, zum Verkaufe ausgeboten hatte. Dieser Mann wurde nebst dem Ringe der untersuchenden Behörde überliefert und es ergab sich, daß es Molnar's Trauring war, den derselbe am Tage seines gewaltsamen Todes getragen hatte.

Befragt, wie er zu diesem Ringe gekommen, versuchte der Mann zuerst mehrere Ausflüchte. Als er aber inne ward, daß er damit nicht durchzukommen vermochte, erzählte er in ausführlicher Weise fol-

ndes: „Ich bin Schiffzieher. Vor ungefähr 8 Tagen zogen wir ein Schiff die Weser stromaufwärts und machten unfern von hier am Wald Halt, um das Vesperbrod einzunehmen. Einer von den Kameraden — es war der Müller Kasper — entfernte sich, während wir ruhten und aßen, in den Wald, um seinen Stock, den er vor einiger Zeit an dieser Stelle vergessen haben wollte, aufzusuchen. Er blieb aber zu lange und wir mußten ohne ihn das Schiff weiter ziehen, um noch vor Dunkelwerden die Station zu erreichen. Wir waren schon eine ziemlich große Strecke weiter gezogen, als der Kaspar nachkam. Ich merkte gar bald eine große Veränderung an ihm und ich schloß daraus, daß ihm etwas besonderes begegnet sein müsse. In der Herberge trank er viel und auch uns ließ er zu trinken geben. Bald gewahrte ich, daß Kasper viel Geld hatte. Als wir ziemlich spät uns auf die Streu niederlegen wollten, zog ich ihn bei Seite und da sagte ich zu ihm, er habe gewiß einen guten Fang gemacht und er möge mir was abgeben, oder ich würde es anzeigen. Er suchte mich zu beschwichtigen, indem er mich versicherte, daß er im Walde eine Börse gefunden, worin auch ein paar Ringe gewesen, und von diesen wolle er mir einen geben. Als er die Börse hervorzog, hörte ich eine Uhr in seiner Tasche picken und doch wußte ich, daß er zuvor keine besessen. Ich nahm den Ring und war entschlossen, dennoch die Sache anzuzeigen, und mit diesem Vorsatze legte ich mich nieder und schlief bald ein. Als ich am andern Morgen erwachte, war Kasper fort und ich habe ihn seit dieser Zeit nicht wieder gesehen."

„Was war denn das für ein Stock, den der Müller Kasper suchen wollte?" fragte der Richter.

„Nun ein Stock war es eigentlich nicht," erwiederte der Befragte, „es war mehr ein Baumstamm, wie wir ihn beim Schiffziehen zu führen pflegen."

„Und brachte der Müller Kasper den Stock oder Stamm, den er suchen wollte, als er in den Wald ging, mit zurück?"

„Darauf habe ich nicht geachtet, aber ich glaube, er hatte ihn nicht, als er wieder zu uns stieß."

„Würdest Du den Stock erkennen, wenn Du ihn fändest, oder wenn er Dir gezeigt würde?"

„O ja, denn der Kasper pflegte in jeden Stock, den er führte, den Anfangsbuchstaben seines Namens hinein zu schneiden."

Es wurde nun jener Stock, der neben Molnars Leiche gefunden worden war, dem Schiffzieher gezeigt und dieser erkannte ihn für den Stock des Müller Kasper, indem er auf die Anfangsbuchstaben, die man vorher nicht beachtet hatte, hinwies. Der Schiffzieher wurde einstweilen gefänglich eingezogen und alle Anstalten zur Habhaftwerdung des Müller Kasper getroffen. Dieser war weit und breit als ein übelberüchtigter Mensch bekannt und es bedurfte daher kaum einer Beschreibung seiner Person. Er war schon sehr oft wegen kleiner Diebstähle, Betrügereien und polizeilicher Uebertretungen aller Art

in Untersuchung gewesen, und wohl den größten Theil seines Lebens hatte derselbe in Gefängnissen zugebracht. Ein bedeutendes Verbrechen hatte er sich bis jetzt nicht zu Schulden kommen lassen, doch jetzt schien es keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß er den Mord an Molnar verübt.

Während man in dieser Voraussetzung sich immer mehr und mehr bestärkte, wurde Johannes aus dem Kerker entlassen. Ohne sich über die Haft und den Verdacht zu beklagen, verließ er das Gefängniß und ging wieder auf die Scharfrichterei. Göbel empfing ihn, als ob nichts vorgefallen sei, und auf die Frage Johannes, ob er ihn ferner in seinem Dienste behalten wolle, antwortete er mit einem einfachen Ja. Wenn Johannes schon früher still und schweigsam gewesen und zurückgezogen gelebt hatte, so war das jetzt in weit erhöhtem Maße der Fall. Nur wenn es sein mußte, verließ er die Scharfrichterei und Umgang pflegte er mit Niemandem. Göbel allein hegte für Johannes eine gewisse Theilnahme und zeigte dieses auch dadurch, daß er sich öfters mit ihm in ein Gespräch einließ. Dabei pflegte er stets auf Molnar und dessen Familie das Gespräch zu lenken, wobei jedoch Johannes nicht gern verweilte. Besonders auffallend war es Göbel, daß Johannes nicht zu bewegen war, die Frau des Ermordeten zu besuchen; er entschuldigte sich damit, daß er ihr und den Töchtern doch vielleicht ein unwillkommener Besuch sein möchte, da man ihn eine Zeit lang für den Mörder Molnars gehalten. Das Benehmen des Knechtes erschien aber Göbel zu eigenthümlich, ja seltsam und er vermochte nicht den Gedanken aufzugeben, Johannes habe Antheil an dem, was sich zugetragen. Trotz dieser Schweigsamkeit und Zurückhaltung gab Göbel die Idee nicht auf, den Schleier zu lüften und die Vermuthung, die er schon seit einigen Tagen hegte, zur Gewißheit werden zu sehen.

Es waren nur wenige Tage verflossen, seitdem man Müller Kasper steckbrieflich verfolgt hatte, als man seiner auch habhaft wurde und er dem Gerichte überliefert werden konnte, welches ihn verfolgte. Anfänglich that er, wie er in früheren Zeiten und so oft er in Untersuchung gekommen war, gethan hatte, er leugnete. — Als er aber die Verdachtsgründe, ja die Beweise so gewaltig auf sich einstürmen sah, da ward er kleinlaut und verzagt. Es war erwiesen, daß er sich im Besitze der Uhr und der Ringe, welche Molnar getragen hatte, befunden, er vermochte nicht, sich über den Erwerb des Geldes auszuweisen, welches er verausgabt hatte. Seine übrigen Gefährten hatten sämmtlich den Baumstamm als den seinigen anerkannt und endlich war es festgestellt, daß die That gerade an dem Tage und ungefähr zu derselben Zeit geschehen sein mußte, als Müller Kasper sich in den Wald begeben, um angeblich seinen Stock zu suchen. Diese Umstände zusammengenommen und im Rückblick auf den frühern Lebenswandel des Angeschuldigten, blieb fast kein Zweifel übrig, daß er die That vollführt haben müsse. Der Richter fühlte sich um so

mehr bestärkt in dieser Annahme, da der Kasper sich bereits in ein unendliches Wirrsal von Widersprüchen verstrickt hatte, aus dem einen Ausweg zu finden fast unmöglich schien. Was ihn aber in den Augen des Richters vor allem andern schuldig erscheinen ließ, war der Umstand, daß Kasper das kecke, oft sogar freche Wesen, wodurch er sich sonst bei Untersuchungen auszeichnete, gleich nach den ersten Verhören abgelegt hatte und in äußerst gedrückter Stimmung und zuweilen in fast gebrochener Haltung erschien.

Eines Morgens, als Müller Kasper in's Verhör geführt wurde, erschien derselbe mit größrer Festigkeit und einer gewissen Entschlossenheit. Bevor noch der Richter das Verhör begann, äußerte Kasper, er sei bereit, ein vollständiges Bekenntniß abzulegen.

„Als ich an jenem Nachmittage, so begann Kasper, meine Kameraden verlassen hatte und ein Stück in den Wald hineingegangen war, erblickte ich plötzlich unter einem Baume, unfern der großen Eiche, einen Mann schlafend; mehrere Schritte davon war der Hund mit einer Leine an einem Stamme angebunden; ich schlich mich leise heran und gewahrte bald, daß der Herr Uhr und Ringe habe; in diesem Augenblicke erblickte ich auch meinen großen Stock. — Da stieg der Gedanke in mir auf, den Mann zu erschlagen und mich der Gegenstände zu bemächtigen. Ich erfaßte den Stock und — hier stockte Kasper; er hielt einige Augenblicke inne, fühlbar mit einem Entschlusse ringend, und ergänzte dann seine Rede mit einer eisigen Kälte — versetzte dem Schlafenden mehrere Schläge auf den Schädel."

„Fahre fort," sagte der Richter tief erschüttert.

„Ich habe nichts weiter zu sagen; denn alles übrige wissen Sie schon," erwiderte mit großer Ruhe Müller Kasper.

Das Verhör ward beendet und Kasper in sein Gefängniß zurückgeführt. Er wurde noch einige Male vernommen, um einige abweichende Umstände noch näher zu erörtern und als diese beseitigt waren, wurden die Akten geschlossen. Von dem Augenblicke des Bekenntnisses an hatte Kasper, so oft ihm Gelegenheit dazu gegeben war, den Wunsch ausgesprochen, man möge ihn nicht in einer einsamen Zelle gefangen halten, oder so bald als nur möglich seinem Leben ein Ende machen. Dem ersten Wunsche ward nicht entsprochen, da hingegen ließ das Urtheil der ersten Instanz nicht lange auf sich warten. Es lautete auf Hinrichtung durch das Schwert.

Als dem Kasper das Urtheil verkündet wurde, hörte er es an, ohne davon ergriffen oder erschüttert zu werden, es hatte sogar den Anschein, als ob er sich mit dem Gedanken schon sehr vertraut gemacht hätte. Und so war es auch in der That. Kasper besaß neben viel Rohheit und Verworfenheit eine unbegrenzte Eitelkeit und Herrschsucht. So oft er früher Gefängnißstrafe verbüßen müssen, hatte er unter den Mitgefangenen eine gewisse Herrschaft zu erlangen gewußt. Es ist fast in allen Gefängnissen, in denen eine Absonde-

rung nicht stattfindet, Sitte, daß diese einen Obersten wählen und sich ihm unterthan machen. Diese Rolle hatte Müller Kasper stets gespielt und wenn er ein Gefängniß betrat, so ward ihm stets diese Würde zuerkannt und er wußte sie durch alle diejenigen Bedingungen, die dabei in Frage kamen, geltend zu machen. Daher war ihm auch die einsame Haft unerträglich und er befand sich während derselben zuweilen gänzlich stumpfsinnig, zuweilen in einem Zustande der Aufregung, der an Wahnsinn und Tollheit grenzte.

Nachdem es ihm klar geworden, daß er sich in einer Lage befinde, die ihm nicht mehr gestatten werde, eine solche Herrschaft zu üben, wurde er des Lebens überdrüssig und nur der Gedanke hatte einen Reiz für ihn, bei dem gräßlichen Schauspiele einer Hinrichtung die Hauptrolle zu spielen und durch die Art und Weise, wie er sich zu benehmen gedachte, ein Gegenstand der Bewunderung in den Augen der Volksmenge zu sein. Dieser Gedanke war es denn auch, der den Kasper beim Anhören seines Todesurtheils beherrschte. Er wollte daher auch nicht Berufung an die oberste Behörde einlegen lassen und verzichtete selbst auf die Gnade des Fürsten. Als man ihn aber bedeutete, daß das Urtheil dieser doppelten Bestätigung bedürfe, war er von deren Nothwendigkeit nicht zu überzeugen und er schien unwillig über die Verzögerung des von ihm geträumten Triumphes.

Das oberste Gericht bestätigte das Urtheil und der Fürst sah sich von keiner Seite veranlaßt, Gnade zu üben an einem Verbrecher, der nach dem Gesetze das Leben verwirkt hatte.

Zum dritten Male hörte Müller Kasper sein Todesurtheil und es wurde der Tag anberaumt, an welchem er sein Verbrechen auf dem Schaffote büßen sollte.

IV.

Am Tage vor der Hinrichtung zeigte Göbel eine gewisse Unruhe. Was in seinem Innern vorging, vermogte niemand sich zu erklären, denn Furcht vor der Hinrichtung konnte es nicht sein, bei einem Manne, der dieses grausenhafte Geschäft schon so oft vollzogen, wobei er stets die größte Ruhe und den größten Ernst an den Tag gelegt hatte.

In einer der späteren Nachmittagsstunden dieses Tages stand Göbel am Fenster und schien der Errichtung des Blutgerüstes, welches zwischen der Stadt und der Scharfrichterei aufgebaut wurde, zuzuschauen. Er fragte nach Johannes. Man ging diesen zu suchen und als man ihn berichtete, daß er nicht aufzufinden sei, verließ Göbel die Scharfrichterei und begab sich nach der Stadt. Es ist dem Scharfrichter gestattet, einen zum Tode Verurtheilten im Gefängnisse zu besuchen, um sich mit den Gesichtszügen und der Gestalt des Unglücklichen bekannt zu machen. Von dieser Gestattung machte Göbel heute Gebrauch. Als er in das Gefängnißhaus kam, befand sich der Geistliche bei Müller Kasper; als dieser ihn verlassen, trat

Göbel in die Zelle zu dem Verurtheilten. Müller Kasper schrak heftig zusammen, denn er erkannte den Scharfrichter und war auf dessen Besuch nicht gefaßt. Es hatte den Anschein, als ob die Zusprache des Geistlichen nicht ohne Wirkung geblieben, denn Göbel fand den Verurtheilten keineswegs so gefaßt, als er nach den Schilderungen des Gefängnißwärters hätte erwarten dürfen. Göbel befand sich allein mit Müller Kasper, denn er hatte den Wärter gebeten, ihn nicht in die Zelle zu begleiten.

„Kasper," so redete Göbel den Verurtheilten an, „Du sollst morgen sterben und vor den ewigen Richter treten. So eben hat Dich der Geistliche verlassen und er hat Dir gewiß vorgestellt, was das sagen will. — Trägst Du nichts mehr auf dem Herzen, was Du zu bekennen hast, um als reuiger Sünder vor dem Throne Gottes erscheinen zu dürfen?"

Kasper schwieg, aber die Beine schlotterten ihm und er sank auf den Sessel nieder.

„Du erschrickst und das bestärkt mich in der Vermuthung, die ich schon länger hege und über die ich Gewißheit haben will. Kasper, Du bist Dein Lebtage ein wüster, schlechter Mensch gewesen und es ist Dir ein Mord wohl zuzutrauen, allein mir ist mancherlei bekannt, was mich glauben macht, daß Du nicht alles oder zu viel bekannt hast. Bedenke Mensch, daß Du nur noch zwölf Stunden zu leben hast und daß der Sünder, der mit einer Lüge von der Welt scheidet, nicht Vergebung hoffen darf vor dem gerechtesten Richter!"

Diese Worte hatten auf Kasper einen tiefen Eindruck gemacht. Er erhob sich, legte die mit einer Kette gefesselte Hand auf die Brust und sagte mit fester Stimme: „Ich habe den Rendanten nicht erschlagen."

„Nicht? — Aber Du weißt, wer es gethan!"

„Nein! — Als ich in der Nachmittagsstunde in den Wald ging, um meinen Stock zu suchen, hörte ich bald das Gewimmer und Gebell eines Hundes; ich ging diesem nach und bald erblickte ich einen Hund, angebunden an einem Baumstamm, und einige Schritte davon lag ein Mann der Länge nach ausgestreckt, mit dem vordern Theile der Erde zugewandt. Ich trat näher und gewahrte bald Blutspuren. Im ersten Augenblicke glaubte ich, dem Manne sei irgend ein Unglück zugestoßen und ich wollte ihm helfen. Als ich ihn aber anfaßte und umwendete, sah ich bald, daß ihm der Schädel ganz zerschmettert war. Er war schon ganz kalt, woraus ich schloß, daß er schon vor mehreren Stunden erschlagen sein mußte. Ich wollte nun zu meinen Kameraden zurückeilen und ihnen sagen, was mir begegnet, als ich die Uhr, die Ringe und die Börse gewahrte. Das reizte mich, ich nahm diese Sachen und war entschlossen, Niemandem etwas davon zu verrathen. Nachdem ich den Leichnam beraubt hatte, wollte ich den Hund losbinden, denn das arme Thier heulte fürchterlich und zerrte so heftig an dem Stricke, daß er sich schier erwürgte, allein die

Furcht, der Hund könnte mich beißen oder mir nachlaufen, hielt mich ab, ihn zu befreien; auch sah ich, daß der Strick nicht lange mehr halten würde, denn er war schon durch das beständige Reißen und Scheuern des Hundes zerrieben. Das ist die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe!" —

„Und hast Du keine Ahnung davon, wer die That verübt haben könnte?"

„Nein!" antwortete Müller Kasper ganz bestimmt.

Göbel versank auf kurze Zeit in Nachdenken. Die schlichte Erzählung des Müller Kasper trug für ihn zu sehr den Stempel der Wahrheit und er zweifelte um so weniger daran, als er bereits seit einiger Zeit die Vermuthung gehegt hatte, Kasper könne nicht der Mörder Molnars sein.

„Was aber hat Dich denn bestimmen können, Dich zu der That zu bekennen?" fragte er jetzt den Verurtheilten.

„Als ich eingebracht wurde, schloß man mich allein in ein Gefängniß. Das war mir ganz unerträglich, so daß ich beinahe toll geworden wäre. Auch sah ich, daß meine Sache schlecht stand und daß man mich diesmal, auch wenn ich die Wahrheit sagte, als überführt, auf viele Jahre in ein einsames Gefängniß einsperren würde. Dieser Gedanke war mir so schrecklich, daß ich des Lebens überdrüssig wurde. Ich bekannte mich als Mörder und nahm mir vor, dem Tode recht standhaft entgegen zu gehen, damit mich die Leute recht bewundern möchten, wenn ich zum Schaffot geführt würde."

„Und wirst Du morgen auf dem Wege zum Richtplatze so standhaft sein, als Du Dir damals vorgenommen? — Nein gewiß nicht! Du wirst der neugierigen Menschenmenge nicht als Held erscheinen, sondern als ein armer Sünder, der durch das Gewicht eines entsetzlichen Verbrechens gebeugt und gebrochen in fast bewußtlosem Zustande dem Richtplatze zugeführt wird. Darum höre auf mich, und denke, es sei Gottes Stimme, die durch mich zu Dir redet. Begehre nochmals ein Verhör und sprich zum Richter in derselben offnen Weise, wie Du vorhin zu mir gesprochen. Ich will indeß nicht müssig sein."

Kasper hatte dem Scharfrichter mit großer Aufmerksamkeit zugehört und bei der Aufforderung, nochmals ein Verhör zu begehren, war es ihm, als müsse er dem Leben wiedergegeben werden. Denn nicht nur die Liebe zum Leben war in ihm erwacht, es regte sich auch der Vorsatz in ihm, ein braver Mensch zu werden und durch einen tadellosen Lebenswandel sein früheres wüstes Treiben zu sühnen. Er sprach dieses gegen Göbel aus und bat ihn mit hocherhobenen Händen, die nöthigen Schritte zu thun, damit er diesen Vorsatz verwirklichen könne, zum Frommen aller Mitmenschen und zu seinem eigenen Heile.

Göbel verließ ihn und verfügte sich zum Richter, um diesem mit-

theilen, was er soeben mit dem Verurtheilten gesprochen, und als der Richter zweifelte und nicht an die Wahrheit des Bekenntnisses glauben wollte, verhieß ihm Göbel, den wirklichen Mörder bald zu stellen.

Schon dämmerte der Abend, als Göbel mit eiligen Schritten der Scharfrichterei sich näherte. Ohne mit jemandem ein Wort zu wechseln, schlug er den Weg zu dem Nebenhause ein, in welchem Johannes wohnte. Geräuschlos trat er in dasselbe ein und hielt an der Thür, die in Johannes Kammer führte, still, um sich vorher zu vergewissern, ob Johannes im Gemache sich befinde. Er hatte bald die Gewißheit, daß Johannes daheim, denn er hörte in der Kammer ein Geräusch, als ob jemand ächzend und stöhnend sich von Zeit zu Zeit an Brust und Stirne schlage. Rasch öffnete Göbel jetzt die Thür und stand plötzlich vor Johannes. Leichenblaß, mit stieren und geschwollenen Augen stand dieser vor ihm und starrte ihn eine Weile an. Einige Minuten heftete Göbel seine Blicke auf Johannes und sagte dann mit fester und erhobener Stimme: „Der Müller Kasper ist nicht der Mörder Molnars: Du hast ihn erschlagen!"

Johannes brach zusammen; er sank in seine Knie, sein Gesicht bedeckte Göbels Füße.

Längst schon hatte Göbel den Zusammenhang geahnet und dennoch war er erschüttert von diesem Moment, in welchem er Gewißheit erhalten sollte.

„Johannes," rief er nach einigen Augenblicken, „stehe auf und lege ein offenes Bekenntniß ab, denn wenn ich auch weiß, was oder wer Dich zu dem Morde veranlaßt, ich muß dennoch Dein Bekenntniß haben, denn es handelt sich darum, einen Unschuldigen nicht auf dem Blutgerüste sterben zu lassen."

Johannes erhob sein Haupt und seine Hände zu Göbel und sprach mit flehender Stimme: „Ja, Herr, ich bin der Mörder Molnars; dieses Bekenntniß wird genügen, den Müller Kasper vom Tode zu retten. Euch will ich auch bekennen, wie es gekommen, wie ich nicht anders gekonnt, damit wenigstens ein Mensch auf der Welt ist, in dessen Augen ich nicht als ein gemeiner Mörder erscheine; aber seid barmherzig, behaltet das für Euch, sagt es Niemandem, damit Unschuldige nicht darunter zu leiden haben."

„Ich kann Dir das nicht versprechen, Johannes, bevor ich nicht alles weiß; sage mir, was Du zu bekennen; die Hauptsache von dem, was ich hören werde, habe ich längst geahnt."

Johannes war aufgestanden und begann: „Als ich an jenem Morgen mit Molnar dem Walde zuging, sagte mir derselbe, daß er mir etwas zu vertrauen habe und daß ich ihm heute einen großen Dienst leisten könne. Ich möchte nur vor der Hand wieder auf die Scharfrichterei zurückgehen und nach einiger Zeit mich heimlich und von Niemandem bemerkt an der großen Eiche einfinden; dort wolle er mich erwarten. Ich konnte erst um die Mittagszeit abkommen

und als ich an der bezeichneten Stelle eintraf, fand ich Molnar, an die Eiche gelehnt, meiner harrend; seinen Jagdhund hatte er an einem andern Baum in einiger Entfernung angebunden. Als ich zu ihm trat, erfaßte er mich bei der Hand, und als ich ihm dabei in's Gesicht sah, erschrak ich über sein Ansehen, denn er war blaß und verstört. Johannes, redete er mich an, ich weiß, daß Du mich und meine Familie lieb hast; nicht bloß, weil ich Dir und Deiner Mutter Wohlthaten erwiesen, sondern weil ich Dir immer ein Freund gewesen; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Du vergelten, wo Du mir und mehr noch meiner Familie einen Dienst erweisen kannst. Schlage mir nicht ab, um was ich Dich bitten werde, schwöre mir, daß Du erfüllen willst, was ich von Dir begehre; es wird Dir wohl schwer werden, aber es ist Dir nicht unmöglich. — Die Art und Weise, wie Molnar zu mir gesprochen, hatte mich tief ergriffen; ich schwor, ich wolle thun, was er von mir begehren würde. Nun wohlan, begann er, wisse, daß ich ein verlorner Mann bin; ich habe eine nicht unbedeutende Summe aus der Casse, die ich zu verwalten habe, genommen und für mich verwendet, es kann nicht länger geheim bleiben und schon in den nächsten Tagen wird und muß es an den Tag kommen. Mir bleibt nichts andres übrig als zu sterben. Um Gotteswillen, rief ich in großer Herzensangst, Herr Molnar, Sie werden sich doch nicht ein Leid anthun wollen? Nein, ich nicht, Du, Johannes, sollst mich tödten, erwiederte er mir. Ich erschrak so heftig, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte und vermochte nicht ein Wort zu sagen. Ich wollte entfliehen, aber er hielt mich fest und fuhr fort zu sprechen: Bleibe nur und höre mich. Wenn meine Veruntreuungen entdeckt werden, so verfalle ich der entehrenden Zuchthausstrafe; das aber würde viel ärger für mich sein, als der Tod, ja dieser Gedanke ist mir ganz unerträglich. Daß ich aber von Dir den Liebesdienst verlange, das hat einen andern Grund. Vielleicht hast Du schon einmal gehört, daß es Lebensversicherungs-Anstalten gibt. In eine solche bin ich eingetreten, damit meine Frau, wenn ich sterbe, eine bedeutende Summe aus dieser Anstalt erhalte. Wenn aber ein Versicherter durch Selbstmord stirbt, dann ist das Geld verfallen, es wird den Hinterbleibenden nicht ausgezahlt. Du siehst also, Johannes, daß ich mich nicht selbst tödten darf. — Nein, nimmermehr, erwiederte ich, werde ich es thun! Sie, meinen Wohlthäter, Sie, den ich achte und liebe, wie meinen Vater, sollte ich tödten? Nein, nein, nein! Er erinnerte mich an meinen Schwur, und ich sagte ihm, daß ich an den Eid nicht gebunden sein könne und Gott der Herr werde mir gewiß den Meineid dereinst vergeben. Er bat, er machte mir Vorwürfe, und ich blieb immer bei meiner Weigerung; da sagte er endlich: Wohlan, so schwöre ich Dir hier, daß, wenn Du meine Bitte nicht erfüllst, ich mich erschossen haben werde, bevor Du 10 Schritte gegangen. Dann kannst Du Dich weiden an dem Unglücke meiner Familie in der Noth, der sie verfallen wird, an

dem Grame meiner Gattin und Dich trösten mit Deiner Standhaftigkeit. Ich bat, ich flehte, er möge doch lieber entfliehen und das Leben zu retten suchen, allein es half alles nichts; er schalt mich einen Undankbaren, er brachte mich zur Verzweiflung; da erfaßte ich endlich seine Jagdflinte und legte auf ihn an. — Halt, rief er, nicht erschießen, erschlagen muß Du mich! — Ich sank auf meine Knie, ich bat ihn händeringend, nicht so Entsetzliches von mir zu begehren, allein es half nichts; er bewies mir, daß es möglich sei, sich von jeder Seite selbst einen Schuß beizubringen und daß hier schlechterdings der Verdacht, er sei ein Selbstmörder, nicht aufkommen dürfte. Er gab mir selbst eine Keule in die Hand, ermahnte mich, unter keinen Umständen zu verrathen, was vorgefallen, dankte mir im Voraus mit herzlichen Worten für den Liebesdienst und — es war geschehen."

Es trat eine längere Pause ein. — Johannes hatte sein Herz erleichtert, die gewaltige Last, die ihn fast erdrückt hatte, war von ihm gewälzt und mit fragendem Blicke schaute er auf Göbel, wie er nun entscheiden würde. Dieser hub endlich an: „Der Müller Kasper darf nicht sterben und er ist nicht anders zu retten, als wenn vor Gericht Du als Mörder Dich bekennst. Es ist keine Zeit zu verlieren und ich gehe jetzt, meine Pflicht zu thun. Ich werde vor dem Kriminalgericht erklären, daß Müller Kasper den Rendanten nicht erschlagen, daß Du Dich mir als Mörder angegeben. Was weiter ausgesagt werden muß, oder was verschwiegen bleiben kann, mag dann von den Umständen abhängen. Ich befehle Dir diese Kammer nicht zu verlassen, bis ich zurückgekehrt sein werde.

Göbel verließ das Gemach und verfügte sich auf das Kriminalgericht. Nach Verlauf einer Stunde betrat er mit zwei Gerichtsdienern wieder die Scharfrichterei. Johannes hatte dem Befehle Göbels gehorcht; er hatte das Gemach nicht verlassen. Sie fanden ihn, aber nicht lebend — er hatte sich gehängt.

Auf einem Tische lag ein Blatt Papier, worauf Johannes die Worte geschrieben hatte: „Ich, Johannes Hille, habe den Rendanten Molnar erschlagen und büße das mit freiwilligem Tode."

Göbel stand tief erschüttert; er empfand erst jetzt recht deutlich, welche Theilnahme der unglückliche Johannes in seinem Herzen gefunden, und doch mußte er sich sagen, daß der Himmel so es am besten gefügt. Er sah sich nicht weiter veranlaßt von dem, was Johannes ihm anvertraut, etwas auszusagen und er hat das Geheimniß mit in das Grab genommen.

Müller Kasper aber wurde nach einiger Zeit in Freiheit gesetzt. Er ist ein braver Mensch geworden.

Der Herr Gevatter.

Von Hermann Kurtz.

Liſabeth, ſagt der Ochſenwirth zu ſeiner Frau, mit dem Acciſer (Umgelter) iſt's nimmermehr auszuhalten. Ich begehre ja, weiß Gott, nichts Ungerechtes, und wills gern bezahlen, das Umgeld, ſo eine arge Schur es auch iſt. Aber der Acciſer hudelt und ſchindet einen, daß man aus der Haut fahren möchte. Er iſt hart wie eine rindslederne Sohle, wenn ich nur auch wüßt', wie man ihn geſchmeidiger machen könnte. Ich wollt' gern was d'ran rücken.

Die Ochſenwirthin ſtand nachdenklich da, die Hände über dem Leib gefaltet und die Augen auf den Boden geheftet. Konrad, ich hab's! ſagt ſie endlich und ſchlägt die Augen auf: du mußt ihn zu Gevatter bitten — die Gelegenheit iſt ja unterwegs — als Gevatter muß er doch ein Einſehn haben.

Du biſt eben ein geſcheutes Weib, ſagt der Ochſenwirth und kratzt ſich hinter den Ohren. Es kommt mir zwar ſauer an, die Verwandtſchaft iſt mir nicht recht anſtändig, aber ich will dem Teufel ein Bein brechen, vielleicht wird er mürber darnach.

Ueber ein paar Tage legt ſich die Liſabeth und bekommt einen ſtattlichen Buben; man hätte zwei daraus machen können, ſo dick war er. Sein Vater zieht den blauen Sonntagsrock an und die neue rothe Weſte drunter, macht ſich auf und bricht dem Teufel das Bein, von dem er geſprochen hat, nämlich, er begiebt ſich zu dem Acciſer, klopft höflich an, nur mit einem einzigen Finger, tritt ein und ſagt ſein Sprüchlein her. Der Acciſer hat zuerſt ein Geſicht gemacht, als wenns mit dem Meßriemen eingeſchnürt wäre; wie er allgemach vernahm, wovon die Rede ſei, da ließ der bewußte Riemen nach, das Geſicht ging auseinander und wurde immer breiter, abſonderlich zwiſchen dem Mund und den Ohren. Wie der Konrad fertig war, ſo bedankte ſich der Acciſer mit vielen wohlgeſetzten Worten für die Ehre, und verſprach, er wolle gewiß nicht ausbleiben. Dabei rieb er ſich die Hände, und man ſah ihm an, daß ihn der Antrag überraſcht hatte, denn er hatte ſo was nicht erwartet. Er war ſonſt beliebt, wie das ſchlechte Geld, nur kam er nicht überall herum, wie das; im Gegentheil, man ſchloß vor ihm die Thüre, wo ſich nur irgend ein Schlüſſel drehen ließ, und die Gevatterſchaft hatte ihm noch niemand angeboten. Ob mit Recht oder Unrecht, wird der Erfolg lehren. Es giebt eben verſchiedene Gemüthsarten unter den Menſchen, gattige und ungattige; alſo wird das vermuthlich der Fall auch bei den Acciſern ſein.

Nun, um es kurz zu machen, die Taufe kam, der Herr Gevatter Acciſer hielt Wort, der Ochſenwirth ſparte ſeinen Rothen nicht, und ſie lebten herrlich und in Freuden. Den Ochſenwirth kitzelte es doch im Stillen, ſo einen vornehmen Gevatter zu haben, während dagegen

den Acciser der Rothe kitzelte, nämlich auf dem Gaumen. Am Ende wurden sie ganz kreuzfidel miteinander; der Acciser schmollirte sogar mit dem Ochsenwirth, und nun hieß es „Du Gevatter" hin und „Du Gevatter" her, bis sie es beide nicht mehr recht deutlich aussprechen konnten und mußten's beim guten Willen bewenden lassen.

Der Ochsenwirth aber hatte gerade um die Zeit viel Wein gekauft, und wollte ihn mit Nächstem heimführen. Da kam ein oder zwei Tage nach der Taufe der Acciser in den Ochsen, forderte einen Schoppen von dem bewußten Rothen und hob an: Nun, Gevattermann, wie geht's, wie steht's? Alles in Ordnung in deinem Keller? — Dabei machte er ein scharf Gesicht, und drückte die Augen so ein klein wenig zusammen.

Ja wohl überaus! antwortete der Ochsenwirth. Ich lass' nichts auf mich kommen, Gevattermann. Das wär' das erste Mal.

Drum, Gevattermann, fuhr der Acciser fort und drückte die Augen noch mehr zusammen: ich sag' dirs ein für allemal, ich hoff', du wirst mir nicht den Possen spielen, daß ich dich ans Messer liefern müßte. Sieh, du bist mir lieb und werth, aber Eid und Pflicht geht über die Gevatterschaft. Laß dich ja nie vom Satan blenden! Ich könnte dich nicht schonen, und wenn du mein eigener Bruder wärst. So, jetzt kannst du nicht sagen, du seiest nicht von mir gewarnt worden.

Mir darfst du jeden Augenblick den Keller visitiren, erwiderte der Ochsenwirth, und lobte im Uebrigen die Gewissenhaftigkeit seines Gevatters. Der lobte den Wein, ließ sich noch einen Schoppen geben, und sprach dann von Wind und Wetter. Verstehst du dich nicht darauf, fragte er, ob sichs bald aufhellen wird? Ich wollte daß eine Bombe drein schlüge! Man riskirt ja seinen gesunden Leib, wenn man bei solchem Wetter reisen muß. Aber freilich, die Herren fragen nicht darnach.

Was ist's denn? sagte der Ochsenwirth. Wo willst du denn hin, Gevattermann?

Der Acciser drückte die Augen ganz zusammen. In die Residenz muß ich, antwortete er. Ich hab' mit dem Steuercollegium viel zu verhandeln, werd' wohl acht Tage herumtrappen müssen auf dem theuren Pflaster. Es könnte mir zu keiner ungeschickteren Zeit kommen, denn mein Stellvertreter will morgen auch fort. Ich hätt's ihm gern abgeschlagen, aber er hat einen Vetter im Sterben, und wenn ein Testament auf'm Spiel steht, so muß man christlich sein. Jetzt muß ich mich eben auf der Leut' Ehrlichkeit verlassen; doch aber ist mirs lieber, du lässest keinen wissen oder merken, daß ich so lange ausbleiben werde.

Der Ochsenwirth versprachs, der Acciser trank aus, der Ochsenwirth nahm keinen Kreutzer von ihm, begleitete ihn die Stiege hinunter und wünschte ihm glückliche Reise, dann sprang er wieder herauf,

immer drei Staffeln zugleich, und ging eilig in die Kammer zu seiner Frau, um ihr die Unterredung mit dem Gevatter zu erzählen.

Du, Konrad, sagte Lisabeth, welche sehr aufmerksam zugehört hatte: merkst du was? der Gevattermann will uns einen Hasen in die Küche jagen.

Ja, so kommt mirs auch vor, erwiderte der Mann. Ich hätt's nicht hinter ihm gesucht, daß ers so gut mit mir meint.

Ja jetzt mußt du's eben thun, sagte die Frau und richtete sich in ihrem Bette auf.

Konrad kratzte sich hinter den Ohren. Ich weiß nicht, sagte er, ich hab' mein Ungeld immer ehrlich und redlich bezahlt, denn warum? es ist eben doch nichts, wenn was Unrechtes auf einen herauskommt; dann hat man den Schaden und darf für den Spott nicht sorgen. Aber freilich, diesmal ist die Gelegenheit gar zu gut.

Ja, fiel Lisabeth ein, und der Gevatter könnte dirs übel nehmen, wenn du ihm nicht folgst. Er hat dirs so deutlich eingegeben, daß du dich nicht ausreden kannst. Morgen geh' ich, sagt er, und acht Tage bleib' ich aus, und lasse niemand zurück, der den Dienst versieht. Jetzt sags selber, ob er so gesprochen hätte, wenn er nicht auf deinen Nutzen bedacht wäre.

Es ist wahr, versetzte Konrad, er wills haben. Wenn ichs nicht thue, so meint er, ich verachte ihn, und sitzt mir nachher um so ärger auf.

Ja so ist's, sagte Lisabeth, und beide Eheleute wurden einig, die Gelegenheit zu benutzen und dießmal einen wohlfeilen Wein in den Keller zu bringen.

Ein paar Tage darauf war der Ochsenwirth mit seinen vollen Fässern zurück. Die Zeit konnte nicht günstiger sein; weit und breit ließ sich kein überflüssiger Zuschauer blicken, und der Gevatter war ja fern, wo der Pfeffer wächst, nämlich beim Steuercollegium, wo das Gewürze zubereitet wird, ohne das man die Staatshaushaltung weder fühlen noch schmecken würde. Der Ochsenwirth war im besten Abladen begriffen; da hört er auf einmal eine Stimme, die ihm so bekannt ist, daß er meint, der Schlag wolle ihn rühren, und wie er aufschaut, so steht sein Gevatter leibhaftig vor ihm.

Ei, ei, ei! sagt der Gevatter und macht ein recht betrübtes Gesicht: muß mich denn jetzt der Unstern auch geradewegs daher führen! Ich hatte mich so gefreut, daß meine Geschäfte schnell abgemacht waren, und nun wollt' ich doch, sie hätten mich noch acht Tage länger herumgezogen! Ich möchte mir ja alle Haare aus dem Kopf reißen, daß ich so ungeschickt bin und muß dich da erwischen, Gevattermann! Das hättst du mir unterwegens lassen können; ich bin dir ganz gram, daß du mich in die Verlegenheit bringst. Ei, ei, ei. Aber hab' ich dirs nicht gesagt, du sollest nicht auf bösen Wegen gehen? Hab' ich dich nicht gewarnt? Aber so gehts, wenn man auf guten Rath nicht hört. Jetzt haben wirs beide! Du hast den Schaden, und ich hab' den Verdruß, daß ich meinen eigenen Gevattermann in die Strafe

bringen muß. Nun in Gottes Namen, was sein muß, das muß sein; jetzt bin ich eben im Dienst. Lad' nur vollends ab.

Wie hoch der Ochsenwirth gestraft worden ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er bei seinem nächsten Kinde den Aeciser nicht mehr zum Gevatter genommen hat. Wenn man ihn nach dem Warum fragt, so antwortet er, weil er hintendrein erfahren habe, daß der Gevatter gar nicht verreist gewesen sei, sondern ihm blos eine Grube habe graben wollen. In seinem Herzen hatte er vielleicht noch einen bessern Grund, und der lautet also:

Merke: wenn du eine Handlung wie die Taufe vor hast, so bringe dein Kind nicht dem Götzen deines Eigennutzes dar; denn es handelt sich dabei nicht um deine, sondern um deines Kindes Sache. Wähle ihm also solche Pathen, die seiner geistigen und leiblichen Wohlfahrt taugen und denen du getrost seine Zukunft anvertrauen magst.

Ein Sommermärchen.

Von Herrmann Kurtz.

Die Bauernregeln in unsern Kalendern wissen viel wunderbare Dinge von der Witterung vorherzusagen, doch versteigen sie sich nicht so hoch, gut oder schlecht Wetter machen zu wollen. Nun hört aber einmal, was ein indisches Märchen erzählt, wie eine kluge Königstochter es anfing, um Regen vom Himmel zu bekommen. Wenn das Mittel probat ist, so wird es gewiß viele Nachahmung finden, und zwar nicht bloß bei den Prinzessinnen.

In einem großen wilden Walde lebte ein alter Einsiedler mit seinem Sohne. Das waren zwei mächtig fromme Leute. Sie lebten blos von Wurzeln und Wasser, gingen in härenen Gewanden, geißelten sich, und standen oft viele Tage lang auf Einem Fuße, wobei sie unverrückt auf die Nasenspitze sahen, um durch nichts in ihren tiefen Betrachtungen gestört zu werden. Ihre Bußübungen und Kasteiungen sollten dazu dienen, den Himmel ihnen ganz besonders gnädig zu machen; sie kamen aber auch noch außerdem dadurch weit und breit in den Ruf der Heiligkeit, und wer in Indien für heilig gilt, den hält man dort oft für mächtiger als den Himmel selbst. Welche angenehme Folgen aber diese Meinung für einen solchen Heiligen haben kann, das werdet ihr eben aus dem Märchen jetzt erfahren.

Nun herrschte zu derselben Zeit einmal in einem benachbarten Reich eine fürchterliche Sommerdürre. Die Sonne schien von Tag zu Tag heißer, der Himmel war stahlblau, und kein Regentropfen fiel auf das versengte ausgetrocknete Land. Gras und Halm verdarb, alles Wachsthum stockte, Menschen und Thiere verschmachteten, und der Jammer war über alle Beschreibung groß. Die Schuld des Unglücks aber wurde dem König in die Schuhe geschoben, denn dieser

hatte einem Priester den Lohn für einen verrichteten Opferdienst nicht ausbezahlt, und aus Zorn darüber hatten alle Priester das Reich verlassen. Weil nun keine Opfer mehr dargebracht wurden, so glaubte man, der Himmel grolle über die seinen Priestern erwiesene Mißachtung und habe darum seine Pforten verschlossen. In welche Verlegenheit hiedurch der unglückliche König gerieth, und welche Vorwürfe er von seinen Unterthanen hören mußte, das könnt ihr euch selbst vorstellen. Er hielt eine Geheimerathssitzung nach der anderen, aber es wollte sich kein guter Rath finden lassen. Er berief alle Weisen des Landes, aber sie schüttelten die Köpfe und mei..ten, er hätte eben die Priester nicht beleidigen sollen, dann würde er nicht so auf dem Trockenen sitzen.

Eines Morgens saß der König sehr niedergeschlagen in seinem Saale und niemand war bei ihm als seine Tochter, deren Anmuth und kindliche Liebe ihm die Noth der Gegenwart und die Schrecken der Zukunft ertragen half. Da trat einer von den Räthen herein, verneigte sich und sprach: Herr, wir haben abermals, wie du befahlst, nach den Priestern gesendet, aber sie weigern sich, in's Land zurückzukehren. Nun ward uns kund gethan daß in dem großen südlichen Walde zwei Einsiedler von unermeßlicher Heiligkeit wohnen. Wenn wir diese bewegen könnten, zu uns zu ziehen, so würde uns gewiß der Himmel wieder gnädig sein. — Wohlan, sprach der König, so schickt ihnen Boten und ladet sie ein zu uns. — Das wird nichts helfen, erwiderte sein Rath: denn der alte Einsiedler verachtet die Welt und ihre Eitelkeit, und würde um keinen Preis den Fuß aus dem Walde setzen, wo er ein einsames Leben voll Buße und frommer Uebungen führt; der junge aber, sein Sohn, ist seinem Vater in allen Stücken unbedingt gehorsam, hat auch nie einen anderen Menschen gesehen, kennt bloß Wurzeln und Wasser, und ist ein ganz einfältiges Kind, das nicht weiß, ob's ein Bub' oder ein Mädchen ist. Nun urtheile selbst, o Herr, was diese beiden Heiligen anreizen könnte, in die Welt oder gar an den Hof zu gehen. — So holt mir sie mit Gewalt, sprach der König. — Dann würden sie uns fluchen, entgegnete der Rath, und das wäre der sicherste Weg für uns, um es mit dem Himmel vollends ganz zu verschütten. Wir sollten wahrlich gewitzigt sein durch die Strafe, die uns für die Beleidigung der Priester getroffen hat. — Wenn ihr mir nichts Brauchbares zu rathen wißt, so könntet ihr mich besser ungeschoren lassen, sagte hierauf der König, und entließ den leidigen Tröster mit einem ziemlich ungnädigen Gesicht.

Als er wieder allein war, näherte sich ihm sein Töchterlein, das die Unterredung sehr aufmerksam angehört hatte, verneigte sich und sprach, die klugen Augen mit Lächeln zu ihm aufgeschlagen: Mein Herr und Vater, gefällt es dir, mir diese Sendung anzuvertrauen, so will ich den jungen Einsiedler aus dem Walde holen. — Du? fragte der König erstaunt: wie wolltest du ein so schweres Ding unternehmen, dem meine weisesten und muthigsten Diener nicht gewachsen

sind? — Es bedarf auch solcher Eigenschaften zum Gelingen nicht, erwiderte sie: laß mir nur freie Hand, und ich getraue mir mein Vorhaben auszuführen. — Da wunderte sich der König noch mehr und sprach: Da du so zuversichtlich redest, so magst du den Versuch machen. Gelingt er dir, wahrlich, dann lass' ich dich in Gold fassen. — So hoch begehre ich nicht hinaus, erwiderte sie mit lachendem Munde: aber versprich mir, daß ich alsdann eine Bitte an dich frei haben soll. — Es sei! sprach der König, was du bittest, das soll dir gewährt sein. Nun beeile dich aber, damit es endlich einmal regnet und der Jammer ein Ende nimmt.

Da ließ die Königstochter ein Schiff ausrüsten und fuhr mit ihrem Vater den Fluß hinunter nach Süden bis zu dem großen Walde, wo die beiden Heiligen hausen sollten. Das Schiff war mit Bäumen und Gewächsen überdeckt und ganz verkleidet, so daß es den Waldanlagen glich, in welchen fromme Büßer sich aufzuhalten pflegten. Als sie in der Nähe der beiden Heiligen angelangt waren, kleidete sich die Königstochter in die Tracht eines Einsiedlers, nahm köstliche Früchte nebst einem Kruge Weines mit und begab sich an das Land.

Der junge Einsiedler war allein im Walde. Er hatte so eben seine Bußübungen beendigt, und schickte sich an, einige Arbeiten zu verrichten, die ihm sein Vater aufgetragen hatte; da sah er einen andern jungen Einsiedler zwischen den Bäumen hervortreten, der schlank von Gestalt und gar lieblich von Angesicht erschien. Gedeiht die Buße gut? fragte der junge Fremde mit lächelnder Miene, und der Sohn der Wälder glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören. Er nahm den Fremden freundlich auf und bot ihm von seinen Früchten und seinem Wasser an. Dieser kostete die Gaben und ließ ihn dagegen die seinigen versuchen. Als aber der junge Einsiedler den Wein über die Lippen gebracht hatte, sagte er: du hast da ein unvergleichliches Wasser, das mir eher wie Feuer deucht, denn es kreist mir schon wie brennende Gluth durch die Adern. Sage mir doch, du herrlicher Fremdling, wo du her bist und welchen absonderlichen Bußübungen du diese Früchte und dieses Wasser verdankst, ich sehe wohl, daß dir der Himmel unvergleichlich gnädig ist. — Unser Büßerhain ist ganz nahebei, war die Antwort, und welcher Art unsre Bußübungen sind, das will ich dich lehren. Mit diesen Worten nahm ihn die Königstochter — denn diese war es — beim Kopf, und gab ihm einen herzhaften Kuß. Sie wurde dabei über und über roth, wandte sich und entfloh durch den Wald.

Der junge Einsiedler blieb ganz betroffen zurück und es lag ihm wie ein rosenrother Flor vor den Augen. Um sich wieder zu sammeln, versuchte er das alte Mittel und bemühte sich, unverwandt auf die Nasenspitze zu blicken. Das gelang ihm aber nicht, denn seine Augen schweiften immer wieder nach der Stelle, wo die überirdische Erscheinung verschwunden war, und sein Herz klopfte zu sehr, als

daß er fähig gewesen wäre, länger als eine Secunde auf Einem Fuße zu stehen.

In diesem aufgeregten Zustande traf ihn der Alte, der aus dem Walde zurückkam. Das war ein strenger Heiliger, ganz abgemergelt und ausgedörrt, mit grüngelben Augen; er trug einen langen grauen Bart, und seine Arme und Füße waren bis auf die Fingerspitzen und Zehen herab mit rauhen Haaren bewachsen. Er merkte gleich, daß es nicht richtig war, und sagte: Mein Sohn, was ist dir? Warum hast du nicht das Holz gespalten, wie ich dir befahl? Ist denn etwas mit dir vorgegangen? — Ach, mein Vater, antwortete der Sohn, da ist ein junger Einsiedler zu mir gekommen, der mir von seinen Früchten und seinem Wasser zu kosten bot; bessern Trank und wohlschmeckendere Speise kann man im Himmel nicht haben. Und als ich ihn nach seiner Buße fragte, denk' nur, mein Vater, da faßte er mich an den Locken und drückte seine Lippen auf die meinigen, daß es knallte. Diese Buße gefällt mir viel besser als unser Nasenspitzengucken und die andern Uebungen. Auch scheint er mir viel heiliger zu sein als wir, denn er hat ein weißes Angesicht und strahlende Augen, seine Stimme klingt wie Nachtigallengesang, und sein Athem duftet wie der Frühlingswind, der über Blüthen weht. Bei diesem Heiligen möchte ich allezeit sein und mein Herz thut mir weh, seit ich ihn nicht mehr sehe. — Mein Kind, sagte der Alte, nimm dich in Acht! In solchen Gestalten gehen böse Geister um, auf daß sie die Frommen in ihrer Andacht stören. Traue ihnen nicht. — Das kann kein böser Geist gewesen sein, sagte der junge Einsiedler: ich glaube eher, daß es ein Engel vom Himmel war.

Der Alte gab ihm keine Antwort mehr, sondern machte sich voll heiligen Ingrimms auf, um die bösen Geister zu suchen und zu bannen. Sein Sohn blickte ihm betrübt nach, doch tröstete er sich, als er sah, daß der Alte eine falsche Richtung einschlug. Aber auch dies genügte ihm nicht, sondern er machte sich ebenfalls auf den Weg, um den holdseligen Fremdling zu warnen, daß er nicht seinem Vater in die eifrigen Hände falle. Unaufhaltsam drang er durch die Bäume und Gebüsche hindurch und kümmerte sich nicht um die Dornen, die ihm die Hände zerrissen. Oft war ihm, als schimmere das Kleid des Fremdlings durch den Wald; oft meinte er sogar sein lichtes Antlitz zu sich zurückgewandt zu sehen; sein Herz brannte, und er eilte ihm immer schneller nach.

So kam er endlich zu dem Orte, wo der Wald an den Fluß stieß. Da sah er eine fremde Siedelei, die er noch niemals dort erblickt hatte; zwischen den Bäumen stand der liebliche Fremdling, der ihm einen Gruß zuwinkte. Darüber vergingen ihm alle Gedanken an die bösen Geister, und mit einem Sprunge war er an Bord. In diesem Augenblick aber verschwand der Fremdling hinter den Bäumen, die vermeintliche Siedelei entfernte sich von dem Walde und fuhr mit raschen Ruderschlägen stromauf. Der Jüngling sah bestürzt in die

Wellen, die zwischen der Siedelei und dem Walde aufwogten, und dachte an die Worte, die sein frommer Vater gesprochen hatte. Da fühlte er eine Hand auf der Schulter, und eine wohlbekannte Stimme sprach: Wie steht es mit der Buße? Er wandte sich um und erblickte die geliebte Gestalt, aber in seidene Frauenkleider gehüllt und an den Arm eines stattlichen Mannes gelehnt, der im goldnen Königsschmucke prangte.

Der König erzählte ihm nun die Ursache seiner Entführung und setzte hinzu: Wenn der Ruf deiner Heiligkeit gegründet ist, und wenn du mit dem Regen so gut fertig zu werden verstehst, wie meine Tochter mit dir, dann will ich ihre Bitte gewähren, und an dem Tage, wo mein unglückliches Land neu aufzuleben beginnt, sollst du ihr Gemahl und der Erbe meines Thrones sein. — Der Jüngling sah in die sanft bittenden Augen der Königsjungfrau, und fing alsbald mit Macht um gutes Wetter zu beten an. Wohl gemerkt, um einen tüchtigen Platzregen, nicht etwa um Sonnenschein, denn dessen hatten sie genug.

Nun werdet ihr begierig sein, wie die Sache weiter ging, und werdet fragen: besaß denn so ein junger Einsiedler die Macht, den Himmel nach seinem Willen zu beugen? — Das müßt ihr mit dem Märchen ausmachen. Vielleicht gab es damals in Indien einen andern Himmel, als jetzt bei uns. Oder hatte vielleicht der Himmel ein Einsehen mit den Herzenswünschen des jungen Paares, und wollte ein Uebriges für sie thun. Oder wenn auch dies zu wunderbar ist, so könnet ihr meinetwegen annehmen, der Regen sei eben von ungefähr gerade um die Zeit gekommen, als das Schiff auf seiner Rückfahrt landete, denn das wißt ihr ja: wenn es lange genug trocken gewesen ist, so fängts am Ende von selbst wieder zu gießen an.

Genug, ob es geregnet hat oder nicht, das werdet ihr gleich aus dem Schlusse des Märchens erfahren.

Der alte Einsiedler durchsuchte den halben Wald nach den bösen Geistern, ohne einen zu finden. Den Sohn fand er aber auch nicht mehr, als er wieder zurückkam. Da folgte er seinen Spuren, kam an den Fluß und erblickte das Schiff eben noch, als es schon in weiter Ferne war. Nun wurde er sehr böse und zog den Entführern seines Sohnes nach, um ihnen zu fluchen. Wie er aber die Grenzen des Königreichs überschritt, da sah er rings fette fruchtbare Triften, wohlgenährtes Vieh und fröhliche Menschen. Wie kommt es, fragte er von Ort zu Ort, daß in diesem Lande alles so gedeiht und so gesegnet ist? — Da antworteten ihm die Hirten, die Ackerleute und wem er begegnete: Wir verdanken das dem Sohne des alten heiligen Einsiedlers, der uns nach langer Sommerdürre fruchtbare Witterung erbat. — Je mehr er sich der Hauptstadt näherte, desto lauter ertönte sein und seines Sohnes Lob, und desto mehr nahm sein Zorn ab, denn es klang ihm gar wohl in die Ohren, wenn es immer wieder hieß: Der Sohn des heiligen Einsiedlers aus dem südlichen Walde hat uns den Segen gebracht.

Am Ende kam er in die Hauptstadt, wo er von dem König mit großen Ehren empfangen ward. Er sah seinen Sohn mit dem goldenen Königsschmuck bekleidet, er sah dessen schöne Gemählin, die vor Freude leuchtete, und nun schwand ihm auch vollends die letzte Falte von seiner strengen Stirn. Er war zu fluchen gekommen und hob nun die Hände zum Segnen auf. Darüber freute sich das ganze Land und sie lebten alle fortan in Fried und Freude zusammen. Und das war die Hauptsache.

Solche Wunderdinge erzählen die indischen Frauen von ihren Priestern und Einsiedlern. Wer das nicht glaubt, dem kann man nicht genug andere Wunder erzählen als von dem jungen Eremiten. Diese Heiligen verstehen es dahin zu bringen, daß Wittwen sich mit ihren verstorbenen Gatten verbrennen lassen, daß Tausende sich unter den Wagen ihres Götzen werfen, um zu seiner Ehre von den Rädern zermalmt zu werden, daß Zwietracht in Häusern und Städten entbrennt, daß Völker mit den Waffen einander gegenüber stehen, daß unter dem Getöße der ehernen Schlacht die Erde wankt, ja man darf wohl in gewissem Sinne sagen, sie können machen, daß der ganze Himmel einfällt. Man kann es solchen gewaltigen Thaten gegenüber hoch anschlagen, wenn er sich einmal einem jungen Blut zu Liebe opferte, um ein Bischen Regen herabzuschicken.

Der Monat Hujus.

Von Herrmann Kurtz.

Kommt einem Landmann eines Tages ein Bescheid vom Amte zu, er solle sich unfehlbar den 12. hujus bei diesseitiger Stelle einfinden. Ein Mann, der ein Dutzend alte und neue Sprachen aus dem Fundament versteht, würde zweifelsohne den 12. dieses geschrieben haben, zumal in einem so wichtigen Falle wie in einem Concurs, denn der Erlaß war ja deutsch abgefaßt; aber unter den Amts- und Gerichtsleuten giebt es Sprachgenie's, die um's Leben gern einen lateinischen Brocken anbringen, und je leichter sie die Ueberbleibsel in ihrem Schulsack zählen können, desto lieber machen sie Gebrauch davon.

Unser Vetter Michel setzt die Brille auf die Nase und beguckt den Hujus hinten und vorn, ohne klug daraus zu werden, denn er hatte zwar schon viel gerochst in seinem Leben, aber auf keiner Universität. Endlich, weil es unglückseliger Weise gerade in den Mai ging, ward ihm eingegeben, der Hujus müsse ein Schreibfehler sein, der dann natürlich nur den Junius bedeuten konnte. Er wartete also geruhig bis zum 12. Juni. Wie er nun an diesem Tage vor Amt erschien, eröffnete man ihm, daß er, wegen Versäumniß des Termins, heute vor vier Wochen mit seiner Forderung ausgeschlossen worden sei. Der Verlust war sehr ansehnlich, und betrug vielleicht mehr, als den Verfasser des Hujus seine ganze lateinische Gelehrsamkeit gekostet hatte.

Der erste Artikel des Landrechts müßte eigentlich also lauten: Nur wer mit dem alten Cicero einen völligen Scheffel Salz gegessen hat, soll hinfüro berechtigt sein, dem gemeinen Mann in einer Sprache zu schreiben, in welcher dieser gar nicht unterrichtet worden ist.

Keine grauen Haare drum, Vetter Michel! Der Schreck wäre zu ertragen, so oder so. Denn der alte Cicero hat zwar bei Gelegenheit griechisch geredet, nämlich wenn er nicht von allen seinen Römern verstanden sein wollte; in einer Amtsverhandlung aber hat er deutsch gesprochen, will sagen deutlich, also in derjenigen Zunge, die zu Rom eingeboren und landläufig war. Ist folglich nicht zu vermuthen, daß von selbigem Recht Mißbrauch gemacht werden wird.

Jetzt verreck'!

Von Herrmann Kurtz.

Erschrick nicht, geneigter Leser, über diesen grausamen Segensspruch, denn erstens ist er aus dem Leben und zweitens hat er einen tiefen Sinn.

In einem neuerrichteten Bahnhofe an einer Eisenbahn, die noch in den Windeln liegt und vorläufig nur zu Spazierfahrten taugt, da müssen natürlich allerlei wunderliche und lustige Geschichten vorfallen, wobei bald das Personal, bald das Publicum die Kosten des Gelächters trägt.

So kommt einmal ein Bauer nach Haus und erzählt seinem Weibe: Denk nur, M'rei Bäbel, heut hätt' ich um einen Sechser heimfahren können mit der Eisenbahn. Aber ich bin nicht so dumm, ich! Es ist kein Wandel ohne Handel. Drum hab ich mit dem Mann am Fenster zu handeln angefangen und hab ihm gesagt, er müsse es rechter (billiger) machen, wenn er mich mithaben wolle; um einen Groschen woll' ichs thun. Der hat mich aber nur mit der Hand abgewinkt, denn es ist großer Zudrang dagewesen. Wart nur, denk ich, wenn die Concurrenten alle versorgt sind, wirst schon mürbe werden. Aber es sind immer mehr gekommen, und da denk ich: heut hat ers werth, drum ist er auch so stolz, aber von meinem Angebot geh ich doch nicht ab. Ich mach mich also auf meine Spazierhölzer, und kaum bin ich draußen, so kommt die Eisenbahn hinter mir her. Jetzt was meinst? auf einmal pfeift sie mir mit aller Macht, und hätt mich doch gern mitgenommen, vermuthlich hat sie noch Platz gehabt. Ich aber', gleich resolvirt, schrei: Hio ins Gott's Namen, jetzt will ich auch nicht mehr, kann allein heimkommen.

Aber das hab' ich eigentlich nicht erzählen wollen, sondern etwas anderes.

Also, da stehen einmal zwei Bauern am Bahnhof zu Schnirzlingen. Dem einen ist das ganze Wesen noch funkelnagelneu; der

andere war schon einmal dabei, und kann seinem Gevatter den Leviten auslegen. Guck, Peter, sagte er, die Eisenstreifen, die heißen Schienen, da laufen die Räder drauf, und die Wägen, die werden alle zusammengekuppelt, daß sie wie aufs Commando gehen müssen, und vorn, da wird ein eiserner Gaul vorgespannt, der ist aber nicht lebig (lebendig), sondern steckt voll Rollen und Maschinen und was weiß ich! und hat einen Ofen, der wird mit Steinkohlen eingeheizt, und das giebt einen Dampf, und der Dampf treibt die Maschinen und die Räder und zieht den ganzen Zug.

Da begann der andere unmäßig zu lachen und sagte: Halt mir den Gaul an! Meinst du, ich sei so dumm wie meine Ochsen? Die Schienen, wozu die da sind, das begreif ich wohl; da müssen natürlich die Räder leichter drauf laufen, und ich wollt, ich hätt auch so eine Gelegenheit, wenn ich vom Acker heim fahr', mein Bläß' und mein Rother würdens just auch nicht übel nehmen. Aber dein eiserner Dampfgaul herentgegen, das ist ein Bär, und den lass' ich mir nicht aufbinden. Der wird da irgend wo herum in einem Stall an der Krippe stehen und sein Kamerad dabei, denn mit zwei Gäulen oder drei, schätz ich wohl, wird man die ganze Historie auf den Schienen fortbringen können.

Alle Demonstrationen waren vergebens, der Peter lachte immer ungläubiger, immer pfiffiger, und blieb dabei, die Pferde von Fleisch und Blut würden schon kommen.

Unterdessen wurde der Bahnzug in Bereitschaft gesetzt, das Dampfroß kam über die Drehscheibe langsam herangefahren, setzte sich an die Spitze, fing an zu schnauben, machte eine majestätische Bewegung, und mit einem gellenden Pfiff sauste der Zug sammt Wagen, Menschen und Vieh hinweg.

Peter hatte den Vorrichtungen anfangs noch immer zweifelnd, dann aber mit wachsendem Erstaunen zugesehen. Sprachlos stand er da, starrte der ungeheueren Erscheinung nach, und erst als die neue Klapperschlange mit der Wolkensäule sich schon in weiter Ferne durch die Ebene hinwand, brach er in die unumwundenen Worte aus: Jetzt verreck'!

Nicht wahr, es ist ein roher Ausdruck? Und doch, lieber Leser, leg' einmal den Finger an die Stirn und besinne dich, ob du noch nie in deinem Leben mit Worten oder Werken etwas Aehnliches ausgesprochen hast. Wenn dir etwas Neues aufstieß, eine Erfindung oder ein Gedanke, der dich wieder einmal ans Abc zu führen drohte, oder auch ein Mensch, dessen Persönlichkeit dir Nüsse aufzuknacken gab, da hast du gewiß zuweilen gedacht: ich wollte, daß das Ding oder der Kerl beim Kuckuk wäre! hast vielleicht auch demgemäß gehandelt und die Erfindung oder den Gedanken oder den Mann zurückgestoßen, weil die neue Erscheinung, obwohl du vielleicht einen großen Schatz an ihr gehabt hättest, dich in deiner Ruhe und Gemüthlichkeit störte; hinterher hättest du dir dann die Haare ausraufen mögen darüber,

daß du der Erfindung oder dem Gedanken oder dem Manne so großes Unrecht gethan hattest, und ein noch größeres dir selbst.

Da ist gleich der Cardinal Richelieu ein Beispiel dafür. Zu diesem allmächtigen Regenten von Frankreich kam ein Mann, Namens Salomon de Kaus, setzte ihm auseinander, daß man mit Dampf noch weit mehr ausrichten könnte als mit Wasser- und Pferdekräften, und bat ihn, sein Dampfmaschinenprojekt zu unterstützen. Dem Cardinal aber ging es wie dem Peter, das heißt, er begriff die Sache nicht, nur mit dem Unterschiede, daß der Peter daran glauben mußte, wenns ihm auch noch so schwer ankam, weil er es für und fertig und handgreiflich vor Augen sah, der Cardinal es aber weder begriff, noch glaubte, weil es vorerst ein bloßes Gedankending war. Was aber der Peter *sprach*, das *that* der Cardinal. Weil nämlich Salomon de Kaus, dem der Geist keine Ruhe ließ, immer wieder an ihn ging und ihm mit seinen sonderbaren Gedanken lästig wurde, so ließ er den Thoren, wofür er ihn hielt, in's Irrenhaus stecken. Das Ende war, daß Salomon de Kaus jämmerlich verkam, die Welt um ein Jahrhundert des Fortschrittes und Cardinal Richelieu um einen schönen Theil seines Ruhmes betrogen war.

Es ist eine alte Geschichte, doch wird sie ewig neu: Was der Mensch nicht reimen kann, das sucht er zu fressen, auf eine oder die andere Art. Durch's Eisen und durch's Feuer hat er den Geist zu fressen gesucht; jede denkbare Marter, jeden ersinnlichen Tod hat er ihm angethan. Hinterher hat er ihn dann erkannt und zu ihm geschworen. Weil aber der Geist nicht sterben kann, weder durch Eisen und Feuer, noch durch sich selbst, so kommt er immer wieder, aber immer wieder in einem andern Gewande. In jeder neuen Gestalt, die er annimmt, versucht er die Menschen, ob sie in seiner bisherigen Tracht wirklich sich zu ihm selbst gehalten oder ob sie nur am Kleide geklebt haben. Und sieh', da findet sich gleich eine große Zahl von Kleidermenschen, die über die Geistmenschen herfallen und sie verfolgen, gerade wie *ihre* Vorfahren von den damaligen Kleidermenschen verfolgt worden sind. So ist denn jedesmal eine Verjüngung des Geistes, ein Fortschritt aus einer dunkleren Zeit in eine hellere, mit Menschenopfern erkauft worden.

In unserer zahmen Zeit, wo man die Leute nicht mehr um ihrer Ueberzeugung willen martert und verbrennt, haben auch diese Menschenopfer eine zahmere und humanere Form angenommen. Moloch hieß in den ältesten Zeiten das Wesen, dem man Menschen opferte, nachher nahm es andre Namen an, doch wie es auch heißen mag, es war und ist der Dämon des Unverstandes. Diesem Dämon opfern manche, die zu vornehm und zu wohlgezogen sind, um die Worte unsers Peters in den Mund zu nehmen, aber doch getreulich nach seinen Worten thun.

Aber noch weniger als ein Bahnzug läßt sich der Geist irre machen durch ein ungeduldiges Wort oder Werk. Darum seid getrost, die ihr

zum Geiste geschworen habt. Ueber ein Kleines, so werden ihm seine Widersacher ohnmächtig nachstaunen und die Geschichte wird ihnen vielmehr, während eure Namen leben, den Tod anthun, den jener Bauer auf so unmanierliche Weise dem dahinsausenden Dampfrosse nachgesendet hat.

Deutsche Sagen und Märchen.

Mitgetheilt von

Karl Simrock.

1. Gehhusen.

Südlich von Rietberg führt eine Castanienallee, Moorgründen entlang, zur einsamen Johanniscapelle, die hohe dunkle Linden überschatten. Von da zieht ein Damm mit weißlichen Birken zur alten Burgruine im Moor. Gen Abend schlängelt sich der Bollweg, eng und tief, von Brombeerstauden fast überwuchert, durch Acker und Anger zum düstern Forste des Thiergartens. Geradeaus aber läuft eine erhöhte Straße mit zwei Reihen schlanker Eichen durch die dürre sandige Möse den blauen Bergen Paderborns zu.

Auf diesen vier Wegen hat der Spuk Gehhusens sein Wesen und zumal der alte gräfliche „Viehstall" wird von seinen Besuchen geängstigt. Zu Mitternacht wird da oft ein schreckliches Getöse gehört — die Thore an beiden Enden der Tenne sprengen sperrweit auf, und über die Flur rasselt es, als ob ein eiserner Kriegswagen in Sturmeseile darüber führe. Das Vieh im Stalle ward unruhig, die Kühe vernahm man schnauben und stöhnen, der Hahn auf dem Wiemen schlug mit den Fittichen und reckte den Hals, als wollt' er krusen, hat aber nie einen Schrei vermocht. Nur der Hund an der Kette wimmerte und heulte. Nachdem ist Alles wieder ruhig geworden und die hochstrebenden Wipfel der Eichen hörten allmälig zu rauschen auf.

Vom Viehstall nimmt der Spuk seinen Weg nach der Capelle und Wer in einer solchen Nacht unterwegs war, sah den Gehhusen in glühender Kutsche mit schwarzen Rossen, aus deren Augen und Nüstern Funken sprühten; aber nur die ganz in die Nähe kamen konnten ihn selbst sehen, mit grinsendem, schrecklich verzerrtem Gesicht, als leide er unsägliche Folter. Kommt der Zug an den runden Lindenplatz, wo die Capelle und das Standbild der Heiligen steht, so verschwindet plötzlich Alles wie vom Boden verschlungen. Aber bald erscheint es wieder auf dem Burgwege, fährt durch's alte Schloßthor und dann im Galopp, als säße der Höllengeist auf dem Bocke, nach der schmalen Brüstung des Erdwalls rund um den mo-

drigen, mit Trümmern bedeckten Schloßplatz. In das gespensterhafte dumpfe Knallen einer Peitsche mischen sich gräßliche Angstrufe, die hell in die Nacht gellen, durchs Thor zurück über den Birkendamm schwankt nun der Zug langsam dem dritten, letzten Wege zu. Vor dem geweihten Runde schwindet's nochmals: aber auf dem tiefen, feuchten Bollweg erscheint der schleppende Gefährt wieder, schwebt noch eine Zeitlang im fahlen Glimmen fort, aber je näher dem Forste je unscheinbarer. Hart vor dem gräflichen Thiergarten verschwindet es mit Roß und Wagen. Auf den nächsten Bauerhöfen ist der erste Hahnenschrei noch nicht erschollen.

Die Ursache, warum Gehhusen spuken geht, erzählt die Sage verschieden. Nach einigen soll er die Bauern geschunden haben und dafür diese Strafe erleiden. Nach andern war er ein grausamer, hinterlistiger Rath des Grafen, der in der Zeit der Hexenverfolgungen eine teuflische Lust empfand, die unglücklichen Opfer der Hexenwehme durch Folter und Scheiterhaufen langsam zu Tode martern zu sehen. Der Graf war alt und schwachen Geistes, der Gehhusen klug und verschlagen. Einstmals klagte ihn ein armes altes Bauernweib beim Grafen an, daß er ihre einzige Tochter, die Magd in seinen Diensten war, gewaltsam geschändet und dann verstoßen habe. Aber Gehhusen ließ das unglückliche Weib, die seine Klägerin gewesen und keinen Glauben gefunden hatte, als Hexe ergreifen und vor seinen Richterstuhl bringen. Als sie nun auf dem Scheiterhaufen stand und das Feuer schon um sie herum schlug, stieß sie einen Fluch wider ihren Verderber aus. Und kaum war das Weib in Rauch und Flammen erstickt, da nahte in schnellem Trabe Gehhusens Kutsche; er wollte sich noch an den letzten Zuckungen seines Opfers weiden. Auf dem Richtplatz hielten die Pferde, Gehhusen aber lag eine Leiche im Wagen. der Kutscher hielt leblos Zügel und Peitsche in den starren Händen und die Rosse streckten sich todt auf den Rasen.

---

2. Das Kohlfeuer.

Auf einem Hofe in der Nähe von Köln wohnte eine Dienstmagd bei einem einzelnen Herrn. Einmal in der Nacht erwachte der Herr und gewahrte eine solche Helle, daß er meinte, es wäre lichter Tag. Da rief er der Dienstmagd zu, sie sollte aufstehen und das Feuer anzünden. Die Magd stand auf und schlug Feuer, aber der Zunder wollte nicht fangen. Da sah sie draußen nach dem Walde zu ein großes Kohlfeuer brennen, von dem solcher Schein ausgieng, daß der Herr gemeint hatte, der Tag wär' angebrochen. Da lief sie hin, holte sich eine Schippe voll und schüttete es auf den Heerd. Sie hörte es klinken, aber die Kohlen waren gleich erloschen, so daß sie kein Heerdfeuer bekam. Da lief sie noch einmal hin und holte sich eine

zweite Schippe, aber mit der gieng es wieder so wie mit der ersten. Als sie nun zum drittenmal mit der Schippe kam und sich Kohlen holte, stand ein Mann dabei und sagte: Nun ist es aber genug, komm nicht zum drittenmal. Da gieng sie hin und trug die Schippe nach Haus, schüttete die glimmenden Kohlen auf den Heerd und hörte es wieder klinken und wieder erlöschen die Kohlen. Zum Glück rief ihr nun der Herr von oben zu, er hätte sich geirrt, es wäre noch nicht Tag, sie solle sich nur wieder zu Bette legen. Das that sie und schlief bis an den Morgen, ohne sich von dem Glück zu träumen, daß bei ihr eingekehrt war. Denn als sie aufstand und in die Küche gieng, schimmerte es ihr vom Heerd entgegen, die Kohlen waren lauter Goldstücke geworden.

---

3. Der Geist im kleinen Mantel.

Das Siebengebirge oberhalb Bonn ist nach dem Volksglauben eine Vorhölle, ein Verbannungsort der Geister. Unter andern zeigt sich am Leiberg oft am hellen Tag um die zwölfte Stunde ein Mann in einem kleinen Mantel, den einige für einen kurkölnischen Minister ausgeben, der seinem Herrn, dem Kurfürsten, zum Schaden des Landes gerathen hatte; dieser ist vor Zeiten von zwei Geistlichen, die ihn bannen sollten, in der Nacht an den Rhein bei Unkel gebracht worden. Die Geistlichen hatten so schwer an ihm zu tragen, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rann. Auch begehrten sie eine Schelde, weil ein Nachen nicht Tragkraft genug habe. Als die Schiffer mit der Schelde herüber kamen und nur die zwei Geistlichen sahen, ihre Bürde konnten sie nicht sehen, höhnten sie die Pfaffen aus, daß sie sich nicht an einem Nachen begnügt hätten. Sie merkten aber bald, daß sie wohl daran gethan hatten, nach der Schelde zu rufen, denn auch diese gieng bei der Ueberfahrt bis an den Rand im Wasser, so daß sie zu versinken fürchteten. Sie kamen aber noch glücklich hinüber. Als sie nun bei Unkel ans Land stießen, bat sich der Scheldenführer aus, sie sollten ihm doch sagen, was sie eigentlich übergesetzt hätten. Da sprach einer der Geistlichen, er sollte ihm nur einmal auf den rechten Fuß treten und über die linke Schulter sehen, so würde er es gewahr werden. Das that der Scheldenführer und sah nun mit Verwunderung den schweren Mann in dem kleinen Mantel. Uebrigens soll der Geist, welchen die Geistlichen in das Siebengebirge bannten, nach einiger Zeit wieder zurückgekommen sein unter dem Vorgeben, es sei da so voll von Geistern, daß er keinen Platz finde. Aber er hat doch wieder dahin gemußt. Die Frau, die dieß erzählte, fügte hinzu, sie sei einmal ins Flachsland bei Jülich gereist, um sich Vorrath zu holen, daß sie im Winter zu spinnen hätte. Da habe man sie gefragt, wo sie denn zu Hause sei. Sie sagte, bei Honnef im Siebengebirge. Als das die Leute hörten, verwunderten sie sich und fragten,

ob sie sich denn nicht fürchte vor den Geistern, die dahin verbannt und verwünscht wären? Denn die Nebel, welche da um die Berge ziehen, werden von den Umwohnenden für dichte Schaaren unseliger Geister gehalten.

---

4. Der Schatz im Keller.

Bei Selhof, oberhalb der Capelle bei dem Kaulenbronnen, stand ein Haus, das anno 84 abgebrannt und nicht wieder aufgebaut worden ist. Der Keller war noch kürzlich zu sehen, man hat ihn aber jetzt eingerissen, weil man die Steine am Wolf (dem Gewölbe) anders verwenden wollte. In diesem Keller war, als das Haus noch stand, ein Schatz, den die Bewohner nicht zu heben wußten. An einem Samstag, da die Eltern auf dem Felde, die Söhne aber im Busch waren Strau zu holen, saß die Tochter allein zu Hause und band sich die Haare zurecht. Es war gerade der vierundzwanzigste Februar, ein Tag, an dem es nicht richtig ist, denn auch die Kinder, die an diesem Tage geboren wurden, sehen Geister. Als nun das Mädchen aufblickte, sah sie eine verwünschte Jungfrau, die im Keller ihr Wesen haben sollte, vor sich stehen. Die griff das Mädchen beim Arme, als wollte sie es mit sich führen. Das Mädchen erschrak und verlor die Besinnung; aber die Jungfrau ließ nicht nach und zog es mit sich in den Keller herab. Da war der Kessel mit dem Schatz aus der Erde heraufgestiegen. Die Jungfrau bedeutete das Mädchen, das Geld zu nehmen, aber es hatte den Muth nicht. Da ergriff die Jungfrau das Mädchen bei der Hand. Vermuthlich brannte dem Mädchen das hölliſche Feuer an der Hand, denn es schrie laut auf. In demselben Augenblicke aber verschwand der Kessel mit lautem Getöse und die Jungfrau verschwand und ward nicht wieder gesehen. Dieß muß ruchtbar geworden sein, denn nicht lange nachher kamen Schatzgräber mit Wünschelruthen, die sich erboten, den Schatz für die Hälfte des Geldes zu heben. Als die Hausbewohner einwilligten, versprachen sie nächstens wieder zu kommen und die Beschwörung vorzunehmen. Die Leute sahen sie aber nicht wieder, eines Morgens jedoch holten sie in der Stille den Schatz mit dem Kessel hinweg, ohne die Hälfte abzugeben. Ein Loch im Keller verrieth die Entwendung.

Deutsche Sprichwörter.

Zweite Nachlese*)

von

K. Simrock.

A.

Der Aal stirbt nicht, er werde denn mit einem Trunk Weins begossen.

Es wird selten gut,
Was man auf Abenteuer thut.

Dreimal abgeschlagen, ist erst recht zugesagt.

Wo Abraham schlachtet und Sara kocht, da gehts recht zu.

Es geschieht oft, daß der Mönch den Abt regiert.

Wers nicht achtet, dem geschieht nicht weh.

Adams Kinder sind nicht alle gleich.

Wer wohl thut ist wohlgeboren,
Ohne Tugend ist der Adel verloren.

Als Adam den Apfel aß, ist ihm die Ketsche (das Kerngehäuse) im Halse stecken geblieben.

Lebt der Adel ohne Vernunft,
So gehört er in der Bauern Zunft.

Wen der Kaiser adelt, der genießt des Kaisers Adel, ist er gleich nicht edel von Geburt.

Die Advokaten fressen Geld.

Advokaten reden ein Loch durch einen Brief, daran sieben Siegel hangen.

Nach der Violine läßt sich gut tanzen, sagte der Advokat: da kriegte er einen Schinken.

Allein mein, oder laß gar sein, spricht Gott.

Sei gern allein,
So bleibt dein Herz rein.

Man ist nie zu alt um zu lernen, sagte die alte Frau, da lernte sie noch hexen.

Es schadet dem Amboß nicht, daß man hart Eisen darauf schmiedet.

Amtmann verdammt Mann.

Warte deines Amts oder laß es fahren.

In andrer Leute Ställen ist bös Füllen ziehen.

Mit anderer Leute Hintern ist gut über Kohlen rücken.

Was einen Anfang hat, das hat auch ein Ende.

Ein Schiff steht an zweien Ankern fester, denn an einem.

Ein Anschlag ist kein Todtschlag.

Große Anschläge haben kleinen Nachdruck.

Es sind süße Aepfel, die der Hüter übersieht.

Wer sonst nichts hat, der giebt Aepfel und Birnen.

Aepfel und Birnen vergiebt man, keine Schmiede.

Pferdemist will allzeit unter den Aepfeln sein.

In schönem Apfel steckt der Wurm.

Du verkaufst mir nicht Aepfel für Citronen.

---

*) S. die deutschen Sprichwörter gesammelt. Frankfurt a. M. 1846.

April frißt der Lämmer viel.

Was der März nicht will, das nimmt der April.

Für die Langeweile iſt nichts beſſer, denn Arbeit.

Wer ſich müde arbeitet, mag ſanft ſchlafen.

Gern thun macht leichte Arbeit.

Es währt nicht lange, daß arme Leute was haben.

Hat der Arme was,
So hat er noch kein Faß.

Es wird Keiner arm, als der nicht rechnen kann.

Armer Leute Kinder regieren Land und Leute.

Es kartet ſich in der Welt mit Reichen viel anders, denn mit Armen.

Jemehr Aerzte, jemehr Krankheiten.

Wenn die Leute geſund ſind, ſind die Aerzte krank (am Beutel).

Audi partem alteram,
Darnach urtheil' oder verdamm.

Es iſt beſſer, den Augen als den Ohren glauben.

Sehende Augen bedürfen keiner Brille.

B.

Wer über den Bach iſt, der biete dem andern den Stock.

Wer nicht bäckt und braut, dem mißräth auch nichts.

Wo ein Backhaus ſteht, kann kein Brauhaus ſtehen.

Das Bad ſoll man ausgießen und das Kind behalten.

Viele jagen den Bären, aber Keiner will ihn ſtechen.

Geneht und geweht iſt halb geſchoren, ſprechen die Barbiere.

Wer den Kopf hat, der ſchiert den Bart.

Es gehn mir nur drei Batzen ab,
Daß ich grad zwölf Kreuzer hab.

Wer bang iſt, muß Schildwacht ſtehn.

Der Bauch hat nicht Ohren.

Bauen und Düngen iſt kein Aberglauben.

Den Baum zum Aſt.

Ein Baum ohne Aſt,
Ein Wirth ohne Gaſt,
Ein Wagen ohne Rad,
Ein Menſch ohne Bad,
Werden die lang erhalten,
So laß ichs Gott walten.

Unter den Bäumen regnets zweimal.

Der Bauer gehört an den Pflug.

Unverworren mit trunkenen Bauern! ſie ſchlagen gern.

Wenn Bauern anfangen zu wüthen,
So hilft an ihnen kein Güten.

Jedem das Seine, ſagte der Bauer, da aß er dem Kinde ſeinen Brei auf.

Bauern ſagen auch etwann wahr.

Ein böſer Bauer wäre gern einäugig, damit der Schultheiß gar erblinde.

Es kaufe keiner einen Vogel, er wiſſe denn einen Bauer, darein er ihn ſetze.

Behendigkeit iſt keine Gaukelei.

Wer zuerſt im Beichtſtuhl iſt, dem wird zuerſt geholfen.

Wirfſt du mit dem Beil, ſo wirft man dich mit der Barde wieder.

Wehe dem Bein, daran viel Hunde nagen.

Bergarbeit iſt Roßarbeit.

Bergleut, Werkleut, anſehnliche Leut.

Bergwerke können nicht alle Jahre ſchütten.

Die Herren müſſen die Bauern kaufen,
Die Bergleut kommen von ſelber gelaufen.

Die gute Bergreihen ſingen können, ſind ſelten gute Arbeiter.

Ein rechter Bergmann fährt nicht ein ohne Luft, Feuerung und Compaß.

Sich ſelbſt betrügen, iſt die leichteſte Arbeit.

Man muß ſich nicht ausziehen als bis man zu Bette geht.

Wer den Sack hat, der achtet deß Beutels nicht.

Einer macht Beutel, der andre ſchneidet ſie ab.

Wer ſich die Bienen ſchrecken läßt, der ſchmeckt ſelten ſüßen Honig.

Bitten
Hat den Bitten (das Fieber).

Wo man mit Blafferten um ſich wirft, da müſſen die Stüber nicht rar ſein.

Wenn die Blaſe voll iſt, ſo ſticht Gott ein Loch darein.

Beſſer fort geblaſen als den Mund verbrannt.

Wer bleibt, dem darf man den Rock nicht zerreißen.

Blind ſei das Weib, taub ſei der Mann,
Wo Lieb in Ehe ſoll beſtahn.

Einem Blinden iſt gut Seheranſchläge machen.

Es leitet kein Blinder den andern recht.

Beſſer ſchel als blind.

Wer blind iſt, dem kommt es nicht auf die Augen an.

Der Blitz geht vor dem Donner her.

Der Bock will aus dem Garten nicht,
Der Hund will von der Schwarten nicht.

Nicht aus jedem Holz
Wird ein guter Bolz,
Nicht aus jedem Keil
Wird ein guter Pfeil.

Borgen und Jücken thut nur einmal ſanft.

Viel Borgen hat eine Stiefmutter, die heißt: Verkauf dein Gut, die gebiert eine Tochter, die heißt: Giebs wohlfeil, Die hat einen Bruder, der heißt: Zum Thore hinaus.

Lange geborgt, iſt nicht bezahlt.

Vor dem Teufel kann man ſich ſegnen, aber nicht vor böſen Leuten.

Es iſt auch das Böſe an ſeiner Statt gut.

Der Eine frißt den Braten, der Andre muß den Spieß lecken.

Es kommt ſelten, daß der Hund Braten ißt, er habe ihn denn geſtohlen.

Ich muß, ſagte die Braut zu Beſſa,
Säuberlich mit der Braut zu Tanz!

Einem Bräutigam iſt gut borgen.

Wer böſe Zähne hat, der eſſe Brei.

Wenns Brei regnet, haſt du den Napf unterm Arm.

Was brechen ſoll, muß zuvor ein wenig krachen.

Es kann nicht heißer ſein, denn brennen.

Bring mich dahin, wo etwas iſt, ich kriege mein Theil.

Wer bringt, iſt willkommen.

Halt Brot, dir kommen Eier.

Wo Brot geweſen iſt, da ſind wohl noch Krümchen.

Brot und Salz ſoll man nicht ſchwachen.

Wer mit Pfefferkuchen groß gezogen iſt, weiß das Brot nicht zu ſchätzen.

Salziger Brunnen kann nicht ſüß Waſſer geben.

Die zum Brunnen geht, der beſcheert Gott ſo bald einen Mann, als die zum Tanze geht.

Buben vom Strick erbeten, werden ſelten frommer.

Böſe Buben haben weite Gewiſſen, man könnte junge Hunde dadurch beuteln.

Es bleibt keine Buhlſchaft über ein Vierteljahr verborgen.

Bunte Bullen zeugen bunte Kälber.

Betet für den alten Bürgermeiſter, der neue würde noch ſchlimmer.

E.

Es ſtirbt Niemand gern, er ſei denn ein Chriſt.

Je ſchlechterer Chriſt, je mehr Glück.

Ben Chriſtian heißt zu Rom ein Narr.

Wir können nicht alle Chorherren ſein.

Je größer Crux,
Je ärger Fuchs.

D.

Davon es Einem kommt, davon vergehts.

Dauß Eß, haſt du mein Pferd nicht geſehen?

Kinder und junge Hunde denken lange.

Deutſchland iſt ein ſchöner weidlicher Hengſt, der Futter und Alles genug hat, und fehlt ihm nur an einem guten Reiter.

Treuen Dienern ſpart Gott den Dank zuſammen.

Wer genau dingt, der gedenkt zu bezahlen.

Wenn eines Dings genug iſt, ſoll man aufhören.

Beſſer den Fleiſcher im Haus als den Doctor.

Sie ſind nicht alle glückſelig, die mit dem Donat in die Seite geworfen ſind.

Wer im Finſtern dappelt, verliert ſeine Würfel.

Wer unter den Dornen wandelt, der wird wund.

Man nimmt allzeit den Dotter für die Schale an.

Was Einer duldet, rächt der Andere.

Wildpret im Dunkeln eſſen, macht verdächtig.

E.

Edelſteine haben große Kraft: ſie können Beutel leeren.

Wer in Unehren gezeugt iſt, bricht gern wieder die Ehe.

In Gärten ſind viel Ehebrecher.

Haſt du mich genommen, ſo mußt du mich haben, haſt du mich geladen, ſo mußt du mich fahren, heißt's im Eheſtand.

Die Hand, die den Eid nimmt, kann ihn auch wieder erlaſſen.

Eigen mein,
Wo wollt ich lieber ſein?

Eigenruhm iſt Laſters werth.

Wenn Gott die Eier zerbrechen will, ſetzt er Narren darüber.

Einbildung ist schlimmer als das dreitägige Fieber.

Der Engel Wall ist die beste Mauer.

Aus guten Engeln sind die Teufel gekommen.

Es stirbt Niemand erblos.

Erd bist du, von Erd ißt du, Erd wirst du.

Erwägs, dann sags,
Erwägs, dann wags.

Es gehen nicht alle Esel auf vier Füßen.

Der Esel kann nicht Hasen jagen,
Der Hund nicht Säcke tragen.

Es ist Narrenwerk, wenn der Esel will auf der Harfe spielen und die Sau will spinnen.

Wenn der Esel in die Mühle kommt, so sagt er J — a.

Wenn der Esel größer wird als der Stall, so thut man den Stall in den Esel.

Du mußt dich nicht eseln, sonst mußt du Säcke tragen.

Den Eseln, die das Korn zur Mühle tragen, wird die Spreu.

Wer eilen will, muß nicht Esel reiten.

Esset was ihr findet und denkt, was ihr wollt.

Das ist garstig, sagte die Eule: da sah sie ihre Jungen an.

Fortsetzung im nächsten Jahrgange.

Industrie-Miscellen

von **Eduard Pelz** (Treumund Welp).

„Alles Erkünstelte ist ohne Bestand und fällt ab wie Blätter von den Blumen," sagt ein alter Weltweiser, ohne daß wir bei unsern gegenwärtigen Industrie-Verhältnissen gebührend darauf Rücksicht nähmen, obschon es eine der beherzigenswerthesten Wahrheiten zu nennen ist, die jemals ausgesprochen wurden. Eine kurze Erörterung wird dies klar darthun.

Gewiß ist das natürlichste Recht des Menschen die Freiheit und Selbstständigkeit. Dies gilt sowohl für den Einzelnen, als für ganze Völkerschaften und Staaten. Eben so sicher ist der Mensch auf das Leben in und mit der Natur angewiesen, denn er verkümmert, je mehr er sich davon entfernt. Beides steht also im innigsten Zusammenhange mit der allgemeinen Wohlfahrt.

Sobald sich ein ansehnlicher Theil einer Staatsbevölkerung von Befolgung dieser Grundsätze entfernt, leidet unbedingt das Allgemeine darunter. Angenommen den Fall: Zwei Staaten, neben einander liegend, zählen jeder eine Million Einwohner. Um ihre Freiheit gegen einander zu behaupten, dürfen Beide die Entwickelung der physischen Menschenkraft nicht vernachlässigen, weil diese, ohne die unter den Menschen kaum denkbare Gewährleistung eines ewigen

Friedens, bei jeder Kriegsverwickelung zuletzt bedeutend zur Erhaltung der Freiheit und Selbstständigkeit mitspricht. Nun aber verwendet der eine Staat die Hälfte seiner Bewohner zur erkünstelten Industrie, indem er sie völlig vom Ackerbau und Naturleben abzieht, wodurch überall das Menschengeschlecht in Betreff physischer Kräftigkeit in Verfall geräth. Der andere Staat thut dies nicht, oder nicht in gleichem Grade, so wird der Erfolg sicher sein, daß Letzterer den Ersteren unterwirft; denn er wird im Stande sein, eine tüchtigere Mannschaft für einen Krieg in's Feld zu stellen, zu dem es bei Entscheidungen von Streitigkeiten bekanntlich leicht zu kommen pflegt, ohne daß man Eroberungs- und Unterdrückungssucht in Anschlag zu bringen braucht. Unsere Industriedistrikte, namentlich in der Weber- oder Spinnfabrik-Bevölkerung, zeigen schon jetzt bei den Militairaushebungen die bedenklichsten Resultate, und wenn nicht Mittel und Wege eingeschlagen werden, um diesen herabgekommenen, entkräfteten Theil der Staatenbewohner durch Hinführen zu einer naturgemäßeren Lebensweise körperlich wieder empor zu heben, dann sinkt derselbe von Generation zu Generation bis zur völligen Untüchtigkeit für eine Vertheidigung des Vaterlandes in leicht möglichen Nothfällen.

* * *

Das ist aber nur eine schlimme Seite des erkünstelten Industriebetriebes. Eine andere besteht darin, daß bei eintretenden Handels- und Fabrikationsstockungen, die unter obwaltenden Concurrenzverhältnissen unvermeidlich genannt werden müssen, keinem Fabrikherrn zuzumuthen ist: seinen bisher beschäftigen Arbeitern fortwährend Unterhalt zu gewähren; denn es würde dies endlich sogar seine Kräfte übersteigen, selbst wenn er Willens wäre sein erworbenes Vermögen zu opfern. Man hat nun zwar den Gemeinden die Zumuthung gemacht: ihre auf solche Art brotlos gewordenen Mitglieder zu ernähren; allein völlig abgesehen von der Unbilligkeit eines solchen Verlangens, liegt in vielen, wo nicht den meisten Fällen, die reine Unmöglichkeit der Durchführung klar vor Augen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auf diesem Wege aus arbeitsamen, ordentlichen Menschen, arbeitsscheue, diebische Vagabunden gemacht werden, denen vor allen Dingen im mangelnden Familienleben am eigenen Heerde, der zu allem gesunden Gedeihen des Menschen erforderliche Kern abgeht.

* * *

Gesunde, tüchtige, im Hauswesen geschickte Mütter, werden mit vollem Rechte als das erste Erforderniß zum Gedeihen einer Nation erachtet. Die erwähnten Eigenschaften lassen sich aber bekanntlich nur durch Erziehung, also vermittelst Lehre und Beispiel, heranbilden. Wo diese nicht zur rechten Zeit der Bildungsfähigkeit erfolgt, da wird das Nothwendigste für das Gemeinwohl versäumt. Nun

finden wir aber gerade die weibliche Jugend in den Jahren, wo das Hauswesen vor Allem erlernt werden sollte, — also von da an, wo der Schulbesuch aufhört, bis zum Mutterwerden, zur Bedienung der Maschinen verwendet, weil sie dazu, ihrer größern Fügsamkeit halber, besonders brauchbar erscheinen. Je länger die Arbeiterinnen in einer Fabrik bleiben, um so mehr erhöht sich ihre Brauchbarkeit für den Fabrikanten, denn sie verwachsen gewissermaßen mit den Maschinen die von ihnen bedient werden; sie werden fast zu beigeordneten Theilen derselben. Das Interesse des Fabrikherrn hat daher zur Aussetzung von Jahresprämien hingeleitet und so erhalten z. B. die Arbeiterinnen der Flachsgarn-Maschinen-Spinnerei zu Erdmannsdorf in Schlesien, welche von der Königl. Seehandlung errichtet worden ist, nach Ablauf des ersten Jahres 6 Thlr. als Prämie; nach dem zweiten 7 Thlr.; nach dem dritten 8 Thlr. und so weiter in immer steigenden Sätzen. Umgekehrt aber hat die Erfahrung gelehrt, daß kaum in höchst seltenen Ausnahmefällen eine weibliche Person nach längerem Fabrikbesuch sich als tüchtige und gute Hausfrau erwies, daß vielmehr ihre Tauglichkeit hierzu in dem Grade verloren ging, in welchem sie an Brauchbarkeit zur Maschienenbedienung zunahm. Dies bestätigte sich in allen mir näher bekannt gewordenen Fabrikgegenden.

Ein Theil der Schuld an dieser betrübenden Erscheinung mag allerdings in den mangelhaften Fabrikeinrichtungen, so wie in der jetzigen Art und Weise der Verwendung und Aufführung der Fabrikarbeiter zu finden sein und es soll namentlich der jetzige König von Preußen die Absicht gehabt haben: durch Verbindung des Fabrikwesens mit der Landwirthschaft, durch Anlegung von Fabriken auf großen Landgütern, diesem üblen Einfluß entgegen zu arbeiten; allein ich fürchte, die Gesellschaft werde fortwährend an den Lasten einer so erkünstelten Produktionsweise zu tragen haben; es werde dieselbe immer und immer ihre Opfer erheischen.

* * *

Ueber den Einfluß des Fabrikenbetriebes und des Maschinenwesens auf die Wohlstandsverhältnisse der Staatenbewohner herrschen noch immer die abweichendsten und entgegengesetztesten Ansichten. Während Verfechter behaupten: die Armuth greife am meisten da um sich, wo keine Fabriken mit Maschinenbetrieb vorhanden seien, wollen Gegner davon nichts wissen; allein es scheinen mir noch nirgends Materialien zur genauern Beurtheilung dieser hochwichtigen Frage genügend zusammengestellt worden zu sein. In Frankreich hat man berechnet, daß im Fabrikbezirk von Mühlhausen nur $^1/_{24}$ der Einwohner Unterstützungen aus öffentlichen Kassen empfangen, während in Paris $^1/_{10}$, in ganz Frankreich $^1/_{30}$ der Bevölkerung unterstützt werde. Damit wird aber nach meiner Meinung noch wenig bewiesen, denn es steht noch sehr in Frage: ob nicht gerade die Fa-

briken Mühlhausens wesentlich dazu beitragen, jene ungünstigern Verhältnisse in Paris und ganz Frankreich zu erzeugen, ob die dasigen Arbeiter nicht eben auf allgemeine Unkosten augenblicklich in bessern Geldumständen sich befinden?

Jeder Beitrag zur nähern Erörterung dieser eigenthümlichen Erscheinung bietet vielfaches Interesse dar, deshalb will ich hier folgende Thatsache in Erwähnung bringen. Die große Papierfabrik in Cröllwitz bei Halle an der Saale beschäftigte ehedem, als sie noch nicht mit Maschinen arbeitete, 168 Arbeiter und lieferte jährlich ohngefähr 3000 Ballen Papier, während sie später bei dem Maschinenbetriebe mit 290 Arbeitern jährlich ohngefähr 9000 Ballen hervorbrachte. Es ist mithin offenbar eine Arbeitererspariß von 214 Personen eingetreten. So lange die Concurrenz in der Maschinenpapierfabrikation noch auf keine Preisermedrigungen hingewirkt hat, werden allerdings die Arbeiter bei letzterem Betriebe besser bezahlt werden können, als bei ersterem; allein nichts bürgt uns dafür, daß eine Vermehrung der Maschinenpapierfabriken endlich die Fabrikanten zu Lohnermedrigungen führen werde, und als Thatsache bleibt dann stehen, daß, im Verhältniß gegen früher, auch bei der Papierfabrikation eine geringere Anzahl Arbeiter wenigstens nicht reichlicheren Broderwerb durch Arbeit finden, und dies Verhältniß wiederholt sich meines Erachtens bei aller Fabrikation durch großen Maschinenbetrieb. Wenn also auch in einzelnen Gegenden der Wohlstand sich dabei verbessert, so ist damit durchaus noch keine Schlußfolge auf die Wohlfahrt im Allgemeinen zu ziehen, noch weniger alle Gewährleistung für den Bestand lokaler Wohlstandsverhältnisse gegeben.

* * *

Welche Bewunderung auch unsere heutigen künstlichen Maschinen, die für tausend Hände arbeiten, bei dem kältesten Beobachter erregen; wie nahe die Maschinenerzeugnisse einer Vollkommenheit, zumal dem äußern Anscheine nach, gebracht worden sein mögen, überall haftet ihnen doch jener Stempel einer todten Gleichförmigkeit an, der die höchste Entwickelung ausschließt. Diese kann und wird stets nur von der künstlichsten aller Maschinen erreicht werden, die ein Gott erschuf, gegen dessen vollkommene Schöpfungen unsere künstlichsten Maschinerieen als bloße Stümpereien erscheinen. Was könnte ich sonst hiermit meinen, als die Menschenhand, welche von einem bildungsfähigen Geiste geleitet wird? Ist es nicht ein beschimpfender Vorwurf für uns Menschen, wenn wir unterlassen, unsere größte Sorgfalt auf Ausbildung und Benutzung dieser edelsten Maschine zu richten; wenn wir nicht Alles daran setzen, um deren Erzeugnisse zu vervollkommnen und geltend zu machen! Gereicht es uns nicht zur bittersten Anklage, wenn wir allen Geist hauptsächlich darauf verwenden, die vollkommneren Manufakte durch Fabrikerzeug-

nisse zu verdrängen! Stellen wir uns durch derartige Bestrebungen nicht selbst Armseligkeits-Atteste aus!

Unsere Selbsterniedrigung erreicht aber offenbar den höchsten Grad, wenn wir — wie dies leider nicht selten geschieht — sogar den direkten Betrug zu Hülfe nehmen, um das Manufakt zu verdrängen durch ein unbedingt falsches, schlechteres Fabrikat. Dafür will ich nur zwei recht augenfällige Beispiele anführen:

Die Vorzüge der Instrumente und Geräthschaften von Schmiedeeisen, gegen die von Gußeisen, liegen so sehr vor aller Welt Augen, springen so deutlich hervor, daß sie fast allgemein anerkannt sind. Daher ließ sich endlich nur durch die frechste Täuschung noch ein Absatz gewisser gußeiserner Waaren an Nichtkenner erzielen. Die Manufakturisten verfehlten daher nicht, ihren schmiedeeisernen Waaren Ursprungsstempel beizufügen, durch welche deren Echtheit gewährleistet wurde. Das Abnehmerpublikum, durch Schaden gewitzigt, lernte auch bald auf diese Warnungszeichen achten und verwarf die gußeisernen Fabrikate. Nun schritt man ungescheut zum Betruge, indem die Fabrikate von Gußeisen mit Manufakturstempeln versehen wurden. Einer Fabrik in Sheffield bekam dies jedoch schlecht, denn sie wurde vor zwei Jahren bei dem Betruge auf der That ertappt und alle mit falschem Stempel versehenen Waaren fielen öffentlicher Vernichtung anheim; ja es wurden sogar überseeischen Versendungen Steckbriefe nachgeschickt und jene bei der Ankunft in den bestimmten Häfen vernichtet. Die beiden betrügerischen Fabrikanten mußten aber, außer dem Schaden an den vernichteten Waaren, noch zusammen 16,000 Pfund Sterling (113,000 Thlr.) Strafe zahlen. So hält man in England die Solidität aufrecht! Leider läßt sich von Deutschland nicht ein Gleiches sagen. Auch unsere Eisenmanufakturen pflegen mit Ursprungsstempeln versehen zu werden, allein ein mit den Verhältnissen genau bekannter Geschäftsmann aus Iserlohn versicherte: eine bekannte Eisengußfabrik, von der obendrein gesagt wird, daß sie durch Staatsfonds bestehe, lasse auf ihre Gußwaaren jeden beliebigen Manufakturstempel setzen, den der Besteller verlange.

Auf solche Art müssen allerdings unsere Manufakturwaaren um allen Kredit kommen und wir dürfen uns zuletzt nicht wundern, wenn sich unsere geschicktesten und genügsamsten Arbeiter in eine vagabundirende Bettlerschaar verwandeln.

* * *

Unser heutiger Industriebetrieb bietet in seinen Abweichungen vom natürlichen Wege aber auch noch eine fernerweite Seite für die Betrachtung dar; ich meine jenes raschere Hineilen zur Vergänglichkeit, das bei so vielen Fabrikaten sichtbar wird. Fassen wir demnächst die Wolle in's Auge, mit welchen Opfern für uns ist deren Erzeugung verknüpft! Um die Bevölkerung Deutschlands mit dem nöthigen

Tuche zu versehen, sind bei etwa 20 Millionen Menschen, ohngefähr 40 Millionen Schafe nöthig, wenn wir den durchschnittlichen Tuchbedarf auf vier Pfund für die Person annehmen. Einer allgemeinen Klage zufolge, hat nun unser heutiges Tuchfabrikat nur etwa den dritten Theil der Haltbarkeit, welche das frühere Manufakt zeigte. Ich kannte selbst einen fast hundertjährigen Greis im schlesischen Gebirg, der in seinem Bräutigamsrock, welcher sich noch ziemlich haltbar bewies, umher ging, obschon derselbe vor siebenzig Jahren angeschafft war, während in der Regel unser heutiges Tuch, bei täglichem Gebrauche, kaum ein Jahr sich haltbar beweiset. Die Annahme einer um zwei Drittheile geringeren Haltbarkeit scheint also keineswegs übertrieben zu sein. Wir könnten folglich bei weniger Hinneigung zur luxuriösen Maschinenappretur einen weit ökonomischeren Gebrauch von unsrer Wolle machen und der leichtvergängliche, eitle Glanz unsrer geschorenen Tücher, verbunden mit trügerischer Maschinenverspinnung, kostet jährlich ungeheure Summen. Demnächst könnten 27 Millionen Schafe weniger und dafür 2½ Millionen Kühe mehr gehalten werden, die einen Butter- und Milchertrag von etwa 30 Millionen Thaler gewähren würden; oder wir vermöchten an Wollprodukten um so mehr auszuführen. Darneben kömmt an Spinner-, Weber-, Färber-, Macherlohn u. s. w. noch mindestens die Summe von 150 Millionen Thaler in Anschlag. Ich nehme durchschnittlich an, daß die Person jährlich 6 Ellen Tuch, im Werthe die Elle zu 2 Thlr., trägt, wovon — nach Abzug von ½ Thlr. für Wolle — 1½ Thlr. für erwähnte Herstellungsunkosten gerechnet werden dürfen. Wer jetzt vollauf zu thun hat, einen Rock zu erwerben, der würde unter andern Umständen im Stande sein: einen Mantel dazu anzuschaffen; der Nationalwohlstand wäre demnach unbedingt ein größerer.

* * *

Aber unsere Weber, Färber, Schneider u. s. w. würden ja noch weniger Arbeit haben als jetzt, wenn das Tuch größere Haltbarkeit besäße! — So wird vielleicht eingewandt und obschon ich bereits darauf hingedeutet, indem von mir gesagt wurde, daß dann ein Jeder doppelte Kleidung haben könnte, scheint es doch erforderlich einen Hauptfehler anzudeuten, in welchen wir offenbar verfallen sind. Zu einer Zeit, wo sich die Bevölkerung bei uns innerhalb eines Menschenalters fast überall verdoppelte; wo wir mithin alle Sorgfalt auf vermehrte Händebeschäftigung legen sollten, ist unser ganzes Dichten und Trachten nur dahin gerichtet: wie alle Arbeit der Menschenhand entzogen und großen Maschinen zugewendet werden möge. Anstatt auf Vermehrung, Vervollkommnung und Geltendmachung der Manufakte hinzuarbeiten; anstatt dahin zielende Preise auszustellen, sind alle unsere Talente im Gegentheil dem Fabriken- und Maschinenerzeugniß gewidmet und es fehlt nicht an Schönrednern, die alles

Heil in der Erlösung der Menschheit von der Arbeit sehen wollen. Wer an das uralte Gebot für die Menschheit erinnert: „Im Schweiße des Angesichts sollst Du Dein Brod essen!“ Wer an den Spruch unsrer klugen Vorfahren erinnert: „Müßiagang ist aller Laster Anfang!“ den nennt man in der Kultur unsrer Tage zurückgeblieben und sucht ihn nur zu verführen, oder lächerlich zu machen.

Ich habe dem Müßiggange oben und unten ins Auge gesehen; ja ich gestehe von Natur selbst viel Anlage zum Müßiggänger, viel Hinneigung zum süßen Nichtsthun empfangen zu haben. Sollte mir da nicht ein Urtheil in der Sache zustehen? Nun dies möge, auf alle Gefahr hin, hier ausgesprochen werden:

Nur in höchst seltenen Ausnahmefällen sah ich den reichen und vornehmen Müßiggänger nicht dem Laster verfallen, aber unten im Volke, bei der Armuth, lernte ich die dringende Nothwendigkeit tüchtigender Arbeit erst recht würdigen, denn hier erschien mir noch jeder Nichtsthuender als gemeinschädlicher Strolch! —

* * *

Das Geld im Staate ist dem Blute im thierischen Körper zu vergleichen; je regelmäßiger dies Letztere vertheilt erscheint und je gehöriger es umläuft, um so gesünder wird das Thier oder der Mensch sein und mit dem Gelde ist es ganz derselbe Fall. Häuft sich dasselbe aber in einzelnen Händen, entsteht eine Klasse von Reichen neben einer Schaar Armer; machen sich Einzelne die Gesammtheit zinspflichtig, so gleichen sie völlig jenen krankhaften Erscheinungen am thierischen Körper, die sich als unregelmäßige Anschwellungen kund geben und von denen nach längerem oder kürzerem Siechthum ein vorzeitiger Tod herbeigeführt wird, sofern nicht ärztliche Hülfe das gestörte Gleichgewicht im Umlaufe des Blutes und der Säfte wiederherstellt.

Während das Manufakturwesen sich dem unbefangenen Beschauer als treffliches Mittel zur Herstellung eines gedeihlichen Geldumlaufes im Staate erweiset, gleicht im Gegentheil das Maschinen- und Fabrikensystem völlig jenen krankhaften Anschwellungen, von denen Stockungen hervorgerufen werden. Es entreißt einen Theil der Staatsbürger dem naturgemäßen Leben, um vermittelst desselben einer Mehrzahl Anderer den Geld- und Broderwerb zu entziehen. Womöglich Alles soll der Aermere bei dem Reichen kaufen, der höchstens noch die Erzeugung des Rohstoffes dem Armen belassen will, und selbst hierbei findet noch immer nicht die genügende Vertheilung unter eine möglichst große Anzahl freier Besitzer Statt, vielmehr drängt auch da der Reichthum zu ungesunden Besitzanhäufungen hin, und befördert den fabrikmäßigen Betrieb, ohne Rücksicht auf daraus entspringende, augenfällige Nachtheile.

* * *

Schon öfter hörte ich darüber klagen, daß es dem Einzelnen in unsern Tagen so schwer falle, sich auszuzeichnen. Gar Viele verwenden ungeheure Summen auf die Entwickelung eines großen Luxus, um Aufsehen zu erregen; dennoch erreichten sie kaum, daß von ihnen an dem Orte, wo sie leben, eine Zeit lang geredet wird, und sterben sie, dann folgen ihnen am Ende nur noch üble Nachreden. Andere errichten mit ihren großen Geldmitteln nur immer noch größere Anstalten, die oft unter den Händen ihrer nächsten Nachkommen krachend zusammen brechen, wenn dies nicht schon dem Gründer wiederfährt. Kurz, es wird kaum einem Rothschild möglich, sich einen dauernden Namen zu machen, denn — es giebt ja mehrere Rothschilde!

Nun, ich weiß einen Weg, der, wenn nicht zur Unsterblichkeit, so doch zu langem, langem Nachruhme sicher führen muß und ich will ihn dem freundlichen Leser mittheilen, damit er denselben weiter sage, bis der rechte Mann vielleicht doch getroffen wird:

Vor Allem ist zur Verfolgung meines Weges Reichthum nöthig, und das ist Schuld daran, daß ich selbst nur einige Schritte auf demselben thun konnte. Man muß also womöglich schon reich sein, um rasch zum Ziele zu gelangen, denn sollte erst Reichthum dazu erworben werden, dann verlöre sich am Ende die Lust zum wandern und wandeln, weil in der Regel mit zunehmendem Reichthum die Schwere des Metalls sich an das Menschenherz ansetzt und dadurch ein Fortschreiten zum Ziele fürs Gemeinbeste verhindert. Das zweite Reiseerforderniß ist Ansehen, welches aber fast schon aus dem Reichthume hervorzugehen pflegt und deshalb nur nebenbei angeführt werden soll.

So ausgerüstet, ist der feste Entschluß zu fassen: die Manufakteninbustrie auf angemessene Art geltend zu machen. Dies geschieht nun hauptsächlich auf zweierlei Art und Weise; demnächst ist für Herstellung ausgezeichneter Manufakte Sorge zu tragen und sie durch Stempelungen dauernd zu garantiren; dann braucht nur das Rechte zur Heibeiführung einer Anerkennung zu geschehen und das große Ziel ist erreicht.

* * *

Ohne die Sache praktisch darzustellen, dürfte vielleicht meine Anweisung kaum genügend erkannt werden, darum will ich einen angenommenen Fall aufstellen:

Man wende sich unsrer Eisenmanufaktur zu, befördere die Einführung der neuesten, zweckmäßigen Erfindungen, damit die Erzeugnisse unsrer deutschen Arbeiter als in jeder Hinsicht musterhaft dastehen. Ein gutes Mittel hierzu scheint mir der Vorschlag des Herrn F. W. Lürmann in Iserlohn zu sein, der neben einem allgemeinen, Garantie leistenden Fabrikstempel, jede gelieferte Arbeit mit dem Namen des eigentlichen Verfertigers versehen lassen will. Auf

diese Weise wird rühmlicher Wetteifer unter den wirklichen Arbeitern entstehen und die deutschen Eisenwaaren, welche schon jetzt mehrere Weltmärkte beherrschen, werden alle andern verdrängen, weil fast in keinem Lande so günstige Erzeugungsverhältnisse vorhanden sind, als bei uns, sobald nur das seither Hemmende entfernt wird. Dahin gehört namentlich die Hinwegnahme der in Deutschland eigenthümlichen Belastung des Kohlen- und Eisenbergbaues, so wie ein kräftiger Schutz gegen allerlei Schikanen bei der Verschiffung unsrer Manufakturen und endlich die Geltendmachung ausgezeichneter Arbeiten durch Einführung derselben bei tonangebenden Leuten, neben Aufklärungen des Publikums auf dem Wege der Presse. In allen stark verbreiteten Zeitschriften müssen belehrende Aufsätze über den Gegenstand erfolgen, damit die Menge der Consumenten zum Ankauf und zur Bevorzugung des Bessern hingeleitet werde. Geschieht alles dieses in rechter Weise, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß unsere Eisenmanufakturen endlich in der ganzen Welt in Werthschätzung kommen müssen, demzufolge wir eine zehnfach größere Menge von Händen gemeinnützlich beschäftigen können als jetzt, wo Hunderttausende hinter dem Webestuhle oder in ungünstigen Fabriklokalen verkrüppeln, obendrein eine sich von Geschlecht zu Geschlecht verschlimmernde Nachkommenschaft hinterlassend. Man sehe dagegen wie kräftig und tüchtig jene freie Manufakturbevölkerung, welche den Hammer schwingt, sich erweiset und Niemand wird zu läugnen vermögen, daß der Mann, welcher nach dieser Seite hin wirkt sich, unbedingt einen dauernden, großen Ruf in der Geschichte des deutschen Vaterlandes zu erwerben vermag.

Und so ließen sich noch manche andere, eben so günstig auszubeutende Manufakturzweige nennen, bei denen es eben nur an einem einflußreichen Manne fehlt, um sie zu einer jetzt kaum geahnten Höhe empor zu bringen, zum Wohle unsres geliebten Deutschlands, dessen Gedeihen einem Jeden zu allernächst am Herzen liegen sollte.

Räthsel und Charaden.

Von Mises.

1.

Der Genius, der ohn' Erbarmen
Des Lebens schönste Blüten knickt,
Dort hat er in der Mutter Armen
Das einz'ge Kindlein todt gedrückt;
Nun steht sie an dem grünen Hügel,
Der es verschließt auf immerdar;
Aus ihrer Augen blauem Spiegel
Blickt still das erste Sylbenpaar.

Das zweite Paar such' zu besitzen,
Denn unvergleichlich ist sein Schutz.
Mag Zeus auch selber drohn und blitzen,
Entgegen trittst du ihm mit Trutz;
Zum Liebchen läßt's dich sicher schleichen,
Vom Nebenbuhler ungekannt;
Und gehst du, Gaben still zu reichen,
Verdeckt's die Wohlthat deiner Hand.

Zwiefachen Sinns, schleppt hier das Ganze
Dem Tode nach sich, schwarz und schwer;
Fliegt neuem Leben, neuem Glanze
Voran dort leicht und sorgenleer;
Zwar wie ein Schatten ist's zu schauen
Sogar im hellsten Sonnenschein,
Doch kannst du sicher darauf bauen,
Daß nun ein ganzer Sommer dein.

2.

Die Erste ist ein Wort, bei dem man viel empfindet;
Bei Dichtern aber war es niemals sehr beliebt;
Weil nur ein solcher Schmerz wird durch das Wort verkündet,
Der in der Wirklichkeit auch wirklich sich begiebt;
Die Dichter aber, die von ihren Schmerzen singen,
Woll'n fühlen sie ja nicht, es soll wie Schmerz nur klingen.

Die zweite Sylbe ist ein Ding von mächt'ger Größe,
Und dennoch scheinet nichts fast in der Welt so klein;
Fragst du nach der Gestalt, an sich ist's die der Klöße,
Doch malt man sie zumeist wie die vom Stachelschwein.
Mit solchen Klößen füllt zum Nachtmahl sich die Schüssel;
Verzehrt sind alle früh bis auf das letzte Bissel.

Damit ihr rathet frisch, versprech' ich dem zum Lohne,
Der mir das Ganze räth', vom Ganzen hundert Stück.
Holt selbst sie von der Bank, die ihnen dient zum Throne!
Warum, o Freunde, bleibt ihr alle doch zurück?
Ihr wollt, ich weiß es, ja doch sonst nur von den frischen;
Wenn ihr die frischsten wollt, müßt ihr sie selber fischen.

3.

Es kommt, mich anzugreifen,
Den Räubern ein ganzer Chor;
Ich schieße aus langen Läufen
Rings Kugeln um mich hervor;
Zwar ist kein Schuß ein Fernschuß,
Doch dafür jeder ein Kernschuß.

Die Räuber stürzen sich muthig
Ins dichteste Kugelgedräng;
Die Kugeln alle sind blutig;
Wie fallen die Schüsse so eng!
Und doch von den Räubern allen
Sieht keinen man fliehn oder fallen.

Das macht, es scheinet nicht böse
Ein Schuß ohne Knall, ohne Dampf;
Stets gilt ja des Schusses Getöse
Mehr als der Schuß in dem Kampf,
Schieß' blind, doch schieße mit Knalle,
Da fliehen die Räuber gleich alle.

4.

So weiß wie Lilien, weiß wie ein Engel,
Durchwandl' ich langsam die Welt voll Mängel,
Die Füße getaucht in Morgenroth.
Doch wenn der Geist in ferne Weiten
Will tragen sein Werk und fern in die Zeiten,
Alsbald die Schwingen ich dazu bot;

Die Schwingen, gewöhnt nicht an irdisches Fliegen,
Gemacht nur, dem höhern Beruf zu genügen;
Beseelt ist jede Feder darin.

Doch hab' ich noch manch' ander Geschäfte:
Verlangst du im Schlummer neue Kräfte;
Ein weiches Lager breit' ich dir hin.

Und willst du dich letzen am köstlichen Maßle,
Gar oft mein Leben dafür ich zahle,
Daß du nur werdest satt und froh;
Bring' gleich zum Braten dir mit die Früchte;
Wie duftet so herrlich nun das Gerichte,
Indeß meine Seele von hinnen floß.

5.

Du siehst im ersten Sylbenpaar
Das Schönste auf der Erde;
Ein junger Officier sogar
Hält höher es als Pferde.

Die Dritte sucht manch' armer Tropf
Im Schiffbruch zu gewinnen;
Doch hat sie jemand vor dem Kopf,
So litt er ihn schon drinnen.

Das Ganze ist ein eben Feld,
Auf dem wird viel gestritten;
Auch manche Dame kämpft als Held
Und jede ist beritten.

6.

Die erste Sylbe ist ein kleines Adjektiv,
Wenn du's errathen willst, denk' nicht, sein Sinn sey tief;
Und wenn es dir gelang, daß du's errathen hast,
Trag' nicht dein Näslein so, daß drauf das Beiwort paßt.

Die zweite Sylbe hält dir nirgends Stand noch Stich;
Läuft stets nach dem, was vorn, und wirft gleich hinter sich.
Läuft ohne Rast und Ruh; du fragst: nach welchem Ziel?
Den Allerweisesten wohl fragst du da zu viel.

Das Ganze ist bestimmt, aus Zwei zu machen Eins;
Gern wird dabei geleert ein Becher besten Weins;
Getanzt, gelacht, gespielt; Niemand an Uebles denkt;
Doch ward es Manchem Grund schon, daß er sich gehenkt.

7.

Die beiden Ersten machen
Den Weibern oft es nach,
Jetzt sieht man sie noch lachen
Und weinen gleich danach.

Ein Sultan ist die Dritte,
Geht stets gespornt einher
Mit stolzem Herrschertritte,
Doch niemals reitet er.

Das Ganze ist beweglich,
Zwar, wenn es still steht, stumm,
Doch schreit mitunter kläglich
Sobald sich's dreht herum.

8.

Eine Dame kam von Meſſina,
Dazu auch ein Herr von China,
Dazu noch zwei Negerkinder,
Eins feurig, das andre gelinder.

Die ſonſt ſich ſchienen zu haſſen,
Zum Hauſe der Nixe der blaſſen
Sind, ſich zu verſöhnen, gekommen; —
Hab' fröhlich Theil dran genommen.

9.

Am Paar der Erſten freut nach wackern Thaten
Wohl jeder ſich, ſie winken ihm zur Raſt;
Das Paar der Andern hat gar oft verrathen
Den Lügner als ein ungebetner Gaſt.

Das Ganze iſt die allerſchönſte Schleppe,
Dran Gold und Purpur ſtreiten um den Sieg;
Man ſieht ſie kehren noch die hohe Treppe,
Nachdem die Königin ſchon nieder ſtieg.

10.

Ich komme mit Scham,
Ich gehe, kommt Gram,
Ich komme mit Freud',
Ich gehe, kommt Neid.

So lang' ich mag ſtehn,
Luſt, Leben, wie ſchön!
Wenn ganz ich vergeh',
Glück, Jugend, ade!

11.

Die Erſte iſt in Körnern gefät gar reich ins Land;
Daß jemals eines aufging, das iſt mir nicht bekannt.
Die Andre iſt zu meſſen Etwas beſchäftigt ſehr;
Wie ſehr ſie ſich auch mühet, aus mißt ſie's nimmermehr.
Dem Ganzen wird geſchüttet ſein Futter nur einmal;
Durch ſeinen engen Schlund doch geht es viel hundertmal.

12.

Die beiden Erſten, voll und ohne Falten,
Die beiden Andern, wenn ſie Wort nur halten,
Sind zu dem Carneval die beſten Zwei.
Doch hüte dich, daß nicht, von deinem Glanze
Gelockt, zu nah' dir komme da das Ganze;
Nur gar zu gerne ſtellt ſich's ein dabei.

13.

Wer nennt mir das Spiel mit kleinen Bällen,
Getrieben auf einem grünen Plan.
Ein Jüngling erhebt ſich, ſie aufzuſchnellen;
Es neigt eine Magd ſich, ſie wieder zu fahn;
Der Jüngling wirft ſie mit heiterem Blick;
Die Magd nimmt finſter und kalt ſie zurück.

14.

Die erste Sylbe lehrt ein fremd Gewicht dich kennen;
Was nur kein Unding ist, wird dir die zweite nennen.
Das Ganze lob' ich mir, wenn es ist gut gerathen,
Es sei vor oder nach, nur nicht anstatt des Braten.

15.

Die Erste ist ein Baum, von Zweigen baar und Blättern;
Die Andre hat manch' Blatt, doch ist dazu kein Baum.
Im Ganzen steht ein Heer von Freunden und von Vettern,
Und spricht auf Einen los, der steht im Außenraum.

16.

Die Erste enthält die Mittel zum Beißen.
Die Andre enthält die Sachen zum Beißen,
Das Ganze hindert die Mittel zum Beißen
Zu kommen zu den Sachen zum Beißen.

17.

Die Erste wandelt geistig im Lichten,
Die Andre wandelt überhaupt mit Nichten.
Das Ganze pflegt auf das zu treten,
Wovor die Erste kniet im Beten.

18.

Die Erste ist leicht verdaulich, für Kinder gut zu essen,
Indeß an Aeltern oft die Andre frißt und zehrt. —
Als wollt' es selber sich und dazu Andre fressen,
Sieht stets das Ganze aus, drum laß es ungestört.

19.

Es springt eine Frau auf den Stuhl und schreit;
Es fährt wie närrisch umher ein Besen; —
Jetzt wißt ihr wohl, ich bin nicht weit;
Bin doch nur ein klein schwaches Wesen.

20.

Gen Himmel streck' ich drei Finger aus,
Die immerdar dahin weisen;
Doch faßt' ich jemand, so ist's ein Graus,
Zur Hölle gleich lass' ich ihn reisen.

21.

Die Erste zu halten ist oft schwer,
Die Andre ist Sache des Glücks gar sehr,
Das Ganze ist nur ein schwarzer Zwerg
Und hebt ganz leicht doch einen Berg.

Auflösung der Räthsel und Charaden.

1. Trauermantel.
2. Austern.
3. Kirschbaum mit Sperlingen.
4. Gans.
5. Damenbret.
6. Hochzeit.
7. Wetterhahn.
8. Punsch.
9. Abendröthe.
10. Roth der Wangen.
11. Sanduhr.
12. Beutelschneider.
13. Thau Morgen und Nachts.
14. Pudding.
15. Stammbuch.
16. Maulkorb.
17. Christbaum.
18. Griesgram.
19. Maus.
20. Galgen.
21. Maulwurf.

Die Geschichte eines Hutes.

Von Carl Reinhardt.

Pelzlos Hasenbalg als Bekleider eines jungen Freiherrn aus Krautfelden ahnet nicht, welche Schicksale ihm bevorstehen.

Nachdem er sich aber von dem Freiherrn zurückgezogen, geht eine große Veränderung mit ihm vor; er sieht sich auf einmal beim Professor Hutmacher in eine vollkommen veränderte Stellung versetzt.

Die ersten schwierigen Studien sind endlich durchgemacht; sie haben ihn aber gewaltig angegriffen und eine große Verwirrenheit bei ihm erzeugt.

Endlich aber geht er glänzend aus den Händen des Professor Hutmacher hervor und wird abermals Bekleider eines jungen Freiherrn.

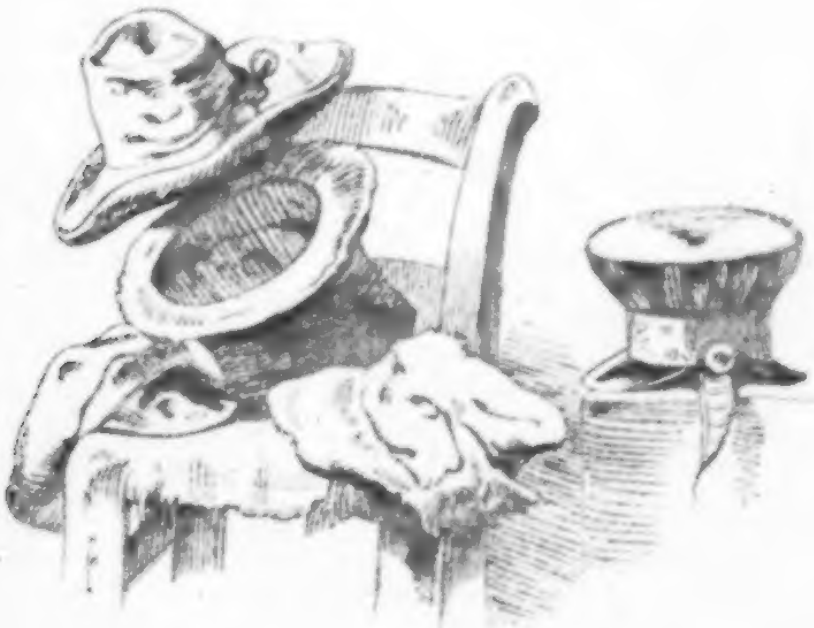
Er hat einen weißen Freund gefunden und wird von diesem in vornehme Gesellschaft geführt.

Aus dieser wird er von einem Engländer entführt und schlecht behandelt.

Er entkommt aber auf einem Kaffeehaus u. schöpft wieder frischen Muth.

Der zweite Entführer aber iſt ein Taugenichts; derſelbe ſieht ſich bald in böſe Händel verwickelt und der arme Haſenbalg wird in einem Duell verwundet und in Folge deſſen dienſtlos.

Ein Trödler iſt Haſenbalgs uneigennütziger Cretter geworden. Nach ſeiner Wiederherſtellung dient er einem Kritiker, zeigt aber von jetzt an Hang zum Ausſchweifen.

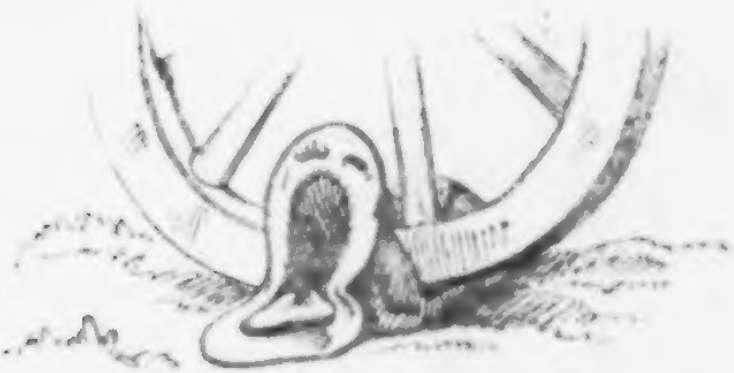


Haſenbalg geräth wirklich in ſchlechte Geſellſchaft.

und wird immer liederlicher.

Ein von dem Kritiker unglimpflich behandelter Schauspieler will gerne erfüllt sich an diesem rächen, allein Hasenbalg wird von dem beshaften Streich getroffen.

Nach solchen Schicksalsschlägen sieht sich Hasenbalg für längere Zeit aus der Gesellschaft verbannt, bis endlich ein mitleidiger Schornsteinfeger sich seiner erbarmt.



Eines Tages aber wird er oben in der Höhe von einem starken Winde erfaßt, und dem Schornsteinfeger entführt, auf seiner Flucht aber von einem entsetzlichen Unglück betroffen.

Nun bleibt ihm nichts übrig, als in die Dienste eines Bauers zu gehen und dessen Krautfeld gegen seinen ersten Besitzer den Freiherrn von Krautfelden zu vertheidigen.

Ich bleibe nun einmal dabei, Gevatter, das Beste wäre man gäbe den Landständen die Arbeiten in Accord und nicht in Tagelohn. Ihr solltet einmal sehen, wie bald die Herren fertig wurden.

Grüneberg's, Meißen's und Naumburgs Wirthen
in Ehrfurcht gewidmet.

Profeſſor. Haſt du den Brief an Dr. Bruſtfleck richtig abgegeben?

Bedienter. Richtig abgegeben, mein Herr Profeſſor: Aber der Herr Dr. Bruſtfleck wohnen nicht auf dem Fiſchplatze, ſondern auf dem Moritzdamm, auch nicht in Nr. 777 ſondern in Nr. 908, auch nicht im 4. Stocke ſondern im Keller, ſind auch nicht Doktor, ſondern eine Waſchfrau, heißen auch nicht Bruſtfleck, ſondern Purzpichler.

Warum Sie? Warum kommt mein gewöhnlicher Barbier nicht?
Entschuldigen Sie, ich habe Sie gestern gewonnen.
Was soll das heißen?
Ja, sehen Sie, ich und meine Collegen, wir spielen zuweilen Schafskopf um unsere Kunden und da sind Sie mir gestern auf 14 Tage zugefallen. So 'n Glück in Schafskopf hab' ich lange nicht gehabt.

Du, Du, liegst mir im Herzen
Und Du, Du, liegst mir im Sinn
Du, Du, machst mir viel Schmerzen
Weißt nicht, wie gut ich Dir bin.
Du — Du, — Du — Du —!

Duett aus „Jesconda."

Tadori. Schönes Mädchen, wirst mich hassen; Ich bereitete Dir Schmerz.
Amazili. Als mich Alle kalt verlassen, Zeigtest Du ein fühlend Herz.
Tad. Soll mich nicht die Unschuld rühren, Wen der Schönheit Reiz umwallt?
Am. Schatten sanfter Trauer zieren Seine freundliche Gestalt.
Tad. Mögen dumpf die Donner hallen, Strahl mir nur Dein sanfter Blick.
Am. Holder Jüngling, Dir vor Allen, Gönn' ich Frieden, gönn' ich Glück.

Ha, was ſeh' ich, mein Jakob ſchlafend in meinem Armſeſſel! Der Unverſchämte wird von Tag zu Tag kecker; am Ende bildet er ſich noch ein, der Herr vom Hauſe zu ſeyn. Dumm genug dazu iſt er. —

Halt! Arretirt! Das Rauchen auf der Straße iſt verboten!

„Verzeihen, Herr Hauptmann, die Schlacht bei Wagram war den 6. Juli“ — „nein den 5.“ — — „Bitte den 6.“ — „den 5.“ — „Aber Herr Hauptmann den 6.“ — „den 5. und das will ich Ihnen hiermit dienstlich gesagt haben!“

Jetzt weiß ich nicht, soll ich das Parapluie über den jungen Grafen und die Comtesse, oder über Merochen halten. —

Schaun's, wenn's Bier noch ſo gut iſt, und i hab ein Glas recht gutes Waſſer — ſo laß ich's Bier gewiß ſtehen und trink' — Wein!

Das Vesperbrod.

Univ.-Bibl.
München

Durch Einigkeit stark.

U. N. S. Bl.
München

Die blinde Großmutter 2.
O du liebes Oefchen!

Manchester

Deutſcher
Volkskalender
auf das Jahr
1850.

Herausgegeben
von
Guſtav Nieritz.

Inhalt.

Aſtronomiſcher Kalender. Angefertigt von Guſt. Jahn.
Die Ahnungen. Von Fr. Gerſtäcker.
Der Pulverthurm San Spirito zu Venedig. Von Guſt. Nieritz.
Adam Henß' Lehrjahre 1792—1795.
Der Nothhelfer. Von Guſt. Nieritz.
Der Wegweiſer. Von Guſt. Nieritz.
Das Jahr 1848 mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland. Von Dr. Zimmermann.
Zwei Worte über das Auswandern.
Inſtinkt oder Ahnung?
Erbauliche Unterhaltungen im Mittelalter.
Wie man im heil. römiſchen Reiche deutſcher Nation zur Zeit Kaiſer Leopoldi Gloriosi Deutſch ſchrieb.
Einige Briefe Joſephs II.
Gemeinnütziges.
Deutſche Sprichwörter. Von K. Simrock.
Räthſel und Charaden. Von Miſes.

Mit 4 Stahlſtichen
nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter
und Holzſchnitten.

Preis **10** Neugroſchen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

Januar 1850.	Protestant. Januar.	Katholischer Januar.	Russ.-Griech. December.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1. Woche.	Luc. 12, 5—9.	Matth. 2.	1849.	U. M.	U. M.	
1 Dienst.	**Neujahr**	**Neujahr**	20 Ignaz M.	8 7	4 0	
2 Mittw.	Melchior	Melchior	21 Julius	8 7	4 1	
3 Donn.	Caspar	Caspar	22 Anastasia	8 7	4 3	☾
4 Freit.	Balthasar	Balthasar †	23 10 Märt.	8 7	4 4	Letztes Vrtl.
5 Sonn.	Simeon	Simeon †	24 Fasten Ende	8 6	4 5	den 5. Jan.
2. Woche.	Matth. 2, 1-12.	Ev. gleich.	Matth. 2, 13-23.			9 U. 27 M.
6 Sonnt.	**Erſch. Ch.**	**H. 3 Kön.**	25 **Geb. Chr.**	8 6	4 6	Morgens.
7 Mont.	Juliana	Nicetas	26 **M. Gott.**	8 5	4 7	
8 Dienst.	Ehrhard	H. N. Jesu	27 **Steph. M.**	8 5	4 9	
9 Mittw.	Ehrenfried	Marcellus	28 2000 Märt.	8 4	4 10	
10 Donn.	Zacharias	Pauli Sins.	29 Unsch. Kind.	8 4	4 11	
11 Freit.	Aloysia	Hyginus †	30 Anysia M.	8 3	4 13	
12 Sonn.	Reinhold	Reinhold †	31 Melania	8 3	4 15	
3. Woche.	Luc. 2, 41—52.	Ev. gleich.	**1850 Januar** Marc. 1, 1—8.			● Neumond
13 Sonnt.	**1. n. Ep.**	**1. n. Ep.**	1 **Neujahr**	8 2	4 16	den 13. Jan.
14 Mont.	Felix	Malachias	2 Sylvester	8 2	4 17	0 U. 9 M.
15 Dienst.	Traugott	Maurus	3 70 Apostel	8 1	4 18	Mittags.
16 Mittw.	Erdmuthe	Erdmuthe	4 Theophant	8 0	4 20	
17 Donn.	Antonius	Antonius	5 Malachias	7 59	4 22	
18 Freit.	Felicitas	Helvetius †	6 **Erſch. Ch.**	7 58	4 23	
19 Sonn.	Prisca	Bassianus †	7 J. d. Täufer	7 57	4 25	
4. Woche.	Joh. 2, 1-11.	Ev. gleich.	Matth. 4, 12-17.			☽
20 Sonnt.	**2. n. Ep.**	**2. n. Ep.**	8 G. Chos	7 56	4 26	Erstes Vrtl.
21 Mont.	Agnes	Agnes	9 Polymuth	7 55	4 28	den 21. Jan.
22 Dienst.	Vincentius	Vincentius	10 Greg. Nyſ.	7 54	4 29	10 U. 30 M.
23 Mittw.	Charitas	Charitas	11 Theodosius	7 52	4 31	Vormitt.
24 Donn.	Timotheus	Timotheus	12 Tatiana	7 51	4 33	
25 Freit.	Pauli Bek.	Pauli Bek. †	13 Hermylus	7 50	4 35	
26 Sonn.	Polykarp	Polykarp †	14 Zachäus	7 48	4 37	
5. Woche.	Matth. 20, 1-16.	Ev. gleich.	Luc. 10, 13-17.			○
27 Sonnt.	**Septuag.**	**Septuag.**	15 **Paul. Th.**	7 47	4 39	Vollmond
28 Mont.	Caroline	Carol. M.	16 Marcellus	7 45	4 41	den 28. Jan.
29 Dienst.	Theobald	Sabina	17 Anton	7 44	4 43	1 U. 41 M.
30 Mittw.	Adelgunde	Adelgunde	18 Athanasia	7 43	4 45	früh.
31 Donn.	Virgilius	Virgilius	19 Macarinus	7 42	4 46	

Bemerkungen.

Februar 1850.	Protestant. Februar.	Katholischer Februar.	Ruſſ.-Griech. Januar.	☉ Aufg.	☉ Unterg.	Mondswechsel.
1 Freit.	Brigitta	Brigitta †	20 Euthimius	7 40	4 47	
2 Sonn.	**M. Rein.**	**Mar. R.** †	21 Triodionius	7 40	4 49	
6. Woche.	Luc. 8, 4—15.	Ev. gleich.	Luc. 14, 16—24.	U. M.	U. M.	☾
3 Sonnt.	**Sexagesi.**	**Sexagesi.**	22 **Timoth.**	7 38	4 51	Letztes Vtl.
4 Mont.	Veronika	Veronika	23 Clemens	7 37	4 52	den 4. Febr.
5 Dienst.	Agathe	Agathe	24 Xenia	7 35	4 54	2 U. 8 M.
6 Mittw.	Dorothea	Dorothea	25 Grg. Theol.	7 33	4 56	früh.
7 Donn.	Richard	Romualdus	26 Xenophon	7 31	4 58	
8 Freit.	Honoratus	Joh. v. M. †	27 J. Chrys.	7 29	5 0	
9 Sonn.	Apollonia	Apollonia †	28 Euph. S.	7 28	5 2	
7. Woche.	Luc. 18, 31-43.	Ev. gleich.	Luc. 17, 12—19.			
10 Sonnt.	**Estomihi**	**Quinq.**	29 **Ignatius**	7 27	5 3	●
11 Mont.	Euphrosine	Saturnin.	30 Kreoph. S.	7 25	5 5	Neumond
12 Dienst.	**Fastnacht**	**Fastn.** †	31 Cyriacus	7 23	5 7	d. 12. Febr.
			Februar.			7 U. 19 M.
13 Mittw.	**Ascherm.**	**Ascherm.** †	1 Brigitte	7 21	5 9	Morgens.
14 Donn.	Valentin	Valentin	2 **M. Rein.**	7 19	5 10	
15 Freit.	Faustin	Faustinus †	3 Blasius	7 17	5 12	
16 Sonn.	Onesimus	Juliana †	4 Isidor A.	7 16	5 13	
8. Woche.	Joh. 10, 12-16.	Matth. 4.	Luc. 18, 18—27.			
17 Sonnt.	**1. Invoc.**	**1. Invoc.**	5 **Agathe**	7 14	5 15	☽
18 Mont.	Concordia	Concordia	6 Dorothea	7 12	5 17	Erstes Vtl.
19 Dienst.	Susanne	Susanne	7 **Parthenias**	7 9	5 19	d. 19. Febr.
20 Mittw.	**Quatemb.**	**Quat.** †	8 Theophilus	7 7	5 21	9 U. 1 M.
21 Donn.	Eleonore	Felix Bisch.	9 Nikifora	7 5	5 23	Abends.
22 Freit.	Pet. Stuhlf.	P. Stuhlf. †	10 Charalamp	7 3	5 25	
23 Sonn.	Lazarus	Lazarus †	11 Blasius	7 1	5 27	
9. Woche.	Matth. 15.	Matth. 17.	Luc. 18, 35—43.			
24 Sonnt.	**2. Remin.**	**2. Remin.**	12 **Triodium**	6 59	5 28	○
25 Mont.	Victorinus	Justus	13 Martin	6 57	5 30	Vollmond
26 Dienst.	Nestorius	Walpurga	14 Aurentius	6 55	5 32	d. 26. Febr.
27 Mittw.	Vollbrecht	Navigius	15 Onesimus	6 53	5 34	0 U. 50 M.
28 Donn.	Macarius	Macarius	16 Pamphilius	6 51	5 36	Mittags.

Bemerkungen.

März 1850.	Protestant. März.	Katholischer März.	Russ.-Griech. Februar.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1 Freit.	**Bußtag**	Albinus †	17 Constantin	6 48	5 37	
2 Sonn.	Amalie	Swibertus †	18 Orthodorus	6 46	5 39	
10. Woche.	Luc. 20, 9-20.	Luc. 11.	Luc. 19, 1—10.	U. M.	U. M.	
3 Sonnt.	**3. Oculi**	**3. Oculi**	19 **Septuag.**	6 44	5 41	
4 Mont.	Hadrian	Hadrian	20 L. v. Cat.	6 41	5 43	☾ Letztes Vrtl.
5 Dienst.	Friedrich	Friedrich	21 Timoth.	6 39	5 44	den 5. März
6 Mittw.	Fridolin	Mitfasten	22 Eugen	6 36	5 46	8 U. 55 M.
7 Donn.	Perpetua	Th. v. Aqu.	23 Polycarp	6 34	5 47	Abends.
8 Freit.	Philemon	Philemon †	24 Philem.	6 33	5 49	
9 Sonn.	Rebecca	Francisca †	25 Haupt J.	6 31	5 51	
11. Woche.	Joh. 15, 18-25.	Joh. 6.	Luc. 18, 10—14.			
10 Sonnt.	**4. Lätare**	**4. Lätare**	26 **Serages.**	6 28	5 52	
11 Mont.	Rosina	Sophron	27 Porphyr	6 26	5 54	
12 Dienst.	Gregorius	Gregorius	28 Procop	6 24	5 56	
			März			
13 Mittw.	Salomon	Nicephorus	1 **Eudokia**	6 22	5 58	● Neumond
14 Donn.	Abigail	Mathildis	2 Theodatus	6 19	6 0	d. 14. März
15 Freit.	Christoph	Longinus †	3 Eutropius	6 17	6 1	0 U. 7 M.
16 Sonn.	Henriette	Abraham †	4 Gerasimus	6 15	6 2	früh.
12. Woche.	Joh. 16, 16-22.	Joh. 8.	Luc. 13, 11—32.			
17 Sonnt.	**5. Judica**	**5. Judica**	5 **Quinqu.**	6 13	6 4	
18 Mont.	Anselmus	Schmerz M.	6 42 Märtyr.	6 11	6 6	
19 Dienst.	Josephus	Joseph †	7 Basilius	6 8	6 8	☽
20 Mittw.	Joachim	Nicetus	8 Theophilact	6 6	6 9	Erstes Vrtl.
21 Donn.	Benedict	Benedict	9 **40 Märt.**	6 3	6 11	d. 21. März
22 Freit.	Casimir	Casimir †	10 Kodrat M.	6 1	6 13	4 U. 48 M.
23 Sonn.	Eberhard	Timolaus †	11 Sophronius	5 59	6 15	Morgens.
13. Woche.	Mtth. 21, 1-9.	Gr. gleich.	Mtth. 25, 31—46.			
24 Sonnt.	**6. Palm.**	**6. Palm.**	12 I. **Quadr.**	5 57	6 17	
25 Mont.	**M. Verk.**	**M. Verk.**	13 Nicephorus	5 54	6 18	
26 Dienst.	Castulus	Castulus	14 Benedictus	5 52	6 20	
27 Mittw.	Ruppert	Ruppert	15 Agaritus	5 50	6 21	○ Vollmond
28 Donn.	Gr. Donn.	Gr. Donn. †	16 Sabinus	5 49	6 23	d. 28. März
29 Freit.	**Charfreit.**	Charfreit. †	17 **Alexei**	5 46	6 24	0 U. 16 M.
30 Sonn.	Guido	Charsmst. †	18 Cyrillus	5 44	6 26	früh.
14. Woche.	Marc. 16, 1-8.	Gr. gleich.	Joh. 1, 43—51.			
31 Sonnt.	**Ostertag**	**Osterfest**	19 II. **Fastens.**	5 41	6 28	

Bemerkungen.

April 1850.	Protestant. April.	Katholischer April.	Russ.-Griech. März.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1 Mont.	**Osterm.**	**Osterm.**	20 Joh. Scr.	5 39	6 29	
2 Dienst.	Rosamunde	Fr. v. Paula	21 Jacob B.	5 37	6 31	
3 Mittw.	Tugendreich	Richard	22 Basilius	5 34	6 32	☾ Letztes Vrtl.
4 Donn.	Ambrosius	Ambrosius	23 Nicomedes	5 33	6 34	den 4. April
5 Freit.	Marinus	Marinus †	24 Gabriel	5 30	6 35	4 U. 34 M.
6 Sonn.	Irenäus	Sixtus †	25 **Blagow.**	5 28	6 37	Nachmitt.
15. Woche.	Joh 20,24-29.	Ev. gleich.	Marc 8,34—9,1	U.M.	U.M.	
7 Sonnt.	**1. Quasim.**	**1. Quasim.**	26 III. **Fastns.**	5 26	6 39	
8 Mont.	Cölestinus	Manfuetus	27 Rupert	5 24	6 41	
9 Dienst.	Theophilus	Mar. Cleop.	28 Hilarius	5 22	6 42	
10 Mittw.	Daniel	Ezechiel	29 Marcus	5 19	6 44	●
11 Donn.	Julius	Julius	30 Joh. Clim.	5 17	6 46	Neumond
12 Freit.	Gustorgius	Gustorgius †	31 Hygatius	5 15	6 48	d. 12. April
			April			1 U. 36 M.
13 Sonn.	Justinus	Hermogen. †	1 Hugo	5 12	6 49	Nachmitt.
16. Woche.	Joh 21,15-17.	Joh. 10.	Marc. 9, 17—31.			
14 Sonnt.	**2. Miser.**	**2. Miser.**	2 IV. **Fastns.**	5 10	6 51	
15 Mont.	Paternus	Paternus	3 Nicetas	5 7	6 52	
16 Dienst.	Aaron	Aaron	4 J. u. Georg	5 5	6 54	
17 Mittw.	Rudolph	Rudolph	5 Theodulus	5 3	6 56	☽
18 Donn.	Chrysostom	Apollonius	6 Eutychius	5 1	6 58	Erstes Vrtl.
19 Freit.	Hermogenes	Simeon †	7 Georg	4 59	6 59	d. 19. April
20 Sonn.	Sulpitius	Sulpitius †	8 Thomas	4 57	7 1	10 U. 5 M.
17. Woche.	Luc. 24,46-49.	Joh. 16.	Marc. 10, 32—45.			Vormitt.
21 Sonnt.	**3. Jubil.**	**3. Jubil.**	9 V. **Fastens.**	4 55	7 3	
22 Mont.	Soter	Soter	10 Terentius	4 53	7 5	
23 Dienst.	Georg	Georg	11 Antipas	4 51	7 6	
24 Mittw.	Albertus	Albertus	12 Basilius	4 49	7 7	
25 Donn.	Marcus	Marcus	13 Artemon	4 47	7 8	○ Vollmond
26 Freit.	Cletus	Anacletus †	14 Martinus	4 45	7 10	d. 26. April
27 Sonn.	Tertullian	Tertullian †	15 Aristarch	4 43	7 12	9 U. 10 M.
18. Woche.	Joh. 16, 5-15.	Ev. gleich.	Joh. 12, 1—18.			Mittags.
28 Sonnt.	**4. Cantate**	**4. Cantate**	16 VI. **Waji**	4 41	7 14	
29 Mont.	Sibylla	Sibylla	17 Simeon	4 39	7 15	
30 Dienst.	Eutropius	Raimund	18 Joh. Der.	4 38	7 16	

Bemerkungen.

Mai 1850.	Protestant. Mai.	Katholischer Mai.	Russ.-Griech. April.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1 Mittw.	**Phil. Jac.**	**Phil. J.** †	19 Hermogen	4 35	7 19	
2 Donn.	Sigismund	Athanasius	20 Theodorus	4 33	7 21	
3 Freit.	† **Erfind.**	† **Erfind.** †	21 Januarius	4 31	7 23	☾ Letztes Vrtl.
4 Sonn.	Florian	Monica †	22 Paraclytus	4 29	7 24	den 4. Mai
19. Woche.	Joh 16,23-28	Gr. gleich.	Joh. 1, 1—17.	U. M.	U. M.	11 U. 35 M.
5 Sonnt.	**5. Rogate**	**5. Rogate**	23 **Ostertag**	4 28	7 26	Mittags.
6 Mont.	Joh. Vicrt.	1. Bittag	24 **Osterm.**	4 26	7 27	
7 Dienst.	Gottfried	2. Bittag	25 Markus Ev.	4 24	7 29	
8 Mittw.	Dietrich	3. Bittag	26 Basilius	4 22	7 31	
9 Donn.	**Him. Chr.**	**Him. Chr.**	27 Simeon	4 20	7 32	●
10 Freit.	Victoria	Mamertus †	28 Jason	4 19	7 33	Neumond
11 Sonn.	Adolph	Joh. v. Pf. †	29 9 Märtyrer	4 18	7 34	den 11. Mai
20. Woche.	Joh. 15 u. 16.	Gr. gleich.	Joh. 20, 19—31.			11 U. 59 M.
12 Sonnt.	**6. Exaudi**	**6. Exaudi**	30 **Quasim. Mai.**	4 16	7 36	Abends.
13 Mont.	Servatius	Servatius	1 **Phil. Jac.**	4 14	7 38	
14 Dienst.	Christian	Bonifacius	2 Athanasius	4 13	7 39	
15 Mittw.	Sophie	Sophie	3 Timotheus	4 11	7 41	
16 Donn.	Sara	Johannes	4 Pelagius	4 10	7 43	☽
17 Freit.	Jodocus	Liborius †	5 Irene	4 8	7 44	Erstes Vrtl.
18 Sonn.	Venantius	Vigilia †	6 Hiob	4 7	7 46	den 18. Mai
21. Woche.	Ap. G. 2, 1-13	Joh. 14.	Marc. 15, 42-16, 8.			4 U. 42 M.
19 Sonnt.	**Pfingsttag**	**Pfingstfest**	7 **Miseric.**	4 5	7 47	Nachmitt.
20 Mont.	**Pfingstm.**	**Pfingstm.**	8 **J. Theol.**	4 4	7 49	
21 Dienst.	Pudentius	Albanus	9 Jesaias	4 2	7 50	
22 Mittw.	**Quatemb.**	**Quat.** †	10 Sim. Sel.	4 1	7 52	
23 Donn.	Desiderius	Adelbraud	11 Macius	4 0	7 53	
24 Freit.	Johanna	Johanna †	12 Pancratius	3 59	7 55	
25 Sonn.	Urbanus	Febronia †	13 318 Väter	3 57	7 56	●
22. Woche.	Joh. 3.	Matth. 28.	Joh 5, 2—15.			Vollmond
26 Sonnt.	**Trin. Fest**	**1. n. Pfing.**	14 **Jubilate**	3 56	7 58	den 26. Mai
27 Mont.	Florens	Wilhelm	15 Pachon	3 55	7 59	0 U. 57 M.
28 Dienst.	Wilhelm	Leo II. P.	16 Sara	3 54	8 0	früh.
29 Mittw.	Manilius	Theodosia	17 **Wasserw.**	3 54	8 1	
30 Donn.	Wigand	**Frohnl.**	18 Theodotus	3 53	8 2	
31 Freit.	Petronilla	Petronilla †	19 Potention.	3 52	8 3	

Bemerkungen.

Juni 1850.	Protestant. Juni.	Katholischer Juni.	Russ.-Griech. Mai.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1 Sonn.	Nikodemus	Juventius †	20 Thallaläus	3 51	8 4	
23. Woche.	Luc. 16.	Luc. 14.	Joh. 4, 5—42.	U.M.	U.M.	
2 Sonnt.	**1. n. Trin.**	**2. n. Pfing.**	21 **Cantate**	3 51	8 5	☾ Letztes Vrtl.
3 Mont.	Erasmus	H. Fein Fest	22 Basiliscus	3 50	8 6	den 3. Juni
4 Dienst.	Caryasius	Caryasius	23 Michael	3 49	8 7	4 U. 36 M.
5 Mittw.	Bonifacius	Bonifacius	24 Simeon	3 48	8 8	Morgens.
6 Donn.	Benignus	Norbert	25 Haupt Joh.	3 47	8 9	
7 Freit.	Lucretia	Lucretia †	26 Carpus	3 47	8 10	
8 Sonn.	Medardus	Medardus †	27 Johann P.	3 46	8 10	
24. Woche.	Luc. 14.	Luc. 15.	Joh. 9, 1—38.			
9 Sonnt.	**2. n. Trin.**	**3. n. Pfing.**	28 **Rogate**	3 46	8 11	● Neumond
10 Mont.	Onophrius	Onophrius	29 Theodosia	3 45	8 12	den 10. Juni
11 Dienst.	Barnabas	Barnabas	30 Isaak	3 45	8 13	8 U. 9 M.
12 Mittw.	Basilides	Joh. Fak.	31 Hermine	3 45	8 14	Vormitt.
			Juni.			
13 Donn.	Tobias	Elisäus	1 **Chr.-Him.**	3 45	8 14	
14 Freit.	Elisäus	Basilius †	2 Nicephorus	3 45	8 15	
15 Sonn.	Vitus	Vitus †	3 Lucilian	3 44	8 16	
25. Woche.	Luc. 15, 1-10.	Luc. 5.	Joh. 17, 1—13.			☽
16 Sonnt.	**3. n. Trin.**	**4. n. Pfing.**	4 **Exaudi**	3 44	8 16	Erstes Vrtl.
17 Mont.	Laura	Ismael	5 Dorothea	3 44	8 16	den 16. Juni
18 Dienst.	Arnolph	Marc. u. M.	6 Norbert	3 44	8 17	11 U. 12 M.
19 Mittw.	Gervasius	Gervasius	7 Theodatus	3 44	8 17	Abends.
20 Donn.	Sylverius	Sylverius	8 Theodor	3 44	8 18	
21 Freit.	Philippine	Albanus †	9 Cyrill. Alex.	3 44	8 18	
22 Sonn.	Gottlieb	Consortia †	10 Timotheus	3 45	8 18	
26. Woche.	Luc. 6, 36-42.	Matth. 5.	Joh. 7, 37—8, 12.			○
23 Sonnt.	**4. n. Trin.**	**5. n. Pfing.**	11 **Pfingstf.**	3 45	8 19	Vollmond
24 Mont.	**Joh. d. T.**	**Joh. d. T.**	12 Pfingstm.	3 45	8 19	den 24. Juni
25 Dienst.	Elogius	Febronia	13 Aquilina	3 46	8 19	3 U. 0 M.
26 Mittw.	Jeremias	Joh. u. Paul	14 Elisäus Pr.	3 46	8 19	Nachmitt.
27 Donn.	7 Schläfer	Ladislaus	15 Amos Pr.	3 47	8 19	
28 Freit.	Leo	Leo II. P. †	16 Tychon	3 47	8 19	
29 Sonn.	**Petr. Paul**	**P. Paul †**	17 Emanuel	3 48	8 18	
27. Woche.	Luc. 5, 1-11.	Marc. 8.	Mth 10, 32-19, 30.			
30 Sonnt.	**5. n. Trin.**	**6. n. Pfing.**	18 **Allerheil.**	3 48	8 18	

Bemerkungen.

Juli 1850.	Protestant. Juli.	Katholischer Juli.	Russ.-Griech. Juni.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1 Mont.	Theodorich	Oct. J. Ti.	19 Pet. Fast.	3 49	8 18	☾
2 Dienst.	M. Heimsuch.	M. Heimsuch.	20 Methodius	3 49	8 18	Letztes Vrtl.
3 Mittw.	Cornelius	Eulog. M.	21 Julian. M.	3 50	8 17	den 2. Juli
4 Donn.	Ulrich	Ulrich	22 Eusebius	3 51	8 17	6 U. 48 M.
5 Freit.	Charlotte	Philemene †	23 Agrippina	3 51	8 16	Abends.
6 Sonn.	Isaias	Oct. P. P. †	24 Geb. J. d. T.	3 52	8 16	
28. Woche.	Matth. 5, 1-12.	Marth. 7.	Matth. 4, 18-23.	U. M.	U. M.	
7 Sonnt.	6. n. Trin.	7. n. Pfing.	25 Febronia	3 53	8 15	●
8 Mont.	Kilian	Kilian	26 David	3 54	8 14	Neumond
9 Dienst.	Cyrillus	O. U. L. F.	27 7 Schläfer	3 55	8 14	den 9. Juli
10 Mittw.	Gottlob	Amalie J.	28 Cyrill	3 56	8 13	3 U. 17 M.
11 Donn.	Pius	Pius P.	29 Pet. u. Pl.	3 58	8 13	Nachmitt.
12 Freit.	Heinrich	J. Gualb. †	30 All Apost.	3 59	8 12	
			Juli.			
13 Sonn.	Margarethe	Margar. †	1 Cosmus	4 0	8 11	
29. Woche.	Marc. 8, 1-9.	Luc. 16.	Matth 6, 22-23.			
14 Sonnt.	7. n. Trin.	8. n. Pfing.	2 Kleid M.	4 1	8 10	☽
15 Mont.	Apost. Theil.	Apost. Theil.	3 Hyacinth	4 2	8 9	Erstes Vrtl.
16 Dienst.	Raphael	Scap. Fest	4 Andreas	4 3	8 9	den 16. Juli
17 Mittw.	Alexius	Alexius	5 Athanasius	4 4	8 8	7 U. 31 M.
18 Donn.	Eugenius	Arnolph	6 Isaac	4 5	8 7	Morgens.
19 Freit.	Rufinus	Sigbert †	7 Th. v. Aqu.	4 6	8 6	
20 Sonn.	Elias	Elias Pr. †	8 Procop	4 8	8 5	
30. Woche.	Mth. 7, 15-23.	Luc. 19	Matth. 8, 5-13.			
21 Sonnt.	8. n. Trin.	9. n. Pfing.	9 Panerat.	4 9	8 4	
22 Mont.	M. Magdal.	M. Magdal.	10 45 Märtyrer	4 10	8 2	○
23 Dienst.	Apollinaris	Apollinaris	11 Euphemia	4 12	8 0	Vollmond
24 Mittw.	Christina	Christina	12 Proclus	4 13	7 59	den 24. Juli
25 Donn.	Jacobus	Jac. Ap.	13 Gabriel	4 15	7 57	6 U. 13 M.
26 Freit.	Anna	Anna †	14 Aquila	4 16	7 55	Morgens.
27 Sonn.	Martha	Martha †	15 Quirinus	4 18	7 54	
31. Woche.	Luc. 16, 1-9.	Luc. 18.	Matth. 8, 28-9, 1.			
28 Sonnt.	9. n. Trin.	10. n. Pfin.	16 Athemog.	4 19	7 53	
29 Mont.	Beatrix	Beatrix	17 Maria M.	4 21	7 52	
30 Dienst.	Ruth	Abdon M.	18 Hyacinth	4 22	7 50	
31 Mittw.	Florentine	Ign. Loyola	19 Makr. u. D.	4 24	7 48	

Bemerkungen.

August 1850.	Protestant. August.	Katholischer August.	Russ.-Griech. Juli.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1 Donn.	Petri Kettf.	Pet. Kettf.	20 Elias Pr.	4 26	7 47	☾
2 Freit.	Gustav	M. Verfl. †	21 Simeon	4 27	7 45	Letztes Vrtl.
3 Sonn.	**Augustus**	**August.** †	22 Mar. Magd.	4 28	7 43	d. 1. Aug.
32. Woche.	Luc. 19, 41-48.	Marc. 7.	Matth. 9, 1—8.	U. M.	U. M.	6 U. 6 M.
4 Sonnt.	**10. n. Trin.**	**11. Pfing.**	23 **Trophin.**	4 30	7 42	Morgens.
5 Mont.	Oswald	M. Schneef.	24 Christina	4 31	7 40	
6 Dienst.	Ulrike	Vrkl. Christi	25 Anna	4 33	7 39	●
7 Mittw.	Donatus	Port. Abl.	26 Hermolaus	4 34	7 37	Neumond
8 Donn.	Severus	Cyriacus	27 Pantaleon	4 36	7 35	den 7. Aug.
9 Freit.	Erich	Romanus †	28 Procher	4 37	7 33	10 U. 23 M.
10 Sonn.	Laurentius	**Laurent.** †	29 Gallinicus	4 39	7 31	Abends.
33. Woche.	Luc. 18, 9-14.	Luc. 10.	Matth. 9, 27-33.			
11 Sonnt.	**11. n. Trin.**	**12. Pfing.**	30 **Silas S.**	4 41	7 29	
12 Mont.	Clara	Cassian B.	31 Eudocimus	4 43	7 27	
			August.			
13 Dienst.	Aurora	Hyppolyt	1 Fst. M. G.	4 44	7 25	☽ Erstes Vrtl.
14 Mittw.	Eusebius	Vigilie	2 Stephan	4 45	7 24	d. 14. Aug.
15 Donn.	Mar. Himm.	**M. Himm.**	3 Isaak	4 46	7 22	6 U. 36 M.
16 Freit.	Rochus	Rochus †	4 8 Märtyrer	4 48	7 20	Abends.
17 Sonn.	Liberatus	Oct. Laur. †	5 Eusignus	4 49	7 18	
34. Woche.	Matth. 13.	Luc. 17.	Matth. 14, 14-22.			
18 Sonnt.	**12. n. Trin.**	**13. Pfing.**	6 **Sixtus**	4 51	7 16	
19 Mont.	Sebald	Julius B.	7 Domitius	4 53	7 14	
20 Dienst.	Bernhard	Sam. Pr.	8 Emilian	4 54	7 12	○
21 Mittw.	Anastasius	Joh. Franz	9 Matthias	4 55	7 10	Vollmond
22 Donn.	Alphonsus	Oct. M. H.	10 Laurenz	4 57	7 9	d. 22. Aug.
23 Freit.	Zachäus	Zachäus †	11 Matthäus	4 59	7 7	10 U. 1 M.
24 Sonn.	**Barthol.**	**Brth. A.** †	12 Photius	5 0	7 5	Abends.
35. Woche.	Luc. 10, 23-37.	Matth. 6.	Matth. 14, 22-34.			
25 Sonnt.	**13. n. Trin.**	**14. Pfing.**	13 **Maximus**	5 2	7 3	
26 Mont.	Samuel	Zephirinus	14 Micheas	5 3	7 1	
27 Dienst.	Gebhard	Gebhard	15 **M. Him.**	5 5	6 58	☾
28 Mittw.	Pelagius	Augustin	16 Schweißtuch	5 7	6 56	Letztes Vrtl.
29 Donn.	Joh. Enth.	Joh. Enth.	17 Flor. u. L.	5 8	6 54	d. 30. Aug.
30 Freit.	Ernst	Felix †	18 Nykon	5 10	6 51	3 U. 7 M.
31 Sonn.	Josua	Paul. B. †	19 Andreas M.	5 12	6 49	Nachmitt.

Bemerkungen.

Septemb. 1850.	Protestant. September.	Katholischer September.	Griech. August.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
36. Woche.	Luc. 17, 11-19.	Luc. 17.	Matth. 17, 14-23.	U. M.	U. M.	
1 Sonnt.	14. n. Trin.	13. S. d. F.	20 Samuel	5 13	6 46	
2 Mont.	Absolem	Rabel	21 Thaddäus	5 15	6 44	
3 Dienst.	Manssuetus	Manssuetus	22 Agathe	5 17	6 42	
4 Mittw.	Const. F.	Moses	23 Lucas	5 19	6 40	●
5 Donn.	Nathanael	H. S. Eng.	24 Eusebius	5 20	6 37	Neumond
6 Freit.	Magnus	Magnus †	25 Barthol.	5 22	6 35	den 6. Sept.
7 Sonn.	Regina	Regina †	26 Adrian	5 23	6 33	6 U. 18 M.
37. Woche.	Mth. 6, 24-34.	Luc. 11.	Matth. 18, 23-35.			Morgens.
8 Sonnt.	15. n. Trin.	16. Pfing. Mar. Geb.	27 Pömenus	5 25	6 31	
9 Mont.	Sidonia	Gergonius	28 Moses	5 26	6 29	
10 Dienst.	Pulcheria	Pulcheria	29 Joh. Enth.	5 27	6 27	
11 Mittw.	Abraham	Abraham	30 Alexander	5 29	6 24	
12 Donn.	Gottlieb	H. N. M.	31 Gurt. Mar.	5 31	6 22	☽
			September.			Erstes Vrtl.
13 Freit.	Amatus	Macrobius †	1 Simeon	5 33	6 20	d. 13. Sept.
14 Sonn.	† Erhöh.	† Erhöh. †	2 Mamant.	5 35	6 18	9 U. 10 M.
38. Woche.	Luc. 7, 11-17.	Matth. 22.	Matth. 19, 16-26.			Vormitt.
15 Sonnt.	16. n. Trin.	17. Pfing.	3 Anthinus	5 36	6 15	
16 Mont.	Euphemia	Euphemia	4 Babylas	5 38	6 12	
17 Dienst.	Lambert	Lambert	5 Zachar. Ev.	5 38	6 10	
18 Mittw.	Quatemb.	Quat. †	6 Michael E.	5 40	6 9	
19 Donn.	Renatus	Pompeja	7 Sazen	5 42	6 6	○
20 Freit.	Calixtus	Prisca †	8 Mar. Gb.	5 43	6 4	Vollmond
21 Sonn.	Matthäus	Matth. †	9 Joachim	5 45	6 1	d. 21. Sept.
39. Woche.	Luc. 14.	Matth. 9.	Matth. 21, 33-42.			1 U. 30 M.
22 Sonnt.	17. n. Trin.	18. Pfing.	10 Menodor.	5 47	5 59	Nachmitt.
23 Mont.	Thecla	Polyxena	11 Theodora	5 49	5 57	
24 Dienst.	Joh. Empf.	Joh. Empf.	12 Anthonius	5 50	5 54	
25 Mittw.	Cleophas	Cleophas	13 Cornel H.	5 52	5 52	
26 Donn.	Cyprian	Calixtus	14 † Erhöh.	5 53	5 49	☾
27 Freit.	Cos. Dam.	Cos. Dam. †	15 Nicetas	5 55	5 47	Letztes Vrtl.
28 Sonn.	Wenceslaus	Wenceel. †	16 Euphemia	5 57	5 45	d. 28. Sept.
40. Woche.	Matth. 16.	Ev. gleich.	Matth. 22, 2-14.			10 U. 43 M.
29 Sonnt.	18. n. Trin. Michael	19. Pfing. Michael	17 Sophie	5 58	5 42	Abends.
30 Mont.	Hieronymus	Hieronymus	18 Eumenius	5 59	5 40	

Bemerkungen.

October 1850.	Protestant. October.	Katholischer October.	Russ.-Griech. September.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Mondswechsel.
1 Dienst.	Remigius	Remigius	19 Trophimus	6 1	5 39	
2 Mittw.	Rabel	Rabel	20 Eustachius	6 2	5 36	
3 Donn.	Mariminian	Jairus	21 Gedrat	6 4	5 34	●
4 Freit.	Franciscus	Franciscus †	22 Phokas	6 6	5 32	Neumond
5 Sonn.	Placidus	Placidus †	23 Empf. Joh.	6 7	5 30	den 5. Oct.
41. Woche.	Luc. 10, 38-42.	Joh. 4.	Matth. 22, 35-46.	U. M.	U. M.	3 U. 46 M.
6 Sonnt.	19 n Trin	20. Rof. F.	24 Thekla	6 9	5 27	Nachmitt.
7 Mont.	Esther	Rosarius	25 Euphrosine	6 11	5 25	
8 Dienst.	Ephraim	Ephraim	26 Johann Th.	6 13	5 24	
9 Mittw.	Dionysius	Dionysius	27 Calistratus	6 14	5 21	
10 Donn.	Athanasius	Geron M.	28 Charitan	6 15	5 19	
11 Freit.	Gereon	Florus †	29 Cyriacus	6 17	5 16	☽
12 Sonn.	Maximilian	Evagrius †	30 Gregor V.	6 19	5 14	Erstes Vrtl.
42. Woche.	Luc. 13, 6-9.	Matth. 18.	October.			den 13. Oct.
13 Sonnt.	20 n Trin	21. Pfing.	1 Remigius	6 21	5 12	3 U. 19 M.
14 Mont.	Burkhard	Calixtus	2 Cyprian	6 23	5 9	früh.
15 Dienst.	Hedwig	Hedwig	3 Dionysius	6 24	5 7	
16 Mittw.	Gallus	Gallus	4 Hierotheus	6 26	5 5	
17 Donn.	Innocent	Hero	5 Charitina	6 28	5 3	
18 Freit.	Luc. Ev.	Luc. Ev. †	6 Thomas Ap.	6 30	5 1	
19 Sonn.	Ferdinand	Ptolemaus †	7 Sergius	6 32	4 59	
43. Woche.	Matth. 25.	Matth. 22.	Matth. 15, 21-28.			○
20 Sonnt.	21 n Trin.	22 Kirchw.	8 Pelagius	6 33	4 57	Vollmond
21 Mont.	Ursula	Ursula	9 Jac. Alph.	6 35	4 55	den 21. Oct.
22 Dienst.	Cordula	Sara S.	10 Eulampius	6 37	4 52	4 U. 0 M.
23 Mittw.	Severin	Joh. Bon.	11 Philipp	6 39	4 50	früh.
24 Donn.	Salome	Proclus	12 Probus	6 41	4 48	
25 Freit.	Wilhelmine	Crispin †	13 Carpus	6 42	4 46	
26 Sonn.	Hiob	Amandus †	14 Nazareth	6 44	4 44	
44. Woche.	Matth. 18.	Matth. 9	Luc. 5, 1-11.			☾
27 Sonnt.	22 n Trin.	23. Pfing.	15 Euthym.	6 45	4 42	Letztes Vrtl.
28 Mont.	Sim. u. Jd.	Sim. u. Jd.	16 Longinus	6 47	4 41	den 28. Oct.
29 Dienst.	Narcissus	Narcissus	17 Hoseas Pr.	6 49	4 39	5 U. 49 M.
30 Mittw.	Claudius	Serapion	18 Lucas Ev.	6 51	4 37	Morgens.
31 Donn.	Ref. Fest	Vigilie	19 Joel Pr.	6 53	4 35	

Bemerkungen.

November 1850.	Protestant. November.	Katholischer November.	Kun.-Griech. October.	☉ Aufg.	☉ Untg.	Monds-wechsel.
1 Freit.	All. Heil.	All. Heil †	20 Arthenius	6 54	4 33	
2 Sonn.	All. Seelen	All. Seel †	21 Hilarion	6 55	4 32	
45. Woche.	Mth. 22,15-22	Matth. 24.	Luc. 6, 31-36.	U.M.	U.M.	
3 Sonnt.	23 n. Trin.	24. Pfing.	22 Albert	6 57	4 31	● Neumond
4 Mont.	Carolus	Car. Bar.	23 Jacob Ap.	6 59	4 29	den 4. Nov.
5 Dienst.	Placidus	Placidus	24 Arethas	7 1	4 27	3 U. 0 M.
6 Mittw.	Leonhard	Leonhard	25 Marcian	7 3	4 25	früh.
7 Donn.	Erdmann	Engelbert	26 Demetrius	7 5	4 23	
8 Freit.	Emmerich	O. All. Hl. †	27 Nestor	7 7	4 21	
9 Sonn.	Theodor	Ursinus †	28 Terentius	7 9	4 20	
46. Woche.	Mth. 25,31-46	Matth. 13.	Luc. 7, 11-16.			
10 Sonnt.	24 n. Trin.	25. Pfing.	29 Anastas.	7 10	4 19	☽
11 Mont.	Mart. Bisch.	M. Bisch.	30 Zenobius	7 12	4 17	Erstes Vrtl.
12 Dienst.	Maximilian	Evagrius	31 Stachys	7 13	4 16	d. 12. Nov.
			November.			0 U. 5 M.
13 Mittw.	Arkadius	Stanislaus	1 Cosmus	7 15	4 15	früh.
14 Donn.	Levinus	Levinus	2 Acindinus	7 17	4 13	
15 Freit.	Leopold	Leopold †	3 Acepsimus	7 18	4 12	
16 Sonn.	Edmund	Othmar A. †	4 Johann Ap.	7 20	4 10	
47. Woche.	Mth. 25,31-46	Matth. 14.	Luc. 8, 5-15.			
17 Sonnt.	25 n. Trin.	26. Pfing.	5 Galacet.	7 22	4 8	○
18 Mont.	Heipchius	Heipchius	6 Paulus	7 24	4 6	Vollmond
19 Dienst.	Ferdinand	Ptolemäus	7 Hieron. M.	7 25	4 5	d. 19. Nov.
20 Mittw.	Emilie	Corbinian	8 Verf. Mich.	7 26	4 4	5 U. 24 M.
21 Donn.	Mar. Opf.	Mar. Opf.	9 Onesiphus	7 28	4 3	Abends.
22 Freit.	Bußtag	Cäcilie †	10 Kraft	7 30	4 2	
23 Sonn.	Clemens	Clem. I. P. †	11 Victor	7 32	4 1	
48. Woche.	Joh. 12,44-50.	Ev. gleich.	Luc. 16, 19—31.			
24 Sonnt.	Todtenfest	27. Pfing.	12 Joh. Alm.	7 34	4 0	☾
25 Mont.	Catharina	Catharina	13 Joh. Chr.	7 35	3 59	Letztes Vrtl.
26 Dienst.	Conrad	Bellinus	14 Philipp	7 37	3 58	d. 26. Nov.
27 Mittw.	Gunther	Virgilius	15 Fast. Anf.	7 39	3 57	1 U. 22 M.
28 Donn.	Rufus	Buße	16 Matth. Ev.	7 40	3 56	Nachmitt.
29 Freit.	Walther	Saturnin. †	17 Gregor	7 41	3 55	
30 Sonn.	Andreas	Andr. A. †	18 Platon M.	7 42	3 54	

Bemerkungen.

December 1850.	Protestant. December.	Katholischer December.	Russ.-Griech. November.	☉ Aufg. U. M.	☉ Unterg. U. M.	Mondswechsel.
49. Woche.	Jeb 15.	Luc. 21	Luc. 8, 26—39			
1 Sonnt.	1. Advent	1. Advent	19 Abad. Pr.	7 43	3 54	●
2 Mont.	Aurelia	Bibiana	20 Greg. v. D.	7 44	3 54	Neumond
3 Dienst.	Franz X.	Franz X.	21 Mar. Opf.	7 46	3 54	den 3. Dec.
4 Mittw.	Barbara	Barbara	22 Philemon	7 48	3 53	6 U. 6 M.
5 Donn.	Amos	Sabbas Abt	23 Amphiloch.	7 49	3 53	Abends.
6 Freit.	Nicolaus	Nicolaus †	24 Catharina	7 51	3 52	
7 Sonn.	Marquard	Vigilie †	25 Clemens	7 52	3 52	
50. Woche.	Bind 3,17-19.	Matth. 11.	Luc. 8, 40—55.			
8 Sonnt.	2. Advent	2. Advent	26 Georg	7 53	3 52	
9 Mont.	Agrippina	M. Empf.	27 Jacob M.	7 54	3 51	☽
10 Dienst.	Judith	Judith	28 Stephan M.	7 56	3 51	Erstes Vrtl.
11 Mittw.	Damasus	Damasus	29 Parem M.	7 57	3 50	den 11. Dec.
12 Donn.	Epimachus	Epimachus	30 Andreas Ap.	7 58	3 50	9 U. 26 M.
			December.			Abends.
13 Freit.	Lucia	Luc. Ott. †	1 Longinus	7 59	3 50	
14 Sonn.	Isidorus	Agnellus †	2 Habakuk	8 0	3 50	
51. Woche.	Matth. 11.	Joh. 1.	Luc. 10, 25—37.			
15 Sonnt.	3. Advent	3. Advent	3 1. Advent	8 0	3 50	
16 Mont.	Ananias	Olympia	4 Barbara	8 1	3 50	
17 Dienst.	Isaak	Isaak	5 Sabbas	8 2	3 50	○
18 Mittw.	Quatemb.	Quatbr. †	6 Nicolaus	8 3	3 50	Vollmond
19 Donn.	Reinhard	Josimus	7 Ambrosius	8 4	3 51	den 19. Dec.
20 Freit.	Ammon	Ammon †	8 Patapius	8 4	3 51	5 U. 52 M.
21 Sonn.	Thomas	Thom. A. †	9 M. Empf.	8 4	3 51	früh.
52. Woche.	Joh. 1.	Luc. 3.	Luc. 14, 16—24.			
22 Sonnt.	4. Advent	4. Advent	10 2. Advent	8 5	3 52	
23 Mont.	Dagobert	Dagobert	11 Daniel	8 5	3 52	☽
24 Dienst.	Adam, Eva	Vigilie	12 Spiridion	8 6	3 53	Letztes Vrtl.
25 Mittw.	H. Christt.	Christf. †	13 Eustratius	8 6	3 54	den 25. Dec.
26 Donn.	Stephan	Stephan	14 Thyosus	8 6	3 54	10 U. 13 M.
27 Freit.	Joh. Ev.	Joh. Ev. †	15 Eleutherius	8 7	3 55	Abends.
28 Sonn.	Unsch. K.	Unsch. K. †	16 Aggäus	8 7	3 56	
53. Woche.	Matth. 25.	Luc. 2.	Matth. 1, 1—25.			
29 Sonnt.	S. Weihn.	S. Weihn.	17 3. Advent	8 7	3 57	
30 Mont.	David	David Kön.	18 Sebast. M.	8 7	3 58	
31 Dienst.	Sylvester	Sylvester	19 Bonifacius	8 7	3 59	

Bemerkungen.

Kalender der Juden.

1850.

14.	Januar	1.	Schebat.....	5610
28.	"	15.	" Freudentag.	
13.	Februar	1.	Adar.	
25.	"	13.	" Fasten Esther.	
26.	"	14.	" Purim°.	
27.	"	15.	" Schuschan Purim°.	
14.	März	1.	Nisan.	
28.	"	15.	" Passah-Anfang°.	
29.	"	16.	" Zweites Fest°.	
3.	April	21.	" Siebentes Fest°.	
4.	"	22.	" Passah-Ende°.	
13.	"	1.	Ijar.	
30.	"	18.	Lag-Beomer°.	
12.	Mai	1.	Sivan.	
17.	"	6.	" Wochenfest°.	
18.	"	7.	" Zweites Fest°.	
11.	Juni	1.	Thamuz.	
10.	Juli	1.	Ab.	
18.	"	9.	" Fasten. Tempel-Verbrennung°.	
24.	"	15.	" Freudentag.	
9.	August	1.	Elul.	
7.	Septbr.	1.	Tisri. Neujahrsfest°.....	5611
8.	"	2.	" Zweites Fest°.	
16.	"	10.	" Versöhnungsfest°.	
21.	"	15.	" Laubhuttenfest°.	
22.	"	16.	" Zweites Fest°.	
28.	"	22.	" Laubhütten-Ende°.	
29.	"	23.	" Gesetzesfreude°.	
7.	October	1.	Marcheswan.	
6.	November	1.	Kislev.	
30.	"	25.	" Tempelweihe.	
6.	December	1.	Tebeth.	
15.	"	15.	" Fasten. Belagerung Jerusalems.	

Die mit ° bezeichneten Tage werden streng gefeiert.

In diesem 1850ten Jahre Christi, nach der gewöhnlichen Rechnung, welches ein gemeines Jahr von 365 Tagen ist, zählt man Jahre

von Erschaffung der Welt nach jüdischer Rechnung	5610
" " " nach der gemeinen Rechnung des Scaliger	5804
Von der Anordnung des Julianischen Kalenders	1895
Von der Kalenderreform Papst Gregor's XIII	268
Von der Annahme des verbesserten Kalenders	151
Von der Einführung des allgemeinen Kalenders	74

Chronologische Kennzeichen des Jahres 1850.

Gregorian. Kalender.		Julian. Kalender.
VIII	Goldene Zahl	VIII
XVII	Epakten	XXVIII
XI	Sonnenzirkel	XI
VIII	Römer Zinszahl	VIII
F	Sonntagsbuchstabe	A
31. März	Ostersonntag	23. April.

Die vier Quatember.

20. Februar	Reminiscere	15. März.
22. Mai	Trinitatis	14. Juni.
18. September	Crucis	20. September.
18. December.	Luciä	20. December.

Von den Finsternissen.

In diesem Jahre ereignen sich nur zwei **Sonnenfinsternisse** und **keine Mondfinsterniß**.

Die **erste**, bei uns unsichtbare, **Sonnenfinsterniß** wird am 12. Februar Morgens im südöstlichen Theile von Afrika, der Südspitze von Arabien, dem südöstlichen Theile von Asien und dem nordwestlichen Theile von Neuholland wahrzunehmen sein.

Die **zweite**, gleichfalls bei uns unsichtbare, **Sonnenfinsterniß** den 7. August Abends wird im südwestlichen Theile von Nordamerika und im nordwestlichen Theile von Südamerika, außerdem in einem kleinen Theile von Asien und Neu-Guinea zu beobachten sein.

Die vier Jahreszeiten.

Der **Frühling** beginnt den 20. März um 11 Uhr 46 Min. Abends mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des ♈.

Der **Sommer** beginnt den 21. Juni um 8 Uhr 40 Min. Abends mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des ♋.

Der **Herbst** beginnt den 23. Septbr. um 10 Uhr 42 Min. Vormitt. mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der ♎.

Der **Winter** beginnt den 22. Decbr. um 4 Uhr 19 Min. Morgens mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des ♑.

Die 12 Himmelszeichen (Zeichen des Thierkreises).

♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Skorpion	♒ Wassermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütze	♓ Fische

Die 17 Planeten.

☿ Merkur	⚴ Pallas	☊ Hebe	♃ Jupiter	☉ Sonntag	♃ Donnerstag
♀ Venus	☥ Juno	⚢ Iris	♄ Saturn	☾ Montag	♀ Freitag
♁ Erde	☋ Vesta	⚷ Flora	♅ Uranus	♂ Dienstag	♄ Sonnabend
♂ Mars	⚵ Asträa	⚶ Metis	♆ Neptun	☿ Mittwoch	
⚳ Ceres					

Bezeichnung der Wochentage.

Am 12. April 1849 hat de Gasparis in Neapel einen neuen, zwischen Ceres und Juno befindlichen Planeten entdeckt.

Anmerk. Alle in diesem Kalender vorkommende Zeitangaben, — als der Auf- und Untergang von Sonne und Mond, die Mondsviertel, der Anfang der Jahreszeiten, der Anfang und das Ende der Mondfinsternisse, — sind in Leipziger mittlerer Zeit ausgedrückt.

Das Sonnen- oder Planetensystem.

Himmelskörper	mittl. Entfernung von der Sonne in geogr. Meilen	sidirische Umlaufszeit: Jahre	sidirische Umlaufszeit: Tage	Durchmesser in geogr. Meilen	Excentricität der Bahn in geograph. Meilen	Neigung der Bahn gegen die Ekliptik	Kraft in e. Zeitsec., ausgedr. in geogr. Meilen	Fall d. Körper in der 1. Zeitsec., ausgedr. in Fuß
Sonne	——	—	—	192740	——	——	—	
Merkur	8000000	—	88	672	1645000	7° 0′ 6″	$6_{T^0}^{7}$	$17_{T^0}^{4}$
Venus	16348000	—	225	1694	103000	3 23 29	$4_{T^0}^{5}$	$13_{T^0}^{7}$
Erde	20666000	1	—	1720	347000	0 0 0	$4_{T^0}^{3}$	$15_{T^0}^{3}$
Mond	——	—	$27\frac{1}{3}$	454	2500	5 8 48		
Mars	31489000	1	322	893	2935000	1 51 6	$3_{T^0}^{4}$	$7_{T^0}^{4}$
Flora	45529000	3	226	—	7018000	5 53 4	$2_{T^0}^{7}$	—
Vesta	48803000	3	230	66	4324000	7 7 38	$2_{T^0}^{7}$	—
Iris	49200000	3	284	—	11313000	5 28 16		—
Hebe	50134000	4	1	—	10375000	14 47 6	$2_{T^0}^{6}$	—
Asträa	53222000	4	50	—	9988000	5 19 18		—
Juno	55168000	4	132	300?	14100000	13 2 10	$2_{T^0}^{6}$	—
Ceres	57263000	4	224	340?	4391000	10 36 56	$2_{T^0}^{5}$	—
Pallas	57298000	4	225	450?	13867000	34 35 49	$2_{T^0}^{5}$	—
Metis	49303000	3	250	—	6054000	5 35 30	$2_{T^0}^{6}$	—
Jupiter	107521000	11	315	19307	5183000	1 18 52	$1_{T^0}^{7}$	40
Saturn	197129000	29	167	15518	11058000	2 29 36	$1_{T^0}^{3}$	$19_{T^0}^{4}$
Uranus	396423000	84	6	7472	18473000	0 46 28	1	$15_{T^0}^{5}$
Neptun	623311000	167	182	10000	5610000	1 47 0	$\frac{7}{T^0}$	$31_{T^0}^{7}$

Abkürzungen.

A. N. Aufgang Nachmittags.	U. N. Untergang Nachmittags.	U. Uhr
A. V. Aufgang Vormittags.	U. V. Untergang Vormittags.	St. Stunden
☉ Sonne; ☾ Mond. ° Grad; ′ Minuten; ″ Secunden.		M. Minuten.

Genealogie.

I. Das königlich sächsische Regentenhaus in seinen jetzt lebenden Gliedern.

König: **Friedrich August**, geb. den 18. Mai 1797, erklärt von seinem Oheim, dem König Anton, zum Mitregenten am 13. Septbr. 1830, folgte diesem den 6. Juni 1836, verm. 1) d. 7. Oct. 1819 mit Karoline, Erzherzogin v. Oesterreich, Tochter Kaiser Franz I., geb. d. 8. April 1801, † d. 22. Mai 1832; 2) d. 24. April 1833 mit Marie, Prinzessin von Baiern, Tochter König Maximilian's, geb. den 27. Jan. 1805.

Geschwister des Königs: 1) Marie Amalie Friederike Auguste, geb. d. 10. Aug. 1794. 2) Marie Ferdinande Amalie, geb. den 27. April 1796, verm. den 6. Mai 1821 mit Ferdinand III., Großherzog zu Toscana, Wittwe seit dem 18. Juni 1824. 3) Johann Nepomuck Maria Joseph, königl. Prinz und Herzog zu Sachsen, geb. d. 12. Dec. 1801, verm. d. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguste, Prinzessin von Baiern, Tochter König Maximilian's, geb. den 13. November 1801. Kinder: a) Marie Auguste, geb. den 22. Jan. 1827. b) Friedrich August Albert, geb. den 23. April 1828. c) Marie Elisabeth, geb. d. 4. Februar 1830. d) Friedrich August Georg, geb. d. 8. August 1832. e) Marie Sidonie, geb. d. 16. Aug. 1834. f) Anna Marie, geb. d. 4. Jan. 1836. g) Margarethe Karoline, geb. d. 24. Mai 1840. h) Sophie Marie Friederike, geb. d. 15. März 1845.

Des Königs Friedrich August († d. 5. Mai 1827) hinterlassene Prinzessin Tochter: Marie Auguste Nepomucena Antonie Franziska Xaveria Aloysia, geb. d. 21. Juni 1782.

Des Prinzen Maximilian Maria Joseph († d. 3. Jan. 1838), Vaters des jetzigen Königs, hinterl. Frau Wittwe: Marie Louise Charlotte, Prinzessin von Lucca, Tochter des Erbprinzen von Parma, nachherigen Königs v. Etrurien, geb. d. 1. Oct. 1802.

II. Das großherzogliche Haus Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog: **Karl Friedrich**, geb. den 2. Februar 1783, folgte d. 14. Juni 1828 seinem Vater, dem Großherzoge Karl August, verm. d. 3. August 1804 mit Marie Paulowna, Großfürstin v. Rußland, geb. den 16. Febr. 1786. Kinder: 1) Marie Louise Alexandrine, geb. den 3. Febr. 1808, verm. den 26. Mai 1827 mit Karl, Prinz v. Preußen. 2) Marie Louise Auguste Katharine, geb. d. 30. Sept. 1811, verm. den 11. Juni 1829 mit Wilhelm, Prinz von Preußen. 3) Karl Alexander August Johann, Erbgroßherzog, geb. den 24. Juni 1818, verm. d. 8. Oct. 1842 mit Sophie, Prinzessin der Niederlande, geb. d. 8. April 1824. Kinder des Erbgroßherzogs: a) Karl August Wilhelm, geb. d. 31. Juli 1844. b) Marie Anna Alexandrine, geb. d. 20. Januar 1849.

III. Das herzogliche Haus Sachsen-Meiningen.

Herzog: **Bernhard Erich Freund**, geb. den 17. Dec. 1800, folgte seinem Vater, dem Herzoge Georg Friedrich Karl, den 24. Dec. 1803; verm. d. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Christiane,

Prinzessin v. Hessen-Cassel, geb. d. 6. Sept. 1804, regiert seit d. 17. Dec. 1821. Kinder: 1) Georg, Erbprinz, geb. d. 2. April 1826. 2) Auguste Louise Adelheid Karoline Ida, geb. d. 6. Aug. 1843. Schwestern des Herzogs: 1) Adelheid Louise Therese, geb. d. 13. Aug. 1792, verm. d. 11. Juli 1818 mit Wilhelm, König von Großbritannien, Wittwe seit d. 20. Juni 1837. 2) Ida, geb. den 25. Juni 1794, verm. den 30. Mai 1816 mit Karl Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

IV. Das herzogliche Haus Sachsen-Altenburg.

Herzog: **Georg** Karl Friedrich, geb. den 24. Juli 1796, folgte seinem Bruder, dem Herzog Joseph am 30. Nov. 1848, verm. d. 7. Oct. 1825 mit Marie, Prinzessin v. Mecklenburg-Schwerin, geb. den 31. März 1803. Kinder: 1) Ernst Friedrich Paul, Erbprinz, geb. d. 16. Sept. 1826. 2) Moritz Franz Friedrich, geb. d. 24. Oct. 1829.

V. Das herzogliche Haus Sachsen-Coburg-Gotha.

Herzog: **Ernst**, geb. den 21. Juni 1818, folgte seinem Vater, dem Herzoge Ernst den 29. Januar 1844, verm. den 3. Mai 1842 mit Alexandrine Louise Amalie, Prinzessin von Baden, geb. d. 6. Dec. 1820. Bruder: Albrecht Franz August, geb. d. 26. Aug. 1819, verm. den 10. Febr. 1840 mit Victoria, Königin von England.

Anhalt-Bernburg. Herzog: **Alexander** Karl, geb. d. 2. März 1805, reg. seit d. 24. März 1834.

Anhalt-Dessau. Herzog: **Leopold** Friedrich, geb. d. 1. Octbr. 1794, reg. s. d. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nicolaus, Erbprinz, geb. d. 29. April 1831.

Baden. Großherzog: Karl **Leopold** Friedrich, geb. d. 29. Aug. 1790, reg. s. d. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. d. 15. Aug. 1824.

Baiern. König: **Maximilian** II. Joseph, geb. d. 28. Nov. 1811, reg. s. d. 21. März 1848, verm. d. 12. Oct. 1842 mit Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen. — Ludwig, Kronprinz, geb. d. 25. August 1845.

Belgien. König: **Leopold** I. Georg Christian Friedrich, geb. d. 16. Dec. 1790, reg. s. d. 21. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, Herzog von Brabant, geb. d. 9. April 1835.

Brasilien. Kaiser: Dom **Pedro** II., geb. den 2. Decbr. 1825, reg. s. d. 7. April 1831, verm. den 4. Septbr. 1843 mit Prinzessin Therese, Tochter des † Königs Franz I. von Neapel. — N. N., Kronprinz, geb. d. 19. Juli 1848.

Geschwister: 1) Maria da Gloria, s. Portugal. 2) Januaria, geb. d. 11. März 1822, seit 1836 von den Kammern als eventuelle Thronfolgerin anerkannt, vermählt den 28. April 1844 mit dem Grafen Ludwig von Aquila, Prinzen von Neapel und Sicilien (jüngstem Bruder des Königs beider Sicilien), geb. d. 19. Juli 1824. 3) Francisca Karoline, geb. 2. Aug. 1824.

Braunschweig. Herzog: August **Wilhelm** Maximilian Friedrich Ludwig, geb. d. 25. April 1806, reg. s. d. 25. April 1831.

Dänemark. König: **Friedrich** VII. Karl Christian, geb. den 6. Octbr. 1808, zum zweiten Mal verm. den 10. Juni 1841 mit Karoline, Prinzessin v. Mecklenburg-Strelitz (geschieden 30. Sept. 1846.)

England, s. Großbritannien.

Frankreich. Republik.

Griechenland. König: **Otto** I., geb. d. 1. Juni 1815, d. 5. Oct. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit s. dem 1. Juni 1835, verm. d. 22. Nov. 1836 mit Marie, Prinzessin v. Holstein-Oldenburg.

Großbritannien und Irland. Königin: **Victoria** I. Alexandrine, geb. d. 24. Mai 1819, reg. seit dem 20. Juni 1837, verm. den 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl August Emanuel, Bruder des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. d. 26. August 1819. — Albert Edward, Prinz von Wales, geb. d. 9. Novbr. 1841.

Hannover. König: **Ernst August** (früher Herzog von Cumberland), geb. d. 5. Juni 1771, reg. s. d. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. d. 27. Mai 1819, verm. den 18. Febr. 1843 mit Marie, Prinzessin v. Sachsen-Altenburg.

Hessen-Cassel. Kurfürst: **Friedrich Wilhelm** I., geb. 20. Aug. 1802, reg. seit 20. Nov. 1847.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt). Großherzog: **Ludwig** III., geb. d. 9. Juni 1806, reg. s. d. 16. Juni 1848, verm. d. 26. Dec. 1833 mit Mathilde, Prinzessin von Baiern.

Holstein-Oldenburg. Großherzog: Paul Friedrich **August**, geb. d. 13. Juli 1783, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, reg. s. d. 21. Mai 1829. — Nicolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. d. 8. Juli 1827.

Kirchenstaat. Papst: **Pius** IX. (Joh. Mar. Graf v. Mastai-Ferretti), geb. d. 13. Mai 1792, erwählt d. 16. Juni 1846.

Mecklenburg-Schwerin. Großherzog: **Friedrich** Franz Alexander, geb. d. 28. Febr. 1823, reg. s. d. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz. Großherzog: **Georg** Friedrich Karl Joseph, geb. d. 12. Aug. 1779, reg. s. d. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. den 17. Oct. 1819.

Modena. Herzog: **Franz** V. Ferdinand Geminian, geb. den 1. Juni 1819, reg. s. d. 21. Jan. 1846.

Nassau. Herzog: **Adolph** Wilhelm Karl August Friedrich, geb. d. 24. Juli 1817, reg. s. d. 20. Aug. 1839.

Neapel, s. Sicilien.

Niederlande. König: **Wilhelm** III. Alexander, geb. d. 19. Febr. 1817, reg. s. d. 17. März 1849, verm. d. 18. Juni 1839 mit Sophie, Prinzessin von Würtemberg. — Wilhelm, Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. d. 4. Sept. 1840.

Oesterreich. Kaiser: **Franz Joseph**, geb. d. 18. August 1830, reg. seit d. 2. Dec. 1848.

Parma und Piacenza. Herzog: **Karl** III., geb. d. 14. Januar 1823, reg. s. d. 24. März 1849, verm. d. 10. Nov. 1845 mit Louise,

Prinzessin von Frankreich. — Robert Karl, Erbprinz, geb. im Juli 1844.

Portugal. Königin: Donna **Maria** II. da Gloria, geb. den 4. April 1819, verm. d. 9. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Prinzen von Sachsen-Coburg, geb. d. 29. Octbr. 1816, jetzt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. d. 16. Sept. 1837.

Preußen. König: **Friedrich Wilhelm** IV., geb. d. 15. Octbr. 1795, reg. s. d. 7. Juni 1840, verm. d. 29. Nov. 1823 mit Elisabeth Ludovike, Prinzessin v. Baiern, geb. 13. Nov. 1801.

Rußland. Kaiser: **Nicolaus** I., geb. den 6. Juli 1796, reg. seit d. 1. Decbr. 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen, verm. den 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, früher Charlotte, Tochter des † Königs Friedrich Wilhelm III. v. Preußen. — Alexander Nicolajewitsch, Thronfolger, geb. d. 29. April 1818, verm. den 28. April 1841 mit Marie Alexandrowna, Tochter des Großherzogs Ludwig II. v. Hessen-Darmstadt.

Sardinien. König: **Victor Emanuel**, geb. d. 14. März 1820, reg. seit d. 23. März 1849, verm. d. 12. April 1842 mit Adelheid, Erzherzogin von Oesterreich. — Humbert, Kronprinz, geb. d. 14. März 1844.

Schweden und Norwegen. König: **Oscar** I., geb. d. 4. Juli 1799, reg. s. d. 8. März 1844, verm. den 19. Juni 1823 mit Josephine Eugenie, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg. — Kronprinz: Karl Ludwig Eugen, geb. den 3. Mai 1826.

Sicilien, beide. König: **Ferdinand** II., geb. d. 12. Januar 1810, reg. s. d. 8. Nov. 1830, verm. d. 9. Jan. 1837 mit Therese, Erzherzogin von Oesterreich. — Franz, Kronprinz', geb. den 16. Jan. 1836.

Spanien. Königin: **Isabella** II. Marie Louise, geb. 10. October 1830, als Königin procl. d. 2. Oct. 1833, verm. d. 10. Oct. 1846 mit Franz, Infant von Spanien, jetzt König, geb. d. 13. Mai 1822.

Toscana. Großherzog: **Leopold** II. Johann Joseph, geb. d. 3. Oct. 1797, reg. s. d. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann, Erbgroßherzog, geb. d. 10. Juni 1835.

Türkei. Großsultan: **Abdul-Medschid**, geb. d. 6. Mai 1823, reg. s. d. 1. Juli 1839.

Würtemberg. König: **Wilhelm** I. Friedrich Karl, geb. d. 27. Sept. 1781, reg. s. d. 30. Oct. 1816, verm. d. 15. April 1820 mit Pauline, Tochter des Herzogs Ludwig Friedrich von Würtemberg. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. d. 6. März 1823.

Die Ahnung.

Nach einer wahren Begebenheit.

Von

Fr. Gerstäcker.

Draußen über die Haide tobte und wetterte der Sturm, heulte durch die blattlosen Baumwipfel der Eichen, und zischte und flüsterte in den dichten Nadeln des benachbarten Schwarzholzes. Der Mond war hinter schweren Wolken verschwunden, trüb und düster lag die Nacht auf der Erde und der Orkan, der sich von den Geistern der Luft die tollen Weisen aufspielen ließ, raste mit der Windsbraut über den weiten Plan, durch Bergesschlucht und einsames Thal, und über die starren, drohenden Felsenkämme der trotzig ihm die Stirn bietenden Gebirgsrücken hin.

So, draußen im Freien — aber fast noch tolleres Spiel trieb er um die Wohnungen der schüchtern zusammengedrängten Menschen. Hui! — wie das um die Giebel pfiff und splitterte, wie die Windfahne auf dem alten Pastorhause kreischte und knarrte, daß selbst der hoch und altergrau daneben aufstarrende Schornstein den Lärmen endlich satt bekam, und bald links in den dunkeln Hof, bald rechts in den feuchten Garten hinunter sah, als ob er nur noch nicht recht wisse, in welchen von beiden er zuerst kopfüber hinein springen solle. Wie's an den alten morschen Fensterrahmen riß und klapperte, und seine Kraft an den breitästigen Birn- und Aepfelbäumen versuchte, die schon so lange Jahre dem Sturme getrotzt und sich jetzt, bei den erneuten Angriffen, nur noch immer fester und hartnäckiger mit den weitgespreizten Wurzeln in die Erde hineinklammerten.

Viele viele Stunden lang trieb er's so, und vergebens hatten die wetterschwangeren Wolken schon oft versucht, sich in einzelnen Fluthengüssen zu erleichtern, wie es wohl ein bedrängtes Schiff thut, das seinen Ballast über Bord wirft, um die leewärts drohende Küste zu verlassen; der wachsende Orkan schleuderte ihnen stets neue wasserschwere Nebelberge entgegen, und jagte die zürnenden wild und toll durch einander in entsetzlicher Fröhlichkeit.

Bei solchem Wetter, wo die Natur in ihrer ganzen großartigen Furchtbarkeit ersteht, drängen sich die armen schwachen Menschen-

kinder am liebsten in freundlicher Traulichkeit zusammen, und von sicheren Wänden geschützt, unter Dach und Fach, dem brausenden Nord wie dem kalten Regen entzogen, lauschen sie nur manchmal in ängstlicher Stille zum Fenster hinüber, wenn der Sturm einen neuen Akord in seine dröhnende Aeolsharfe greift, und das feste Gebäude vielleicht vor dem markdurchschauernden Ton bis in seine innerste Tiefe hinein erbeben macht.

So still und traulich war's auch im kleinen behaglichen Studirzimmerchen des wackern Pastor Barrenkamp, der mit seiner Frau, dem Schulmeister einem Universitätsfreund des Pastors, und dem Rittergutsverwalter, einem alten wettergebräunten Oekonomen, um den schweren eichenen Tisch saß und bei einer guten Tasse Warmbier das Unwetter draußen so wenig als möglich zu beachten schien. Nur manchmal, wenn der Wind die Backen ein bischen gar zu voll genommen und irgend ein krachender Stamm des dicht an den Garten grenzenden Waldes seine gewaltige Kraft verrieth, stand Barrenkamp wohl auf, ging an's Fenster, schob den Vorhang zurück, nahm die Pfeife einen Augenblick aus dem Munde, und schaute, das schwarze Sammetkäppchen fest an die kalte behauchte Scheibe gedrückt, in die rabenfinstere Nacht hinaus.

Es war während einer solchen Pause, denn das Gespräch stockte in dem Fall gewöhnlich auf einige Minuten und die kleine Gesellschaft horchte ebenfalls nach dem Kampf der aufgeregten Elemente hinüber, als der Verwalter langsam seine ausgetrunkene Tasse niedersetzte und mit leiser, fast ängstlicher Stimme sagte:

„Sie haben ganz recht gethan, Frau Pastorin, daß Sie sich heute einmal ausnahmsweise in des Herrn Pastors warmgelegenes Studirstübchen geflüchtet; da drüben in der großen Eckstube muß bei solchem Sturme ein keineswegs freundlicher Aufenthalt sein — draußen freilich ist's noch schlimmer; der Wind pfeift sich ordentlich sein Stückchen und es kommt Einem wahrhaftig manchmal sogar vor, als ob man einzelne Worte und Redensarten verstände — möchte heute nicht über den Kirchhof gehen."

„Nicht über den Kirchhof?" wiederholte, sich lächelnd nach ihm umwendend, der Pastor, „Sie fürchten sich doch nicht etwa, Verwalterchen? ei, ei, ein Mann in Ihren Jahren —"

„Mein bester Herr Pastor," meinte der Verwalter und rückte auf seinem Stuhle hin und her, „von fürchten kann bei mir wohl keine Rede sein, ich bin kein böser Mensch und — glaube nicht an Gespenster, wovor sollte ich mich also fürchten, aber —"

„Aber" lachte die Hausfrau und schaute mit einem schelmischen Blicke zu ihm auf, — „aber? der Herr Verwalter lassen sich noch eine Hinterthür offen."

„Ei, ich meinte nur was das Kirchhofgehen betraf," erwiederte gutmüthig der alte Mann — „ich weiß ebensowohl wie jeder Andere, daß die Todten sanft da unten, unter ihrer warmen Decke ruhen

und Nachts nicht wieder herauf kommen werden, um sich auf die kalten Hügel zu setzen und hinter den weißen Steinen Versteckens zu spielen, aber ich vermeide auch gern jede unnütze Aufregung, die mir nachher immer nur Kopfschmerz und Unwohlsein verursacht. — Es hat etwas Unbehagliches für mich, mir in dem schwachen Dämmerlicht aus wehenden Trauerweiden und Büschen, die bleiche Steine halb überdecken, Gestalten mit weißen Gewändern und ringenden Händen herauszufinden, und ich mag mich nicht in einem fort umsehen, weil ich jeden Augenblick darauf schwören wollte, es käme Jemand hinter mir drein. Ebenso ungern, und aus eben dem Grunde, sitze ich Abends allein in einem Zimmer und mit dem Rücken einer Thüre zugedreht, die halb offen oder angelehnt ist. Ich weiß dabei recht gut, daß sich Niemand im andern Zimmer befindet, also auch Niemand von da zu mir herein kann, und dennoch läßt es mir, wunderlicher Weise, keine Ruhe; ich muß mich entweder herumsetzen, oder die Thüre schließen."

„Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft, und die gaukelt Ihnen da allerlei seltsame Dinge vor," fiel hier die Pastorin ein, „Sie denken sich in dem Augenblick vielleicht etwas recht Entsetzliches oder Graußliches, und das stört, wenn es auch nicht wirklich eintreffen kann, doch für kurze Zeit Ihre sonstige Ruhe."

„Ih nun, mit der Einbildungskraft dürfen wir am Ende so etwas nicht einmal alleine entschuldigen," meinte kopfschüttelnd der Schulmeister, „Einbildungskraft schreiben wir doch sonst schon einem ausgebildeteren Geiste zu und dasselbe Gefühl, das Ihnen der Herr Verwalter vorhin geschildert, finden Sie nicht selten bei dem geringsten Drescher, der sein Hirn den ganzen Tag über mit nichts weniger martert, als mit Gedanken und Ideen. Ich habe mir nach meiner schlichten Weise die Sache immer so versucht auszulegen: etwas Uebernatürliches gibt's doch, das können und dürfen wir nicht leugnen, wo das nun — uns versteht sich unbewußt, weil unsere Sinne zu grob und rauh sind, es zu verstehen und zu erkennen — in unsere Nähe kommt, da läuft uns, wir wissen selbst nicht weshalb, eine sogenannte Gänsehaut über den ganzen Leib. Daher kommt auch wahrscheinlich die Sage von den Ahnungen, denn was ich meine, ist eben nichts weiter als eine Ahnung überirdischer Kräfte."

„Die wir auch um Gotteswillen nicht ableugnen wollen," sagte die Pastorin und wurde auf einmal ganz still und ernst, „ich dächte wir hätten davon ein Beispiel in unsrer eignen Familie."

„In Ihrer eignen Familie?" frug der Verwalter rasch.

„Meine Frau bildet sich's wenigstens ein," meinte der Pastor kopfschüttelnd; „die Sache klingt freilich ganz abenteuerlich, hat aber sicher eine sehr natürliche Lösung."

„Die aber bis jetzt noch kein Mensch gefunden hat," flüsterte die Frau; „es ist meiner eignen Mutter wiederfahren, und ich habe es nicht allein aus ihrem Munde, sondern auch die Bestätigung, wenn

es deren überhaupt bedurft hätte, oft von meiner Tante gehört, die als Kind dabei gewesen war, und sich der einzelnen Umstände noch recht gut erinnerte."

„Und wären Sie wohl so freundlich, uns die Geschichte mitzutheilen?" frug der Verwalter und rückte seinen Stuhl etwas näher zum Tisch; „es wäre möglich, daß ich durch etwas Aehnliches die Existenz solcher Ahnungen ebenfalls zu bekräftigen vermöchte."

„Die Sache ist einfach genug," erzählte die Pastorin; „wir waren unser drei Geschwister, ich, ein älterer Bruder und noch eine jüngere Schwester, und die Großmutter vor etwa acht Wochen gestorben, als meine Mutter, die sich allerdings damals noch in einem sehr aufgeregten Zustande befand, träumte, sie schaute am hellen Nachmittag aus dem Fenster. Da ging die Hofthür auf und herein kam, in demselben Kleide wie sie im Sarg gelegen, ihre Mutter, schritt langsam durch den ganzen Hof und stieg dann die Leiter hinauf, die zu dem Heuboden führte.

„Wie man nun so im Traume ist, so scheint auch meine Mutter gar nichts Außerordentliches in dem Wiederkommen der Todten gesehen zu haben, nur daß diese, was sie im Leben nie gethan, auf den Heuboden stieg, fiel ihr auf. Trotzdem sprach sie kein Wort und die Mutter kam denn auch bald wieder zurück und hatte ein Heubündel unter dem Arm. Damit stieg sie die halbe Leiter hinunter, blieb plötzlich stehen, drehte dann wieder um und holte sich noch ein zweites.

„Ei um Gott, Mutter," rief die Träumende da, und streckte die Arme nach ihr aus, „ist denn das eine nicht genug?

„Ja," sagte die Todte und stieg langsam nieder, „ich bringe Dir das andere wieder zurück" — und aus der Hofthür verschwand sie, wie sie gekommen.

„Mein damals etwa vierzehnjähriger Bruder war ein ausgezeichneter Harfenspieler, und übte sich besonders in jener Zeit Tag und Nacht, um es zu noch immer größerer Fertigkeit zu bringen, hatte er sich aber wohl darin übernommen, oder lag der Keim der Krankheit schon in ihm, kurz, wenige Tage nach diesem Traume wurde er, sonst ein kräftiger, gesunder Knabe, krank, und sah sich bald durch das bitzigste Nervenfieber auf sein Lager geworfen. Fünf Tage später legte ich mich ebenfalls mit demselben Uebel, mein Bruder aber starb am neunten Tage, und in dem Augenblicke, wo er im Todeszucken lag, rissen plötzlich alle Saiten seiner Harfe. — Mich brachte die Großmutter wieder — ich genas nach kurzer Zeit."

„Die Harfe hat hinter dem Ofen gestanden," brach der Pastor rasch eine feierliche Pause; „das Gestell kann sich gezogen haben und da mußten wohl die Saiten mit einem Male springen."

„Die Erklärung mag wohl ganz gut und natürlich klingen," sagte der Schulmeister endlich, „ich sehe aber wirklich nicht ein, weshalb wir uns Alles natürlich erklären müssen — Du lieber Gott, unser Aller Leben ist so arm, so entsetzlich arm an jeder Poesie, daß

ich denken sollte, es hätte sogar etwas Wohlthuendes, einmal einen Gegenstand zu finden, den man nicht recht begreifen kann. Ich weiß mich noch recht gut daran zu erinnern, wie ich als Kind fest und heilig glaubte, der Storch bringe die Kleinen, und das Christkindchen die schönen Sachen zu Weihnachten; wie ich mich vor dem Knecht Ruprecht fürchtete und die heiligen drei Könige ehrfurchtsvoll anstaunte — und einmal im Theater — der Abend wird mir unvergeßlich bleiben, da sah ich ein Stück, das hieß die Kreuzfahrer, und etwas derartiges war mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Ich weinte und lachte den ganzen Abend und träumte ein volles Jahr von weiter nichts, als tapfern edeln Rittern, braven Türken, unglücklichen Türkenmädchen und bösen Aebtissinnen. Das Stück übte auch merkwürdiger Weise einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf mein künftiges Leben aus; ich schwärmte für die altadeligen Geschlechter der tapfern Ritter und bekam einen ordentlichen Haß auf die katholische Religion, die den Mißbrauch der Klöster dulden konnte.

„Jetzt ist das ganz, ganz anders geworden — ich halte die Störche für sehr gewöhnliche Zugvögel, die von Fröschen und anderem Zeug leben, und sich keineswegs mit Kindertransport beschäftigen — den sogenannten heiligen Christ habe ich diverse Male selbst machen müssen, und deshalb gegründete Ursache an seiner Heiligkeit zu zweifeln; ebenso den Knecht Ruprecht, wobei ich gleichzeitig und höchst trauriger Weise allen Respekt selbst vor den heiligen drei Königen verloren; und was das Theater anbetrifft, so gaben sie, als ich im vorigen Jahre zum letzten Male in Hamburg war, dort zufällig dasselbe Stück und die Erinnerung an meine Kindheit trieb mich hinein. — Ich wollte, ich wäre nicht gegangen, denn als ich wieder heraus kam, — und ich sollte mich eigentlich schämen es zu gestehen — habe ich großer erwachsener Kerl geweint, bittere, große Thränen geweint, und weshalb? weil ich durch meine Neugierde ein kleines Heiligthum muthwillig gestört hatte, das mein Herz seit seiner Jugendzeit in seiner innersten Zelle still und heilig genährt — weil ich das muthwillig und mit roher Hand jetzt von mir gerissen sah was mich so viele, viele Stunden mit froher geheimnißvoller Lust erfüllt. Die hohen schattigen Palmen, die mir bis dahin noch immer vorgeschwebt, schrumpften zu Pappdeckeln mit hölzernen Stützen zusammen, — jener Zweikampf, an den ich oft mit stillem Schauder zurückgedacht, wurde zu einem gewöhnlichen Hämmern auf Blechschilde, — der alte ehrwürdige Emir — in der einen Scene fiel ihm der Bart ab, und das ganze Publikum lachte, während mir die Thränen in die Augen traten — die fürchterliche Aebtissin — war die Frau meines freundlichen Wirths, eine treffliche brave Seele, die sich noch an demselben Nachmittag erst so theilnehmend erkundigt hatte, wie es all' den Meinigen zu Hause ging — die Frau konnte unmöglich ein Böse-wicht sein; und nun erst die Knappen und Ritter, die früher einen

solchen Eindruck auf mich gemacht, — wie hölzern sie dastanden und wie ungelenk — ach, mein schöner Jugendtraum, wie bös, wie häßlich war der zerstört worden, und wie viel besser wäre es gewesen, wenn ich keine natürliche Erklärung für all den süßen Zauber gefunden hätte!"

„Es läßt sich auch nicht Alles natürlich erklären," sagte der Verwalter ernst und stopfte sich dabei langsam den hohen Maserkopf mit dem vor ihm liegenden Tabak — „und wenn man's noch so gern erklären möchte und wollte. Ich selbst habe zum Beispiel etwas erlebt, was so wunderbar und märchenhaft klingt, daß ich es selten erzähle — es glaubt mir's Niemand, und es thut mir nachher weh, wenn etwas bespöttelt wird, das — heiliger Gott, wie das wieder rast und tobt, man sollte glauben, es schüttelte die alte Erde aus den Aren — das mir selbst so allgewaltig in's Leben gegriffen hat."

„Sie scheinen mich für einen total Ungläubigen zu halten, lieber Verwalter," sagte der Pastor freundlich, „darin thun Sie mir aber Unrecht, — das vertrüge sich auch nicht einmal mit meiner Stellung, mit meiner Religion. Auch von Gott ward uns ja weiter nichts, als in sinnbildlichen Uebertragungen eine Ahnung seines Wesens, und was Anderes als Ahnung einer höhern Welt ist es, wenn uns bei frommen, erhebenden Choralgesang die Seele in süßer unbegriffener Lust zusammenschauert. Ich glaube an Ahnungen, möchte sie aber nur von den gewöhnlichen Vorbedeutungen geschieden sehen."

„Vorbedeutungen — Ahnungen! —" sagte der Verwalter kopfschüttelnd, und hielt dabei den brennenden Fidibus auf die Pfeife, ohne jedoch den Blick zu erheben, der sich von da an fest und unbeweglich in die eine Zimmerecke heftete, „das sind am Ende nur immer verschiedene Worte für ein und dieselbe Bedeutung — doch zu meiner Erzählung, aus der sich Jeder seinen Schluß selber ziehen mag, denn ich selbst kann nichts weiter als die Thatsachen geben. Es war nach dem letzten Kriege; — mein Bruder Carl, ein tüchtiger, stattlicher Bursche, hatte sich auch anwerben und später nie wieder etwas von sich hören lassen. Bei Leipzig wollten sie ihn zuletzt gesehen haben; bis dahin dienten wenigstens Landsleute aus demselben Ort, in dem nämlichen Regiment mit ihm, und er ließ mich auch einmal in einem von den Briefen grüßen. Nachher blieb er verschollen und zehn Jahre, die ebenfalls verflossen, ohne daß ich die mindeste Nachricht erhielt, nahmen mir endlich den letzten Zweifel, daß er in jener blutigen Schlacht gefallen."

„Nach dieser Zeit, und als der Friede schon lange wieder seine segensreichen Früchte getragen, verwaltete ich in der Nähe von Grimma, eine kurze Strecke von Leipzig entfernt, ein Gut, schaffte im Juni meine Wolle in die Stadt, zum dort gehaltenen Markte, verkaufte sie, und schickte, weil ich noch bei Thräna einen Freund besuchen wollte, den Wagen von dort aus allein voraus. Dort kam das Gespräch, ich weiß jetzt selbst eigentlich nicht mehr recht wie, auf

die frühere Kriegszeit und auf unsere gefallenen Freunde und Brüder, wobei ich äußerte, wie schmerzlich es doch für die Hinterbliebenen sein müsse, nicht einmal zu wissen, wo die geliebten Todten begraben lägen und ob sie überhaupt ein ehrliches Soldatengrab bekommen hätten."

„Du lieber Gott," meinte hierauf mein Freund, der dortige Förster, „da ist wohl Mancher Wochen lang im lieben Walde liegen geblieben, oder, was noch schlimmer ist, mit der ganzen Masse in eine große Grube geworfen, und wie Viele wurden noch vorher von den Kosaken und — anderem Volk — geplündert und gemißhandelt — ich sage Dir, Bernhard, ich habe da schauerliche Dinge mit angesehen. Ich erinnere mich noch an einen armen Teufel, dem hatten sie drei Kugeln in die Brust geschossen und er lebte immer noch. Von den Unsern waren dabei Leute hinausgeschickt, die Gebliebenen aus dem Wege zu schaffen und in ein Loch zu werfen; die aber natürlich, bei denen sie noch Leben fanden, die legten sie bei Seite, bis sie fertig waren, und dann konnten sie gewöhnlich bei denen wieder von vorn anfangen. Der Verwundete nun, der unter einer Eiche lag, streckte die Hand nach mir aus und bat mich, ihm zu helfen — lieber Gott, was konnte ich für ihn thun — die Zunge klebte ihm schon am Gaumen und er brachte kein Wort mehr über die Lippen; selbst einen Trunk Wasser, den ich ihm reichte, vermochte er nicht mehr hinunterzuschlucken. Während ich ihn noch im Arme hielt, holte er seinen letzten Athemzug, und als ich ihm die Uniform aufriß, nach seiner Wunde zu sehen, fiel er, eine Leiche, zurück. Auf der bloßen Brust fand ich aber einen Ring, den ich zum Andenken mitnahm und den armen Teufel dafür draußen am Waldesrand, etwa eine Stunde von hier, und nicht weit von dort, wo jetzt der Fußpfad in die große Straße einläuft, warm und weich in die Erde bettete."

„So lautete seine Erzählung, und er wollte mir den Ring, noch ehe ich fortging, zeigen, bald nachher kamen wir aber auf ein anderes Gespräch und vergaßen ihn. Gegen Abend endlich — denn ich hatte nun noch volle drei Stunden zu marschiren und der Mond ging etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang auf — nahm ich Abschied von meinem Freunde und machte mich, nachdem er mir einen nähern Pfad durchs Holz gezeigt, auf den Heimweg."

„Die Sonne sank eben hinter den Wipfeln nieder, als ich ausmarschirte, und im Walde dämmerte es schon; meinen Pfad konnte ich aber nichtsdestoweniger deutlich genug erkennen, und schritt rüstig darauf vorwärts, bis ich von fern das hellere Licht des offenen Feldes durch die Bäume schimmern sah; — bald darauf erreichte ich die äußerste Grenze des Waldes und vor mir, vielleicht noch eine Viertelstunde entfernt, lief die Chaussee, die sich ganz genau an den Pappeln unterscheiden ließ. Ich überflog die ausgedehnte Fläche mit meinem Blick, um nach den nächsten Thürmen genau die Stelle

bestimmen zu können, wo ich mich eigentlich befand, als ich in gar nicht großer Entfernung und mitten auf einer kleinen feuchten Wiese einen einzelnen Menschen, und als ich näher hinsah, einen Soldaten erkannte, der hier allem Anschein nach und mit dem Gewehr im Arme, Schildwache stand."

„Was um des Himmels willen," dachte ich so bei mir selber, „macht nur der einzelne Posten hier, mitten auf dem Felde — die Früchte sind doch noch nicht reif, und der Klee — hm, das muß ein Forstschutz sein, — hat sich aber einen sonderbaren Platz dazu gewählt."

„Der Mann stand still und regungslos und ich blieb ebenfalls einen Augenblick stehen und schaute nach ihm hinüber — er rührte sich nicht, und die Uniform fiel mir jetzt auf, die er trug. So viel ich in der immer zunehmenden Dämmerung erkennen konnte, gehörte sie keineswegs nach Sachsen, war auf jeden Fall von der sehr verschieden, die ich sonst zum Forstschutz verwendet gesehen, und der Tschacko — ein Schauer lief mir unwillkürlich über den Leib, als ich zu dem Gesicht des Posten aufschaute — der Tschacko saß in der richtigen Entfernung zu dem Kopf, aber der Kopf? — das matte Licht mußte mich jedenfalls täuschen, denn gerade wo ich stand, konnte ich deutlich durch die Stelle durch, wo doch sein Gesicht hätte sein müssen, das dahinter durchschimmernde Grün der Wiese erkennen."

„Lächerlich," murmelte ich, aber leise vor mich hin, — „daher entstehen so viele Geister- und Gespenstergeschichten, daß uns irgend ein ungewisser Lichtschein oder eine Brechung der Strahlen, ja vielleicht der aufsteigende feuchte Dunst der Erde, wunderliche Geschichten vorspiegelt, die sich nachher, wenn man näher hinzugeht, auf die natürlichste Art von der Welt erklären. Wäre jetzt an meiner Stelle irgend ein furchtsamer Bauerjunge den Weg gekommen, und sein Blick dorthin gefallen, wer weiß, ob er nicht in voller Angst und vor lauter Entsetzen die Flucht ergriffen und daheim dann erzählt und beschworen hätte, er habe auf dem frühern Schlachtfelde einen fremden Soldaten ohne Kopf Schildwache stehen sehen — ich muß nur näher hingehen und mich selber davon überzeugen —"

„Gerade dort, wo ich mich befand, lief ein nicht tiefer Graben am Rand der Holzung hin, den ich vorher überspringen mußte, er war übrigens schmal und auf der andern Seite desselben führte ein grüner Rain in ziemlich genauer Richtung der Stelle zu, wo die wunderliche Wache stand. Ohne weiteres Ueberlegen — denn ich ging nicht einmal viel um, da ich von dort aus die Chaussee eben so rasch erreichen konnte — schritt ich jetzt auf den Mann zu und hielt dabei, des Wegs nicht weiter achtend, den Blick fest und unverwandt auf seine, dunkel gegen das lichter dahinter liegende Grün abstechende Gestalt geheftet. Das Bandelier zog sich ihm, wie ich deutlich erkennen konnte, weiß und hell über die Brust und jetzt kam es mir auch

vor, als ob die Umrisse seines Kopfes, ja seine Gesichtszüge klarer und deutlicher hervorträten.

„Guten Abend, Kamerad!" sagte ich endlich, als ich schon in mehr als Rufes Nähe von ihm war — „ist ein kühler Posten hier, und abgelegen vom Wald, — weshalb so spät noch draußen? — wird der Holzdiebstahl hier so arg getrieben?

„Der Soldat antwortete nicht, und ich hätte darauf schwören wollen, er sei noch vor wenigen Sekunden mitten in der kleinen Wiese gewesen, auf der ich mich jetzt befand, und nun stand er doch, wie sich gar nicht verkennen ließ, in dem benachbarten Sturze, und ein gutes Stück weiter von mir entfernt. Wieder überkam mich jenes eigenthümliche fröstelnde Gefühl, über das ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte, doch war ich entschlossen, den wunderlichen Soldaten zum Antworten zu bringen und ging jetzt mit noch schnelleren Schritten als vorher auf ihn zu."

„Sie glauben mir vielleicht nicht, wenn ich es Ihnen sage, aber dennoch kann ich Sie heilig versichern, daß ich nicht im Stande war, den Schattenmann zu erreichen — deutlich genug sah ich ihn vor mir, und wenn er auch kein Glied regte, weder Fuß noch Arm, dennoch rückte er aus einem Feld in's andere und es blieb mir zuletzt gar kein Zweifel mehr, daß ich es mit einem keineswegs körperlichen Wesen zu thun hatte."

„Und konnte das ein Gebild meiner erregten Phantasie sein? — war es möglich, daß ich die Conturen der jetzt, trotz der Dämmerung immer noch genau erkennbaren Gestalt nur träume oder denke? Ich blieb plötzlich stehen und hielt den Blick fest und unverwandt auf die Figur geheftet. Da verschwammen die Umrisse mehr und mehr mit dem, jetzt dunkel dahinter lagernden Feld — zuerst verschwand der Tschako — die Uniform — ich sah nur noch das blitzende Gewehr, das Bandelier, die helleren Beinkleider — auch diese wurden immer undeutlicher — das Alles zog sich wie ein leichter, wehender Nebel in den feuchten Grund — der Körper, wenn es überhaupt ein Körper gewesen, lief flüssig, in luftigen Hauchen aus einander, und zuletzt war gar nichts mehr zu erkennen —. Doch nein, das weiße Bandelier stach noch immer scharf und deutlich gegen den düstern Hintergrund ab — ich konnte deutlich die Kappe sehen, in der das Seitengewehr hing. — War denn auch das Täuschung? — wenigstens davon wollte ich mich noch überzeugen, denn wenn ich auch unbeweglich wohl zehn Minuten auf meiner Stelle stehen blieb, der Schein des Bandeliers regte sich ebenso wenig, und hing, wie es fast aussah, von einer unsichtbaren Gewalt getragen, in der Luft."

„Je näher ich kam, desto deutlicher ließ es sich unterscheiden, und schon stand ich, kaum noch fünf Schritt davon entfernt, als ich —"

„Herr Gott — was war das?" rief die Frau plötzlich und fuhr erschreckt auf — der Verwalter schwieg und selbst der Pastor warf einen flüchtig scheuen Blick im Zimmer umher.

„Was hast Du denn?“ sagte er dann und versuchte zu lächeln, — „Du jagst Einem ja ordentlich Schreck ein.“

„Hörtest Du nichts?“ sagte die Frau und sah leichenblaß aus, — „mir war es, als ob Jemand um Hülfe schrie —“

„Die erregte Einbildungskraft,“ beruhigte sie der Schulmeister, „wir haben Alle ein gutes Gehör, Frau Pastorin, verlassen Sie sich darauf, hätte wirklich Jemand gerufen, es wäre uns nicht entgangen — die Erzählung hat Ihre Nerven aufgereizt, das unbedeutendste Geräusch erschreckt uns dann; — bitte, Herr Verwalter, fahren Sie fort.“

Der Pastor war aufgestanden und wischte mit seinem Taschentuch den Hauch von dem Fenster, um hinaussehen zu können; bei dem augenblicklichen Schweigen hörten sie, wie der Regen polternd gegen die Scheiben klapperte und draußen auf dem gepflasterten Hofe laut und klatschend aufschlug. Der Verwalter, welcher während der ganzen Unterbrechung — die übrigens nicht so lange gedauert, als ich hier gebraucht, sie zu beschreiben — seine Stellung kaum so weit verändert, daß er bei dem ersten Ruf den Kopf etwas erhob, jetzt aber wieder eben so still und in seinen Gedanken verloren in dieselbe Ecke starrte als vorhin, fuhr augenscheinlich mehr mit sich selbst sprechend, wie zu den Andern gewandt, mit leiserer Stimme als vorher also fort:

„Fünf Schritt mochte ich noch davon entfernt sein, als ich erst in diesem hellen Bandelier weiter nichts wie — einen einfachen Streifen weißen Sandes erkannte, der sich hier, von dunkler Erde und hohem Grase umgeben, vielleicht zwei Schritt lang auf dem Boden herzog. Aber — ich berührte ihn mit dem Fuße — die Stelle war erhöht, selbst das immer mehr schwindende Licht warf noch seinen letzten düstern Schein über den kleinen flachen Hügel. — Es war ein Grab und hier unten — wie mit einem elektrischen Schlage durchzuckte es meinen ganzen Körper — viele Minuten stand ich, meiner selbst kaum mächtig, auf der einsamen Stelle. — Plötzlich — ich konnte mir im Anfang nicht einmal Rechenschaft darüber geben — raffte ich mich empor und floh, so schnell mich meine Füße trugen, zu meinem Freund, dem Förster zurück.“

„Der Ring, der Ring — das war der einzige Gedanke, den ich mit Bewußtsein festhalten konnte — der Ring des todten Soldaten, und bleich und athemlos erreichte ich bald darauf sein Haus wieder. Er erschrak, als er mich in diesem Zustande sah, — er wollte —“

Der Verwalter schwieg plötzlich, stand auf, ging zum Fenster und trat von diesem wieder zum Tisch zurück.

„Und der Ring?“ frugen der Pastor und Schulmeister gespannt.

„Weshalb soll ich Sie noch länger mit der genauern Mittheilung quälen,“ erwiederte der Verwalter mit augenscheinlich erzwungener Ruhe — „der Ring war wirklich der meines Bruders — und jenes Grab — sein Grab. Was jene Erscheinung betrifft, so weiß nur

heit, ob sie ein Spiel meiner Phantasie gewesen; doch einerlei, Sie werden begreifen daß ich seit jener Zeit alle Ursache hatte, wenigstens an Ahnungen zu glauben, wenn ich das überhaupt mit diesem Namen belegen darf. — Aber es wird spät, Herr Pastor — Sie wollen wohl auch zu Bette gehen — es ist lange Schlafenszeit, und ich habe noch eine kleine Strecke zu marschiren."

„Sie können doch wahrlich bei dem Wetter nicht fort?" sagte der Pastor rasch, — „es pfeift und heult ja noch draußen um die Kirche herum, als wenn es das alte Gebäude mit der Wurzel aus dem Erdboden zu reißen gedächte — bleiben Sie die Nacht bei uns, das Fremdenstübchen steht bereit, und Sie wissen, es macht auch nicht die mindesten Umstände."

„Danke — danke herzlich," sagte der Verwalter und verbeugte sich leise, — „es geht aber doch nicht; erstlich ist es kaum einen Büchsenschuß weit bis an's Gut und dann muß ich auch morgen früh schon wieder bei der Hand sein, und möchte überdies nicht gern gerade in solcher Nacht das Gut ohne Aufsicht lassen — es ist besser, ich bin bei der Hand, wenn etwas vorfällt. Gehen Sie mit, Schulmeister?"

„Nicht Ihren Weg, ich gehe durchs Hinterpförtchen und habe dann nur einen Sprung bis in mein Haus."

Der Verwalter knöpfte sich seine grüne Pelesche bis oben hinan zu, klappte den Kragen auf, band sich noch zur Vorsicht sein Taschentuch über diesen um den Hals, griff nach Mütze und Hacke, schüttelte Allen herzlich die Hand und verließ, ohne zu gestatten, daß ihm Jemand hinunter leuchte, rasch das Zimmer.

Die drei Leute blieben, als sein Schritt schon lange auf der Treppe verklungen war, noch wohl mehrere Minuten beisammen stehen, und es sah fast so aus, als ob Keiner gern das Schweigen zuerst brechen wollte. Endlich sagte des Pastors Frau mit einem recht aus tiefster Brust heraufgeholten Seufzer:

„Ich wollte, der Verwalter hätte die häßliche Geschichte nicht erzählt — ich weiß nicht — mir wurde so unheimlich dabei — und er sieht auch so still und ernsthaft, als ob das Alles wirklich geschehen, und der Geist seines Bruders ihm leibhaft erschienen wäre — so deutlich und sichtbar steht doch die Geisterwelt auf keinem Fall mit der unsern in Verbindung, und man sollte daher auch so etwas nicht so lebendig und ernsthaft den Leuten ausmalen."

„Auch das läßt sich vielleicht natürlich erklären," sagte der Pastor, mehr wie es schien seiner Frau zur Beruhigung, als weil er selbst wohl das wirklich glaubte, was er jetzt sagte —, „die Erzählung jenes Försters hatte ihn sehr wahrscheinlich aufgeregt, und er dachte an den Bruder — dachte wohl gar, wenn der jener fremde Mann gewesen, dessen Grab da so ganz in der Nähe sein sollte. Dämmerung war es ebenfalls, die dunkeln Abendschatten geben oft einem Strauch, einem Rain, ja einem vor uns hinlaufenden Wagen-

gleis die wunderlichste Gestalt — läßt es sich da nicht denken, daß er, besonders noch von dem weißen schimmernden Sand angelockt, zufällig den kleinen Hügel fand und später die Bestätigung dessen erhielt, was er geahnt? —"

„Geahnt — und da wären wir wieder auf dem alten Punkt" — fiel hier kopfschüttelnd der Schulmeister ein; „die Ahnung kommt zuerst, macht uns unbehaglich und die Imagination muß nachher dem Ganzen die Krone aufsetzen; 's ist ein wunderliches Ding um den menschlichen Geist, aus heiler Haut, mit all seiner gerühmten Festigkeit und Consequenz läßt er sich herauslügen und außer Fassung bringen, und das ganze Nervensystem erbebt nachher, wenn draußen nur etwa ein Besen in der Ecke umfällt, oder die Katze von einem Stuhl herunter springt — ganze Bücher ließen sich schreiben über den Unsinn."

„Unsinn, Schulmeister? —" wiederholte die Frau und sah ihn verwundert an. „Sie sagten doch selbst erst, daß Sie an Ahnungen glaubten. Doch, wie dem auch sei, ich halte es für Unrecht, uns noch dazu in solch wilder Nacht, die Einbildungskraft förmlich muthwillig aufzuregen — ich glaube ich könnte mich jetzt vor meinem eignen Schatten fürchten, und mag mich gar nicht einmal danach umsehen — Frauen sind doch recht ängstliche, nervenschwache Wesen."

„Ach, nicht Frauen allein," meinte der Schulmeister lächelnd, während er ebenfalls nach seinem Käpsel griff und den, schon vor Anfang des Regens zur Vorsorge mitgenommenen dicken, rothbaumwollenen Regenschirm aus der Ecke holte, „Zeit und Umstände müssen das ihrige dazu beitragen und der stärkste Mann ist vor demselben Gefühl — und dann noch dazu in weit erhöhtem Maße — nicht sicher."

„Wenn er überhaupt ängstlichen Gemüths ist," sagte der Pastor.

„Aengstlichen Gemüths oder nicht — seine schwache Stelle, seine Achillesferse hat ein Jeder und wird die getroffen, so greift es nachher gerade den stärksten Mann auch am stärksten und gewaltigsten an. Sie kennen doch gewiß die Geschichte mit dem Spiegel —"

Die beiden Gatten verneinten es.

„Hm," sagte der Schulmeister, „denn weiß ich auch nicht ob ich's heute Abend nicht lieber lasse — Sie sind gerade erregt genug —"

„Ach, heraus damit — in solcher Stimmung ist man am empfänglichsten dafür, und schlimmer kann's bei meiner Alten doch nicht werden," meinte der Pastor.

„Ach Gott ja — erzählen Sie nur," bestätigte dies mit einem tiefen Seufzer die Frau, „— es kommt jetzt auf das eine mehr oder weniger nicht mehr an — ich fürchte mich doch heute Abend — Sie sprachen von einem Spiegel."

„Nun, ich meine das Hineinsehen in einen Spiegel, Abends, wenn man ganz allein ist," begann der Schulmeister und stützte sich

auf die Lehne des ihm nächsten Stuhles. „Es wird nämlich, wie Sie gewiß auch schon gehört haben, behauptet, man könne oder solle vielmehr in stiller Nacht und in einem einsamen Zimmer nicht bei einem Lichte langsam und dicht vor den Spiegel treten, dort dreimal mit lauter Stimme seinen eignen Namen rufen und dann laut und schallend auflachen. Thäte man das und riefe sich besonders vielleicht noch einmal, so passire irgend etwas Entsetzliches, ich glaube die eigene Gestalt soll mit schauerlich verzerrtem Gesicht aus dem Spiegel heraussteigen.“

Die Frau warf einen scheuen Blick nach dem Spiegel und strich sich rasch mit der Hand über die eigne Stirn.

„Die Geschichte nun, die mir darüber erzählt wurde,“ fuhr der Schulmeister fort, „ist sehr kurz, und betrifft einen Husarenlieutenant, also doch allem Vermuthen nach einen kräftigen, keineswegs nervenschwachen Menschen. Die jungen Leute waren in einer fröhlichen Gesellschaft von Herren und Damen gewesen und dort, eben wie wir heute, auf Geister- und Gespensitergeschichten gekommen. Ein Wort gab das andere, und allerlei tolle Vorschläge wurden endlich, wahrscheinlich mehr um die Damen zu ängstigen, als sie wirklich auszuführen, gemacht; die Einen wollten um zwölf Uhr auf den Kirchhof gehen und dort um ein frisches Grab tanzen — die Andern in der Kirche selber eine Nacht allein bleiben, bis endlich irgend Jemand von der Gesellschaft das Experiment mit dem Spiegel in Anregung brachte. Der junge Lieutenant erbot sich augenblicklich dazu und die Dame vom Hause, die wahrscheinlich glaubte, der junge Herr dramarbasire blos, sagte scherzend, damit ließe sich der Versuch ganz vortrefflich in ihrer eignen Wohnung machen. Im Gartenhause sei ein ganz einsam gelegener großer Saal mit zwei mächtigen Spiegeln, der seit längerer Zeit unbenutzt stehe — sie habe den Schlüssel dazu und wenn der Herr Lieutenant Lust hätte, könne er seine Wanderung gleich antreten. Ein allgemeiner Jubel unterbrach sie hier und der Husar durfte schon nicht mehr zurück, wenn er es wirklich gewünscht hätte. Allerdings erschrak die Dame, als sie sah daß es plötzlich Ernst wurde, und machte nun allerlei Ausflüchte; der Lieutenant bestand aber jetzt selbst darauf, gab sein Ehrenwort, daß er die vorbeschriebenen Bedingungen genau erfüllen wolle, und verließ mit einem Bedienten, der ihm Lichter und Feuerzeug nachtragen mußte, das Zimmer. Den Bedienten wollte er, an Ort und Stelle angelangt, zurückschicken.“

„Die Gäste wären allerdings gar zu gern mitgegangen, Einsamkeit war ja aber die Hauptbedingniß des ganzen Versuchs, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit erwarteten sie die Rückkehr des Officiers — jedes Gespräch schien abgeschnitten — jede Unterhaltung stockte und eine halbe Stunde mochte so in peinlichster Weise verstrichen sein, als der mitgegebene Bediente plötzlich todtenbleich in's Zimmer stürzte und die, jetzt kaum minder entsetzten Gäste zu Hülfe

rief. Ein paar Damen wurden richtig ohnmächtig, die Herren aber, die sich ja auch in ihrer Masse gesichert fühlten, stürmten, da ihnen der Bediente weiter gar keine Rede stehen wollte, von diesem geführt, durch den Garten, in dessen Saal sie bleich und besinnungslos den unglücklichen jungen Menschen, zwischen den beiden sich gegenüber befindlichen Spiegeln, am Boden liegen fanden.

„Was er gesehen — was ihm begegnet, hat man nie genau erfahren können, der Bediente hatte allerdings draußen an der Thüre des Gartensaals gehorcht und wollte den jungen Mann, als er sich eine kurze Weile dort befunden, laut haben lachen hören, dann aber — und der Mann glich selber mehr einem Todten als einem Lebenden — schwur er Stein und Bein, es sei ihm so vorgekommen, als ob es von allen Seiten von oben und unten geantwortet hätte, gleich darauf gellte ein fürchterlicher Schrei heraus, und als dann Alles todtenstill geworden war, und er selbst in Furcht und Entsetzen viele Minuten lang athemlos gelauscht, da hielt er es nicht länger aus, riß die Thür auf und sah den Lieutenant ausgestreckt auf der Erde liegen. Weiter wußte er selber nichts, denn hierauf stürzte er sperrstreichs in die Gesellschaft zurück, um Hülfe herbeizuholen."

„Und der Lieutenant war todt?" frug der Pastor gespannt.

„Nein — nur wahnsinnig," sagte der Schulmeister — „aber es ist wahrhaftig schon zehn Uhr vorbei — wünsche beiderseits eine gute Nacht — Bitte Barrenkamp — ich dächte, ich sollte die Treppen hier kennen — das Mädchen kommt auch gerade unten mit ihrem Lichte aus der Küche, die kann das Haus hinter mir wieder zuschließen."

Und der Schulmeister verschwand, während die Eheleute allein in dem nur matt erhellten Gemach zurückblieben.

„Nun, die Geschichte hat mir heute noch gefehlt," sagte die Pastorin, und räumte, wie nur um sich eine Beschäftigung zu machen, das auf dem Tische stehende Geschirr zusammen — „nur wahnsinnig — das ist ja fürchterlich. Die Leute hatten aber auch gefrevelt, so etwas darf man sich nicht zu Schulden kommen lassen — Herr Du mein Gott!" rief sie plötzlich, und als sie die Tassen, die sie in der Hand hielt, wieder auf den Tisch setzen wollte, fiel ihr eine herunter und zerbrach klirrend am Boden.

„Was hast Du denn?" fragte der Pastor und drehte sich rasch und erschrocken nach ihr um — sie sah todtenbleich aus und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach dem Fenster hinüber. Nichts aber als das Unwetter draußen ließ sich vernehmen, der Regen schien etwas nachgelassen zu haben und die Wolken schüttelten sich nur noch, nach dem langen verzweifelten Kampf, ungeduldig und unwirrisch das Wasser aus den nassen Jacken.

„Das war wieder derselbe Hülferuf," flüsterte die Frau — „derselbe Ton und — Heinrich — soll mir der Herr in meiner letzten Noth beistehen — er klang gerade wie meines Vaters Stimme."

Sie barg das Gesicht in den Händen und schauderte am ganzen Körper zusammen.

„Unsinn!“ sagte der Mann und rückte sich ärgerlich die schwarze Kappe auf das linke Ohr, — „Unsinn — die dummen Erzählungen haben Dich aufgeregt und Du fängst mir am Ende auch noch heute Abend an Gespenster zu sehen und zu hören. Wir wollen zu Bette gehen — es ist Schlafenszeit und morgen, mit dem hellen Tageslicht werden Dir schon alle die trüben und ängstlichen Gedanken vergehen. Habe ich nicht recht, Elise? — aber was fehlt Dir auf einmal, was hast Du?“

Die Frau blieb, als ob sie die Worte gar nicht gehört, in ihrer Stellung, nur die zitternde Gestalt verrieth ihre Aufregung und ihr nur Schluchzen, wie die einzelnen, zwischen den fest zusammengepreßten Fingern vorquellenden Thränen kündeten, daß etwas ganz Besonderliches in ihrem Herzen vorgehen müsse.

„Elise, —“ sagte der Mann nach kurzer Pause, während er nach der Gattin Hand ergriff und diese von ihren Augen wegzuziehen suchte — „bist Du nicht wie ein närrisches Kind, das sich von einigen thörichten Geistergeschichten in Furcht und Schrecken setzen läßt, und nachher nicht mehr allein über den dunkeln Vorsaal gehen, oder wissen will, daß die Magd das Zimmer verläßt? — Du kennst doch den alten Verwalter, weißt doch, was er fortwährend für abenteuerliche Märchen erlebt haben will. Wie haben wir nicht erst noch neulich über ihn gelacht, als er uns die Geschichte von den zwei feindlichen Irrlichtern erzählte, und wie böse wurde er darüber; und was das andere betrifft, wo —“

„Das meine ich nicht,“ sagte die Frau leise und fast mehr mit sich selbst, als mit ihrem Manne redend — „der Verwalter kann sich geirrt haben, und die Spiegelgeschichte ist wohl fürchterlich genug, läßt sich aber vielleicht natürlich erklären; nein, mir bewegt Anderes die Brust. — Der Schulmeister hat ganz recht — es gibt übernatürliche Kräfte — es muß sie geben, denn wo wir wissen daß der kleinste Wassertropfen von unzähligen Geschöpfen belebt und bewohnt wird, wie dürfen wir da annehmen, die ungeheuern Luft- und Aetherräume umschlössen frei und leer das ganze Weltall. — Nein, das ist nicht möglich; um uns her, über uns, neben uns regt es sich und treibt und wirkt — die uns fernstehenden Gebilde berühren uns aber nicht; unsere Nerven sind nicht fein genug ihre Nähe zu empfinden, oder ihre Kräfte — mir fehlt der Ausdruck Dir genau zu beschreiben wie ich es mir denke — ihre Kräfte üben nicht einen solchen harmonischen — vielleicht magnetischen Einfluß auf die unseren aus, um uns zum Bewußtsein ihrer Annäherung zu bringen. — Das dauert aber nur so lange, bis wirklich einmal ein uns verwandter Geist unseren eigenen Luftkreis berührt, oder durch die Stärke seines Willens, seiner Seele, zu uns hingetrieben wird — dann ergreift er aber auch all die feinsten Fasern unseres innersten Systems und die

Ahnung desselben, vielleicht auch nur das Bewußtsein dieses Gefühls entsteht und macht sie geltend —"

„Aber ich begreife Dich nicht —"

„Es ist heute der dritte Abend," fuhr seine Frau, den Einwurf nicht weiter beachtend, fort — „daß ich dieselbe ängstliche Unruhe fühle, wie heute — nur nicht so stark. Am ersten Abend erhielt ich, wie Du weißt, gerade vor Schlafengehen, den Brief von zu Hause — worin mir Mutter von des Vaters Krankheit schrieb."

„Ein etwas hartnäckiger Katharr, wie sie selbst sagte, der sich bis jetzt schon wahrscheinlich wieder vollkommen gehoben hat."

„Kein Katharr, Heinrich, — die Sache ist schlimmer, als sie es mir sogleich schreiben mochte — weshalb den Brief eilig gemacht — weshalb nun das Schweigen? — Mit dem jetzigen Lauf der Eisenbahn könnte Nachricht in neun Stunden hier sein."

„Komm Kind," erwiederte ihr lächelnd der Mann, — „geh jetzt zu Bett, und morgen früh wollen wir ruhig über die Sache reden; Du phantasirst heute Abend, und da ist's besser, Du überschläfst erst einmal die Gedanken, die das Sonnenlicht ohnedies nicht gut vertragen können. Doch sieh, der Wind hat den Himmel endlich rein gefegt, und der Mond scheint ordentlich freundlich in's Fenster herein, wenn sich der Sturm erst ein Bischen legt, bekommen wir vielleicht das schönste Wetter — komm Kleine — heb' das Köpfchen wieder und sei mein braves Weib — Du wirst Dich doch wahrlich nicht vor Spukgeschichten fürchten?"

„Nein, nicht vor Spukgeschichten, Heinrich," flüsterte die Frau und starrte dabei mit festen glanzlosem Blick in die Ecke des Gemachs, das von der immer düsterer brennenden Lampe kaum noch hinlänglich beleuchtet wurde, — „gewiß nicht vor denen, ich habe schon fast wieder vergessen, was der Verwalter und Schulmeister erzählten, aber — in mir selbst fühle ich, daß, und zwar in diesem Augenblicke, irgend etwas bei den Meinigen vorgeht. Ich kann, so viel ich auch dagegen ankämpfe, das Bild meines Vaters nicht aus dem Sinn verlieren. — Fortwährend sehe ich ihn, bleichen, gramvollen Angesichts, in dem grünen Schlafrock mit dem dunkeln Käppchen vor mir auf- und abgehen und mit dem stählernen Uhrbehänge spielen, — was er nur that, wenn er krank oder leidend war — so deutlich höre ich dabei das leise klimpernde Geräusch, daß ich mich heute schon mehrmals im Zimmer umgeschaut habe, ob nicht irgend etwas die Ursache desselben wäre, aber es liegt mir allein im Ohr — Du — Ihr Anderen habt nie etwas davon vernommen."

„Du bist heute aufgeregt, Kind, das ist die ganze Sache," beruhigte sie der Mann, „komm, laß uns zu Bett gehen, es wird spät und ich bin müde — die Lampe scheint überdieß kein Oel mehr zu haben, sie will ausgehen."

Ein leiser, winselnder Ton, der fast wie ein ferner Hülfe klang, wurde in diesem Augenblicke laut — man konnte nicht recht

unterscheiden, ob er vom Hofe, oder aus dem Hause selbst herauf, erschalle — der Wind brauste und rauschte auch noch zu sehr in der Nacht neben dem Gebäude stehenden Linde, und heulte im Schornstein auf und nieder. Die Lampe verlöschte in diesem Augenblick und der Pastor, der jetzt selbst, durch die Furcht der Frau vielleicht angesteckt, ein gewisses unheimliches Gefühl nicht ganz unterdrücken konnte, war eben im Begriff, in die daran stoßende Schlafstube zu treten, um von dort her einen kleinen, neben dem Feuerzeug stehenden Wachsstock zu holen, als die Gattin hastig und krampfhaft seinen Arm ergriff und mit von innerer Angst fast erstickter Stimme, während sie die rechte zitternde Hand nach der andern Thüre ausstreckte, flüsterte:

„Sieh, sieh dort!“

Der Pastor stand mit seiner Frau nahe der Schlafkammerthür und noch im Schatten der Wand, in dem jetzt dunkeln Zimmer, während ein einzelner Mondenstrahl in das obere Fenster und auf die gegenüber liegende Treppenthür fiel, aber auch durch eine dünne Gardine so weit gemäßigt wurde, die Gegenstände, die er beleuchtete, nur undeutlich und unbestimmt erkennen zu lassen. Nichtsdestoweniger sahen die Gatten ganz genau, wenn sie auch nicht das mindeste Geräusch der sonst gewöhnlich kreischenden Thüre hörten, wie sich die blanke Klinke langsam bewegte und anscheinend von selber aufdrückte — gleich darauf öffnete sich eben so feierlich die Thür und herein trat mit geräuschlosem Tritt eine Gestalt, die das Blut in Beider Adern stocken machte — der grüne Schlafrock, das schwarze Käppchen — die hohe, bleiche Figur — die Pastorin stand mit fast aus ihren Höhlen starrenden Augen, mit halbgeöffneten Lippen — mit noch immer zeigend und zugleich abwehrend ausgestrecktem Arme da, und selbst der Mann blieb überrascht — bestürzt vor dem, was seine eigenen Augen sahen und nicht ableugnen konnten — in der einmal genommenen Stellung.

Im nächsten Moment glitt die Erscheinung, sonst regungslos, langsam in den dunkeln Theil des Zimmers und ein klimperndes Geräusch wurde laut, wie von Stahl an Stahl. Der Pastor fühlte, wie sich sein Weib an seinen Arm klammert und selbst von einem ihm unerklärlichen Entsetzen gefaßt, wußte er kaum, ob er stehen bleiben, ob er vorspringen sollte. Da ließ der Druck an seinem Arme nach und die Frau wäre zu Boden gestürzt, hätte er sie nicht rasch umfaßt und gehalten.

Als er sich wieder nach der Erscheinung umdrehte, war diese verschwunden, und der Mond schien freundlich in das stille — leere Gemach.

Der Pastor trug die ohnmächtig gewordene Frau auf ihr Bett, und sprang dann mit dem rasch entzündeten Lichte durch sein Zimmer, — riß die Thür auf, eilte die Treppe hinunter, durch alle Gänge, faßte an alle Klinken, fand selbst das Hausthor verschlossen

und pochte vergebens an des Küsters Stube an; der alte Mann lag schon lange in tiefem Schlaf und hörte ihn nicht. — Es war Alles so still, so unheimlich; auf den Gängen rauschte und flüsterte es, wie mit schleppenden Gewändern zog's Trepp auf und ab — den sonst unerschrockenen Mann faßte ein Schauder an, und mit Gewalt mußte er das Gefühl, das ihm die Brust zusammen zu schnüren drohte, von sich werfen.

„Der Wind, — der Wind!" murmelte er, wie um sich selbst zu beruhigen, dabei leise vor sich hin und stob mehr, als er ging, die Treppe wieder hinauf. Dort aber raffte er sich gewaltsam zusammen, betrat zuerst das Zimmer seiner Frau, um dieser beizustehen, stieg dann hinauf, wo ihre Magd schlief, weckte sie und gab ihr die nöthigen Aufträge, was sie zu besorgen habe. Dann untersuchte er noch einmal alle Laden und Thüren, ging sogar über den Hof, um zu sehen, ob das Hofthor verschlossen wäre und that überhaupt Alles, was er nur mit ruhigster, kältester Besonnenheit hätte thun können, aber es geschah eben nicht mit kalter Besonnenheit, — wie ein Nachtwandelnder, mit bleichem Gesicht und glanzlosem Auge schritt er von Ort zu Ort, und die Bewegungen seines Körpers glichen eher denen eines künstlichen Automaten, als denen eines wirklichen, selbstbewußten Menschen.

Sobald der Morgen dämmerte und seine Frau in einen ruhigen stärkenden Schlaf verfallen war, schloß er sich in sein Zimmer ein, schrieb dort den ganzen Vormittag und siegelte mehrere Pakete und Schriften ein. Selbst zum Mittagsessen blieb er nicht vorn und sah nur einmal nach der Kranken, ob sich diese von den Verfällen der letzten Nacht in etwas erholt habe.

Nachmittags klopfte es an sein Zimmer, und als er den Riegel zurückschob, reichte ihm der draußen stehende Postbote einen Brief. — Er riß ihn auf, sah nach der Unterschrift — er war von seiner Schwägerin Regine — und las mit flimmernden Augen, während das Schreiben in seiner Hand zitterte und er die Züge kaum erkennen konnte, folgende in flüchtiger Eile niedergeworfenen Zeilen:

„Lieber Schwager.

„Gott hat uns gestern Abend auf schwere, entsetzliche Weise „heimgesucht. Zwischen zehn und halb elf Uhr starb, wahrschein„lich an einem Blutschlage, mein armer Vater. Theilen Sie „Elisen die Schreckenskunde vorsichtig mit — ach, sein letzter, „sehnsüchtiger Wunsch war ja, sie noch einmal vor seinem Ende „zu sehen. Wenn es möglich ist, kommen Sie her; Elise wird „aber Ihre Gegenwart gerade jetzt wohl schwerlich entbehren kön„nen. Ich schreibe in der Nacht, und will den Brief noch vor „dem Abgange des Bahnzuges an einen Conducteur zur Beförde„rung schicken, daß er Sie wo möglich heute noch erreicht. Trösten „Sie meine arme Schwester. Ihre

Regine."

Acht Wochen waren verflossen — draußen auf Feldern und Wiesen keimte und grünte es, das Frühjahr hatte mit seinem warmen Hauch den starren Boden geküßt, und froh auf trieb dieser, in immer neu erstehender Kraft und Jugend, saftreiche Gräser und Halme und bunte, glänzende Blumen und Blüthen. — Zwischen neckend nach ihm hinunterschwankenden Zweigen rieselte freudig murmelnd der klare Walddach hin, und aus südlichern Zonen waren die munteren Sänger des Waldes wiedergekehrt und zwitscherten freudig in den alten liebgewonnenen Plätzen, wo sie schon im vorigen Jahre so still und friedlich mitsammen gehaust.

Die Luft war rein und lau und auch vor der Pastorwohnung, unter dem blühenden Aepfelbaume, von duftigen Hollunderbüschen umgeben, saß, an der Seite ihres wackeren Mannes, die erst von schwerer Krankheit erstandene Frau und schaute mit mattem Blick auf das fröhliche Wirken und Schaffen der herrlichen Welt. Ihre kräftige Natur hatte endlich das heiße Fieber besiegt, der Körper erholte sich wieder, wenn auch langsam von dem erlittenen Anfall und die Kräfte kehrten nach und nach zurück. Der nicht zu scheuchende Trübsinn der Reconvalescentin aber, ihr dumpfes, stundenlanges Träumen und Brüten — die Angst, die sie ergriff, wenn sie Abends, selbst auf Augenblicke allein im Zimmer bleiben mußte, das Alles verrieth nur zu deutlich, wie sie jene Schreckensstunde nicht allein nicht vergessen habe, sondern die peinliche Erinnerung derselben auch noch im krankhaft erregten Gemüthe hege und sich heimlich abzehre und gräme.

Solche Furcht und Besorgniß mochte wohl das Herz des Gatten erfüllen, denn er hielt die Hand der Geliebten fest und innig in der seinen und schaute ihr wehmüthig freundlich in das bleiche leidende Gesicht, wagte aber doch nicht den wunden Fleck zu berühren, der vielleicht geheilt werden konnte, vielleicht aber auch nur eines Anlasses, nur eines Wortes bedurfte, um mit neuer, zündender Gewalt auszubrechen und um sich zu greifen. Ueber die Vorgänge jener Nacht hatte er selbst mit Niemandem gesprochen, nur seinem alten Freunde, dem Schulmeister, vertraute er die Ursache der Krankheit seiner Frau und theilte ihm dabei die näheren Umstände der Erscheinung und so bis zu den kleinsten Einzelnheiten mit, daß der Schulmeister doch endlich zugestehen mußte, es sei ein höchst merkwürdiger Fall, und bestärke ihn, wenn beide Gatten wirklich recht gesehen, nur immer noch mehr in dem, was er schon früher über Ahnungen gedacht und gesprochen.

„Vor der Hand übrigens," meinte er, „sei es am Besten, es auf sich beruhen zu lassen, es käme sehr häufig vor, daß sich derartige, dem Anschein nach höchst wunderbare Fälle, oft später und ganz zufällig, auf die natürlichste Weise von der Welt aufgeklärt hätten. Ja, wären die beiden Leute vorher nicht durch Geistergeschichten aufgeregt und gespannt gehalten worden, wäre irgend ein dritter,

ruhiger Zuschauer dabei gewesen, dem dasselbe wiederfahren, aber so —"

Die untere Gartenthür ging auf, der alte Küster kam mit dem Schulmeister den breiten Mittelgang herauf und herzlich begrüßten die beiden Männer zu ihrem ersten Ausgang in Gottes schöner Luft die Kranke, während der Küster dem Pastor ein Schreiben überreichte, das, irgend ein Geschäft betreffend, augenblickliche Erledigung verlangte.

Barrenkamp erbrach und durchflog es rasch und sagte dann, während er aufstand und sich dem Hause zuwandte:

„Ich werde in wenigen Minuten damit fertig sein, und Ihr könnt es gleich wieder mit zurücknehmen, Münzer. Bleibt Ihr Beiden indeß bei meiner Frau und vertreibt ihr die Zeit ein Bischen; sie wird gern einmal wieder auf die Plaudereien aus dem Dorfe horchen."

Der Pastor ging schnell ins Haus.

„Was macht Ihr Münzer?" sagte die Frau und streckte dem alten Manne die weiße abgezehrte Hand entgegen. — „Ihr schaut jetzt recht gut und wohl aus — die Frühlingsluft scheint Euch zu bekommen. Setzt Euch zu mir — bitte Schulmeister, nehmen Sie Platz — was macht Euer Gärtchen — Eure Kuh, Euer kleines Stück Feld? — wir haben uns recht lange nicht gesehen."

„Ach, beste Frau Pastorin," erwiederte der Greis und faßte und streichelte die ihm gebotene Rechte — „seit acht vollen Wochen, seit dem Abend nicht, wo der Sturm die alte Linde an der Kirchhofsmauer umriß, und Hammers, unten im Dorfe, den Schornstein mitten in die Stube warf, der beinahe das jüngste Kind erschlagen hätte. Das war in jeder Beziehung eine böse Nacht und ich, meinestheils, werde sie im Leben nicht vergessen. Sie, Frau Pastorin, sind ja auch damals krank geworden und haben sich gelegt. Ich weiß noch recht gut, am nächsten Mor — aber lieber Gott, fehlt Ihnen etwas? —"

„Es ist doch am Ende zu kalt hier draußen, Frau Pastorin," unterbrach ihn hier rasch der Schulmeister, der ein dorthin führendes Gespräch so bald als möglich abzuschneiden wünschte. — „Sie möchten lieber hineingehen in's warme Zimmer — soll ich Sie vielleicht geleiten? —"

„Ich danke, ich danke, Herr Wendler," sagte die Frau und hielt sich nur wenige Sekunden lang das Tuch gegen die Augen gepreßt — zum ersten Male wurde hier in ihrer Gegenwart, seit sie ihres Vaters Tod erfahren, jener Abend erwähnt, und sie mochte jetzt die Männer nicht merken lassen, wie sie der Gedanke daran erregte. — „Es war nur ein leichter Uebergang," fuhr sie dann mit einem halblächelnden Zug um den Mund fort — „ein leichter Uebergang sich oft einstellender Schwäche — ich habe meine alten Kräfte noch nicht wieder — es wird gleich vorbei sein. Doch — laßt Euch

nicht irre machen, Münzer — Ihr nanntet jene Nacht eine böse — ist auch Euch — ist Euch etwas darin geschehen, daß Ihr sie nie wieder vergessen könntet?"

„Lassen Sie jene Nacht, beste Frau Pastorin," bat sie der Schulmeister, „die ist lange vorüber; weshalb immer wieder auf sie zurückkommen. Münzer kann Ihnen eine andere treffliche Neuigkeit berichten; der Gutsherr hat ihm das kleine Stückchen Feld, das er bis dahin bewirthschaftete, verdoppelt, und hinlänglichen guten Samen zu Kartoffeln versprochen."

Die Frau hielt indessen ihr Auge fest und forschend auf den alten Mann geheftet; es war unverkennbar, daß irgend ein Gegenstand alle seine Gedanken gefesselt hielt, denn er beachtete nicht einmal das, was ja bisher, wie die Pastorin recht gut wußte, sein höchster Wunsch gewesen. Etwas Anderes ging ihm im Kopfe herum und jene Nacht mußte damit in Verbindung stehen. Der leicht erregbare Zustand der Kranken faßte denn auch, besonders nach diesem Punkte hin, den geringsten Faden mit zitternder Schnelle auf.

„Was ist Euch geschehen, Münzer," flüsterte sie und griff, die Hand des Schulmeisters zurückdrängend, nach seinem Arme — „was ist, — sagt mir — was ist mit jener Nacht?"

„Geschehn gerade nichts, Frau Pastorin," erwiederte der Greis und schnitt verlegen mit dem Rand seiner Sohle in den gelben Kies ein, — „geschehen gar nichts, aber — wenn Sie es denn wissen und — mich nicht auslachen wollen — — ich hatte eine Erscheinung."

„Münzer!" rief der Schulmeister vorwurfsvoll, und der alte Mann sah erst jetzt, als er die Augen vom Boden hob, zu seinem Schreck, welchen Eindruck die wenigen Worte auf die Frau gemacht hatten.

„Ihr saht — Ihr saht meinen Vater!" — rief diese mit heiserer, kaum vernehmlicher Stimme, — „gesteht es nur — gesteht — Ihr saht an jenem Abende meinen Vater — Münzer!"

Die Kranke war in fürchterlicher Aufregung und der Küster hätte Gott weiß was darum gegeben, kein Wort von der ganzen Geschichte gesagt zu haben; doch zu spät. Auch der Pastor, der gerade jetzt wieder aus dem Hause trat und bestürzt erkannte, welcher Fehlgriff gemacht sei, war nicht mehr im Stande, seiner Frau das einmal fest und krampfhaft erfaßte Ziel zu entrücken. Hören wollte sie, hören von des Küsters eigenen Lippen, was er gesehen, die Gewißheit wollte sie haben, daß ihr Vater selber sie gerufen „und dann, dann" — meinte sie und strich sich die Haare aus der feuchten weißen Stirn — „werde sie ruhiger, — werde ihr besser werden."

Es blieb keine andere Wahl, als ihr zu willfahren und der Pastor forderte zuletzt selbst den alten Mann auf, was er wisse, bei seiner Seele Heil aber kein falsches, übertriebenes Wort zu sagen.

„Ach, lieber Herr Pastor," erwiederte der Greis, „wollte doch

München

Gott, ich hätte ganz geschwiegen, noch dazu, da ich nicht einmal etwas Bestimmtes über die Gestalt sagen kann."

„Die Gestalt —" wiederholte, kaum bewußt, die Kranke — „wo war sie — wie sah sie aus?"

Der Schulmeister stand bestürzt und ängstlich daneben — jetzt schien sein letzter Einwurf gehoben — und welchen Eindruck mußte eine solche Bestätigung auf die reizbare Kranke machen.

„Genau weiß ich's nicht," flüsterte der alte Mann und sah sich selbst hier im hellen Sonnenlichte scheu um, als ob ihm der Gedanke an das Geschehene noch Schauder erwecke; „doch — es wird vielleicht besser sein, Ihnen das Ganze nur in wenigen Worten mitzutheilen. Ich hatte mich nämlich an dem Abende schon früh, weit früher als gewöhnlich, in's Bett gelegt; das Wetter war stürmisch und mein altes Reißen plagte mich wieder einmal ganz absonderlich; sobald ich aber einzuschlafen versuchte, störte mich ein häßlich ächzendes Geräusch, das, wie ich gar bald fand, von dem offen gelassenen Fensterladen der Sakristei herrührte. Nun hätte ich allerdings leicht hinübergehen und den Laden schließen können, noch dazu da ich fürchten mußte, der Wind bräche ihn vielleicht die Nacht aus den Angeln, und von der kleinen Hinterthür, die aus meinem Zimmerchen hinüber führt, sind's ja, wie Sie wissen, nur wenige Schritte — ich hatte aber die Schlüssel in des Herrn Pastors Studirstube liegen lassen —"

Der Schulmeister hob schnell den Kopf und sah den Küster forschend an.

„— und scheute mich hinaufzugehen und ihn zu stören. So lag ich bis nach zehn Uhr; da jetzt das Geräusch aber immer ärger wurde und ich nun auch ziemlich gewiß wußte, Sie wären oben Alle zu Bett — denn an der Linde, die vor meinem Fenster steht, kann ich es deutlich sehen, wenn oben in der Eckstube noch Licht ist — zog ich meine Filzschuhe und meinen alten Schlafrock an und schlich leise die Treppe hinauf —"

„Ihr wart an jenem Abend in meinem Zimmer?" rief der Pastor und die Lippen der Frau theilten sich in Staunen und Ueberraschung. —

„Auf der Treppe schon klang mir's unheimlich und laut," fuhr der Greis, die Frage nicht beachtend, fort, — „das stürmische Brausen um das Haus wurde hier, in dem umschlossenen Raume, zum leisen Flüstern und Zischeln, und ich öffnete rasch die Thür und schritt dem wohlbekannten Platze zu, wo der Herr Pastor immer Abends die Schlüssel hinlegt, damit ich sie früh finden kann. Schon hatte ich sie gefühlt und in die Hand gefaßt, denn ein schwacher Mondenstrahl fiel in dem Augenblicke durchs Zimmer, als ich — das Blut stockt mir noch jetzt in den Adern, wenn ich daran denke — ein leises Stöhnen vernahm, und den Kopf rasch danach umwendend, eine helle Gestalt erkannte, die im Begriff schien, die Arme nach mir

auszustrecken. Im nächsten Augenblick stand ich vor Entsetzen stumm und regungslos, als ich jetzt aber wirklich sah, daß sich die Erscheinung regte, als ich das weiße Grabtuch rauschen hörte, da kann ich nachher nicht einmal mehr sagen, wie ich aus dem Zimmer kam, nur so viel erinnere ich mich noch, ich glitt die Treppe hinunter, sprang in meine Kammer, die ich hinter mir verschloß — in's Bett, hüllte mich in die Decke ein und betete heiß und brünstig zum lieben Herr Gott, daß er alles Unglück von mir und diesem Hause abwenden wolle."

„Und der Fensterladen?" frug der Schulmeister und ergriff lächelnd des Pastors Hand.

„Der Wind legte sich bald nachher," meinte der alte Mann, „und das Aechzen hörte auf; wär's aber auch noch so stürmisch gewesen, an dem Abende hätten mich nicht zehn Pferde mehr in die Sakristei gebracht."

„Elise!" sagte der Pastor, und zog das bleiche zitternde Weib leise an sich — sie zögerte einen Augenblick, — schaute noch zweifelnd — zaudernd vor sich nieder und barg dann mit lautem Schluchzen den Kopf an ihres Gatten Brust.

„Meine gute Frau Pastorin," hat der alte Mann bestürzt.

„Alterchen," rief aber jetzt der Schulmeister, und zog den Arm des erstaunten Küsters in den seinen; — „Ihr habt heute Morgen den gescheidesten Streich gemacht, der sich nur denken läßt, nun kommt aber, meine prächtige Geistererscheinung, hier ist Euer Dokument, heute Mittag müßt Ihr bei mir essen.

„Aber Herr Schulmeister — ich begreife nicht —"

„Ist auch gar nicht nöthig, Schätzchen, — ist auch gar nicht nöthig, nur jetzt ein bischen die alten Knochen gerührt. Hurrah, Küster, ich bin so fidel, ich könnte, glaube ich, eine Menuet tanzen und mir die Melodie selber dazu pfeifen."

Und ohne dem alten Manne auch nur Zeit zu lassen, noch ein einziges Wort an die weinende Frau zu richten, zog er ihn rasch den Gartenweg hinunter und verschwand mit ihm durch die hintere Thür.

Und die Kranke? —

Nur wenige Wochen sind seit jenem Morgen verstrichen, in der Pfarre giebts aber keine Kranke mehr — des Pastors wackere Hausfrau wirthschaftet wieder, wenn auch noch etwas bleich und angegriffen, doch mit vollen, rüstigen Kräften im Hause herum; auch der Schulmeister und Verwalter kommen, wie früher, manchmal Abends herüber und verplaudern ein Stündchen — nur Geistergeschichten werden nicht mehr erzählt, und der Küster — nimmt jetzt den Schlüssel zur Sakristei gleich Abends mit in seine Stube — damit der alte Mann nicht mehr Morgens die Treppen zu steigen braucht, sie herunter zu holen.

Der Pulverthurm San Spirito zu Venedig.

Eine Erzählung von **G. Nieritz.**

Auf dem Dampfschiffe, welches die gewöhnliche Ueberfahrt von Triest nach Venedig bewirkt, befand sich an einem Tage des Märzmonates 1848 ein junger östreichischer Krieger niederen Grades. An der Feinheit und Nettigkeit seiner Montur, so wie an seinem gewandten und anständigen Benehmen ersah man jedoch leicht, daß er hübscher Leute Kind sein und als solches einen erklecklichen Zuschuß zu seiner Dienstlöhnung haben müsse. Der östreichische Krieger unterscheidet sich von dem norddeutschen und namentlich dem preußischen äußerlich schon durch die Blende seiner Kopfbedeckung. Während bei diesem die Blende über die Augen herab sich senkt, bildet sie bei jenem mit dem Czakko oder der Mütze einen rechten, ja sogar einen spitzen Winkel. Unter einer solchen emporstehenden Blende blickt ein rundes, heiteres, gutmüthiges Antlitz naiv und lebensfroh in die Welt hinein, während unter der gesenkten Blende ein längliches, ernstes und stolzes thront. Nicht ganz mit Unrecht könnte man einen solchen östreichischen Krieger den deutschen Gaskonier nennen, indem auch seine Laune mit seinem ganzen Aussehen im Einklange steht. Als ein solcher bewies sich denn auch wirklich der gedachte junge Mann, Herr Bachmair von den Schiffsleuten gerufen. Die Hände über dem Rücken gekreuzt, wanderte er das Deck auf und ab, bald hier, bald da zu den verschiedenen Gruppen der Reisenden tretend und sich in deren Gespräche mischend, ohne auf die kurzen, spitzigen, ja selbst gröblich ausfallenden Bemerkungen der durch den Eindringling Verletzten mehr als ein Lächeln oder ein Scherzwort zu haben. Besonders abstoßend zeigte sich das Benehmen einiger Italiener, welche in der Nähe des wärmenden Rauchfanges saßen und in ein nur halblaut geführtes, politisches Gespräch sich vertieft hatten.

„Lassen Sie die Carbonari in Frieden, Herr Bachmair!“ warnte ein deutscher Schiffsbursche den Jüngling. „Sie sind im Stande, die erste beste Gelegenheit abzusehen, um Sie unbemerkt über Bord zu werfen. Haben Sie denn nicht die rollenden Augen, das Zähneknirschen und die Schimpfreden vermerkt, so oft Sie den Schwarzbärten zu nahe traten?“

„Pah!“ versetzte der deutsche Gaskonier lachend —; „nichts als Maccaroni das! inwendig hohl und ohne Kraft. Wenn man eine blindgeladene Pistole unter sie abschießt, laufen sie auseinander wie die Spatzen auf dem Kirschbaume. Weißt du nicht, Matteo, ob

die Dame, welche bei dem jungen Italien sitzt, auch jung und hübsch ist?"

„Wäre sie dieß" — erwiderte Matteo — „so würde sie ohne Zweifel ihr Antlitz nicht so dicht verschleiern. Schöne Waare stellt man heut zu Tage hinter blanken Glasfenstern auf und nicht in fest verschlossenen Truhen."

Matteo ließ jetzt einen Eimer in's Meer hinab, um ihn voll wieder heraufzuziehen und das geschöpfte Wasser über das Verdeck auszugießen, worauf er den Wischbesen zu handhaben begann. Durch dieses Manoeuvre sah sich Bachmair bewogen, auf seinen Rückzug zu denken, und er richtete denselben so ein, daß er in die Nähe der verschleierten Dame kam.

In der Regel fährt das Dampfschiff am Abende von Triest ab und landet nach 12 Stunden, sobald nicht widriger Wind weht, in Venedig, so daß man die ganze Ueberfahrt schlafend bestehen kann, zieht man nicht vor, eine Nacht auf dem offenen, an wundersamen Schönheiten reichen Meere zu verwachen. Das Letztere that auch diesmal, wie gewöhnlich, der größere Theil der Reisenden. Als nun der Mond, wie vor alten Zeiten Cythere, aus dem Meere emporstieg und dessen dunkle Wogenspitzen mit Silberfunken übersäete, wendete sich Bachmair mit dem Ausrufe eines ungekünstelten Entzückens an seine Nachbarin: „O seht, Dame! wie schön!"

Die List des jungen, kaum 19jährigen Kadets glückte insoweit, als die Dame ihren Schleier zurückschob und ein Antlitz zeigte, welches die Behauptungen Matteo's geradezu Lügen strafte, indem es jung und reizend war. Jedenfalls lebte Bachmair der Meinung, daß er den Mond noch oftmals aufgehen, dagegen das neben ihm befindliche hübsche Gesicht nicht so leicht wieder sehen dürfte, weshalb er sich in des Letzteren Anschauen versenkte. Plötzlich sprang der sitzenden Italiener einer auf mit dem Rufe: „Miranda! eine Fledermaus!" und mit dem Arme scheinbar nach dem gar nicht vorhandenen Thiere in der Luft herumschlagend, warf er Bachmair's Mütze vom Haupte, wobei dasselbe zugleich eine etwas unsanfte Kopfnuß zugetheilt bekam. Ein schallendes Gelächter aus dem bärtigen Munde sämmtlicher Italiener belohnte diese Gemeinheit.

Der junge Krieger bückte sich nach seiner Mütze, setzte selbige wieder auf und wendete sich, als sei nichts geschehen, ruhig wieder zu der Schönen, die aber bereits den Schleier hatte fallen lassen und sich jetzt unter einer stummen, leichten Verneigung zurückzog. Als nach einiger Zeit die Schiffsglocke ein daherseglendes Schiff signalisirte und die Deckgesellschaft sich von ihren Sitzen erhob, um das fremde, in Segel gehüllte Fahrzeug in Augenschein zu nehmen, drehte sich Bachmair mit dem Ausrufe hastig um: „Ein Korsar! Zu den Waffen!"

Davon springend, rannte er seinen Beleidiger, den Fledermausmann, mit solcher Heftigkeit an, daß derselbe zu Boden stürzte und dabei zugleich seinen Nachbar mit umriß. Die beiden Italiener raff-

ten unter argem Fluchen sich auf, während dagegen die anwesenden Deutschen lachten. Selbst die schöne Miranda lachte, obschon gedämpft, und sprach zu Bachmair's Gegner: „Negretti, du mußt gestehen, daß der junge, verachtete Deutsche sich Genugthuung zu verschaffen gewußt hat. Warum verwehrst du ihm auch, mein Gesicht einen Augenblick zu betrachten, da er es vielleicht schon übermorgen um den Preis eines halben Lire stundenlang ansehen kann? Treibe deine Eifersucht nicht zu weit, Negretti, ich bitte dich. Der kleine Kadet ist ja nur noch ein Kind."

Aber das Kind hatte so eben die Kraft und den Muth eines Mannes gezeigt, so daß Negretti heimlich blutige Rache ihm schwor. Als er bald nachher nebst Miranda vor der Kühle der Nacht hinab in die Kajüte ging, traf er dort den Kadet am Schänktische, Punsch trinkend und in der besten Laune mit den Schenkmädchen scherzend.

„Erlaubt, Signora! —" sprach Bachmair später zu einer schwarzäugigen und schwarzgelockten Italienerin, welche mit noch drei Gefährten die musikalische Capelle auf dem Dampfschiffe vorstellte und eben das Rossini'sche Opernstück di tanti palpiti beendet hatte. Mit jenen Worten langte der Kadet nach der weggestellten Guitarre, strich einige einleitende Accorde und begann dann mit einer hübschen, wenn schon nicht kunstvoll gebildeten Tenorstimme zu singen:

„Komme doch, komme doch, komm' du Schöne!
Komme doch, komme doch, tanz' mit mir!
Höre doch, höre doch, Polkatöne!
Hüpft das Herz nicht höher dir?"

Die Melodie zu diesem Texte ist die des bekannten Polkatanzes und recht anmuthig; daher auch die Zuhörer des weiblichen Geschlechts mit Andacht dem Gesange wie dem Spiele lauschten. Negretti hob dagegen zu einem Nachbar, einem Italiener, ziemlich laut an:

„Mich dünkt's, als höre ich Eselsgeschrei. Sagt mir doch gefälligst, ob es schon um die Morgenzeit sei?"

Unbekümmert sang Bachmair weiter:

„Deine Mutter kann noch scherzen:
Falsch sind doch der Männer Herzen —"

„Hört auf! hört auf!" erscholl es wie drohend von den bärtigen Lippen der Italiener. „Eure Musik klingt unrein und beleidigt unser Ohr."

„Ihr habt Recht, Signors!" entgegnete der Kadet, indem er sein Gesicht an das Schallloch der Guitarre brachte und dort nach dem Namen des Verfertigers scheinbar suchte. „Das Instrument ist ein italienisches und klingt darum sehr mißtönend."

Also war schon damals die Stimmung der beiden Nationen gegen einander!

Der junge Bachmair war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Grätz an der Muhr in Stevermark und nach einem dreimonatlichen Urlaube zu seinem Regimente, das inmittelst nach Venedig versetzt worden, zurückgekehrt. Obschon von seinem Vater mit giltigen Empfehlungsbriefen an die vornehmsten Handelshäuser Venedigs versehen, so nahm sich Bachmair doch vor, nur im Nothfalle davon Gebrauch zu machen, weil die Stimmung der Italiener gegen die Oesterreicher bereits eine gespannte, ja selbst feindselige geworden war. Denn nachdem die Franzosen ihren König Louis Philipp vor wenig Wochen vertrieben und die Republik wieder hergestellt hatten, war auch ganz Italien von dem Brande ergriffen worden und harrte voll heißer Sehnsucht des Augenblicks, um jeden fremden und freiheitsfeindlichen Druck von sich zu schütteln. Alle Kennzeichen waren vorhanden, daß das überall glimmende Feuer der Empörung ehestens in hellen Flammen auflodern werde. Nur die österreichischen Machthaber im lombardisch-venetianischen Königreiche schienen die drohende Gefahr nicht zu kennen oder diese im sichern Gefühle ihrer Uebermacht und der italienischen Feigheit zu verachten.

Der junge Kadet Bachmair theilte die Sorglosigkeit seiner Oberen, wenn schon aus anderen Gründen, welche in seiner, dem leichten Sinne der Jugend entkeimenden Denkweise lagen. Neugierig wendete er die erste Zeit seines Aufenthalts in Venedig dazu an, um alle die eigenthümlichen Reize und Theile der alten Inselstadt kennen zu lernen. Da er das Italienische mit Geläufigkeit sprach und einen dunkeln Haarwuchs hatte, so legte man, den jungen, lustigen Krieger für ein Landeskind haltend, ihm kein Hinderniß in den Weg.

„Wie gefällt dir unsere Primadonna?" fragte den jungen Kadet ein Kamerad und Junker desselben Regiments, als jener mit diesem zum erstenmale das Theater besuchte. „Sie ist seit kurzem erst hier und von Triest herübergekommen, heißt Miranda Mirandolini, spielt und singt eben so allerliebst, als sie aussieht, wird aber von ihrem Liebhaber, dem Schauspieler Negretti, welcher dort auch ihren Liebhaber auf den Bretern giebt, mit Argusaugen bewacht."

Fast laut lachte Bachmair auf. „Wie?" sprach er lustig — „Miranda eine Aktrice? Und ich hatte sie wenigstens für eine Ducesse gehalten! Negretti ein Schauspieler und kein einstiger Doge oder Nobili aus dem hohen Rathe der Drei? Ha! Darum blieb ich bis heute von dem Stiche eines Bravo verschont! Schön! Ich werde mich später auf die Bühne begeben, um meiner Reisegefährtin die Aufwartung zu machen und sie nach ihrem Befinden zu befragen. Dazu werde ich den Zeitpunkt abwarten, wo Signor Negretti auf der Bühne beschäftigt, Miranda dagegen abgetreten ist."

Das heutige Theaterstück schien eigens für eine politische Katastrophe auserkoren oder wenigstens mit extemporirten Anspielungen ausgestattet worden zu sein, welche von Seiten des italienischen Publikums theils mit donnerndem Beifall, theils mit höhnendem Ge-

lächter aufgenommen wurden, je nachdem sie auf Italiens Freiheit oder Oesterreichs Vernichtung zielten.

Als Bachmair in Gesellschaft seines Kameraden im Zwischenakte das Parterre verließ, sprach dieser: „Sieh da, Bachmair! wie heute die Italiener ihre sonstige Gewohnheit wieder angenommen haben, aus den Logen in das Parterre hinabzuspucken. Was vor Zeiten die Verachtung der Nobili in den Logen gegen den gemeinen Plebs im Parterre bezeichnete, gilt heute uns Oestreichern. Echt italienisch! und dem machtlosen Kinde ähnlich, welches seinen Zorn nur durch Anspeien kundgeben kann. Meiden wir die Nähe dieser speichelspeienden Höhlen und hoffen wir, daß diese pöbelhafte Gemeinheit die ganze Rache unserer Feinde sein werde."

Später stand Miranda hinter einer Coulisse, ihre Rolle in der Hand und solche studirend. Plötzlich tauchte vor ihr ein jugend blühendes, beim Lächeln ein Grübchen zeigendes Antlitz auf, dessen Kinn und Lippen der erste Flaum eines erkeimenden Bartes besäumte, und eine wohllautende Stimme sprach höflich: „Verzeihung, schöne Signora, wenn ich zu stören wage. Nur befragen wollte ich meine liebe Reisegefährtin um ihr Befinden und ihr Gefallen in der Inselstadt."

Betroffen blickte Miranda auf und dann bestürzt sich um.

„Was wollen Sie hier?" fragte sie, die Farbe wechselnd, — „fort! fort! den Augenblick oder Sie sind verloren."

„Ich fürchte alle Theaterdolche Europa's nicht" — entgegnete der Kadet muthvoll — „und wenn sie selbst ein Signor Negretti gegen meine unbewehrte Brust führen sollte."

„Sie sind noch ein Kind!" versetzte Miranda hastig — „ein unerfahrenes, wohl auch unschuldiges. Darum dauern Sie mich! Fort! um Maria und Josephs willen! Gehen Sie nicht wieder in's Theater zurück — eilen Sie zu Ihrem Regimente — in Ihre Kaserne — schnell!"

Miranda's rollendes Auge, ihr fiebernder Körper sprachen dringlicher noch als ihre zuckenden Lippen. Da der junge Soldat noch wie unentschlossen dastand, bückte sich die Aktrice rasch, hob den abgeworfenen Theatermantel eines Schauspielers von den Bretern auf, umhüllte mit demselben den Kadet und drückte ihn dann gewaltsam in das Dunkel der hinteren Coulissen zurück, dabei ihre Warnung wiederholend.

Während Bachmair die Bühne verließ, sprach er kopfschüttelnd und lächelnd zu sich selbst: „Da ich unberufen einstmals in die Nähe der Waschweiber des älterlichen Hauses kam, banden diese mir zur Strafe eine Schürze um und ich mußte mich mit einem Geldgeschenke auslösen. Fast ebenso ergeht mir's, da ich als Soldat mich unter die Schauspieler menge. Ob auch hier ich mich werde loskaufen müssen?"

Im Begriff, den Theatermantel von sich zu werfen, vernahm Bachmair plötzlich den tausendstimmigen Ruf aus dem Innern des Schauspielhauses: „Es lebe die Freiheit! Tod den Deutschen!"

Zugleich erscholl ein Krachen, als wenn alle Bänke und Sitze abgebrochen würden.

„Dieß also der Sinn von Miranda's Rede!?“ sprach der Kadet. — „Nun, hoffentlich wird eine einzige Salve von uns hinreichen, diesen Schreihälsen den Mund zu stopfen.“

Während dem trachtete Bachmair, das Schauspielhaus zu verlassen, was ihm auch unaufgehalten gelang, weil der ganze Lärm sammt der tobenden Menschenmenge nach dem Vorderhause sich gezogen hatte. Aus demselben ergoß sich die freiheitrufende und über einzelne wehrlose Oestreicher herfallende Masse. Bereits knallten in der Nähe und Ferne einzelne Flintenschüsse und im Nu erhellten sich die Fenster in Venedigs Palästen, Häusern und Hütten, so daß der Widerschein tausendfach in dem Wasser der Kanäle sich abspiegelte. Bald genug erkannte der Kadet den Zweck dieser verabredeten Erleuchtung, indem man bei ihrem Scheine die flüchtenden östreichischen Krieger verfolgte. Diese Unglücklichen, welche theils die öffentlichen Gebäude und Plätze zu bewachen gehabt, theils patrouillirend die Stadt zu durchziehen hatten, theils vom Dienst beurlaubt worden und ihren Geschäften nachgegangen waren, wurden mit leichter Mühe und sonder Gefahr niedergemacht. Denn aus allen Fenstern flogen die bleiernen Todesboten auf die Aermsten ein, welche längs der schmalen, kaum für drei Menschenbreiten berechneten Fußpfade Venedigs sich zu flüchten suchten. Auch das tapferste Herz mußte hier ungerochen unterliegen, indem sein Feind hinter festen Steinmauern sog sich barg und so unangreifbar blieb. Wer verwundet strauchelte, fiel in den Kanal und ertrank rettungslos.

Immer höher noch stieg die Gefahr; denn schwarz wie die Nacht und das Grab schwamm herbei eine zahllose Flotte verrathbergender Gondeln, in langen Zügen sich vertheilend durch Venedigs breite und schmale Wasserstraßen. Unheimlich und still, gleich schwarz überhangenen Todtengrüften, glitten sie über die blinkende Fläche daher. Wie ein schleichendes Raubthier folgten sie den fliehenden Fersen der an den Häuserrändern sich hindrückenden Deutschen, und glaubten sie den rechten Zeitpunkt, ihr Opfer zu fassen, erreicht zu haben, so erhellte ein Blitz das finstere Innere der Gondel und unter dem Schmettern des Schusses sank der Getroffene zu Boden. In der Ferne vernahm man Trommelschlag und von dem Sanct Marcusplatze Pelotonfeuer. Bald stürmten auch die zahllosen Glocken Venedigs darein und schmetternde Kanonenschläge übertäubten in bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen selbst jenen Lärm für kurze Zeit.

Der Kadet wußte jetzt der Aktrice großen Dank für das behändigte Gewand, ohne dessen deckende Hülle er jedenfalls gar bald ein Opfer des Volkshasses gefallen wäre. Ein Glück war es noch, daß der Mantel bis auf die Knöchel hinabreichte, so daß auch die weißen Beinkleider kein Verräther an dem Oestreicher werden konnten. Klüglich hütete sich Bachmair, den Verdacht einer Flucht auf sich zu zie-

hen. Vielmehr gab er sich den Schein, als nehme er gleichfalls lebhaften Antheil an dem Kampfe gegen die Deutschen. Denn, nach dem Sprüchworte: „Wer nicht mit uns, ist wider uns", wurde jeder Unthätige als ein Feind der Freiheit angesehen und verfolgt. Unter dem Rufe: „Zu den Waffen! Tod allen Deutschen! Gebt mir eine Waffe!" war der Jüngling bis jetzt ungehindert bei den ihm aufstoßenden Haufen Volkes vorübergekommen. Da stieß er, nicht weit mehr von seiner Kaserne, auf einen Trupp Leute, welche bemüht waren, eine kanalfreie Straße durch eine Barrikade zu sperren. Hier ließ man seinen Ruf nach Waffen als Paß nicht gelten, vielmehr erhielt er die Weisung, das Steinpflaster aufzureißen und den Straßenwall erbauen zu helfen. Nothgedrungen leistete Bachmair dem Gebote Folge, mit dem heimlichen Vorsatze, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Da wollte es das Geschick, daß von der Anstrengung des Arbeitenden der zugebundene Mantel vorn aufging und darunter die weiße, blau aufgeschlagene Soldatenkleidung sichtbar wurde.

„Verrath! Ein Feind! Ein Deutscher! Nieder mit ihm!" erscholl es von allen Seiten, und von einem Steinhagel und einigen Nachsetzenden begleitet, entfloh eiligen Fußes der erkannte Oestreicher. Derselbe rannte in das erste, unerhellte Seitengäßchen und jeden Einzelnen über den Haufen, welcher ihm in den Lauf kam. Bald jedoch befand er sich am Ende des Gäßchens und erkannte in geringer Entfernung vor sich einen Trupp heranstürmenden Volks und zugleich die Unmöglichkeit eines weiteren Widerstandes. So zwischen zwei Feuern sich sehend, barg sich Bachmair schnell in einen Winkel der dunkeln Häuserreihe und wartete, bis seine Verfolger schnell an ihm vorüber gestürmt waren. Dann suchte er nach einem Auswege umher und war auch so glücklich, denselben in einer, seinem andrängenden Körper nachgebenden Pforte zu finden. Bald tappte er fühlend durch stockfinstere Räume, aus welchen er in einen kleinen, von hohen Brandmauern umnachteten Hof gelangte. Ein hoher Schutt- und Kehrichthaufen, welcher sich an der hinteren Quermauer erhob, machte ihm dieselbe zu ersteigen leicht, und als er diese jenseits hinabgesprungen war, sah er sich in einen zweiten, zu einem ansehnlichen Gebäude gehörenden Hofe. Alles finster und still umher. Hier noch nicht sich sicher wähnend, schritt er leise und vorsichtig in die gewölbten, feucht und modrig duftenden Hallen des Palastes, in dessen vorderer Hausflur eine Lampe ein mattes Licht verbreitete. So sehr sich Bachmair in Acht nahm, einiges Geräusch zu machen, so rief doch der Wiederhall seiner Tritte ein Mädchen aus einem Seitengemache herbei, welches bei seinem Anblicke anhob: „So wollt Ihr also nicht die Rückkehr des gnädigen Herrn Marchese abwarten? Freilich, der Aufstand des Volks — Niemand ist diesen Abend Herr seiner selbst — ich eile, Euren Gondolier herbeizurufen, den die Neugierde eben hinaufgetrieben hat, wo er etwas von dem Kampfe sehen zu können

...ubte. Lieber hätte er selbst daran Theil genommen, und nur mit Mühe ließ er sich bewegen, hier geduldig auszuharren."

„Die verkennt dich ohne Zweifel" — sprach der Kadet zu sich selbst — „und folglich muß ich dem Rechten entweder sehr ähnlich sehen oder derselbe ist dem Mädchen selbst fremd. In letzterem Falle wird sie auch nicht so betraut mit seiner Sprache sein. Antworten wir ihr also, doch kurz und den Mantel vor den Mund gehalten, damit der Stimme Ton etwas undeutlicher werde."

„Gut!" murmelte der Kadet hinter dem Mantel hervor — „eile, Kind!"

Während das Mädchen die breiten Treppen hinaufsprang, Luigi! Luigi! aus voller Kehle schreiend, beeilte sich Bachmair, des Palastes Thor zu gewinnen. Dasselbe führte, wie die meisten in Venedig, mittels einer Flucht breiter Marmortreppen zum Kanal, an deren Stufen eine schwarze Gondel vor Anker lag.

Der Kadet hielt es nicht für räthlich, Luigi's, des Gondoliers, Ankunft abzuwarten, daher er eiligst das Seil mit dem Haken von dem Ankerringe der Treppe löfete und mit raschen Ruderschlägen die Gondel davon trieb. Es kam ihm jetzt zu Statten, daß er in seiner Vaterstadt oftmals die Muhr befahren und mit der Kunst des Ruderführens sich betraut hatte.

Wohin aber? war nun die große Frage. Denn so bekannt war Bachmair noch nicht mit Venedigs Kanälen und Straßen, daß er sich zu Nacht in deren Labyrinthe zurecht finden konnte. Zunächst beschloß er, dem ruhigeren Stadttheile zuzusteuern. Wären die dem Oestreicher begegnenden Gondelführer nicht insgesammt vollständig mit dem Interesse des Kampfes gegen die fremden Unterdrücker beschäftigt gewesen, so würden sie unstreitig gar bald in dem Kadet einen Pfuscher ihres Handwerks erkannt haben. So aber schob man sein ungeschicktes Fahren und Zusammenstoßen mit den ihm entgegenkommenden Gondeln auf die allgemeine Erregung der Gemüther und begnügte sich damit, jeden erhaltenen Stoß mit dem unwilligen Rufe zu vergelten: Tölpel! sieh dich vor! Bist du betrunken?

Solche und ähnliche Verweise nahm Bachmair, als nur zu verdient, schweigsam auf. Er pries sich schon glücklich, eine kleine, schwimmende Festung gewonnen zu haben, die ihn zunächst gegen die Schüsse der Venetianer sicherte und dann dem ruhigen Festlande zuführen konnte. Wenn er nur erst die Lagunen erreicht hätte!

Aus seinen Selbstbetrachtungen weckte den Kadet der laute Anruf eines Mannes: „Ho! Ho! Gondolier! Bist du frei? Eine Zechine dir, wenn du diese Dame nach dem Sestiere della Croce fährst und dort an dem Gasthause zum goldnen Engel wohlbehalten absetzest."

Das war nun freilich ein fataler Strich durch Bachmair's Rechnung, welcher, obwohl sonst dem schönen Geschlecht nichts weniger denn abhold, jetzt die Rettung seines jungen Lebens über die Gesellschaft selbst der jugendsten Dame setzte. Schon machte er daher Miene, als überhöre

er den Zuruf, und gedachte eiligst weiter zu fahren, da mischte sich aber das mißbilligende Geschrei an ihm vorüberfahrender Gondoliere mit dem des Begleiters der fraglichen Dame. Wenn, wie das Sprichwort sagt, die Noth zuweilen eine Tugend wird, so machte sie wenigstens unsern Kadet galant. Er hielt seine Gondel an und half der Dame beim Einsteigen. Der ausgebrochene Freiheitskampf entschuldigte heute Alles, selbst daß ein Herr seine Dame ohne Weiteres dem Schutze eines Gondoliers anvertraute und sie ohne seine Begleitung ließ.

Indem der Herr dem Gondolier das versprochene Geldstück behändigte, wiederholte er nochmals den Namen des Stadtviertels und des Gasthauses, wohin jener die Dame fahren sollte. Die Stimme kam dem Kadet wie bekannt vor, doch sah er jetzt gern von allen Nachforschungen ab. Rüstig ruderte er von dannen, die von ihm bisher eingeschlagene Richtung verfolgend. Denn Bachmair schloß sehr richtig, daß eben diese Richtung seiner Gondel ihm die Passagierin verschafft habe und er sich daher jener nicht entschlagen dürfe, wolle er nicht Verdacht erregen. Um die Lagunen zu erreichen, beschloß der Kadet, Venedigs Thürme als Compaß zu benutzen, und während er dieselben mit der Himmelsgegend verglich, trieb er immer rascher sein Fahrzeug vorwärts.

Bisher hatte dessen Insassin stumm und regungslos auf der Polsterbank gesessen. Plötzlich hob sie erschrocken an: „Aber, Jesus Maria! wo fahrt ihr mich hin? Längst schon müssen wir am goldnen Engel vorüber sein! Habt Ihr etwa falsch verstanden? So haltet doch ein, um des heiligen Markus willen.“

„Au weh!“ sprach Bachmair vor sich hin — „das ist Miranda Mirandolini oder ich will zum Laberdan werden. Hah! ich hoffte schon, eine Marchese als Geisel für mein Leben in der Gondel zu besitzen; da wird sie zur bloßen Aktrice, für welche höchstens Signor Negretti, aber kein anderer Italiener, das Leben eines östreichischen Kadets giebt.“

Hierauf ließ Bachmair sein Ruder feiern und hob zur zeternden Miranda an: „Schöne Miranda, erkennen Sie mich nicht? Ist Ihnen dieser Theatermantel und sein dermaliger Träger so schnell aus dem Gedächtnisse geschwunden? Wohin ich Sie, oder vielmehr mich zu bringen beabsichtige? In Sicherheit! Vor den meuchelnden Kugeln und Stichen der Venetianer. Wo aber vermöchte ich mich besser zu sichern, als wenn ich durch die Lagunen dem Festlande zusteure? Sie haben dabei gar nichts zu riskiren und können morgen bei guter Tageszeit wieder in der Inselstadt sein. Ueberhaupt dürften Sie ganz und gar nichts versäumen, da jedenfalls das Theater für einige Zeit geschlossen sein wird.“

Diesem Vorschlage widersetzte sich jedoch die Aktrice auf das lebhafteste.

„Undankbarer!“ rief sie aus — „wem sonst als mir verdankt

Sie's, daß Sie noch leben? Und zum Dank dafür wollen Sie mich entführen und einer offenbaren Todesgefahr aussetzen?"

„Nichts weniger als das Letztere" — versetzte Bachmair. „So wenig ich schon sterben mag, sollen Sie dieß auch."

„Nun wohl! Kennen Sie aber die Fahrstraßen in den Lagunen so genau wie Venedigs Gondoliere? Werden Sie in der Dunkelheit die Gondel nicht unfehlbar gegen die Markpfähle der Lagunen treiben machen, so daß dieses leichte Fahrzeug umstürzen und uns beide in den Fluthen begraben muß?"

„Der Teufel auch!" sprach Bachmair zu sich selbst. „Sie hat nicht ganz Unrecht! Doch will ich viel lieber wie David in die Hände des Herrn als in die der Venetianer fallen."

„Und sollten Sie ja nicht auf die Stimme der Vernunft so wie der Pflicht hören" — fuhr Miranda fort — „so werde ich, obgleich ein schwaches Weib, der Gewalt wieder die Gewalt entgegensetzen. Ich werde um Hülfe schreien, daß man es weit und breit hören soll — ich werde mit Ihnen ringen und diesen Dolch, der kein Theaterdolch ist, in Ihr Herz zu stoßen suchen. Doch" — setzte die schlaue Schöne hinzu — „ich hoffe, daß Sie es nicht bis zum Aeußersten kommen lassen werden. Sie werden das große Opfer zu würdigen wissen, das eine für die Freiheit ihres Vaterlandes heiß erglühte Italienerin durch die Rettung eines Feindes dargebracht hat, dessen Jugend und Unschuld ihr das lebhafteste Mitleid einflößten."

„Sie greift dich an deine schwache Seite" — gestand sich Bachmair — „und ich werde mich wohl, wie damals bei den Waschweibern meiner Mutter, nur durch ein ungleich größeres Opfer auslösen müssen. Sei es also! Die Ehre soll ja dem Krieger selbst über das Leben gehen". „Geben Sie" — fuhr er lauter fort — „mir die Richtung an, in welcher der goldne Engel zu finden ist. Sie sollen sich keinem Undankbaren verbunden haben."

Miranda war ungleich besser in Venedig bewandert als Bachmair, daher auch nach einiger Zeit der gesuchte Landungsplatz glücklich gefunden. Die Aktrice sprang aus der Gondel, welche der Kadet ohne klare Absicht weiter dahintreiben ließ. Plötzlich rief eine rauhe Stimme in gutem steiermärkischem Deutsch den Kadat an: „Halt! wer da?"

Bachmair ward jetzt zum Columbus, dem nach langer, gefahrvoller Fahrt die Wache aus dem Mastkorbe „Land! Land!" zuruft.

„Schwarzenberg und Ollmütz!" erwiderte der Kadet laut des heute erhaltenen Feldgeschrei's. Dann blickte er neugierig auf. Seine Gondel trieb gegen eine Reihe breiter Stufen an, welche zu einem kleinen Vorhofe führten, welcher auf der Wasserseite durch ein Eisengitter versperrt war. Im Hintergrunde des Hofes stieg ein hohes, thurmähnliches Gebäude von ziemlichem Umfange in die dunkle Luft empor.

Der Kadet hing sein Fahrzeug an, streifte den Mantel von sich

sprang die Stufen rasch hinauf und sprach zu der hinter dem Gitter stehenden Schildwache: „Kam'rad, sage mir, wo bin ich?"

„Zum heiligen Spiritus" — versetzte der Steiermärker lachend — „Ich aber wünschte, daß es reiner Korn sein möchte."

„Wer hat das Kommando über die Wache hier?" fragte der Kadet.

„Korporal Dechsel von der vierten Kompagnie" — erwiderte die Schildwache. „Eben steht er oben auf der Thurmzinne, um zu sehen, wohinaus es mit dem Spektakel in der Stadt will. Er hat den Schlüssel zum Gitterthore, wenn Ihr etwa hereinwollt."

„Korporal Dechsel!" erhob der Kadet seine Stimme — „Dechsel! Lieber Dechsel! Der Kadet Bachmair begehrt Einlaß. Wichtiges hat er Euch mitzutheilen. Werft den Schlüssel zum Thore herab, denn jeder Augenblick Verzug vermehrt die Gefahr."

Trotz dieser Bitte beeilte sich Dechsel eben nicht, dem Willen des Kadets Folge zu leisten, während dieser vor Begierde brannte, sich hinter dem schützenden Gitter zu sehen. Als dies endlich geschehen war und Bachmair das, was er erlebt und gesehen, erzählt hatte, fuhr er fort: „Was gedenkt Ihr zu thun, lieber, alter Freund Dechsel? Jedenfalls werden die treulosen Venetianer auch Euch zu überrumpeln suchen. Glaubt Ihr Euch stark genug, Euren Posten so lange zu halten, bis Ihr hofft Verstärkung zu bekommen? So viel ich weiß, habt Ihr nur 9 Mann unter Eurem Befehle."

„Diese sind noch viel zu viel" — erwiderte Dechsel — „um allen Venetianern ein Schnippchen zu schlagen. Vor der Hand sind wir sicher vor ihnen. Dann erst werden sie uns auf den Leib rücken, wenn wider Erwarten unsre Truppen den Kürzern ziehen sollten. Aber etwas können wir denn doch in Vorsorge thun. Herr Guido! nicht so? Ihr seid im Schreiben und Zeichnen, so wie auch im Italienischen bewandert? Wenigstens habe ich Euch oft daheim über dem Reißbrete sitzen und Euch welsch sprechen hören. Ich will Eurer Kunst zu thun geben, da an ein Schlafen diese Nacht schwerlich zu denken sein dürfte."

Der Korporal hatte richtig insofern gesprochen, daß wirklich der sich immer weiter in der Stadt verbreitende Lärm, das Schreien, Kämpfen und Schießen, nicht bis in die Nähe von San Spirito drang. Als der Tag graute, versammelte Dechsel seine Leute um sich.

„Kameraden!" hob er an — „mag auch der Würfel fallen wie er wolle, wir wanken und weichen nicht von unserm Posten; es werde denn von Oben aus befohlen. Zu fürchten haben wir nur dann, wenn wir uns feig bezeigen. Und das soll Keiner dahin bringen, am wenigsten diese schuftigen Italiener. Nun dürfte es aber an der Zeit sein, unser Weinzeichen herauszuhängen. Herr Guido, holt Euer Kunstgemälde herbei, auf daß wir es an dieser Stange befestigen."

Der Kadet ging in die Wachstube, welche in einem Seitengebäude des Thurmes war, und kehrte aus derselben mit einem aus vier weißen

Papierbögen zusammengeklebten länglichten Viereck zurück, auf welchem mit großen, fetten, von schwarzer Tinte gemalten Buchstaben und Ziffern italienisch geschrieben stand:

San Spirito
enthält 633 Fässer Schießpulver!

darunter hatte der Kadet noch ein Gemälde mit groben Zügen gezeichnet, welches einen auffliegenden Thurm darstellte.

Dechsel, der Korporal, schloß das Thor auf, schlug dessen eine Hälfte nach Innen um und befestigte an die andere die Stange mit dem Papiere, so daß dasselbe etwa 8 Ellen hoch in der Luft wehete. Sämmtliche Mannschaft der kleinen Besatzung hatte sowohl die Flinten als auch die Seitengewehre abgelegt. Theils saßen die Krieger in der Wachstube, theils im Hofe, theils auf den zum Wasser führenden Stufen, und zwar so friedfertig, als wäre Venedig nie sicherer denn jetzt gewesen.

Mittlerweile tobte der Kampf auf dessen Straßen und Plätzen immer heftiger und erbitterter. Anhaltend rollte das Rottenfeuer der bedrängten Oestreicher gegen das mehr vereinzelte der Venetianer, welches von den Dächern, so wie aus den Fenstern der Häuser und aus den Tausenden der schnell beweglichen Gondeln geführt wurde. Dazwischen krachte der Donner der Kanonen, hallte das Kampfgeschrei der Italiener, welche dadurch sich selbst Muth und dem Feinde Schrecken einzuflößen suchten.

Ach, die Besatzung von San Spirito mußte sich's gestehen, daß nach allen Anzeichen der Sieg sich auf die Seite der Venetianer neigte. Dem war auch so. Die Oestreicher unter dem Befehle des Grafen von Zichy, eines im Kampfe unerfahrenen, feigen, wo nicht gar verrätherischen Generals, erhielten nach einem schlecht geleiteten und darum erfolglosen Widerstande den Befehl, die Stadt zu übergeben und solche zu räumen. Bevor das Letztere noch geschah, nahte von der Kanalseite ein Haufe siegestrunkener Venetianer dem Thurme San Spirito. Ihr Muth war um so größer und lauter, als sie, verleitet durch das in der Luft flatternde weiße Papier und durch den Anblick der völlig unbewaffneten Mannschaft, einen unblutigen Sieg hier verhofften. Bei dem Näherkommen einer Menge mit Bewaffneten angefüllten Gondeln verließen die vor dem Eisengitter befindlichen Oestreicher ihre Sitze und zogen sich langsam hinter jenes zurück, ohne jedoch das Thor zu verschließen.

Ohne Hinderniß bewerkstelligten die Feinde ihre Landung und überboten einander an Eilfertigkeit, die Stufen zu ersteigen und den Eingang zu gewinnen.

Hier wartete ihrer, die Hände auf den Rücken gelegt, der Korporal Dechsel.

„Was schaffen's, meine Herren?" redete er die Venetianer mit Ruhe und freundlicher Miene an.

Darauf trat Einer, welcher den Anführer vorstellte und der deutschen Sprache mächtig war, vor und versetzte barsch: „Wir verlangen die sofortige Uebergabe des Platzes, das Strecken eurer Waffen, euch selbst zu Gefangenen.“

„Dreierlei also!“ bemerkte Dechsel schmunzelnd. „Nun, wir werden halt sehen, was sich thun läßt. Nur a wenig G'duld, ihr Herren! Haben's denn aber schon unser Panierl da oben ang'schaut? I bitt' sehr, werfen's doch a klein's Blickerl drauf. Es hat dem Herrn Guido Bachmair aus Grätz hier Mühe g'nug g'macht. Fast die halbe Nacht hat er drüber g'pinselt und g'schrieben und mir fast's ganze Tintenfaß'l verschmiert. Ja, das ist's Bild und dort — schaun's mal hin — nach dem Thurm — da ist die Explicirung des Bild'ls.“

Von dem Papier wendete sich der Menge Blick betroffen nach dem Hintergrunde des Hofes.

Das rundgewölbte Thor des Thurms war geöffnet und in dessen Innern Faß auf Faß über einander gethürmt. Aus einem der untersten war der Boden herausgenommen und lose vor die Oeffnung wieder angelehnt, so daß sein schwarzkörniger Inhalt sowohl unten wie an den Seiten herausgequollen war. Von diesem Häuflein aus ging eine schwarze, dicht gestreute Linie bis in des Hofes Mitte vor. Am Ende derselben steckte ein niederer Stab, zwischen das Steinpflaster geklemmt, und um ihn befand sich ein dicker Strick gewickelt, dessen eines Ende lose bis zur Erde herabhing, so daß ein Stück von etwa einer halben Elle darauf ruhete. Von der Spitze dieses Strickendes stieg ein feiner weißer Rauch empor, und ein scharfes Auge konnte sehen, daß jenes roth glühte. Nur eines leichten Ruckes von Seiten des Oestreichers bedurfte es, welcher neben der Lunte am Boden saß und deren glühendes Ende in seiner Hand hielt, um die Pulverlinie in Brand zu setzen und den Thurm mit all seinem Inhalte auffliegen zu lassen.

Einige Sekunden lang weidete sich der Korporal sammt dem neben ihm stehenden Kadet an der Betroffenheit der Feinde, welche sich durch erblaßte und entstellte Gesichter, durch eine eingetretene Todtenstille und das allmälige Zurückziehen der Eingedrungenen kund gab.

„Meinen's nicht, ihr Herrn!“ sprach Dechsel lächelnd — „daß es noch a größers Spektakel abgeben müßte, wenn's Thürmerl aufflöge, als der ganze Lärm von gestern und heut? Freilich wär' die Freud' nur kurz, aber erbaulich. Einreißerlich — wollt' ich sagen. Denn ich wollt' wetten, daß halb Venedig wenigstens mit aufflöge. Ja, ich glaub' sogar, daß die Erd' sich zerspalten und das Meer nachstürzen müßt', so überaus fest ist das Thürmerl gebaut. Aber bitten muß i halt doch, daß der Kreidestrich dort nit überstiegen würd'; denn mein Dittel da bei der Lunt' hat Anweisung, anz'brennen, so wie Eins über die Lini' geht, und der Kerl is fakrisch wichsig und fuchtig auf die Italiener — der hat an Wuth auf sie — nicht zu b'schreibn! Denn er hat an italienisch Madel zur Liebsten g'habt und die hat ihn bei der Naas rumg'führt — der brennt los, eh' ich's ihm ordentlich heiß'. Und

bitten muß i noch recht schön, d' Cigarrn aus 'n Mund zu nehmen, denn manchmal hat der Teufel sein Spiel und führt 'n Funken, wohin er nimmer hat flieg'n solln. Drum darf auch keins von uns selber hier rauchen, was freilich das Allerbitterste ist."

Diese Worte, welche Bachmair der Menge auf Italienisch wiedergab, bewirkten, daß sofort die brennenden Cigarren verschwanden und hinterrücks in den Kanal geworfen wurden. Dieß konnte um so leichter geschehn, weil der Haufe bereits bis zum Thore sich zurückgeflüchtet hatte und sehnsüchtige Blicke nach den Gondeln warf.

Der Anführer der Feinde nahm jedoch all' seinen Muth zusammen und sprach zu dem höflichen Korporal mit eben so freundlichem Tone: „Guter Freund, was würde Euch die Behauptung dieses einzelnen Platzes nützen, wenn ganz Venedig in unserer Gewalt wäre? Ich an Eurer Stelle würde die Gelegenheit ergreifen, um für mich und meine Leute ehrenvolle Bedingungen zu erlangen, die Euch auch ohne Zweifel bewilligt werden dürften."

„Nutzen wird uns das Thürmerl mit seinen 633 Pulverfässern blutwenig" — erwiderte Dechsel — „wohl aber die Haut sammt dem Fleisch verbrennen, wenn wir losbrennen müßten. Aber, wann darf der Soldat nach dem Nutzen oder dem Schaden fragen, den er anrichtet? Der Soldat muß halt blindlings thun, was ihm sein Vorgesetzter befiehlt. Nun ist uns geboten worden, das Thürmerl San Spirito zu bewachen und darum müssen wir's halt ausführen auf alle G'fahr hin."

„Der Kommandant von Venedig, Graf Zichy, hat bereits befohlen, die ganze Stadt zu räumen" — sagte der Anführer der Italiener — „und folglich ist darunter auch dieser Platz mit inbegriffen."

„Wir wissen halt nichts von dem Befehl" — antwortete Dechsel — „und müssen also auch bei unsrer Ordre stehen bleiben."

„Wenn man Euch aber den schriftlichen Befehl des Kommandanten überbrächte?" fragte der Italiener. „Dann würdet Ihr demselben gehorchen?"

„Mit Verlaub! auch dem noch nicht" — versetzte Dechsel. „Wir wissen ja nit, ob der Zichy in Eurer Gewalt und gefangen, oder gar ein Verräther ist? Bringt uns den eigenhändigen Befehl sammt dem Petschier unsers gnädigsten Herrn Feldmarschallieutenants Grafen Radetzky in Mailand. Dem wollen und müssen wir gehorchen."

„Wenn man Euch einen ehrenvollen und freien Abzug bewilligt" — sprach der Italiener — „und noch ein erkleckliches Stück Geld dazu, so würde Niemand in der Welt Euch deshalb einen Vor—"

„Herr Signor!" fiel Dechsel, in einen furchtbaren Ernst übergehend, ein — „sprecht noch einmal ein solches Wort aus und Ihr sollt aus Erfahrung kennen lernen, was ein richtiger salto mortale ist und noch Tausende von Venetianern dazu. Solchen Spaß verstehen wir nicht. Merkt Euch das! Und nun denk' i, daß Ihr Euch

g'nug bei uns werdet umg'schaut haben. Geht in Gott's Namen denn. Ich seh's meinem Dittel an der spitzen Naa's an, daß ihm Eure Gegenwart nit recht behagt. Er spielt mir so verdächtig mit der Luntenspitz', daß wir zusamm' auffliegen wie 'ne Mütz' und eh' wir's uns versehn."

Mit diesen Worten komplimentirte Dechsel die Italiener aus dem Hofe. Während die Erstern mit erleichtertem Herzen und eilig in ihre Gondeln sprangen und die Nachrückenden ihre Vordermänner die Stufen hinabdrängten, hob Dechsel zu dem Anführer der Schaar an:

„Da hätt' ich ja bald vor lauter G'schwätz das Beste vergessen! Schaun's, lieber Herr Signor! wenn's wahr ist, was Ihr von dem Abmarsche unsrer Leut' gesagt habt, so werden wir wohl eine hübsche Weile auf unsre Ablösung warten müssen. Ich hoff', daß Ihr uns bis dahin nit werdet fasten lassen, sondern mit Speiß und Trank wohl versehen. Hunger thut weh und durst'ge Kehlen giebts unter uns nit wenig. Es springt sich weit leichter in die Luft, als daß man lange das Knurren im leeren Magen verträgt. Das möget's wohl bedenken, ihr Herrn Signors."

Nach fünf bis sechs Stunden legte eine Gondel vor San Spirito an. Mit stiller Genugthuung sah dessen Besatzung, wie ein Aufwärter nebst einem Dienstmädchen unterschiedliche und zwar vollgepackte Körbe aus dem schwarzen Fahrzeuge zu Lande förderten.

„Dechsel" — sagte der Kadet bei diesem Anblicke lächelnd — „jetzt werden wir sehen, ob wir oder vielmehr unsre Pulvertonnen von San Spirito bei den Venetianern Credit haben oder nicht. An der Beschaffenheit und Menge der verlangten Speiße und des Tranks können wir ermessen, ob unser Wetterglas auf gutes oder veränderliches Wetter zeigt."

Die Körbe wurden in die Wachstube geschafft und entleert. Aus zwei mächtigen Töpfen dampfte es, nach weggenommenen Stürzen, gar kräftig.

„Rindfleisch mit Reis!" sprach der Kadet, auf Entdeckungen ausgehend wie Columbus. „Bene! Auf einmal werden wir es kaum Herr werden. — Eine Cervelatwurst — zum Imbiß dieser weißen Brote! Wird acceptirt! Eine Flasche und eine große Kruke! Was schließt die erstere in sich?" Bachmair lüftete den Kork und brachte seine Nase an den Hals. „Ah! der Spiritus kommt, um sich mit dem Spirito zu vermählen. Kamerad Spieß, dein Wunsch, mit welchem du mich Ankömmling empfingst, ist erfüllt. Reiner Korn scheint's zu sein. Aber diese schwere, volle Kruke!"

„Wenn's Bier wäre!" sprach der Korporal voll Sehnsucht und faltete dabei andächtig seine Hände.

Der Kadet wiederholte sein bei der Flasche angebrachtes Manoeuvre und sprach: „Nichts von Bier — Wein ist's!"

„Nur Wein!" seufzte Dechsel kleinlaut.

Nachdem die Körbe leer gemacht waren, zog, auf einen Wink Dechsel's, der Kadet erst den Aufwärter, dann das Dienstmädchen bei Seite, um jedem von ihnen besonders die Fragen vorzulegen:

„Wer schickt Euch ab? Wo und von wem ist das Essen bereitet und das Getränke geliefert worden?"

„Unser Herr, der Besitzer des Gasthauses zum goldnen Engel, schickt uns her" — bekannten Beide übereinstimmend — „dort ist auch das Essen gekocht und der Wein sammt dem Branntwein eingemessen worden."

„Seid ihr fest überzeugt, daß kein Gift oder Schlaftrunk weder in dem Essen noch in dem Getränke enthalten sei? Wir wissen, daß ihr Italiener euch auf Giftpülverchen und Gifttränkchen noch besser versteht, als auf das Handhaben des Dolches."

„Bewahre!" — versetzte das Mädchen — „ich selbst habe das Essen kochen helfen und dasselbe mehr denn einmal gekostet."

„Bewahre!" — sprach der Aufwärter — „denn ich selbst habe den Wein aus dem Fasse und den Schnaps in die Flasche gefüllt und beides zuvor gekostet."

„Gut! Wir werden sehn, ob ihr die Wahrheit gesprochen habt oder nicht. Höret unsre Meinung. Wir sind hier im Ganzen 11 Mann. Fünf von uns werden jetzt mit euch essen und trinken, während die übrigen sechs fasten. Befällt uns auf den Genuß eine Uebelkeit — bekommt auch nur einer von uns Bauchkneipen darnach, so stecken wir andern das Pulver an und ihr fliegt mit uns und noch vielen Tausend Venetianern gen Himmel. Aber nicht um, wie wir, eben zu bleiben, sondern wieder herab und in die Hölle zu fallen, wohin alle Giftmischer gehören. Unter zwei Stunden lassen wir euch nicht fort, damit ihr nicht etwa in Zeiten ein Gegengift anwenden könnt. Also werden wir es alltäglich halten. Nun, was sagt ihr dazu?"

„Jesus Maria!" sprach das Mädchen zitternd — „für das Essen denke ich bürgen zu können. Ob aber auch für den Wein und Branntwein, weiß ich nicht."

„Für diese glaube ich haften zu dürfen" — meinte der erblaßte Aufwärter. „Wie es jedoch um das Essen steht —"

„Wenn ihr eurer Sache nicht ganz gewiß seid" — entschied der Kadet — „so begebe sich Eins von euch zu dem Gasthofe zurück, um unsre Erklärung kund zu thun und dafür die unsrer Feinde einzuholen. Wir werden mit dem Essen bis zu eurer Rückkehr warten."

Während das Dienstmädchen nach dem Gasthofe hin und zurückfuhr, wendete sich der Soldat Dittel an seinen Korporal.

„Herr" — sprach er heimlich — laßt mich in Gottes Namen immer von dem Essen und dem Trinken kosten. Ich fürchte mich

lange nicht so vor dem Gifte der Italiener als wie vor der Falschheit ihrer Mädchen.“

„Ich glaube dir's, armer Junge!“ — versetzte Dechsel — „aber jetzt habe ich dafür zu sorgen, daß kein Schaf von meiner kleinen Heerde verloren gehe. Gedulde dich nur noch kurze Zeit und dann sollst du den Anfang mit dem Essen machen.“

„So lange mein Herr den Auftrag habe, für euren Unterhalt zu sorgen“ — erklärte das zurückkehrende Mädchen — „könntet ihr ohne alle Gefahr und Besorgniß sein. Da sein Gasthof zunächst mit dem Thurme San Spirito auffliegen dürfte, so würde er sich wohl hüten, etwas Schädliches unter eure Nahrung zu mischen.“

Trotz dieser Versicherung nöthigten die Oestreicher die beiden Italiener, ihre Gäste zu werden — eine Vorsicht, welche täglich zu wiederholen jene beharrlich fortfuhren.

Noch waren die anberaumten zwei Stunden nach der Mahlzeit nicht vorüber und darum der Aufwärter so wie das Dienstmädchen zugegen, da machte der Kadet eine rasche Bewegung, griff mit der Hand nach seiner linken Seite und rief mit einem schmerzlich verzogenen Gesichte: „Au! ein Stich! noch einer!“ Da war es nicht anders, als sei der Wolf in eine Schafheerde eingebrochen.

Das Dienstmädchen zeterte bei allen Heiligen und beschwor die Oestreicher, nicht vorschnell zu handeln. Der Aufwärter starrte lautlos nach dem verhängnißvollen Thurme hin. Dechsel fluchte und seine Leute kamen in Verlegenheit. Nur Dittel blieb unverändert. Gelassenen Schrittes näherte er sich der brennenden Lunte, faßte deren Ende in seine Hand und sah sich dann, weitere Befehle erwartend, nach seinem Korporal um.

„Es ist nichts“ — sprach jetzt der Kadet — ein vorübergehender Stich, wie es zuweilen zu geschehen pflegt. Leid sollte mir es thun, wenn ich euch ernstlich erschreckt haben sollte.“

Forschend blickte der Korporal dem jungen Menschen ins Gesicht.

„Kadet Bachmair“ — hob er mit furchtbarem Ernste an — „hütet Euch, den Teufel zu versuchen. Treibt nicht mit demjenigen Euern Scherz, das nicht nur über Euch, uns, über ganz Venedig, sondern selbst über Eure Aeltern und Euer Vaterland ein nicht wieder gut zu machendes Unglück herbeiführen kann. Bedenkt überdieß, daß die Straßen und Kanäle dieser Stadt noch von dem Blute der Unsrigen rauchen und daß sonach kein Grund, Spaß zu treiben, vorhanden ist.“

Diese Warnung fiel deswegen auf keinen unfruchtbaren Boden, weil der Kadet wirklich jene Stiche nicht empfunden, sondern nur erdichtet hatte. Ueberhaupt bekam der etwas leichtsinnige junge Mann Gelegenheit, unter der Leitung und Aufsicht Dechsel's sich den Ernst des Lebens und die nöthige Beharrlichkeit im Guten anzueignen.

Der Korporal war ein echtes Muster von Kommandanten. Unermüdlich blieb seine Fürsorge für die Erhaltung des ihm anvertrauten Postens, sowie für die Sicherheit seiner Untergebenen. Deshalb

vertheilte er eben so gewissenhaft als strenge die geistigen Getränke, je nach dem Bedürfnisse und der Leibesbeschaffenheit der Seinen, wodurch allein er jeglicher Trunkenheit und daraus entspringender Widersetzlichkeit vorbeugte. Er selbst ging dabei mit seinem guten Beispiele voran.

Die Venetianer verzweifelten an der nicht einzuschläfernden Wachsamkeit und Festigkeit eines bloßen Korporals, der alle ihre listig angelegten Pläne, den Pulverthurm in ihre Gewalt zu bekommen, zu vereiteln wußte.

Wochen, ja Monate auf Monate vergingen, ohne daß sich in dem Bereiche des Thurmes von San Spirito das Mindeste geändert hätte. Während in Venedig die östreichische Regierung vertrieben worden war, das Volk eine neue eingesetzt hatte, während Parteiungen ihre Kämpfe ausfochten, die Reichen mit ihrem Gelde der jungen Republik zu Hülfe kommen mußten und später Sardiniens Schutz in Anspruch genommen wurde, blieb in San Spirito Alles beim Alten. Für ein junges, thatendürstiges Gemüth, wie das des Kadets Bachmair, ein peinlicher Zustand. Oftmals fühlte er sich in seiner Unthätigkeit versucht, seine Rettung an jenem verhängnißvollen Abende zu bereuen, die ihn gleichsam zu einem Festungsgefangenen gemacht und zur tödtlichsten Langeweile verurtheilt hatte.

Der Sommer kam mit seinen Reizen und Freuden. Ach, der Kadet konnte nur von des Thurmes Zinne aus die grünen Ufer über den Lagunen erschauen. So durfte einst Moses bloß vom Berge Pisga nach dem gelobten Lande hinblicken, welches zu erreichen er 40 Jahre voll Mühe und Entbehrungen ertragen hatte. Bachmair beneidete die friedlichen Schwalben, welche einander um den Thurm herum haschten; die Spatzen, die so fröhlich schwatzten, weil sie frei waren; die Krähen und Störche, welche hoch unter des Himmels Wolken umherkreisten, ja selbst das Käferlein, welches seine kleinen Flügel entfaltete und schwirrend davonflog. Er sah, wie die Dampfböte rauchend und rauschend den Golf durchschnitten; wie Kriegs- und Kauffahrtheischiffe mit geschwellten Segeln ab- und zufuhren und donnernd einander begrüßten. Er sah des Morgens das Tagesgestirn sich aus dem Meere erheben, um des Abends wieder in demselben zu versinken. Dann stieg der goldne Mond empor und versilderte mit seinem Lichte die zitternden Wellen des Meeres, das stille Wasser der Kanäle. Ach, Alles durfte gehen, fliegen, laufen, sich bewegen; nur er nicht, dem die Sehnsucht darnach das junge Herz zu zersprengen drohte. Bachmair beklagte, nein, er verwünschte die Unthätigkeit der östreichischen Armee, welche Venedigs Besitznahme für immer aufgegeben zu haben schien.

„Ich habe nicht die Treulosigkeit einer Geliebten zu beklagen" — sprach er zu sich selbst — „und dennoch möchte ich, wie Dittel, wün-

schen, den Thurm sammt seinen Pulverfässern in die Luft zu sprengen, nur um eine Veränderung herbeizuführen. Da ruhen sie" — sprach er eines Abends, als er bei den aufgestapelten Fässern vorüber die Treppe zur Thurmzinne hinaufstieg — „gleich fest schlafenden Drachen. Ein einziger Funke zu ihnen gebracht und sie werden zu eben so vielen feuerspeienden Bergen. War es nicht ein ähnlicher kleiner Funke, welcher im Februar zu Paris zündend aus einem beabsichtigten Gastmahle hervorsprühte und der dann fast alle Länder Europa's in Brand setzte? In meiner Hand liegt es" — fuhr Bachmair fort, als er von der Zinne die Inselstadt unter und um sich ausgebreitet sah — „alle diese Gebäude und Straßen, diese umher wimmelnde Menschenmenge zu vernichten, den stolzen Löwen vom Sanct Markus zu stürzen und meinen Namen, den eines unbekannten Kadets, der Nachwelt zu überliefern. Aber wie dieß ausführen, da wir unsrer 11 sind und mein Regiment nicht einmal weiß, daß ich noch lebe und zu San Spirito mich befinde?"

Als aber später die Lust zum Leben eine eitele Ruhmsucht verdrängte, wendete der Kadet bittend sich an seinen Vorgesetzten, den Korporal Dechsel.

„Liebster Dechsel" — hob er an — „laßt mich doch ein wenig aus unserm Käfig fliegen — nicht weit — höchstens bis in den goldnen Engel, sei es auch nur, um dessen Wirthe unsern Dank für die gute Kost darzubringen. Ihr lauft ja nicht die geringste Gefahr dabei. Denn, bei Lichte besehen, bin ich gar nicht Eurer Obhut anvertraut, bin gleichsam bloßer Volontair bei Euch und überzählig. Ich leihe mir von oder durch unsern Aufwärter einen andern Rock — italienisch spreche ich — was wollten 90,000 Venetianer von einem einzelnen jungen Oestreicher fürchten? Sie werden mich gehen lassen, da ich ihnen nicht schaden kann. Und sollte ja irgend wem beifallen, mein Leben oder meine Freiheit zu bedrohen, so schrecke ich sie durch das furchtbare Wort „San Spirito und die 633 Fässer Pulver" zurück, die auffliegen würden, ließe man mich nicht ungehindert hierher zurückkehren."

Wenn steter Tropf den Stein höhlt, so endlich auch wiederholtes Bitten selbst ein festes Menschenherz. Dechsel gab zuletzt nach, und der Kadet, freudig wie ein sich befreiender Vogel, schwamm in der an jenem Abende gewonnenen und glücklich erhaltenen Gondel nach dem Gasthofe zum goldnen Engel hin.

Als er zur bestimmten Zeit zurückkehrte, sprach Dechsel zu ihm: „Der junge Herr riecht stark nach Tabak. Gewiß hat er geraucht!"

„Warum sollt' ich's leugnen?" versetzte der Kadet. „Ja, ich habe geraucht und zwar ein paar Cigarren, wie man sie vor dem Aufstande hier nicht bekommen konnte. Und dabei spottbillig, sage ich Euch, Herr Korporal. Hättet Ihr es nicht streng verboten, so würde ich ein Paar zu mir gesteckt haben."

„Gut, daß mich der junge Herr selbst an meine Pflicht erinnert"

— entgegnete Dechsel. „Was das Auge sieht, glaubt das Herz. Darum zeige der Herr seine Taschen vor, ob vielleicht eine oder die andere Cigarre in den Falten sich verborgen habe.“

„Ei, ei, Korporal“ — sagte der Kadet erröthend — „wollt Ihr wirklich Euch zu einem verhaßten Tabakspitzel hergeben? Oder erblickt Ihr in Euch bereits den Mauthbeamten?“

„Keine Umstände gemacht“ — erwiderte Dechsel, Unrath merkend — „die Taschen umgewendet. Nicht nur Kommandant, sondern auch Polizeiminister unseres Platzes bin ich.“

„Es müßte zufällig“ — sprach der Kadet, indem er zögernd dem Befehle Dechsel's nachkam — „eine angerauchte — ich wüßte zwar nicht — jedoch verschwören — will ich es gerade — nicht.“

Dechsel's Finger kamen denen des Kadets zu Hülfe und förderten richtig 3 Stück Cigarren zu Tage.

„Erwischt!“ rief der Korporal — „Ist das eine angerauchte, Mosje Wind? Wenn Er so schnöde die Festungsregeln übertritt, so wird man hinführo keine Nachsicht gegen Ihn haben.“

„Auf Ehre!“ — erwiderte der beschämte Kadet — „nicht um hier zu rauchen, habe ich die Cigarren behalten. Sie dauerten mich aber, um sie wegzuwerfen. Wie könnte ich auch hier rauchen, ohne daß dieß sogleich an den Tag käme?“

„In den Kanal mit den drei Adamsäpfeln!“ sprach der Korporal streng, indem er mit den Cigarren in der Hand dem Wasser sich näherte. Der Kadet folgte ihm nach.

„Schade um die herrlichen Cigarren!“ — sagte er seufzend — „Aechte Havannah's! Korporal, versucht sie nur! Wenn Ihr Euch in den Grund der von drei Seiten dicht verhängten Gondel setzt, so sehe ich keine Möglichkeit, wie ein Funke nach San Spirito hinüberfliegen und Schaden machen könnte.“

Dechsel warf einen langen Blick auf die Cigarren in seiner Hand. Aus seinen Augen leuchtete unverkennbar das heftigste Verlangen hervor.

„Satan!“ — murmelte er — „was versuchst du mich?! Soll ich alter Adam von einer kaum 19jährigen Eva in Mannshosen mich verführen lassen? Ha! was würde dann aus der Subordination und aus meinem Ansehn werden?“

„Dasselbe würde nur noch steigen“ — versetzte der Versucher — „und der Gehorsam gegen Eure Befehle um so freudiger werden, wenn Ihr Euern Untergebenen verstattet, alltäglich hier in der Gondel eine Cigarre zu rauchen. Das würde eine heilsame Veränderung unsers ewigen Einerlei hervorbringen und die fernere Ausdauer Eurer Mannschaft neu stählen. Unser Dittel zum Beispiel wird seines Harms vergessen, sobald Ihr ihm in der Tabakspfeife eine andere Liebste schenkt.“

„Eine Pfeife Tabak ist auch mir lieber als zwei Cigarren“ — gestand der Korporal. „Auch ist dabei weniger Gefahr vorhanden,

wenn der Kopf einen richtig schließenden Deckel hat, wie zum Beispiel meine Pfeife, die nun schon so viele Monate kein Körnlein Kraut zu sehen bekommen hat. Wenn ich aber versuchsweise jetzt eine Cigarre in der Gondel rauche, so geschieht's auf Eure Gefahr hin, Kadet Eva! Auf Euern Kopf das Unglück, welches daraus entstehen könnte!"

„Mit Vergnügen!" versetzte Bachmair lächelnd. „Ihr werdet mir es noch Dank wissen."

Dechsel verschwand hierauf im Grunde der Gondel, um dort unter lang entbehrten Wonnegefühlen nicht eine, sondern alle drei Cigarren zu rauchen. Bald genug wurde die Gondel zum Rauchzimmer für die gesammte Besatzung, welcher jedoch, wie bei der Vertheilung des Weines und Branntweines, ein gewisses Maaß auch im Rauchen vorgeschrieben wurde, das der Korporal selbst am strengsten innehielt.

„Wenn ich nun" — sprach Dechsel zu sich selbst — „noch allwöchentlich ein paarmal im guten, deutschen Biere mich satt trinken könnte, ei, so wollte ich noch Jahre lang Kommandant von San Spirito sein."

Aber eben San Spirito sammt seinen Pulverfässern war den Venetianern der Pfahl im Fleische, war des Damokles Schwerdt, das drohend über der Inselstadt und deren Bewohner hing. So lange San Spirito in der Oestreicher Gewalt verblieb, konnten die Venetianer ihres Sieges nicht ganz froh werden. Darum trachteten sie auch darnach, den verhaßten Pfahl aus ihrem Fleische zu ziehen und hielten zu Erreichung ihrer Absicht jedes Mittel für erlaubt. Mit Gewalt oder Gift war bei Dechsel's Wachsamkeit und Entschlossenheit nichts anzufangen. Dessen Untergebene gegen ihren Vorgesetzten aufzuwiegeln, scheiterte aber an der unbestechbaren Treue der wackern Steiermärker. Es blieb sonach nur noch der junge Kadet übrig, an dessen Unerfahrenheit, Leichtsinn und jugendliche Sinnlichkeit die Venetianer ihren Hoffnungsfaden spannen. Daher hatten sie mit großer Genugthuung die Kunde von den Ausflügen Bachmair's vernommen, welche derselbe theils nach dem Gasthause zum goldnen Engel, theils in die Stadttheile unternahm. Obschon aber der junge Kadet nichts weniger als ein Simson war, so schickten die Venetianer dennoch, wie einst die Philisterfürsten, eine Delila über ihn, die durch der Verführung schlaue Künste den jungen Mann umstricken und seiner Pflicht untreu machen sollte. Hierzu eignete sich Niemand mehr als — Signora Miranda. Sie war Schauspielerin, war jung, reizend und überdieß durch Zufall Guido's Lebensretterin geworden, daher von diesem dankbar verehrt. Ueberdieß bewohnte sie dasselbe Gasthaus, welches der Kadet auf seinen Ausflügen in der Regel besuchte, ein glücklicher Umstand, der nicht passender für eine anscheinend ungesuchte und darum keinen Verdacht erregende Annäherung sein

konnte. Miranda aber fand eine hohe Ehre darin, ein weiblicher heiliger Georg zu werden, welcher die stolze Inselstadt von einem gefährlichen Drachen befreie, der die Einwohner insgesammt zu verschlingen drohte. Selbst Signor Negretti opferte seine Eifersucht auf dem Altare der Vaterlands- und Freiheitsliebe, indem er seine Einwilligung zu dem beabsichtigten Plane ertheilte, der zu seiner Beruhigung in keiner Weise die Grenzen eines bloßen Spiels überschreiten sollte und durfte.

Nur zu leicht ward es der Dame Miranda, den unerfahrenen, nach einer anziehenderen Gesellschaft als die seiner ungebildeten Gefährten dürstenden jungen Mann an sich zu fesseln, so daß er fortan seine ganze Urlaubszeit in der Gesellschaft Miranda's verbrachte. Von deren frischen rothen Lippen glitten süß wie Honigseim die verführerischen Worte für die Freiheit und Rechte des Volks; aus ihren schwarzen Augen strahlte siegreich ein Feuer, vor dessen Gluth Guido's Grundsätze des soldatischen Gehorsams und der Treue gegen seinen Fürsten zu zerfließen begannen, und wann die Guitarre in Miranda's schönem Arme ruhte und ihre weiße, kleine Hand kühne Accorde den Saiten entlockte und ihre Zauberstimme der Freiheit eine begeisternde Hymne sang, dann verschloß der Kadet sein Ohr nicht den Sirenenklängen, sondern bewegte sie vielmehr in seinem Innern. Möglich, daß bei längerer Verleitung der leicht zu verblendende junge Mann unterlegen wäre. Wie sich dann das Drama geendet haben würde, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, nur so viel vermuthen, daß bei der unerschütterlichen Diensttreue Dechsels und seiner Kameraden der Kadet am allerübelsten weggekommen sein würde.

An einem der ersten Abende des Januarmonates 1849 saß Guido Bachmair im goldnen Engel an der Seite Miranda's, welche dem jungen Manne ein Glas des feurigsten Weines vorgesetzt hatte und durch dessen Vermittelung, so wie durch ihre eigenen Künste heute zu siegen hoffte. Sie war reizender denn je gekleidet und ihr Gesang, wie ihr Spiel, fast unwiderstehlich.

Da weckte plötzlich der Schlag der Uhr den Kadet aus seinem Taumel. „Mein Himmel!" — rief er, betroffen aufspringend — „schlug das nicht sechs? Ja wirklich! O so muß ich fliegen — lebt wohl, angebetete Miranda. Wie gern blieb ich hier!"

„Und wer hält Euch davon ab?" fragte Miranda bitter — „Der Befehl eines elenden, grämlichen Tyrannenknechtes! Seid Ihr denn so ganz und gar ein Uhrwerk geworden, das man nach Belieben anhalten und wieder fortstoßen kann? Habt Ihr kein Fünkchen derjenigen Freiheit Euch vorbehalten, welche selbst der vernunftlosen Kreatur verliehen worden ist? Kaum die Woche einmal und dann wenig über eine Stunde erlaubt Euch Euer mürrischer Kerkermeister, dem finstern Kerker zu entrinnen und, gehorsam dem unnatürlichen Gebote, kehrt das gefangene Vöglein in seiner Einfalt dahin zurück. Ihr

habt mir versichert, zugeschworen sogar, daß Ihr nirgends lieber weilt als hier bei mir, daß Ihr sogar mich liebt —"

„Anbetet!" — fiel der liebetrunkene Kadet ein.

„Wie könnte ich aber diesem glauben" — fuhr die Schauspielerin spöttisch fort — „da die Furcht vor dem östreichischen Stocke größer ist denn Eure Liebe?"

„Wenn Ihr mir die Versicherung Eurer Gegenliebe schenken wolltet, schönste Miranda" — seufzte der Kadet — „so — so würde — so verspräche ich Euch —" Er stockte.

„Was würdet Ihr mir versprechen?" fragte Miranda, ihres Sieges fast gewiß.

„Daß ich fortan nur Euer Sklave sein würde" — betheuerte der mit der Romansprache etwas betraute junge Mann feurig.

„Einen Sklaven werde ich nie lieben" — sprach Miranda stolz — „selbst wenn er der meinige zu sein sich entschlösse. Nur ein freier — hört Ihr wohl? — nur ein ganz freier Mann verdient die Liebe einer Tochter der Republik. Erst muß ich von Euch einen Beweis haben, daß Ihr meiner Liebe, so wie der Freiheit werth seid."

„Und welchen verlangt Ihr von mir?" forschte der Jüngling.

„Daß Ihr erstens mindestens noch eine Stunde jetzt bei mir bleibt" — antwortete Miranda. „Dann wird sich das Weitere finden."

„Gut!" sprach Bachmair, schnell entschlossen. „Nicht eine Stunde nur — meine ganze Lebenszeit will ich bei Euch zubringen. Welcher Tod könnte schöner sein, als mit Euch vereint zu sterben!"

„Nicht sterben, Lieber!" — versetzte Miranda lächelnd — „vielmehr ein neues, schönes Leben der Freiheit beginnen."

„So meint Ihr nicht, daß der goldne Engel mit auffliegen würde, wenn San Spirito angesteckt wird?" — fragte der Kadet träumerisch.

„Auffliegen? der goldne Engel?" — entgegnete Miranda erstaunt — „Was wollt Ihr damit sagen?"

„Korporal Dechsel hat gedroht" — erwiderte Guido — „sofort den Pulverthurm in die Luft zu sprengen, sobald ich über die bestimmte Urlaubszeit außenbleibe."

„Ein bloßer Schreckschuß das!" lachte Miranda. „Glaubt mir, um eines einzigen, jungen und — verzeiht — unerfahrenen und unbedeutenden Menschen willen — gibt Keiner sein eigenes Leben und das von noch neun Gefährten preis."

„O, Ihr kennt nicht unsern Korporal!" — versetzte der Kadet kopfschüttelnd — „Er hält Wort, versichere ich Euch bei allen Heiligen."

„Und das sagt Ihr mir jetzt erst?" rief Miranda, welche plötzlich von ihrer früheren Sicherheit zur größten Muthlosigkeit überging. „Und Ihr weilt noch länger hier?" fuhr sie mit gellender Stimme fort. „Flieh, Unglücklicher!" Ihr Entsetzen ward zur zornigen Verzweiflung." „Fort, du bartloser Knabe!" kreischte sie in häß-

lichen Tönen und ihre Augen schleuderten vernichtende Blitze. „Gehst du noch nicht, Verräther! Mörder!“ Die Guitarre flog gleich einer Bombe nach dem bestürzten Jüngling, der nicht wußte, wie ihm geschah und geduldig ein Bombardement aushielt, welches sich über alle auf dem Tische befindliche und bombardierfähige Gegenstände erstreckte.

Der arme Junge hatte auch Grund genug, einer versteinerten Bildsäule ähnlich zu werden. Nicht die liebreizende, unwiderstehliche Miranda — eine entstellte, häßliche Furie ging jetzt mit zehn ausgespreizten Fingern auf ihn ein, um ohne Zweifel eine schmerzende Operation mit seinen Augen vorzunehmen. Vor dieser unzweideutigen Liebeserklärung entfloh Bachmair jetzt und schneller wohl als einst der keusche Joseph vor Pothiphars Weibe.

Kaum daß der Jüngling aus dem Zimmer war, steckte Herr Negretti seinen Kopf durch eine andere Thüre herein.

„Ist der deutsche Gimpel glücklich auf die Leimruthe gegangen?“ fragte er höhnisch. „Doch, was seh ich?“ — Verwundert blickte er auf die umhergestreuten, sonderbaren Bomben — „Du hast ihm ohnstreitig deine Liebe erklärt? Ha! ha! ha!“

„Lauf' ihm nach, Negretti!“ ächzte Miranda händeringend — „Peitsche ihn gen San Spirito! Wir sind Alle des Todes! Hah! war das nicht ein Knall? Jesus Maria!“

Bachmair lief indeß, der Peitsche nicht bedürfend, aus allen Kräften, bis er seine Gondel erreicht hatte. Als sei die Flamme seiner Leidenschaft plötzlich in einem Strome kalten Wassers erloschen, war ihm zu Muthe.

„Sapperlot!“ — sprach er, während er ruderte — „wie hatte sich der Engel mit einem Male in einen Teufel verwandelt! Wer diese zur Frau bekommt, thut wohl, wenn er seine Augen so hoch als möglich versichert.“

Als er in San Spirito landete, fand er dort die ganze Besatzung versammelt und seinen Korporal in deren Mitte.

„Ihr seid mein Staatsgefangener!“ — sprach Dechsel sträflich zu dem Kadet — „Fortan dürft Ihr nie wieder die Schwelle dieses Thores überschreiten, denn Ihr habt mein Vertrauen zu Euch gemißbraucht, habt Euch in ein Einverständniß mit den Feinden eingelassen, wohl gar mit ihnen Pläne geschmiedet zu Ueberrumpelung unseres Platzes. Was mich die unsern Essenträgern entschlüpften Worte nur befürchten ließen, hat Euer Außenbleiben über die Zeit des Urlaubs zur Gewißheit gestempelt. Ich klage mich selbst vor meiner Besatzung an, daß ich thöricht, ja unverantwortlich gehandelt habe, als ich einen leichtsinnigen, unerfahrnen und leicht zu verführenden Jüngling in die Stadt unserer Feinde gehen ließ. Aber ich will mich dafür selbst auf das Empfindlichste bestrafen. Von heute an ist das Rauchzimmer geschlossen und jeder noch vorräthige Tabak in den Kanal zu werfen. Meiner Treu! Kadet Bachmair! Ihr seid nicht

werth, daß um Eurer Person willen San Spirito und wir zugleich mit in die Luft flogen. Dennoch hätte ich mein Wort lösen müssen so wie Ihr noch eine halbe Stunde länger ausblieb."

Im Gefühle seiner Schuld unterwarf der Kadet sich geduldig und reumüthig der ihm zuerkannten Strafe, dabei nur bedauernd, daß dieselbe seine übrigen Kameraden theilen mußten.

Nach fast 10monatlicher Geduldsprobe nahete endlich für die Besatzung von San Spirito der Erlösung Tag. Dieselbe bewirkte ein Schreiben der östreichischen Regierung an die Republik Venedig, in welchem die Besatzung des Thurmes von San Spirito gegen dessen Uebergabe frei zurückgefordert wurde. Es versteht sich, daß Venedig's Machthaber sehr gern auf ein solches Begehren eingingen und nicht Eiligeres zu thun hatten, als die kleine Mannschaft davon in Kenntniß zu setzen.

Korporal Dechsel prüfte aufmerksam die Aechtheit des Befehls und dessen Siegel, dann wendete er sich an seine Untergebenen und sprach:

„Wir müssen zwar die Fleischtöpfe Aegyptens verlassen, dafür aber tauschen wir den Boden des lieben Vaterlandes ein. Nur zu gehorchen haben wir dem erhaltenen Befehle, nicht aber zu fragen, ob wir durch unser Hierbleiben dem Vaterlande mehr nützen würden. Macht euch fertig zum sofortigen Abmarsche. Diese Herren haften uns dafür, daß wir ungefährdet über die Lagunen zum Festlande gefahren werden."

Gern verläßt der gefangen gehaltene Vogel ein reichliches und gewisses Futter, um dafür die Freiheit, die goldene, einzutauschen. So unsre wackern Steiermärker, welche überdieß noch nach Tabak und Bier schmachteten. Gar bald standen sie vollständig ausgerüstet und bewaffnet im Thurmhofe, um den bereit gehaltenen Kahn zu besteigen.

Dechsel überzählte die Häupter seiner Lieben und siehe! es fehlte eins davon.

„Wo ist Dietel?" fragte er und sah sich um. Der Bursche hatte sich, ohne Dechsel's Vorwissen, seit längerer Zeit schon doppelte Wein- und Branntweinportionen von seinen Kameraden einzutauschen gewußt, wahrscheinlich in der Absicht, um seines Liebesleidens darüber baar zu werden. Diese neue Liebschaft hatte ihm eine rothe Nase zugezogen, welche oftmals die Zielscheibe des kameradschaftlichen Witzes geworden war. „Kreuzbomben und Granaten!" schrie plötzlich der Korporal und machte einen schnellen Satz nach dem Vermißten, welcher im Rücken der Mannschaft neben der brennenden Lunte kniete und mit der Hand das herabhängende Ende derselben hielt.

Bevor noch der Korporal den wahnwitzigen oder berauschten Burschen daran verhindern konnte, brachte derselbe unter dem Ausrufe: „Tod allen Italienern!" die glimmende Spitze an die von Zeit zu

Zeit erneuerte, bereits beschriebene Pulverlinie. Bei dem raschen Aufflammen der feurigen Schlange warfen sich die venetianischen Bevollmächtigten instinktartig zur Erde, eine Bewegung des Augenblicks, welche von den Oestreichern, mit Ausnahme Dechsel's und Dittel's, rasch nachgeahmt wurde. Das Antlitz fest gegen den Erdboden gepreßt, erwarteten die Liegenden die furchtbare Explosion. Doch statt derselben ertönte die zornige Stimme des Korporals, welcher seine Leute anrief: „Auf! ihr Memmen! Schämt ihr euch nicht? Soldaten, deutsche Krieger wollt ihr sein? Pfui! alte Weiber vielmehr! Kadet Bachmair! verdolmetschet den Herren Italienern da, daß sie nicht nöthig haben, länger ihre Kleidung zu beständen. Saget ihnen, daß sie getrost aufstehen können, daß sie, wir und Venedig's Häuser unversehrt bleiben. Mein Glück, daß ich vorhin die Verbindung der Pulverlinie mit dem Thurme und den Pulverfässern unterbrochen hatte. Den verrückten Dittel aber geleitet als Arrestanten in den Kahn. Seines widersetzlichen Vorhabens wegen soll er vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Euch ihr Herren jedoch" — er wendete sich an die beschämt und verdutzt dastehenden Italiener — „habe ich noch eine Mittheilung von einiger Wichtigkeit zu machen, welche der Kadet auch ebenfalls verwelschen wird. Nicht, daß wir in euer Wort ein Mißtrauen setzten; allein die Kriegsregel verlangt es nun einmal, daß man sich für alle Fälle sicher zu stellen sucht. Darum ersuche ich euch, den Pulverthurm nicht eher zu öffnen und zu betreten, als bis wir gelandet sind, was längstens in zwei Stunden geschehen sein kann. So lange müßt ihr euch schon gedulden, und daß dieses geschehe, habe ich die Vorrichtung getroffen, daß eine, auf zweistündige Dauer berechnete, brennende Lunte bei dem Oeffnen des nach Innen gehenden Thurmthores sich den Pulverfässern nähere und sie in Brand stecke. Venedig's Erhaltung oder Untergang ruht sonach in Euern Händen. Adio!"

Fort schwamm die kleine Besatzung des so lange und muthvoll behaupteten Thurmes von San Spirito. Bald ließen sie Venedig's Mauern hinter sich und drangen in den Wasserstraßen der Lagunen vorwärts. Bisher hatte Dittel stumm, in sich gekehrt und mit gebeugtem Haupte inmitten seiner Kameraden gesessen. Einen unbewachten Augenblick seiner Nachbarn benutzend, raffte er sich plötzlich empor, stieß mit großer Gewalt jedes Hinderniß hinweg und sprang in die See. Doch eben so schnell hatten ihn der Fäuste mehrere gefaßt, welche ihn trotz allem Widerstreben in den Kahn zurückzogen und dort auf dem Boden hielten.

„Bewacht ihn scharf!" — befahl Dechsel — „Uebrigens war das kühle Wasserbad ihm heilsam und wird sein heißes Racheblut niedergedämpft haben. Daß der Bursche aber das Herz auf einem besseren Flecke hat denn ihr, muß man eingestehen. Darum soll auch seine bestandene Angst und die kalte Wassertaufe seine einzige Strafe sein. Mit dem angedrohten Kriegsgerichte ist es sonach nichts. Genug

an mir zu halten hatte ich, um nicht laut auf zu lachen, als die Herren Venetianer so schnell kuschi machten. Hätte ich mich nicht zugleich über eure Feigheit ärgern müssen, wäre der Spaß vollkommen gewesen. Aber sehen möcht' ich die ellenlangen Gesichter, welche die Herren Venetianer machen werden, wenn sie die süßen Honigwaben aus dem voll geglaubten Bienenstocke herausschneiden werden wollen und nichts als die leeren, tauben Zellen finden."

„Wie meint Ihr das, Dechsel?" fragte der Kadet neugierig.

„Selbst auf die Gefahr hin" — sprach der Korporal lachend — „daß unsere Ruderer unser Deutsch verständen, so will ich Euch hiermit kund thun, daß die Hand voll Pulver, welche unser Delinquent in Brand steckte, der einzige und letzte Ueberrest des gesammten, zu San Spirito aufbewahrt gewesenen Schießpulvers war, daß sämmtliche 633 Tonnen leer und darum mit der eingeschlagenen Bodenseite nach hinten gelegt waren, daß wir sonach nicht einmal eine Mäusefalle, denn ganz Venedig, in die Luft hätten sprengen können. „Ha, ihr Herren Venetianer! Glück zu unsrer reichen Hinterlassenschaft."

„Ist das Euer Ernst, Dechsel?" fragte der Kadet, eben so ungläubig wie die übrigen Oestreicher.

„Mein völliger!" betheuerte Dechsel. „Meint Ihr, daß ich außerdem Euch jungen, unerfahrenen und leicht zu verführenden Burschen Stadturlaub ertheilt, daß ich unser Rauchzimmer geduldet und die Farce mit der Pulverstreue im Hofe veranstaltet hätte, welche durch hundert unglückliche Zufälle sich hätte entzünden und die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln können?"

„Also, nur um leere Tonnen zu bewachen" — versetzte der Kadet unmuthig — „verurtheilten wir uns zur Unthätigkeit und zu einer 10monatlichen Gefangenschaft?"

„Leer oder voll war hier ganz gleich" — antwortete der Korporal. „Es galt, unsere deutsche Soldatenehre zu wahren und den Feinden zu zeigen, daß selbst ein kleines Häuflein einer großen Uebermacht zu trotzen vermag. Oder meint Ihr nicht, daß die Venetianer vor Wuth schier platzen werden, wenn sie entdecken, daß 10 Deutsche 90 000 Italiener 10 Monate lang durch einen bloßen Popanz in steter Angst und Ehrfurcht gegen uns selbst erhalten haben? Und was habt Ihr denn verloren durch den Aufenthalt zu San Spirito? He? War San Spirito nicht, so wurdet Ihr in Rochstücken gehauen, oder erschossen, oder gespießt — ein Schicksal, das uns insgesammt beschieden gewesen wäre, hätten wir nicht das Rauche oder vielmehr die ganzen Faßböden herausgekehrt. Worüber habt Ihr Euch sonst noch zu beklagen? War unsere Nahrung nicht zehntausendmal besser als die der Israeliten in der Wüste, welche 40 Jahre lang nichts als Manna und zuweilen eine magere, vom langen Fliegen abgetriebene Wachtel bekamen? Habt Ihr Euch nicht für Eure ganze Lebenszeit satt genährt in Polenta, Makkaroni, Salami, Weißbrot und Wein? Lüstert's Euch nun nicht unwiderstehlich nach einem deutschen Butter-

brot und Käse, nach einem Trunke schäumenden Bieres! Ueber Alles jedoch geht die Pflicht, welche uns treu auszuharren gebot, bis wir endlich abgelöst wurden. Doch schaut! da liegt das Ufer vor uns und dort blitzen die Waffen unsrer deutschen Kriegskameraden uns entgegen. Lustig, Dittel! Alles ist jetzt vergessen und vergeben!"

„Grüßet Signora Miranda Mirandolini von mir" — sprach der Kadet auf Italienisch zu den Ruderern, welche eben landeten.

„Kennt Ihr die leichte Finke auch?" — versetzten jene lachend — „Sie hat schon manchem feisten Krammetsvogel die Federn ausgerupft, und mehr denn zehn Liebhaber, doch keinen Nehmer gehabt."

„Auch den Staub Venedig's schüttle ich von meinen Schuhen ab" — sprach Bachmair, indem er an das Land sprang, wo seine Kameraden sich zum Marsche ordneten. „Zehn Monate lang war ich auf der hohen Schule, und gewiß, sie sollen mir für's ganze Leben Nutzen bringen."

„Vorwärts! Marsch!" kommandirte jetzt der Korporal Dechsel mit lauttönender, frohbewegter Stimme. „Es leben unsre Kameraden! **Es lebe das deutsche Vaterland!**"

„Hoch! hoch! hoch!" — fiel der wackern Steiermärker Chor jubilirend ein.

Adam Henß' Lehrjahre. *)

1792 — 1795.

„Ach mein Sohn, wenn du ein Schneider würdest," sprach meine Mutter, „das ist ein schönes, reinliches Handwerk, man reißt dabei nichts ab und die Schneider gehen immer recht reinlich."

Abgespannt von der langen stillen Wahl, war ich bereit, meine Zustimmung zu geben, als mein zehn Jahre älterer, einziger Bruder, der seit mehreren Jahren Buchdruckergesell war, Einspruch that. „Nein, das ist nichts für dich, folge mir, werde ein Buchbinder, da hast du immer Bücher in Händen und kannst lesen, wenn du Feier-

*) Der Titel des trefflichen Buches, dem Obiges entlehnt ist, heißt: „Wanderungen und Lebensansichten v. A. Henß" (Buchbindermeister, Stadtältester u. Landtagsabgeordneter in Weimar). Jena, Fromman 1845, Preis 1 Thlr. — Obwohl Herausgeber und Verleger dieses Kalenders den Grundsatz aufgestellt und bisher festgehalten haben, nur Original-Aufsätze aufzunehmen, so glauben sie doch ein Abgehen von diesem Grundsatze in vorliegendem Falle nicht weiter rechtfertigen zu müssen, dessen vielmehr der Zustimmung der Leser versichert sein zu dürfen, auf ein Büchlein aufmerksam gemacht zu haben, welches des Lehrreichen so viel in eben so einfachen als anmuthigen Gewande bietet.

abend hast." Dies Argument schlug durch und ich kam im September 1792 erst zwölf und ein halb Jahr alt als Buchbinder in die Lehre.

In diesem Momente war eine verhängnißvolle Zeit für Europa, ja für die Erde hereingebrochen — es waren die Tage der Kanonade von Valmy, deren Donner zuerst am Rheine und dann allmälich durch ganz Europa widerhallen sollten.

Die untergehende Sonne des deutschen Reichs hatte noch einen Glanzblick auf das alte Mainz geworfen; der deutsche Kaiser, der König von Preußen und mehrere Fürsten waren unlängst in seinen Mauern versammelt gewesen, um den Krieg gegen Frankreich zu berathen. In Folge dessen waren die Truppen des Kurfürsten nach Speyer gerückt, um ein dortiges Magazin decken zu helfen; nur die absolut nöthige Wacht-Mannschaft und Invaliden blieben in Mainz — da erscholl die Schreckens-Nachricht: die Truppen bei Speyer sind überfallen, zerstreut und gefangen, und die Franzosen im Anmarsch auf Mainz begriffen.

Das unmöglich Geglaubte war geschehen und nach einigen Tagen standen die Republikaner vor den Thoren von Mainz. Die Garnison bestand aus wenigen dienstfähigen Soldaten und Invaliden, welchen eine Compagnie Nassau-Biberacher und eine Compagnie Oestreicher, nebst einer Eskadron ungarischer Husaren zu Hülfe zog. Trotz dieser geringen Streitkräfte hielt man es im Volke für unmöglich, daß die starke Festung Mainz von solchem Gesindel, welches Fleisch und Brod auf dem Bajonnet gespießt mit sich trug, wovon der Eine Leinwand- und der Andere Tuchhosen trug, das klein und groß in ungleicher Reihe stand, erobert werden könnte. Die Bürgerschaft besetzte wohlgemuth die innern Wachen und verstärkte die Besatzungen der Außenwerke, aber die tiefste Bestürzung ergriff die Einwohner, als nach vier oder fünf Tagen die Stadt durch Capitulation den Franzosen übergeben wurde.

Bald begann ein neues Regiment; die Convents-Deputirten — Martin v. Thionville an der Spitze — waren die Könige in Mainz, eine rheinische Nationalversammlung wurde einberufen, eine Munizipalität eingesetzt, ein Jacobiner-Clubb that sich zusammen, Klöster wurden aufgehoben, fürstliches und Kirchengut verkauft u. s. w. Die Truppen wurden der Mehrzahl nach in die Casernen, in die Hotels des Adels und in die Klöster einlogirt, nur wenige wurden bei den Bürgern untergebracht, und zwar ohne Verpflegung, weil ihnen Brod, Fleisch und Gemüse geliefert wurde.

Man hat in jener Zeit die Mainzer beschuldigt, sie seien Patrioten (dieser Ehrenname galt damals bei vornehmem und geringem Pöbel als Schimpfwort!), sie seien Jacobiner, Clubbisten, Franzosen, sie hätten Stadt und Festung so schnell übergeben, sie seien keine guten Deutschen und untreu ihren Fürsten — so geht es, wenn durch Fehler der Regierung ein Volk in Feindes Hand geräth, es muß dann diese Fehler doppelt büßen.

Es möge mir erlaubt sein, lediglich aus den Erinnerungen meiner Jugend und der Erkenntniß im spätern Alter die damaligen Zustände zu schildern.

Kurfürst Friedrich Karl Joseph v. Erthal war gewiß der weiseste Fürst, der seit einer langen Reihe von Jahren auf dem erzbischöflichen Stuhl von Mainz saß; er hob Klöster auf und verwendete ihre Güter für die Universität und Volksschulen, — welche letztere er eigentlich stiftete; er zog gelehrte Professoren an seine Universität, er wendete viel an deren Bibliothek und schuf einen botanischen Garten; er beschränkte die Straßenbettelei, gründete eine Armenanstalt, — verbesserte die Waisenanstalten, baute Chausseen, verschönerte die Umgebungen der Stadt durch mannichfaltige Anlagen; er beschränkte die Zahl der Feiertage, und erlaubte am Freitage Fleisch zu essen. Aber seine Weisheit ward zur Sünde in den Augen des bethörten Volkes; noch nach mehr als einem halben Jahrhundert tönen mir dessen Urtheile, die auch ich damals nachsprach, in die Ohren.

„Warum hat er die Klöster aufgehoben? ja, Geld wollte er haben, darum hat er ja die reichsten aufgehoben (Jesuiten-, Carthäuser-, Dominikaner- auch Frauenklöster); hätte er die Herren gelassen, sie hätten alle Jahre etwas gespart und ihm gegeben, jetzt ist's auf einmal alle, und wozu hat er es gebraucht? — Mit seiner Universität, — was hilft uns das, fremde Professoren hat er kommen lassen, haben wir denn keine Leute hier? und die Juristen (so wurden alle Studenten genannt) sind böse Christen, man sieht's ja, sie gehen wenig in die Kirche und bei der Wandelung (der Akt, wo in der Messe das Brod und der Wein in Fleisch und Blut verwandelt wird) bücken sie sich nur und klopfen stehend an die Brust, aber sie knieen nicht nieder, sie und ihre Professoren sind Freigeister — und die Schulen, die waren sonst auch nicht, und unsere Alten sind doch selig geworden. Die armen Leute dürfen jetzt nicht mehr mit dem Kreuze herumgehen, sonst haben sie auf der Gasse laut den Rosenkranz gebetet und was vor die Thüre kam, das betete auch sein Krisseistdumaria, da wußte man doch, warum man etwas gab, und wem man es gab; jetzt kommen die Einsammler mit der Büchse, da hört man nichts und weiß nichts — und nun hat er gar den Rolfs, einen Lutheraner aus Sachsen, als Armenvater hergerufen." — Das Aufheben mehrerer Feiertage, die Erlaubniß, am Freitage Fleisch zu essen, fand lebhaften Tadel in den untern und mittlern Volksklassen.

So sah Friedrich Karl Joseph seine wohlthätigsten Regentenhandlungen und auch sein Privatleben angegriffen und angefeindet; er hatte das Schicksal aller Männer, die ihrer Zeit vorangehen oder aus ihren Verhältnissen heraustreten.

Aber neben diesem trüben Geiste der Masse tauchten auch die Lichtpunkte einer neuen Zeit auf; aus Professoren und andern gebildeten Männern bildete sich eine „Lesegesellschaft", deren Mitglieder freilich als „Freigeister" bezeichnet wurden. Noch sind mir die Namen der

Professoren Dorsch, Blau, Metternich, Eikemeier und Forster unter dieser Bezeichnung erinnerlich, die Studenten waren ja ohnehin Freigeister, auch in der höhern Weltgeistlichkeit gab es aufgeklärte Männer; ein Pfarrer an der Ignazikirche führte den deutschen Gesang bei der Messe ein, anstatt daß früher der Rosenkranz vor- und nachgebetet wurde, er ließ auf lutherische Art die Nummern der Lieder, welche gesungen wurden, in der Kirche anschlagen, — das war arg! — Voltaire und Rousseau waren in den Bibliotheken der höhern Geistlichkeit keine Fremdlinge, und Thomasius, der Hexenbekämpfer, war den Theologen wohl bekannt und von ihnen geschätzt. Auch Spinoza wurde von einem Theologen in unsere Werkstelle gebracht; ich erinnere mich dessen noch gerade durch die anbefohlene Heimlichkeit und die halbleisen Worte meines Lehrmeisters: „Und wenn es der Teufel geschrieben hätte, kümmerte ich mich nichts darum." Der Student sagte: „Ihr Bruder wollte mir eine Bibel nicht einbinden, weil sie von Dr. Luther übersetzt war." Diese mancherlei Lichtpunkte waren nicht ohne Einfluß auf das Volk, sie fanden Eingang in seine Mittelklasse, weshalb denn die Mainzer am Niederrheine als Freigeister verschrieen waren.

Die neuen Ideen, welche mit der dreifarbigen Fahne in Mainz zur Herrschaft kamen, fanden da und dort einen vorbereiteten Boden. Feurige Männer (wie die oben genannten) sahen den Umsturz des Bestehenden, welches sie mit einem Stoße als völlig vernichtet erachteten, sie wollten fördernd in die Räder greifen und mit glühender Rede auf das Volk wirken.

Noch lebhaft erinnere ich mich einiger Stellen einer Rede des Professors Metternich im Jakobiner-Clubb, welche mir durch die Lebendigkeit des Vortrags unvergeßlich blieb: „Was sollen wir fürchten? Preußen ist vernichtet in der Champagne, Oestreich geschlagen, die Niederlande erobert und das heilige römische Reich, welches — unter uns gesagt — weder heilig, noch römisch, noch reich oder ein Reich ist, ja man könnte es das Arm nennen, arm an Geist, Eintracht und Macht u. s. w." In diesem Style ging die Rede bis zu Ende fort.

Die Mainzer wurden jedoch durch solche Reden wenig erbaut, denn selbst wenn die Fremdlinge etwas Besseres gebracht hätten, so war das Nationalgefühl des Volkes auf's tiefste verletzt und der Haß des Volkes wurde noch geschärft durch die mancherlei Eingriffe in die Verhältnisse der Geistlichkeit und der Kirche.

Demohngeachtet ward der Jakobiner-Clubb auch aus den Reihen der Bürgerschaft verstärkt; aber nur Wenige traten aus politischer Ueberzeugung dahin über, Einige aus Unmuth, weil die starke Feste Mainz so schnell übergeben worden, und sie jetzt Alles für verloren hielten; aber die große Mehrheit der Beigetretenen suchte Vortheil für ihr Gewerbe oder strebten nach einer Anstellung bei der neuen Organisation aller öffentlichen Verhältnisse.

Für die meisten Gewerbe, die bisher vom Hofe, von dem zahl-

reichen Adel und von dem nun stockenden Handel gelebt hatten, trat eine schwere Zeit ein, die nicht geeignet war, Sympathieen für die neue Republik hervorzurufen.

Auf dem platten Lande hatte das neue Regiment allerdings ein schweres Gewicht in die Waagschaale zu legen, alle Feudal-Lasten, Frohnden, Zinsen, Zehnten, Laudemium, Besthaupt u. s. w. wurden mit einem Federstrich aufgehoben, aber auch dieses führte nur wenig Sympathieen für Frankreich herbei, denn der von der Geistlichkeit angeschürte Haß ließ zumal bei dem Zweifel an die Dauer ihrer Herrschaft eine solche nicht Wurzel fassen.

Für mich, der ich bei dem Einzuge der Franzosen nur seit wenig Wochen in die Lehre getreten war, ging eine harte Zeit an. Die Arbeit schwand plötzlich und mit gesenktem Blicke standen wir in der leeren Werkstelle, ich mußte nun das Beil ergreifen und in dem, behufs der Vertheidigung der Stadt, demolirten Gartenfelde und in den Weiden am Rheine meinem Lehrmeister das Winterholz sammeln und eintragen.

Die deutschen Armeen hatten sich indessen wieder gesammelt und Mainz war nach wenig Monaten wieder von ihnen blokirt. Wochenlang war oft kein Bogen Papier in der Werkstube und mein Lehrmeister beschloß mit Weib und Kind auszuwandern, um in dem zwei Stunden entfernten Dorfe Niederulm bei seinem Schwiegervater die Wiedereinnahme von Mainz abzuwarten. So kam ich wieder in das Brod meiner Mutter zurück.

Eigentliche Noth war damals nicht in Mainz, doch gab es keinen Verdienst und Alles wurde um etwas theurer, dazu kam noch die Furcht vor der größern möglichen Noth in der Zukunft, und die Einwohner von Mainz wanderten in großen Schaaren aus. Zu diesem Zwecke wurden Conventionen zwischen den Belagerten und Belagerern geschlossen und die Auswanderer nach gefertigten Verzeichnissen übergeben.

Es hatte nun mein Lehrmeister einen Schwager, der, für seine Frau besorgt, diese auch zu ihrem Vater nach Niederulm zu schicken gedachte. Aber sie war eine höchst ängstliche Frauensperson mit zwei Kindern ohne alle männliche Begleitung. Dies schien bedenklich; da ersah der Ehemann den kaum dreizehnjährigen Knaben zu diesem Ritterdienst; seine Vorstellungen, daß ich bei der bedenklichen Zeit meiner Mutter aus dem Brode käme, und bei seinem Schwiegervater wohl aufgenommen sein werde, daß es auch gar nicht lange mehr mit der Belagerung dauern könnte u. s. w., ließ uns seinem Wunsche nachgeben.

An einem Nachmittage zog eine große Schaar Auswanderer, geführt von Munizipal-Beamteten, unter militärischer Bedeckung, über die Rheinbrücke nach Castel, und von dort den französischen Vorposten in der Gegend von Biberich zu. Nach ein paar Stunden der Verhandlung zogen sich die französischen Vorposten zurück und die deutschen Truppen übernahmen die Auswanderer.

Mit einem Laufpaß versehen, setzten wir unsere Reise fort und erreichten im Vogenmarsch den andern Tag Niederulm, wo ich sauersüß mit der naiven Frage: „Wie willst du dann wieder nach Mainz hineinkommen?“ aufgenommen wurde. Augenblicklich erkennend, daß ich nur ungern gesehen sei, antwortete ich ohne Bedenken: „Das ist leicht, ich habe gestern gehört, daß man von hier aus unangefochten nach Mombach kommen kann und dahin kommt täglich zweimal eine französische Patrouille; wie die nach Mainz kommt, kann ich auch hin kommen.“ Man war in der Begierde, einen Esser los zu werden, so thöricht, diese Knabenidee, die so leicht hätte sehr gefährlich werden können, zu fördern, und ich betrat den andern Morgen mit einem Stück Brod und Käse in der Tasche den Rückweg nach Mainz; unangefochten durchschritt ich das Lager auf dem am vorigen Tage begangenen Wege, da kam eine Cavalcade Officiere quer des Wegs geritten, einer derselben ritt auf mich zu: „Du sollst zu dem General kommen, Kleiner,“ redete er mich an. Dieser Befehl war mir sehr unerfreulich; daß ich nach Mainz wollte, durfte ich doch nicht sagen, so viel sah ich ein; der General fragte mich: „Wo kommst du her? — Von Niederulm. — Bist du von Niederulm? — Nein, ich bin von Mainz, ich bin vorgestern mit meines Lehrmeisters Frauenschwester ausgewandert. — Wo willst du hin? — Meine Mutter will heute auch auswandern, da will ich nach Drais (ein Dorf in der Nähe), sie wird da durchkommen und ich will sie da erwarten.“ — Ein Adjutant redete ein paar freundliche Worte mit dem General, und er sagte: „Nun, dann gehe hin.“ und ritt weiter.

Meine Zuversicht war gesunken, aber ich schritt fort auf meinem Wege bis zu einem Punkte, wo derselbe sich theilte. Zwei Feldposten spazierten hier auf und ab, ohne sich um mich zu bekümmern; aber welchen Weg sollte ich nun einschlagen? Das Natürlichste schien mir, die Wachen zu fragen: „Welcher Weg geht hier nach Drais?“ redete ich den einen an. „Dat weiß ich nicht, mein Sohn; Kamerad, bring' doch den Menschen zum Lieutenant,“ war die Antwort.

Ich mußte mich fügen und der Kriegsmann brachte mich zum Wachtposten des Lieutenants. Nach vernommenem Rapport sagte der Lieutenant: „Bringt den Menschen zum Capitain.“ Der Capitain schickt mich zum Obersten und der Oberst zum General. Der General war abwesend und ich saß derweilen beim Wachtpiket vor dessen Zelt, und hörte den erbaulichen Gesprächen der Soldaten über Spione, die man gefangen und aufgehängt hatte, mit nicht sonderlicher Andacht zu. Die Sache war mir freilich nicht spaßhaft, doch war ich auch eben nicht ängstlich; da kam endlich der General und es war derselbe, der mich vor einer Stunde examinirt hatte, die Soldaten hatten ihn Kleist genannt — wahrscheinlich war es derselbe, welcher dreizehn Jahre später Magdeburg an die Franzosen übergab. — Nach vernommener Meldung fuhr er mich barsch an: „Wo wolltest du hin?“ — Ich erzählte ihm das Wenige, was sich kurz nach

seinem Verhör auf dem Felde mit mir zugetragen, und er herrschte dem meldenden Unteroffizier zu: „Laßt ihn laufen.“

Mit leichtem Herzen ging ich aus dem Zelte und durch das Lager nach Niederulm zu; bemerkte aber bald, daß mir in ziemlicher Ferne ein Dragoner nachritt, bis zu meinen Eintritt in Niederulm; dort hatte man meine Rückkunft eigentlich schon erwartet, denn ein östreichischer Offizier, der leicht verwundet im Dorfe lag, hatte versichert, mein Unternehmen sei thöricht und unausführbar, man war daher ziemlich froh, daß die Sache so abgegangen und nicht eine Untersuchung, die meinem Lehrmeister und seiner Familie jedenfalls unbequem gewesen wäre, zur Folge gehabt hatte.

Mehrere Wochen hatte ich in Niederulm zugebracht, da erwähnte ich meinen Onkel in Alzey. „Ei, das ist ja wahr!“ rief die Frau Meisterin aus, „da kannst du ja zu deinem Onkel gehen!“ Damit hatte es nun freilich seinen Haken; mein Onkel war Registrator im pfälzischen Oberamt Alzey, ein strenger, ernsthafter Mann, ich war ein Jahr früher einige Zeit lang bei ihm gewesen und mein Knabenthun und Leichtsinn hatte mir manche Verweise — und zwar nicht mit Unrecht — zugezogen; ich hatte öfters die Messe, die ich täglich hören sollte, geschwänzt und Verweise erhalten; am Sonntage mußte ich nach dem Hochamte auch die Predigt im Capuzinerkloster hören und sollte vor Tische erzählen, was ich gehört hatte; beim besten Willen und bei aller Aufmerksamkeit, welche ich nothgedrungen darauf richtete, war es mir rein unmöglich, den Hauptgedanken einer Predigt aufzufassen; dies war in meinem Alter doch nicht zu verlangen, und einzelne Sätze wiederzugeben, war eben so schwierig, denn da diese im Zusammenhang mit dem Ganzen standen, so verloren sie im Einzelnen ihre Bedeutung und mir entging die Handhabe für mein Gedächtniß. Mein Cousin war stets in gleichem Falle und nie blieb bei ihm die Realstrafe aus, während ich mit derbem Verweise davonkam. Einen dritten Kummer machten mir die Schreibübungen; schon früher habe ich erwähnt, daß ich von Jugend an ein schlechter Buchstabenmaler war, ich glaube fast ohne meine Schuld, denn oft gab ich mir aus Ehrgeiz Mühe, aber steif und hölzern blieben meine Züge. Bei meinem Onkel sollte ich jeden Nachmittag zwei Stunden sitzen und schreiben, die Buchstaben schön malen, die Finger ungebogen an die Feder legen und Zeige- und Mittelfinger nicht mit Dinte beflecken; — dies waren schwere Stunden, in welchen ich mir manche scharfe Rüge zuzog, die ich zuweilen mit unverständigem Trotze beantwortete, kurz, mein Onkel hatte volle Ursache, unzufrieden mit mir zu sein, und ich die gleiche, seinen Ernst und seine Strenge zu fürchten, und nun sollte ich wieder zu ihm! — Doch es half nichts, ich schnürte mein Bündel und ging, unter vielen Seufzern, daß ich nicht alt genug war, mein Brod selbst verdienen zu können. Die Aufnahme bei meinem Onkel war weniger streng, als ich gefürchtet hatte.

Mehrere Wochen waren mir bereits in Alzey verflossen, als unerwartet auch mein Bruder als Auswanderer erschien. Was macht deine Mutter, fuhr mein Onkel auf. „Sie hat mir befohlen, auszuwandern," antwortete mein Bruder, „sie wollte nicht, daß ich mich in das rothe Buch einschriebe."

Zum Verständniß dieser Antwort sei gesagt: auf Veranlassung des Jakobiner-Clubbs waren in dessen Lokale zwei Bücher aufgelegt, ein rothes und ein schwarzes, und alle männlichen Einwohner wurden aufgefordert, sich in das eine oder das andere einzuschreiben, wer sich in das schwarze einschrieb, erklärte sich zum Sklaven und wurde mit der Behandlung eines Sklaven bedroht; wer sich in das rothe einschrieb, gab sich als freier Mann und Republikaner zu erkennen. Daß sich Niemand in das schwarze Buch einschrieb, war natürlich, ebenso natürlich war es, daß die Furcht Viele bewog, sich in das rothe Buch einzuschreiben; aber wiederum wurde es als ein Ehrenpunkt angesehen, sich nicht einzuschreiben, und die Rede ging, bei der Wiedereinnahme der Stadt würden die im rothen Buche Eingeschriebenen zur strengen Rechenschaft gezogen werden, deshalb verlangte unsere Mutter, mein Bruder solle lieber auswandern, als sich in das rothe Buch einschreiben; mein Onkel war jedoch damit gar nicht zufrieden.

Nach einigen Wochen erhielt mein Bruder eine Condition in Frankenthal und ich durch ihn eine Einladung zu einem Verwandten, von Vaters Seite her, einem Pfarrer in Heßheim bei Frankenthal, wohin ich mich alsbald auf den Weg machte.

Während dieser Zeit war Mainz immer enger eingeschlossen und zuletzt beschossen worden. Eine französische Armee nahte in kurzen Tagemärschen zum Entsatz; aber davon erhielt freilich die Besatzung keine Kunde und der Kommandant schloß eine Capitulation ab, die der Besatzung freien Abzug gewährte.

Plötzlich erscholl in unserem Asyl eines Abends die Kunde der Uebergabe, und der kommende Morgen fand uns auf dem Wege nach Mainz. Das Vorgefühl des freudigen Wiedersehens belebte unsere Schritte; noch war der Zugang zu den Thoren nicht frei, aber gegen ein Trinkgeld konnte man den Fußweg durch die Schanzen der Belagerer passiren, und so standen wir nun auf der mittlern Bleiche; da trat uns das bekannte Gesicht einer Nachbarsfrau entgegen. „Ei, Mosje Emmerich", redete sie meinen Bruder an, „weiß Er denn schon, daß Seine Mutter gestorben ist?" — Ich war wie vernichtet, — ich fühlte mich völlig verlassen, und Tage lang konnte ich nicht an die Wahrheit der Thatsache glauben, und als ich mich an den Gedanken, „du hast jetzt auch keine Mutter mehr", gewöhnt hatte, empfand ich thatsächlich immer mehr, was ich verloren hatte.

Doch ganz Mainz konnte man in diesen Tagen einen Ort des Jammers nennen, ganze Straßen waren in Folge des Bombardements niedergebrannt und jammernd standen die Zurückgekehrten und Dagebliebenen an den Schutthaufen, die Furien des Hasses

waren losgelassen, und die Wuth des Volkes wendete sich gegen die Clubbisten. Aus ihren Verstecken gerissen, wurden sie unter tausend Mißhandlungen vom Pöbel zur Wache geschleppt; und hier und da die Plünderung ihrer Häuser versucht. Ich könnte mich nicht erinnern, daß einer dieser Männer seinen Mitbürgern eine specielle Veranlassung zum Hasse gegeben hätte, ihr Verbrechen war ihre politische Meinung — eine eben so große Sünde als das kirchliche Ketzerthum. Gleich bei meinem Eintritt in die Stadt trat mir eine solche Scene vor Augen: der Buchbindermeister Zech, ein Clubbist, aber sonst ein ehrlicher Mann, ward halb entkleidet von einem Pöbelhaufen über die große Bleiche nach der Münsterthor-Wache geführt, das Gesicht strömte voll Blut, und die Fäuste seiner Peiniger fielen fortwährend auf ihn herab, er wurde dann, wie alle seine Genossen, eingekerkert, seine Frau als Gefangene im Zuchthause und seine Kinder im Armenhause untergebracht, bis zum Jahre 1794, wo die Franzosen Mainz wiederum von der Landseite bloquirten und sämmtliche Clubbisten in Folge einer Convention in Freiheit gesetzt und nach den französischen Vorposten gebracht wurden.

Meines Lehrmeisters fahrende Habe war in seiner Miethwohnung mit verbrannt, und auf sein Nachsuchen ward ihm die Wohnung und das Werkzeug des inhaftirten Buchbinders Zech von dem Criminal-Senat zum Gebrauch übergeben. Unser Geschäft ward nun ein lebendiges, aber leider ohne sonderlichen Vortheil für mich; drei und vier Gesellen waren in der Werkstelle meines Lehrmeisters thätig und ich durfte nicht müßig sein; jetzt hieß es: „Adam, hole ein Buch Marmorpapier, dann ein Büchlein Gold, Pappen" u. s. w.; dann mußte ich die Hausbedürfnisse kreuzerweis herbeiholen, blieb so selten eine Stunde anhaltend bei der Arbeit, und war den beliebigen Anweisungen der öfters wechselnden Gesellen überlassen. Kein Wunder war es, daß ich, wenn ich zumal bei naßkalter Herbstwitterung die Hälfte des Tages auf der Straße zubringen mußte, verdrossen und träge verrichtete, was ich zu verrichten hatte. Ich sah ein, daß ich nichts lernen konnte, aber wer sollte mir helfen? Auch mein Bruder war nicht mehr in Mainz, sondern in Bingen ansässig; ich würde noch unwissender aus der Lehre gekommen sein, als es der Fall war, wenn sich nicht ein Geselle, der ein Jahr lang bei meinem Lehrherrn arbeitete und ihm seiner Geschicklichkeit wegen unentbehrlich war, meiner angenommen hätte. Er unterrichtete mich, und nie erhielt ich ein hartes Wort von ihm, aber sein tadelnder Blick that mir weher, als alle Schläge meines Lehrmeisters. Mit inniger Liebe hing ich an ihm, denn er war der einzige Mensch, der es zu jener Zeit gut mit mir meinte, der mich freundlich belehrte und warnte. Sein Abschied versetzte mich in lange Trauer; häufig habe ich, als ich selbsten in die Fremde ging, mich nach dem guten König, dem Heidelberger, erkundigt; aber er blieb für mich verschollen.

Als nach Durchbrechung der Weissenburger Linien die Franzosen

im Jahre 1794 die Stadt Mainz wieder bloquirten, schwand unsere Arbeit von Tag zu Tag, so daß ich meinem Lehrherrn am Ende ein überflüssiger Esser wurde, er ließ mich daher im Anfange des Jahres 1795 lossprechen, und ich ging den zweiten Februar, fünf Wochen vor dem Antritt meines sechszehnter Jahres, in die Fremde.

Der Nothhelfer.

Eine Erzählung von G. Nieritz.

Der Handarbeiter Müller war 72, seine Frau 70 Jahre alt geworden. Beide hatten in ihrem Leben wacker gearbeitet und millionenmal ihre Knochen gerührt, um Lasten fortzubewegen, Holz zu kleinen und Botengänge zu thun. Dafür genossen sie des Glückes, gesund und für ihr Alter noch rüstig und munter zu sein. Sie standen einsam, indem ihr einziges Kind, ein Sohn, bereits vor Jahren gestorben war. Durch Genügsamkeit, Fleiß und Sparsamkeit hatten sie ein kleines Kapital von 300 Thalern sich gesammelt, welches ihr Nothpfennig bei Krankheit und endlicher Arbeitsunfähigkeit werden sollte. Das Vorhandensein dieser Summe hatte einer jener Räuber ausgekundschaftet, welche ihres Nächsten Eigenthum unter dem Scheine des Rechts an sich zu bringen wissen und gegen welche leider unser Gesetz keinen Schutz gewährt. Müller, durch die schlauen Ueberredungskünste eines gewissenlosen Zwischenhändlers bewogen und durch das Versprechen eines hohen Zinsfußes verlockt, lieh seinen kleinen Reichthum dem Grafen von W., dessen Güter bereits so überschuldet waren, daß, wer ihn kannte, ihm Niemand einen Groschen mehr borgen mochte.

„Ein lieber Herr, der Graf!“ sprach Müller zu seiner Frau, als er geldschwerbeladen fortgegangen und leicht wieder gekommen war. „Er redete mit mir wie mit seines Gleichen, setzte mir ein Glas Wein nebst Zwieback vor und zahlte mir die halbjährigen Interessen gleich voraus. Nur zu Gefallen hat er's uns gethan, daß er unser kleines Kapitalchen angenommen hat. Na, Frau! die 18 Thaler Zinsen decken doch den Hauszins und die Feuerung, und wenn wir unser Geld brauchen, so erhalten wir's nach vierteljähriger Kündigung richtig zurück!“

Allein nach einem halben Jahre lautete es anders. Müller hatte von seinem eigenen Gelde nur die 9 Thaler Interessen bekommen und nichts weiter. Als er den Grafen zu mahnen ging, ließ dieser seinen Gläubiger nicht vor, und da derselbe dem Grafen auflauerte, bezahlte

dieser mit Grobheiten anstatt mit klingender Münze. Nun erst erfuhr Müller, daß er betrogen sei, daß die Schuldverschreibung des hochgebornen Grafen, so wie dessen Ehrenwort, nichts gelte, indem nicht einmal die Consensschuldner bei dem bevorstehenden Concurse ihre Forderungen befriedigt bekommen würden. Der arme Handarbeiter kannte die Ruchlosigkeit seines gräflichen Schuldners, die Unthätigkeit der menschlichen Gerechtigkeit, die Theilnahmlosigkeit derer nicht begreifen, denen er in herzbrechenden Worten seinen Verlust klagte. Er hatte fest geglaubt, daß er allen übrigen Gläubigern vorangehen müsse, weil ihm vor allen Andern der Erwerb seines kleinen Schatzes so überaus sauer geworden war und er ohne denselben einer trostlosen Zukunft entgegenging.

Als Müller mit dieser niederschmetternden Nachricht heimkam, entsetzte sich seine Frau über das veränderte Aussehen ihres Mannes. Derselbe schien um 10 Jahre plötzlich gealtert und von einer schweren Krankheit befallen zu sein. Das Haupt auf die Brust gebeugt, das Antlitz bleich und eingefallen, die Augen tief in ihren Höhlen und erloschen, die Brust schwer keuchend und die Kniee schlotternd, stand er da und gab seiner Frau in abgerissenen Worten die Schreckenskunde. Dann setzte er sich ermattet in den alten Lehnstuhl. Frau Müller rang stumm die Hände. Ein Thränenguß machte ihrem gepreßten Herzen Luft und in ihr schmerzliches Schluchzen schmetterte des Canarienvögleins munterer Schlag, welcher, des Ehepaars Lust und Freude, den gekommenen Lenz besang.

Ohne klar zu wissen, was sie that, trat Frau Müller zum offenen Fenster, durch welches mit der lauen Frühlingsluft zugleich der süße Duft eines prachtvoll erblühenden Lack- und Levkoijenstockes hereinwehte. In die vollen, wohlriechenden Blumendolden senkte sie ihr Antlitz hernieder und beträufelte sie mit ihren heißen Zähren. Ach, die beiden Blumenstöckchen waren die Pfleglinge ihrer Hände und vertraten darum die Stelle theilnehmender Kinder, denen sie ihren Schmerz jetzt anvertraute. Dabei fühlte sie mechanisch mit den Fingern, daß das Erdreich des Begießens benöthigt war und ging, von der Gewohnheit Macht beherrscht, das nöthige Wasser hereinzuholen. Da ertönte draußen eine rufende Stimme: „Frau Müllern! Frau Müllern! sagen Sie es Ihrem Manne, daß er mit seinem Handwagen zu uns komme und fremdes Passagiergut auf die Post fahre.“

Aber zum ersten Male in seinem Leben wieß Müller eine gut lohnende Arbeit von sich. Dann plötzlich sich ermannend, sprang er auf und sagte: „Mir wird die Stube zu eng — laß uns in's Freie gehn.“ Und sie gingen. Draußen vor dem Thore lenkte Müller seine Schritte dem breiten Strome zu, welcher längs des jungen, feischen Grüns anmuthiger Wiesen dahinfloß. Die Knospen der Bäume und Sträucher hatten bereits ihre braunen Hüllen zersprengt und abgeworfen, ihre saftigen Blätter entfaltet und die noch geschlossene Blüthe hervorgedrängt. Aus dem Wiesengrün erhob die Hundeblume ihr gold-

gelbes Strahlenhaupt und neben ihr blickten bescheiden die weißröthlichen Sterne des Gänseblümchens. In der blauen Luft wirbelte die trillernde Lerche und über den still dahin rinnenden Fluthen wiegte der Fischreiher seine langen Fittige. Am Ufergestade flüsterten die schlanken, grünen Ruthen der Weiden, und in der Ferne ließ die Schiffmühle ihr geschäftiges Klappern ertönen. Doch für das betrübte Ehepaar vergeblich. In sich versunken und die Arme in einander verschlungen, pilgerte es den schmalen Fußsteig entlang. Bald aber sprach Müller: „Ich kann nicht weiter! Laß uns niedersetzen."

Das Paar ließ sich am Uferabhange nieder und Müller, den Blick auf den Strom geheftet, hob an: „Was hat uns unsere Arbeit geholfen? Nichts! Unser Nothpfennig ist die Beute eines vornehmen Müßiggängers geworden. Was sollen wir nun anfangen? Arbeiten vermag ich nicht mehr. Meine Kraft ist gebrochen — mit einem Male — die Knochen ohne Mark — das Herz so wund! Sollen wir betteln und vom Almosen leben? Dazu schäme ich mich. Stehlen? Betrügen? Davor bewahre mich Gott! Was nun? frage ich. Mich ekelt die Welt an. Die Menschen hasse ich. O läge ich auf dem Kirchhofe bei unserm Heinrich!" Die Frau weinte still vor sich hin.

„Liebes Weib" — hob Müller nach einer Pause an — „44 Jahre warst du meine treue Lebensgefährtin. Wirst du mich jetzt im Alter verlassen wollen?"

„Nie! o nie!" schluchzte die Frau.

„Gut denn!" — sprach der Mann, vom Rasensitze aufspringend — „so laß uns beide zusammen in's Wasser gehen. Gewiß wird uns Gott die Sünde verzeihen, da wir sie nur durch die bitterste Noth gezwungen thun. Dort geht eine Habe weit in den Strom hinein. Von da ist's nur ein Sprung und wir sind bei unserm Kinde. Gieb mir deinen Arm, liebe Frau!"

„Mein Jesus!" — ächzte die Frau — „du wirst doch nicht so etwas thun, Gottlob?"

„Es bleibt uns nichts anderes übrig" — entgegnete der Mann. „Glaube mir, es ist ein sanfter Tod. Das Wasser ist nicht mehr so kalt und nur um den ersten Schreck zu thun."

„Ach!" — seufzte die Frau — „gar zu gern hätt' ich bei unserm Kinde auf dem Kirchhofe geruht und ein ehrliches Begräbniß gehabt."

„Ein ehrliches Begräbniß?" — versetzte Müller bitter. „Ein ehrliches Begräbniß wird der Dieb erhalten, der uns Alles nahm. Ein prächtiges sogar. Uns aber wird die Armenbehörde wie Hunde an dem ersten besten Orte einscharren lassen. Komm, Rosel, wenn du mich wirklich nicht verlassen willst. Ich nehme die Sünde auf mich allein, wenn's ja eine sein sollte."

„O mein Gott!" — sprach die Frau — „Wie gern erfüllte ich dir den Willen! Aber mich dauert unser Canarienvogel daheim, der unrettbar verhungern muß, wenn wir jetzt in's Wasser springen. Auch möcht' ich gern erst unsern Lack- und Levkoijenstock auf Heinrich's

Grab pflanzen, da wir uns nicht mehr daran erfreuen dürfen. Dann will ich — ja, dann will ich — mit dir — in's Wasser — springen.“

„Nein!“ — widerstritt der Mann — „jetzt eben habe ich den Muth zum Wagnisse. Und wenn du nicht willst, so —“ Er hob den Fuß.

Die Frau umfing mit beiden Armen ihren Mann. „Willst du“ — sprach sie weinend — „nicht erst ein andächtiges Vaterunser beten? Sollen wir in unsern Sünden dahin fahren?“

„Ich habe das Vaterunser verlernt in meinem Grame“ — gestand der Mann träumerisch.

„So will ich es dir vorbeten“ — entgegnete die Frau und begann mit zitterndem Munde:

„Vaterunser, der du bist im Himmel — Geheiliget werde dein Name — Zu uns komme dein Reich — Dein Wille geschehe —“

„Ja, er geschehe!“ fiel eine fremde ernste Stimme ein, und das hierüber bestürzte Ehepaar erblickte einen jungen Mann, welcher aus einem sich zertheilenden Weidenbusche hervor- und zu jenem hinzutrat. „Gottes Wille aber ist es nicht“ — fuhr er fort — „daß ihr ein vielleicht bis jetzt schuldlos verbrachtes, langes Leben mit der großen Sünde des Selbstmordes beschließt. Was konnte euch dazu bewegen?“

Da trat das volle Herz der Frau auf die Zunge, und sie erzählte unter Thränengüssen von ihrem erlittenen Verluste.

„Es mag wohl bitter — sehr bitter sein“ — erwiderte der junge Mann — „sein so sauer und rechtlich erworbenes Eigenthum in so schnöder Weise zu verlieren. Allein noch lebt ja derselbe Gott, welcher euch bisher vor Hunger und Noth geschützt hat. Ja, vielleicht kann ich, der ich weder ein Gott noch ein Engel bin, euch wieder zu euerm Gelde verhelfen. Ich heiße Anker, bin Advocat und werde euch in eure Wohnung zurückbegleiten, wo ihr mir des Grafen Schuldverschreibung behändigen werdet.“

Dieß geschah.

Drei Tage lang lebte das Ehepaar zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich erschien Herr Anker. Ja, derselbe war in der That ein Anker, an welchem sich das Ehepaar im Augenblicke des Versinkens festgeklammert hatte und der ihr Lebensschiff vor dem drohenden Untergange bewahrte. An seinen freudig glänzenden Augen, noch mehr an seinen geldstrotzenden Taschen konnten Müllers errathen, daß ein glücklicher Erfolg die Bemühungen des wackern Advocaten gekrönt hatte. Wirklich war dem so.

„Ich wußte“ — erzählte er, während seine Hände die Geldrollen auf den Tisch hinlegten — „daß der Graf von W. ein Erblegat von einem entfernt gestorbenen Verwandten, im Betrage von 2500 Thalern, ausgezahlt erhalten sollte. Es mußte dem Grafen sehr daran liegen, daß diese Auszahlung seinen vielen Gläubigern verschwiegen blieb, weil diese sonst die Summe gänzlich mit Beschlag belegt hätten. Damit bedrohte ich nun den Grafen und brachte ihn glücklich dahin,

daß er von jener Summe euer kleines Capital sammt den rückständigen Zinsen bezahlte. Hier ist Beides. In Zukunft aber seid vorsichtiger bei Unterbringung eurer Habe und hütet euch insonderheit vor Zwischenhändlern.“

Wie vorher dem nagendsten Schmerze, so überließ sich nun wiederum das alte Ehepaar der ausschweifendsten Freude, in welcher es seinem Rettungsanker eine namhafte Summe für seine menschenfreundliche Hülfe anbot. Allein der edle Mann verweigerte die Annahme jeder Belohnung, mit dem heißesten Danke der Geretteten sich begnügend.

Nachdem die Freude einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht hatte, zog Müller seinen Rock an, setzte den Hut auf, hob den Vogelbauer mit dem Canarienvogel vom Nagel und gebot seiner Frau, den Lack- und Levkoijenstock unter den Arm zu nehmen. Nicht zu Heinrich's Grabe, wie Frau Müller erst gemuthmaßt hatte, sondern zu Herrn Anker's Wohnung lenkte Müller seine Schritte. Die Annahme des Vogels, nicht aber die der beiden Blumenstöcke verweigerte der edle Sachwalter. „Der Vogel“ — sprach er — „würde mich durch seinen Gesang in meiner Arbeit stören; die beiden Blumenstöcke aber sollen mein Lustgärtchen vor dem Fenster meiner Arbeitsstube werden.“

Dasselbe war das Kleinste von der Welt, aber unstreitig werthvoller als der umfangreiche Park eines Fürsten!

Der Wegweiser.

Eine Erzählung von G. Nieritz.

In dem Städtchen S. lebte eine Wittwe, welche mit derjenigen zu Nain das gemein hatte, daß sie arm war und einen einzigen Sohn besaß, welcher, 16 Jahre alt, bei dem Krämer des Ortes in der Lehre stand. Da Ferdinand's Mutter kein Lehrgeld erschwingen konnte, so mußte jener dasselbe durch eine längere Lehrzeit und durch die Uebernahme aller Arbeiten, selbst der schwersten, ersetzen.

Ferdinand that willig, was ihm auferlegt wurde, schon um seiner Mutter willen, die er zärtlich liebte. Die stete Arbeit stählte seinen Körper und verlieh ihm Kräfte, so daß sein Aussehen ein blühendes war.

Um die Mittagszeit eines kalten Weihnachtsheiligabends trat Ferdinand Schmidt unvermuthet in das niedere Stübchen seiner Mutter. Der Jüngling ging reisefertig, trug eine Jagdtasche auf dem Leibe und einen starken Stock in der Hand.

„Mein Weg führt mich hier vorbei" — sprach er zu seiner verwundert fragenden Mutter — „und da konnt' ich's nicht über's Herz bringen, ohne Gruß bei Ihnen vorüber zu gehen. Ich marschire nach N. zu dem Bruder meines Herrn, von dem ich einige hundert Thaler Geld holen soll. Es darf nicht so in der Leute Mund herumkommen, deshalb schickt's der Bruder nicht durch den Boten oder durch eins von seinen Leuten."

„Man wird dich doch nicht unterwegs anfallen" — sprach die Mutter besorgt — „und dir das Geld abjagen?"

„Damit hat es gute Wege!" — lachte Ferdinand — „viel eher vermuthen die Leute ein Häschen in meiner Jagdtasche als 300 Thaler, und jetzt auf das Geradewohl im Freien auf der Diebslauer zu liegen, vergeht den Dieben in der Kälte die Lust."

„Du bist doch gut verwahrt?" — fragte Frau Schmidt — „Hast du warme, wollene Socken angezogen? Daß nicht etwa die Zehen durch dieselben herausschauen! Nichts ist gefährlicher als das, um sich die Füße zu erfrieren."

„Sorgen Sie nicht, Mutter!" — versetzte Ferdinand. „Ist's doch nur ein Spaziergang. Zwei Stunden hin, eine Stunde dort, zwei zurück — jetzt ist's 12 Uhr — um 5 Uhr sonach bin ich spätestens wieder da."

„Dann komme wieder herauf" — sprach die Mutter — „und du sollst ein Warmbier oder eine heiße Suppe finden. Denn nicht wenig wirst du ausgefroren sein."

„Wie gut Sie sind, Mutter!" — erwiderte der Sohn dankbar und küßte dabei die mütterliche Wange — „Ich werde mich recht dazu halten, damit ich eine halbe Stunde eher zurückkomme, die ich bei Ihnen zubringen werde. Auf Wiedersehen denn, lieb Mütterchen!"

Der Jüngling ging, und seine Mutter nahm ihre, bei des Sohnes Eintritt schnell weggeworfene und verheimlichte Arbeit, einen wollenen Shawl, auf.

„Wenn er wäre fertig gewesen" — sprach sie zu sich selbst — „so hätte ich nicht bis auf den Abend gewartet, sondern ihn dem guten Jungen gleich mit auf den Weg gegeben. Wie gern bescheerte ich ihm mehr zum Christfeste! Nun, ich denke doch, daß er von seinem Herrn diesmal einen hübschen Heiligenchrist bekommen wird. Er kann den Burschen ja so gut und noch besser brauchen als einen Kaufmannsdiener."

Ferdinand schritt tapfer darauf los. So weit die Landstraße ging, fand er Bahn durch den Schnee. Diese verlor sich dann erst, als ein wenig befahrener Dorfweg nach N. und der dortigen Grundmühle abführte. Dennoch traf Ferdinand rechtzeitig bei dem Bruder seines Herrn, einem wohlhabenden Müller, ein. Aber es verstrich mehr als die bestimmte Stunde, bevor der Müller das Geld abzählte, verpackte und dem Jüngling überantwortete. Diesem wurde indessen Brot, Butter, Wurst und eine Flasche mit Schnaps vorgesetzt und dabei das übliche Nöthigen nicht unterlassen.

Es ging bereits auf 4 Uhr, als endlich Ferdinand, gesättigt und fast ein wenig von dem aufgenöthigten Branntwein berauscht, den Heimweg antrat. Wohl fühlte er jetzt, daß seine Jagdtasche nicht mehr leer war, doch hatte er schon schwerere Lasten getragen als diese Geldsumme.

Rüstiger denn vorher und in der frohesten Stimmung schritt der Jüngling aus, vor Allem dahin trachtend, die Landstraße wieder zu gewinnen. Allein, da er dieselbe glücklich erreicht hatte, so hielt er sie irrig für einen andern Dorfweg und setzte darum seinen bisherigen, welcher die Landstraße durchschnitt, weiter fort. Erst da sich nach längerem Gehen die Landstraße nicht zeigen wollte, erkannte Ferdinand, daß er irre gegangen sein müsse. Die ganze lange Wegstrecke wieder zurückzugehen, schien ihm nicht räthlich, vielmehr besser, querfeldein zu schreiten und so einen weitern Umweg zu ersparen. War aber jetzt schon das Gehen durch den ziemlich tiefen Schnee erschwert worden, so war dieß noch weit mehr der Fall, da Ferdinand über die Felder dahin schritt. Er mußte die Beine hoch heben, was die Müdigkeit schnell herbeiführte. Dieselbe wurde durch den genossenen Branntwein, dessen aufregende Kraft der abspannenden zu weichen begann, bedeutend gesteigert, so daß Ferdinand's Füße immer bleierner wurden. Nun fühlte er auch die drückende Schwere des Geldes, welche ihm die Achseln beugte und den Oberleib dazu. Um die Noth vollständig zu machen, umzog sich plötzlich der bis jetzt heiter gewesene Himmel mit grauen Schneewolken, welche gar bald ihre weißen Flocken hernieder zu wirbeln begannen. Nicht genug, daß die letzteren alle Gegenstände in der Ferne wie in der Nähe verschleierten und unkenntlich machten, so stürmten sie auch dem armen Wanderer in's Antlitz, beraubten ihn der Sehkraft, verstopften ihm Nase und Mund und bohrten sich kältend unter die Halsbinde und bis auf die Brust, die erhitzte. Zugleich sank die lange Winternacht mit all' ihren Schrecknissen und im schnellen Fluge hernieder.

Der heitere Sinn Ferdinand's war längst schon dem Kleinmuthe gewichen und dieser ward allmälig zur Trostlosigkeit. Von derselben gepackt, schrie Ferdinand laut nach Menschen, nach Hülfe. Nach allen Seiten blickte er umher nach einem Hause, nach einem tröstlichen Lichtglanze, nach einem Landmanne, der ihm den Weg zeige. Mit Anstrengung lauschte er nach einem Peitschenknallen, nach einem Glockenläuten, nach dem Brüllen eines friedlichen Hornviehes, nach dem Wiehern eines Pferdes, nach dem Bellen eines Hundes. Aber es blieb still wie auf einem Kirchhofe, und einem solchen glich auch die ganze Gegend, deren Unebenheiten die beschneiten Grabhügel und die dürren Baumstämme die schwarzen Kreuze vorstellten. Ferdinand's Leib dampfte vor Schweiß, während er seine Beine, vom Fuße bis zum Knie, vor Kälte kaum noch an sich fühlte. Mühsam schleppte der arme Jüngling sich dahin, nicht wissend, in welcher Richtung er seine langsamen Schritte fortsetzen sollte. Endlich waren seine Kräfte

erschöpft, daher sein trüber Blick nach einem willkommenen Ruheplatze sich umschaute.

Siehe! aus der weißen Schneefläche hervor steigt eine graue Säule mit einem ausgestreckten Arme, gleich einem unheimlichen Galgenbilde. Allein an ihrem Fuße befindet sich ein hoher Stein mit breiter Oberfläche, auf welcher Tausende von Schneeflocken sich friedlich niedergelassen haben. Diese stäubt der müde Wanderer hinweg und nimmt dann ihre Stelle ein, seinen Rücken gegen die hölzerne Säule lehnend, welche nichts anderes als ein Wegweiser war. Der Dunkelheit wegen konnte man jedoch nicht den Ort lesen, wohin der Arm den Weg zeige, nur die Richtung dahin ungefähr angeben. Selbst dieser stumme, unzuverlässige Wegweiser wurde jetzt dem Jünglinge zur willkommenen Erscheinung. Nur eine kleine Viertelstunde wollte er hier ausruhen und dann mit erneuten Kräften der angedeuteten Richtung folgen. Denn er gedachte mit Schrecken der Angst seiner Mutter wie der Sorge seines Herrn, wenn er über die Gebühr lange ausbliebe. Darum wollte er nur eine kurze Erholung sich vergönnen.

Allein, da er einmal saß, war die Ruhe so süß, so unbeschreiblich süß, daß sein stets neu gefaßter Entschluß, aufzubrechen, immer wieder der Sinnlichkeit unterlag. Bleiern und unwiderstehlich schlossen sich seine Augenlieder, nur in immer längeren Zwischenräumen einmal halb sich erschließend und in die Dunkelheit hineinblickend. Nicht fühlte er die wehenden, kältenden Schneeflocken, den rauhen Wind, die zunehmende Kälte in den erstarrten Füßen. Die geldgefüllte Jagdtasche auf den Schooß gebettet und mit beiden Händen fest sie umschließend, saß Ferdinand da. Bald war er fest entschlafen, von bunten Träumen umgaukelt, in welchen er zuweilen einzelne laute Worte ausstieß. Endlich aber verstummten die bleichen Lippen. Das anfänglich roth erhitzte Gesicht des Jünglings war kreidig geworden.

Der Wind hatte sich ein dichtes, weißes Federbettlein fertig geblasen. Er legte sich daher und das Schneegestöber mit ihm. Herrlicher denn ein rothtrübes Inselt- oder Oellicht in der Bauerhütte flimmerte am wolkenfreien, blaudunkeln Himmel der zahllosen Sternenheere überirdischer Glanz. Zur schönsten, ewigen Heimath winkten sie dem Sterblichen. Die Stunden der langen Christnacht verrannen. Daheim bei der Wittwe mättelte das längst bereitete Warmbier auf dem heißen Ofen. Frau Schmidt hatte für ihren erwarteten Sohn bescheert, was ihre Armuth vermochte: einen wollenen Shawl, dergleichen Socken, ein Paar Pulswärmer, ein Vorhemdlein, einen gestrickten Hosenträger — Alles die Werke ihrer fleißigen Hände — dazu eine frischbackene Semmel zum Imbiß für das Warmbier, und endlich ihr eigenes, treues, zärtlich liebendes Mutterherz, das, von mehr denn tausend Kerzen entflammt, voll freudiger Erwartung dem einzigen Sohne entgegenschlug.

Allein dieser kam nicht. Da lief die geängstete Frau zu Ferdinand's Lehrherrn hin, welchem mehr um die fragliche Geldsumme als um

des Jünglings Leben bangte. Allein, wo sollte man, wenn der Erwartete nicht bei dem Müller übernachtete, diesen in der Dunkelheit aufsuchen? Der heilige Christabend, für die meisten jungen und alten Christen eine Freudenzeit, ward für die Wittwe der schrecklichste ihres Lebens.

Der Morgen des Christtages brach an, vom festlichen Glockengeläute überall begrüßt. Strahlend ging die winterliche Sonne über den glitzernden Schneegefilden auf. Ihre Strahlen berührten auch die am Wegweiser lehnende Memnonssäule. Allein diese erklang, diese regte sich nicht. Sie schlief noch immer. Der letzte warme Hauch des Schläfers hatte als Reif sich in das Haupthaar und an den Mützenrand gelegt. Ferdinand glich einem richtigen Schneemanne, so sehr hatten ihn die Flocken eingehüllt. Selbst die Jagdtasche mit den fest sie umschließenden Händen war von einer weißen Decke überzogen.

Ein Häschen, welches über die Schneefelder gehüpft kam und die sonderbare Gestalt ansah, machte betroffen Halt und ein Männchen, worauf es querfeldein davonsprang. Eine Dohlenschaar, die Leichenbitter der Vögel, ließ sich vor dem Schläfer nieder und betrachtete ihn neugierigen Blickes; ein gelber Goldammer, auf des Wegweisers Arm sich setzend, that ein Gleiches.

Zur Kirche gehende Landleute fanden den Erfrornen, dessen erstarrten Händen man nur mit Gewalt die volle, schwere Jagdtasche entreißen konnte.

„Weg nach Seligstadt!“ — lautete die Inschrift des Wegweisers.

Wunderbar! dieselbe hatte der Jüngling glücklich erreicht, auch ohne die Schrift gelesen zu haben.

Als aber die arme Wittwe Schmidt weinend hinter dem Sarge ihres einzigen Sohnes daherwankte, da trat kein Heiland herzu, sprechend: „Weine nicht!“ Auch erweckte Niemand den Todten und gab ihn seiner trauernden Mutter wieder. Alles dieß jedoch that des Heilandes Lehre, welche tröstend spricht:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“

Das Jahr 1848,

mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.

Von Dr. A. Zimmermann.

Für wie fest und sicher hielt man am Anfange des Jahres 1848 die Lage der politischen Welt. Das einzige Bedenken für die Zukunft erregten Ludwig Philipp's Alter und Gesundheitszustand. Des schwachen Greises Dasein schien so wichtig für die Ruhe Europa's, daß sogar der Leiter der Congresse von Aachen, Laibach und Verona die legitimistischen Zeitungen in Wien verbot. In Frankreich selbst schien man zu vergessen, wie wenig die Politik des alten Rechners in den orientalischen, spanischen und italienischen Angelegenheiten der Nation Ehre gebracht, welche Schmach sie in der Schweiz auf ihre Lenker gehäuft hatte. Gab es etwas Schimpflicheres, als daß eine Regierung — die aus dem Siege über das der freien Entwickelung feindliche Princip hervorgegangen war — den Sonderbündlern die Hand reichte, um für den Gewissenszwang zu kämpfen und die unumgänglich nothwendige, zeitgemäße Umgestaltung des Bundes zu vereiteln?

Die willfährige Kammer übertönte beim Schluß der Thronrede mit donnerndem Jubelrufe die durch die Majorität fast erdrückte Opposition, in welcher selbst Thiers, der ehemalige Vertheidiger des Systems vom 13. März, seit acht Jahren unablässig für die Rechte des Volkes kämpfte. Er und Odilon Barrot verschwendeten vergebens ihre Beredtsamkeit; sie standen in dem Vordergrunde, denn wer dachte schon an den Republikaner Ledru Rollin, oder vermuthete, daß Lamartine je etwas anderes sein könnte als ein phantastischer Dichter? Und doch war diese Macht und Festigkeit nur ein Schein, unter der glänzenden Oberfläche alles unterhöhlt, die Kammer nicht die Vertreterin der allgemeinen nationalen Interessen, sondern ausschließlich die des großen Besitzes und der hohen Industrie. Deshalb sehnte man sich allgemein nach einer Reform des Wahlgesetzes, und zahlreiche Vereine bildeten sich zu diesem Zweck. — Doch nicht nur die politische, auch die sociale Frage wurde von allen Seiten in Anregung gebracht. Nach dem vergeblichen Versuche der Nachfolger des menschenfreundlichen Grafen von St. Simon, das christliche Dogma von der Gleichheit der Menschen auch praktisch durchzuführen, gewann die Lehre Babeuf's, der Communismus, immer mehr und mehr Boden. Cabet, Proudhon, Louis Blanc, der geistvolle Darsteller der politischen und socialen Gebrechen der Zeit, förderten mächtig das Gelüst des allgemeinen Gleichmachens und der Theilung des Be-

sitzes. Da aber diese Lehren in dem allerschroffsten Widerspruche zu dem konstitutionellen Königthume, wie die Staatsmänner unter Ludwig Philipp dasselbe auffaßten, standen, und die sogenannte Bourgeoisie ihren Sonderinteressen jede nationale oder allgemein menschliche Idee zu opfern stets bereit war, so glaubten jene Vorkämpfer der neuen socialen Gestaltung nur in der allerdemokratischesten Republik einen Stützpunkt für ihre Pläne zu finden.

Mit Vergnügen sahen sie, wie der Kampf zwischen der ministeriellen Partei und der dynastischen Opposition in der Adreßdebatte von Tag zu Tag erbitterter wurde. Das Bombardement von Messina steigerte die politischen Leidenschaften zu furchtbarer Höhe, und dennoch rief die Wahrung der materiellen Interessen die Beistimmung einer großen Majorität zu dem ministeriellen Principe hervor. Der letzte parlamentarische Kampf entbrannte am Schlusse der Adresse über die Reformbankets. Auch hier überwunden, beschloß die Opposition, den Kampf mit der Gegenpartei vor den Augen der pariser Bevölkerung durch eine Demonstration auszufechten. Ein Reformbankett auf den Eliseischen Feldern wurde angeordnet, auf welchem Odilon Barrot den einzigen Trinkspruch: „Der Wahlreform als Zweck! dem heiligen Recht der Versammlung als Mittel!" ausbringen sollte. Das Ministerium, im Vertrauen auf die Kammermajorität, war entschlossen, hindernd dazwischen zu treten. Man wollte für das vom Sonntag den 20. auf den 22. Februar vertagte Bankett die Gäste zwar zusammenkommen lassen, sie dann aber durch Polizeibeamte zum Auseinandergehen auffordern, damit später der Cassationshof darüber entscheiden möchte. Jedoch am 21. Abends schritt man zum vollkommenen Verbot, weil die Nationalgarde, obgleich ohne Waffen, zur Theilnahme aufgefordert war, und dies dem Gesetze über dieselbe vom Jahr 1831 widerspräche. Auf diese Erklärung zogen sich die Deputirten der dynastischen Opposition vom Bankett zurück. Eine unbeschreibliche Aufregung erfolgte, als man die beiderseitigen Proklamationen beim Scheine von Fackeln und Wachskerzen auf den Straßen las. Nicht nur die Regierung und ihre Partei, auch die Opposition schien die Rechte der Nation feig aufzugeben, und verlor deshalb alle Popularität — ein großer Gewinn für die republikanische Partei. Man erwartete gewaltsame Ausbrüche. Diese erfolgten am 22. Ueberall wurden Barrikaden errichtet, und wenn der Aufstand auch noch keinen gefährlichen Charakter angenommen hatte, so war doch das Ministerium Guizot unmöglich geworden. Dieser reichte sofort seine Entlassung ein, um sich der Verantwortlichkeit für alle ferneren Folgen zu entziehen. Molé ward beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden. Schon war die große Masse des Volkes beschwichtigt, die Nationalgarde zog mit dem Jubelrufe, das verhaßte Ministerium sei nicht mehr, durch die Straßen, die Fenster wurden erleuchtet, kurz, man glaubte, das drohende Unheil glücklich beseitigt zu haben. Da ereignete sich der un-

seelige Vorfall am Hotel des Ministerpräsidenten. Haufen des Volkes nahten demselben, und die Municipalgarden, welche einen Sturm fürchteten, gaben Feuer. Wüthender als je entbrannte der Kampf. Molé legte sein Mandat nieder; Thiers, der sich Odilon Barrot zugesellte, übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums. Alles umsonst. Sie vermochten nicht die empörten Gemüther zu beschwichtigen. Vergebens verkündete man die Abdankung Louis Philipp's, die Regentschaft der Herzogin von Orleans für ihren Sohn, den Grafen von Paris. Nichts genügte mehr. Die Deputirtenkammer versammelt sich; Odilon Barrot versucht hier das konstitutionelle Königthum durch die Regentschaft der Herzogin für den Grafen von Paris zu erhalten. Er war der einzige, der noch ein Wort für dasselbe einzulegen wagte. Lamartine ergoß sich in elegischem Tone über die unglückliche Fürstin und ihre unschuldigen Kinder. Ledru Rollin sprach das Wort „Republik" aus, und mit seinem Antrage erhob sich eine provisorische Regierung. Die meisten Abgeordneten waren aus dem Saale verschwunden, Fremde hatten die Bänke eingenommen, die Tribünen waren mit Blusenmännern angefüllt, von denen einige die Gewehre auf die Rednerbühne richteten. Vergebens bemühte man sich, in dem furchtbaren Gewirre auch nur die Namen der für die provisorische Regierung Vorgeschlagenen verständlich zu machen; es gelang nicht. Da ertönte der Ruf: „Nach dem Stadthause" und bald darauf wurde von hier aus eine Proklamation erlassen:

Keine Bourbonen mehr!
Es lebe die Republik!
National-Versammlung!
Provisorische Regierung!

Dupont de l'Eure, Lamartine, Ledru Rollin, Marie, Arago, Armand Marrast, Flocon, Redakteur des National und der Reform, Albert, Arbeiter, wurden zu Mitgliedern der Letztern ernannt. —

So war der Julithron gefallen; ein warnendes Beispiel für die Regierungen und herrschenden Klassen in den Staaten, daß der Widerstand gegen zeitgemäße Reformen mit einem Schlage die ganze sociale Ordnung der Dinge in Frage stellen kann. Freventlich hatte der Julithron seine Aufgabe aus den Augen gesetzt. Man wollte eine Regierung im nationalen Sinne, und man hatte keinen einzigen Schritt gethan, um den täglich drohender werdenden socialen Gebrechen helfend entgegenzutreten. Große Unternehmungen, wie der Bau von Eisenbahnen, wurden, anstatt für das allgemeine Beste, von schlauen Spekulanten zum schnellen Erwerbe großen Reichthums auf Kosten des Nationalvermögens benutzt, während selbst die höchsten Diener der Krone für die Concessionen, schimpflich genug, sich große Summen zahlen ließen und dadurch auf die Regierung selbst Schimpf und Verachtung häuften. Zu sicher hatte man darauf gerechnet, daß die Geldhändler und großen Industriellen alle Fäden des socialen Lebens

in ihren Händen hielten; man bedachte nicht, daß dies ganze sociale Leben eine sehr künstliche Maschine ist, die durch einen rohen Schlag gar leicht in's Stocken gebracht werden kann, und daß eine solche Stockung unendlichen Jammer über die ganze Gesellschaft bringen muß. Dieser Schlag war geschehen. Zertrümmert lag der Thron, die Verfassung, ja das ganze sociale Gebäude drohte mit Umsturz.

Dies war die Bedeutung der Februarrevolution. Sie begann politisch, war allenfalls auf ein Ministerium Thiers, höchstens auf ein Ministerium Odilon Barrot berechnet, und hatte binnen 24 Stunden bis zur socialen Republik geführt. Europa staunte, glaubte immer noch an ein plötzliches Umschlagen, fand sich jedoch schmerzlich getäuscht; denn man ahnte, welch eine Erschütterung der Vulkan an der Seine über den ganzen Erdtheil verbreiten würde. —

In Deutschland, welches bisher am wenigsten von allen civilisirten Ländern durch die revolutionären Bewegungen Frankreichs in lebhafteren Schwung gesetzt war, erhob sich diesmal der Sturm am schnellsten und heftigsten. Metternich's Politik hatte die konstitutionellen Richtungen bisher erfolgreich niedergehalten, ebenso wie alle Versuche, die deutschen Staaten zu größerer Einheit zusammenzuschließen, aus doppeltem, höchst egoistischem, obschon für Oestreich sehr triftigem Grunde; denn, welch' eine Schwierigkeit mußte die Durchführung des konstitutionellen Princips für das Kaiserreich haben, und wie konnte letzteres in einem zur Wahrung aller großen nationalen Verhältnisse vereinten Deutschland eine möglich e Stellung finden! Eher vermochte es Preußen, und wer weiß nicht, daß höchst gemeinnützige Vorschläge zur Umgestaltung des Bundestags, für gemeinsame Wehrverfassung, Diplomatik und Einigung aller materiellen Interessen von Seiten der preußischen Regierung gemacht worden waren? Diese scheiterten vollkommen an Oestreichs Widerstande: auch alle Versuche, für die Presse eine freiere Bewegung in Deutschland zu erlangen, erfuhren dasselbe Schicksal. Von allen deutschen Einzelstaaten hatte sich in Baden der größte Drang nach Entwicklung der politischen Freiheit gezeigt. Schon seit Jahren war der Blick aller Freunde des Fortschrittes auf die Deputirtenkammer dieses kleinen Grenzlandes gerichtet. Rotteck, so lange er lebte, sein Freund Welcker, ja damals noch Itzstein und Hecker, denn wer ahnte zu jener Zeit, wie weit Leidenschaft vom rechtem Wege führen könnte, galten als Vorkämpfer konstitutioneller Freiheit. Von hier begann auch die große Bewegung Deutschlands. Kaum waren die Nachrichten aus Paris dort angelangt, so verkündete Welcker in der zweiten Kammer, daß er bei der Regierung den Antrag machen würde, sie möge sich von der Reaction frei machen; und schon am 29. Februar erklärte der Staatsrath Bekk in öffentlicher Sitzung: 1) im Laufe der nächsten Woche hört die Censur auf; 2) es sollen sofort Bürgergarden errichtet und 3) es soll unverzüglich ein Gesetzentwurf über Geschwornengerichte vorgelegt werden. Mit allgemeiner Begeisterung wurden diese

Verheißungen aufgenommen. Auch der König von Würtemberg versicherte Erweiterung der zugesagten Freiheiten, und schickte einen Botschafter nach Frankfurt, um dort einen gemeinschaftlichen Schritt zu beantragen. — Unterdessen hatte sich in Baden der Horizont schon wieder getrübt. Hier und da waren Unordnungen vorgefallen, und zum ersten Male hatte man den Ruf: „Nieder mit den Fürsten, es lebe die deutsche Republik" vernommen. Struve stand an der Spitze der Petitionsträger. Hecker hatte ihre Sache zu der seinen gemacht; er und Itzstein wollten im Sturme die Kammer fortreißen, damit sie der Regierung die verlangten Punkte abdrängte, doch siegte die Besonnenheit und man verwies den Antrag zur schleunigsten Berathung an die Abtheilungen. In Nassau trat man mit ähnlichen Forderungen vor die Regierung; in Darmstadt war die Aufregung groß, man fing an Theil zu nehmen an den deutschen Bewegungen. Auch in Kassel, besonders aber in Hanau sprach man sich für die Sache der Freiheit und Einigung Deutschlands aus; ja, in dieser Stadt war man bereit, mit gewaffneter Hand diese Forderungen im Falle militärischer Maßregeln zu vertheidigen. Der Bundestag in Frankfurt merkte nun, wie unheilvoll das lange Zögern mit Zugeständnissen, welche doch nicht zu beseitigen waren, gewirkt hatte. Nach einer Ermahnung zum festen Zusammenhalten vom 1. März erschien am 3. das vielbespottete Decret, daß 1) jedem deutschen Bundesstaate freigestellt wird, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, allein 2) nur unter solchen Garantieen, welche die andern Staaten und den Bund gegen den Mißbrauch der Presse sicher stellten. Wie sollte nach solchem Gesetz die Presse frei, wie die alten Mißbräuche beseitigt werden? Noch aber standen die beiden großen Militärstaaten, Oestreich und Preußen, fest. Da erscholl die Nachricht: „Wien ist in vollem Aufstande, Metternich geflohen, Ferdinand konstitutioneller Kaiser von Oestreich!"

Mit unerwarteter Schnelligkeit und Stärke hatten die Ideen, welche ganz Deutschland in Bewegung setzten, auch in diesem Lande um sich gegriffen, welches die übrigen Deutschen nur hauptsächlich der Auffassung und Förderung materieller Bedürfnisse für fähig zu halten pflegten. Am 13. März waren die niederösstreichischen Stände zusammengetreten, und sofort erhob sich ein Sturm gegen Metternich und sein System. Große Massen der Bevölkerung, vor allem die Studenten, welche in stürmischen Versammlungen Reform aller Verhältnisse gefordert hatten, zogen vor die Burg und versetzten den Kaiser selbst in die bedenklichste Lage. Man wandte Gewalt der Waffen an, um die aufgeregte Bevölkerung zur Ruhe zu bringen. Da fand man kühnen Widerstand. Siegreich erhob sich die Ueberzeugung, daß das System der Gängelung der Völker und der Beschwichtigung mit halben Versprechungen sein Ende erreicht habe. Ferdinand entließ den merkwürdigen Mann, dem es gelungen war, dem Strome der politischen Entwickelung Europas 33 Jahre lang einen hemmenden

Damm entgegenzusetzen; doch dieser überfluthete dafür auch jetzt das Land mit um so zerstörenderer Wuth. Für Oestreich selbst ward diese Katastrophe um so bedenklicher, da außer der allgemeinen Unzufriedenheit noch der tief eingewurzelte Haß der unterdrückten fremden Nationalitäten hinzukam. Viele dieser Unzufriedenen, namentlich Ungarn und Italiener, ließen es sich angelegen sein, das Drängen nach Reform in Wien bis zur gänzlichen Beseitigung der monarchischen Form zu treiben, eine Richtung, welche in der sogenannten Partei der Aula, deren Kern die idealistisch begeisterte, aber unerfahrene studirende Jugend ausmachte, eine nur zu kräftige Unterstützung fand.

In Baiern fand sich außer den überall in Deutschland zur Bewegung treibenden Gründen noch ganz besondere Veranlassung zur Unzufriedenheit. König Ludwig hatte so manche Willkürlichkeit während seiner Regierung ausgeübt, welche, nur der Förderung der Künste günstig, viele der wesentlichsten Forderungen unserer Zeit ganz unberücksichtigt gelassen hatte. Außerdem war durch seine Privatverhältnisse die Mißstimmung über die öffentlichen Angelegenheiten noch erhöht worden. Die berüchtigte Lola Montez, zum Spott für das Volk zur Gräfin von Landsfeld erhoben, schaltete mit herausfordernder Frechheit in der Hauptstadt und gängelte den bethörten Fürsten nach ihrem Belieben. Da brach die Unzufriedenheit am 3. März in München mit lautem Sturm aus. Man wiederholte die Forderungen, welche durch ganz Deutschland erklungen waren, und gab ihnen durch gewaffneten Widerstand gegen die Polizeimaßregeln Nachdruck. Die Berufung der Stände auf den 31. Mai befriedigte nicht, man wünschte Beschleunigung des Zusammentrittes sowie die Rückkehr des Kronprinzen. Letzterer kam und unverzüglich ward das Einberufungsschreiben auf den 16. März erlassen. Am 20. legte Ludwig, ohne daß äußere Gründe ihn weiter gedrängt hätten, seine Krone nieder, und Maximilian II. wurde die Sorge für die politische Umgestaltung des Landes überlassen. —

Alles blickte jetzt auf Preußen. Der allgemeine Landtag hatte die Bedürfnisse, die Wünsche des preußischen Volkes der Regierung vorgelegt, und dies mit einer solchen Reife und Mäßigung, daß Europa mit Staunen auf die erste politische Vertretung des Volkes blickte. Dessenungeachtet hatte man das gerechte Verlangen, die Befugnis des allgemeinen Landtages zu erweitern und ihm eine periodische Wiederkehr zu sichern, nicht beachtet. Nur der durch das Patent vom 3. Februar bestimmte Ausschuß war berufen worden. Die dringlichen Verhältnisse veranlaßten jedoch den König, am 14. März den vereinigten Landtag auf den 27. April zusammenzuberufen und Periodicität für die Zukunft zu versprechen. Doch schien dies unter den jetzigen Umständen nicht genügend, namentlich seitdem die Nachrichten aus Wien die Umgestaltung Oestreichs in ein konstitutionelles Kaiserthum gemeldet hatten. Von allen Seiten langten Petitionen an um freie Presse, Entwickelung konstitutioneller Freiheit und Ver-

wirklichung deutscher Einheit durch ein deutsches Parlament. Die städtischen Behörden Berlins traten ihnen bei. Volksversammlungen, im Widerspruche mit den bisherigen Polizeigesetzen, wurden an den Zelten abgehalten, Volkshaufen umlagerten das Schloß und veranlaßten von Seiten der Polizeibehörden militärische Maßregeln. Vom 14. März an schritt man gewaltsam ein, es wurde sogar mit tödtlicher Wirkung von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht. Die städtischen Behörden suchten ihrerseits Maßregeln friedlicher Natur zur Beschwichtigung der Unruhen zu nehmen. Da langten die Deputirten aus der Rheinprovinz an mit ähnlichen Petitionen, wie sie an die übrigen deutschen Regierungen gerichtet waren. Mit ihnen vereinigten sich die städtischen Deputationen, und ihrem gemeinsamen Anbringen wurden die bekannten Zusicherungen vom 18. März ertheilt: konstitutionelle Verfassung für Preußen und engster Anschluß an die Sache der deutschen Einheit. Jubel erscholl durch die Stadt; vor dem Schloß wogten Tausende, um freudig ihren bisher so schwer gepreßten Herzen Luft zu machen — da fielen zwei Schüsse, die Garden stellten sich zum Kampf, Dragoner schwenkten ein, alles stob auseinander und: „Verrath! Verrath!“ tönte es durch alle Straßen. Ueberall erhoben sich Barrikaden, wie von unsichtbarer Hand gebaut, ein System, das auf Plan und Ordnung deutete. Bald entbrannte ein heftiger Kampf. Die Barrikaden wurden mit dem hingebendsten Muthe von Leuten, die oft nur mit Steinen bewaffnet waren, vertheidigt, während aus den Fenstern auf die Angreifer Schüsse fielen. Von den Dächern hagelten Steine auf die vorrückenden Truppen. Der Kampf tobte die Nacht hindurch; Barrikaden wurden genommen, doch den Vertheidigern sank der Muth nicht. — Schon in der Nacht erließ der König eine beschwichtigende Ansprache an die Einwohner Berlins, und später folgte die Verfügung über die Bildung eines Ministeriums in konstitutionellem Sinne, unter dem Vorsitze des schon am 18., vor den blutigen Vorfällen, damit beauftragten Grafen von Arnim. Zu gleicher Zeit wurde eine Bürgerbewaffnung auf Kosten des Staates genehmigt, die Bewaffnung dazu aus dem Zeughause geliefert, während sowol die fremden als auch die hier garnisonirenden Truppen die Stadt verließen. Die Massen des Volkes blieben sich selbst überlassen. Außer einigen immer noch mit gewisser Mäßigung geübten Gerichten hielten sie sich anerkennenswerth genug in gesetzlichen Schranken. Aufregung war vorhanden, Zügellosigkeit aber nicht. —

Noch ist das Geheimniß nicht aufgeklärt, von welcher Seite die eigentliche Veranlassung zum Kampfe gegeben worden ist. Die Folgen aber waren unberechenbar, denn faktisch gab die Regierung ihre ganze Macht aus den Händen und übertrug den Schutz der öffentlichen Ordnung so wie des ganzen Staates in diesem kritischen Augenblicke der Neugestaltung den bis jetzt für unmündig erklärten Bürgern. Am andern Tage wurden die Polen aus ihren Gefängnissen befreit,

die erste Concession an die Idee, daß jede Nationalität ihre volle politische Berechtigung habe; ein Akt der Menschlichkeit, welcher bald die Provinz Posen zum Schauplatz eines blutigen Aufstandes machte. Der 21. März brachte die bekannte Proklamation des Königs: „An mein Volk und an die deutsche Nation!“ Seine Erklärung, an die Spitze der Bewegung in Deutschland zu treten, ward mit Jubel, doch an vielen Orten unsers gemeinsamen Vaterlandes mit Mißbilligung, ja mit Hohn aufgenommen; denn die Partei, welche bis jetzt am thätigsten gewirkt hatte, wollte zwar Deutschlands Einheit, aber *ohne* die Fürsten, die 33 Jahre das Streben nach freier und volksthümlicher Entwickelung keineswegs im Sinne der edelsten Vaterlandsfreunde gefördert hatten. Dazu kam die Eifersucht Oestreichs. Die Wiener Zeitung zeigte sich nicht minder feindlich gegen Preußen als die Mannheimer, und so mußte die Proklamation des Königs vom 21. mehr schaden als nutzen. —

Unterdeß hatte der Bundestag auch wieder ein Lebenszeichen gegeben und am 30. März beschlossen: „die Reorganisation der Bundesverfassung Hand in Hand mit den zu einem deutschen Parlament zu berufenden Vertretern der verschiedenen deutschen Völker und Volksstämme zu vollbringen,“ mit ihm sollten die bekannten 17 Vertrauensmänner von Seiten der zum Bunde gehörigen Staaten das große Werk betreiben. Welch' ein ohnmächtiger Versuch! Denn schon hatte sich ein Vorparlament von Vertrauensmännern der *deutschen Völker* neben dem mit so vielem Rechte mißachteten Bundestage versammelt, mehr als 500 Männer aus allen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes, denen der sogenannte Siebener-Ausschuß ein Gesetz zur Wahl eines deutschen Parlaments vorlegte, und bald darauf ward beschlossen, daß das künftige Parlament einzig und allein, d. h. ohne Mitwirkung der Regierungen, die deutsche Verfassung herstellen sollte. So war der Bundestag faktisch beseitigt durch eine Revolution, Reform nach diesem Schritte unmöglich. —

Wenn diese Schritte der Vertrauensmänner der deutschen Nation die besonnenen Förderer deutscher Einheit etwas besorgt in Betreff der praktischen Ausführbarkeit jener weitgreifenden Pläne machte, so gingen sie der radikalen Partei durchaus nicht weit genug. Diese sah nur in einer allgemeinen deutschen Republik das Heil des Vaterlandes und ergriff als Mittel dazu die gewaffnete Empörung. Hecker und Struve, denen sich Herwegh zugesellte, machten von der Schweiz aus an der Spitze politischer Flüchtlinge und von ihnen bethörter Bewohner des Badener Oberlandes gegen Ende des April einen Zug zur Verwirklichung ihres Traumbildes. Jedoch weder bei den Vertrauensmännern der deutschen Nation noch in der Bevölkerung der von ihnen angegriffenen Landstriche fanden sie hinreichende Unterstützung. Von deutschen Bundestruppen besiegt, mußten sie nach wenigen Tagen auf das schützende Gebiet des Auslandes zurückfliehen, welches sie nur verlassen hatten, um durch das Blut der unglücklichen

Opfer dieses thörichten Unternehmens ihrer Sache den ersten gefährlichen Stoß zu geben.

In Berlin war inzwischen am 3. April der vereinigte preußische Landtag in Folge der durch die Märztage beschleunigten Berufung jetzt zusammengetreten. Königlicher Commissarius war der am 29. zum Präsidenten eines zum Theil neuen Ministeriums ernannte Camphausen, einer der einsichtsvollsten und edelsten Männer der früheren Opposition. Als Hauptaufgabe des Landtags galt die Erlassung eines Wahlgesetzes für eine Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung. Diese Aufgabe, mit der sich bedeutende Creditbewilligungen verbanden, löste er, von der Begeisterung des Augenblicks ergriffen, mit patriotischer Hingebung, ob mit der nöthigen politischen Weisheit, ist eine andere Frage. —

Unterdessen hatte Berlin angefangen, einen eigenthümlichen Charakter anzunehmen. Der Sprung von ziemlich scharfer Censur, wenigstens in politischen Tagesschriften, zur unbeschränktesten Preßfreiheit, von strenger Straßenpolizeiaufsicht bis zum unbegrenzten Versammlungsrecht, ohne irgend ein ordnendes Gesetz, mußte natürlich die wunderlichsten Mißgeburten auf dem Boden der Politik hervorrufen. Man hatte nur die Besorgniß, die künftige Verfassung würde die Krone nicht schwach genug, das Volk nicht für jeden Augenblick allmächtig genug hinstellen; daß es gefährlich sein könne, dem Volke in Masse eine zu unmittelbare Einwirkung zu geben, kam damals wenigen in den Sinn. Auch regte sich mächtig, von Frankreich aus, wie wir bald zeigen wollen, der Drang, den socialen Zustand der Gesellschaft von Grund aus und mit einem Schlage zu verbessern. Was hielt man nicht alles für möglich!! — Volksversammlungen wurden fast täglich gehalten, überall das parlamentarische Wesen nachgeäfft; alles wollte Volksredner oder Präsident von Clubbs oder sonstigen Versammlungen sein. Die direkten Wahlen gaben den ersten Gelegenheit zu großem Meinungskampfe. Man verabredete zur Durchsetzung derselben gegen das organische Gesetz des Landtages eine große Demonstration. Die Bürgerwehr ward berufen, um diese Drohung, weil das Ministerum eine solche Bewegung für ungesetzlich erklärt hatte, zu verhindern; Munition ward vertheilt; die Hauptführer der Volksversammlung zogen sich zurück und die Demonstration unterblieb. So fanden denn dem Gesetze gemäß die Wahlen statt und die Nationalversammlung trat zusammen. Man glaubte, jetzt sei das Ende der Wirren erreicht! — Sie sollten nun erst recht beginnen. Clubbs unter den verschiedensten Namen hatten sich in demokratischem Sinne gebildet; der ursprüngliche politische Clubb hieß jetzt der demokratische, und verfolgte unter diesem Namen bewußt oder unbewußt republikanische Zwecke. Auf geradem Wege war damit wenig zu machen. Die große Masse der Bürger hielt die Republik, namentlich wie sie die Stimmführer seiner Partei sich dachten, mit ihren kommunistischen oder wenigstens socialistischen Ten-

denzen für ein idealistisches Trugbild, und auch in der Versammlung war kein Anklang für sie zu finden. Die Partei verzweifelte dennoch nicht, sondern beschloß, vorläufig nur erst die Auflösung aller Bande, durch welche Preußen zusammengehalten wurde, als Ziel zu verfolgen, um später nach Beseitigung dieses stärksten Gegners ein leichteres Spiel im übrigen Deutschland zu haben. Der beste Weg hierzu schien, die Hauptstadt und die in ihr tagende Versammlung zu terrorisiren. Man hoffte dieses Ziel um so eher zu erreichen, als die preußische Armee an zwei Orten lebhafte Beschäftigung fand. Preußen hatte den schon vom deutschen Bunde nothwendig gemachten dänischen Krieg für die Vertheidigung Schleswig-Holsteins als den ersten Beweis seiner Hingebung für die gemeinsame deutsche Sache mit Lebhaftigkeit ergriffen; Wrangel hatte glorreich bei Schleswig am 22. April gesiegt, war in Jütland eingedrungen, wurde aber der Natur der Sache nach trotz seiner Erfolge durch die feindliche Flotte, denen man nichts entgegenzustellen hatte, von jedem entscheidenden Schritte abgehalten. Ebenso sah man von Seiten der sogenannten Demokraten die preußische Armee im Posen'schen durch Mieroslawski's neue Schilderhebung für die Wiederherstellung Polens mit großer Freude beschäftigt, und wenn auch der Aufstand gegen Ende des Mai gedämpft war, blieb doch die Concentration der dort bisher verwendeten Truppen nothwendig. —

Zwar befanden sich etwa zwei Regimenter Militär wieder in der Stadt, doch behielt man, eifersüchtig auf die neuerworbene Bewaffnung, die Besetzung der wichtigsten Punkte der Bürgerwehr vor. Der Geist derselben war anfangs gut; doch von Tag zu Tag zeigten sich in ihr immer mehr Elemente, welche aus Absicht oder Unkenntniß dessen, was jeder geordnete Zustand verlangt, jeglicher anarchischen Bewegung Vorschub leisteten, und die vielleicht ganz wohlgesinnten Führer am Gängelbande ihren Zwecken gemäß leiteten. So ward die Bürgerwehr nach und nach vollkommen unbrauchbar für ihren ersten Zweck, die gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Ein zweiter Grund der stets zunehmenden Anarchie war der, daß die alte Gesetzgebung für die Vergehen der neuen Zeit nicht mehr paßte und die Richter demnach, durch diesen Umstand in Verlegenheit gesetzt, in ihrem Amte selten einen festen Schritt thun konnten.. Jede ausübende Polizei fehlte, und die Bürgerwehr wollte sich nicht zur Aufrechthaltung polizeilicher Maßregeln hergeben. So bestanden denn Straßenclubbs und Versammlungen gegen die Verordnungen und keiner wagte ernstlich dagegen einzuschreiten. Griff die Bürgerwehr einmal ein, so wurden die Führer als schändliche Reaktionäre gebrandmarkt, und gewöhnlich erfolgte eine demüthigende Sühne auf jeden energischen Schritt. Vorzüglich aber richtete die Partei, welche durch den Terrorismus der Massen zu wirken gedachte, ihre Hauptunternehmungen gegen die Versammlung selbst. Die erste Thätlichkeit wurde am 9. Juni verübt, wo die sogenannte linke Seite die Aner-

nnung der Revolution vermittelst einer Dankadresse für die Kám-
fer des 18. März erzwingen wollte. Der geheime Gedanke der Par-
n war ohne Zweifel, auf diese Art über die Vereinbarung hinweg
h faktisch zu einer Constituante zu erheben; sie scheiterte aber an
m richtigen Instinkt der gemäßigten Mitglieder und konnte nur
urch gewaltthätige Handlungen gegen Abgeordnete und Minister
öglicherweise für die Zukunft wirken. Wenige Tage darauf fand
der Zeughausplünderung eine Erneuerung von Gewaltthaten statt.

Wenn hier die Zustände Berlins ausführlicher geschildert sind,
geschah dies nur, weil sich in dieser volkreichen Stadt die Zustände,
elche durch ganz Deutschland herrschten, am deutlichsten und schärf-
en in schlagenden Begebenheiten wiederspiegeln, wie denn ja über-
aupt die Gebrechen der Zeit in solchen großen Vereinigungspunkten
er Civilisation stets am klarsten hervortreten.

Während dessen hatte sich fast überall in Europa der politische
orizont mit düstern Wolken überzogen. In Wien litt man an den-
lben Gebrechen wie in Berlin, ja die Zustände wurden bald noch
fährlicher, da ein großer Theil des Reiches nicht minder als die
auptstadt selbst dem Drange nach Umsturz nachgab. Von Tag zu
ag wuchs das Ansehen der Partei, welche in der Aula ihre Ver-
ammlungen hielt. Hier hatte sich ein zweites Gouvernement gebil-
t, mächtiger als das des Kaisers, zumal seitdem sich das sogenannte
entral-Comité der Nationalgarde ganz unter seinem Einfluß befand.
Das Ministerium, dessen populärstes Mitglied, v. Pillersdorf, an-
ngs von allen Seiten mit Vertrauen begrüßt worden war, sah sich
ald in vollkommene Unfähigkeit, die Zügel der Regierung festzuhal-
n, versetzt; der Kaiser selbst glaubte seine Person gefährdet. Da
ß er, auf den Rath seiner Umgebung, die mit dem Ministerium in
einer Verbindung stand, am 17. Mai zu dem bedenklichen Mittel
iner heimlichen Flucht und begab sich in das Land seiner treuen Ty-
oler. Diese Flucht machte in vielen Theilen des Reiches einen erschüt-
rnden Eindruck. Man erklärte sich laut gegen die Umtriebe der Um-
turzpartei in der Aula und beschwor den Kaiser durch die Rückkehr
die Hauptstadt, das revolutionäre Treiben daselbst zu beseitigen.
Unterdessen war der Erzherzog Johann zum Reichsverweser ernannt
orden. Als Vertreter des Kaisers erschien er in Wien und geneh-
igte unter dem Vorsitze des Baron von Wessenberg ein neues Mi-
isterium, dessen Charakter zum Theil demokratisch war. Wenige
age darauf, am 22. Juli, wurde der nach ähnlichen Grundsätzen
ie in Preußen gebildete konstituirende Reichstag in Wien von dem
rzherzog eröffnet. Die Aufgabe dieser Versammlung war um so
chwieriger, als die verschiedenen Bestandtheile des östreichischen
Staates noch immer, trotz der siegreichen Waffenthaten des Heeres,
ine bedenkliche Neigung zeigten, der neu zu begründenden Einheit
e Selbstständigkeit der Nationalitäten zu opfern.

In Italien war trotz der Ankündigung einer Constitution der

Kampf mit Oestreich um die nationale Unabhängigkeit ausgebrochen. Von Mailand aus hatte seit den Märztagen eine allgemeine Schilderhebung durch die Königreiche Lombardei und Venedig stattgefunden. Ihrer bediente sich der König von Sardinien, um seine Macht über Italien auszudehnen, indem er freie Verfassung und Einheit Italiens als das Ziel seiner Politik verkündete. Anfangs glücklich, ward er jedoch in den letzten Tagen des Juli vom Feldmarschall Radetzky an den Ufern des Mincio auf's Haupt geschlagen. Am 6. August zogen die östreichischen Truppen in Mailand wieder ein; ein sechswöchentlicher, später immer wieder erneuerter Waffenstillstand, den Carl Albert der Vermittelung Frankreichs verdankte, rettete ihn und Venedig. —

Im Königreiche beider Sicilien waren seit der Mitte des Januar lebhafte Bewegungen entstanden, weil sich überall der Drang nach Reform geltend machte. Offen wogte der Kampf jenseit der Meerenge. Vergebens schickte man Truppen auf Truppen nach der Insel hinüber; in Neapel selbst drohte der Aufstand. Am 29. Januar entschloß sich der König, die langersehnte Constitution zu verleihen, welche mit Jubel von der Bevölkerung Neapels empfangen wurde. Sicilien jedoch ließ sich nicht durch die Verfassung beruhigen; hier wollte man vollständige Trennung der Regierungen, und ward selbst durch die Drohung eines Bombardements nicht erschreckt. Messina erfuhr die Zerstörungen desselben, ohne sich den Forderungen des Königs zu fügen; Frankreich und England traten endlich vermittelnd zwischen die beiden kämpfenden Parteien. Neapel selbst bot keinen beruhigenden Anblick. Ein Theil der neuen Abgeordneten arbeitete auf eine Republik hin; als der König am 14. Mai eine Pairskammer ins Leben rief, brach offener Widerstand in der von der Opposition gewonnenen Hauptstadt aus. Der König blieb nach einem blutigen Kampfe Sieger, und auch die Bewegungen in den Provinzen wurden bald mit Waffengewalt unterdrückt.

In Böhmen versuchten die Czechen das deutsche Element zu vernichten. Gegen Ende des Juni sollte eine Erhebung gegen die deutsche Herrschaft losbrechen. Wie weit man gehen wollte, ist durch sichere Documente nicht erwiesen worden. So viel ist gewiß, daß blutige Pläne entworfen waren, die von dem Kommandanten von Prag, dem Fürsten von Windischgrätz, dessen Gemahlin ein Opfer der Insurrection geworden war, mit eben so blutiger Strenge gedämpft wurden. In Ungarn arbeiteten die Magyaren an einer gänzlichen Lösung von Oestreich, während die slavische Bevölkerung mit ihnen in immer schärferen Widerstreit gerieth, weil sie ihre Nationalität durch sie unterdrückt sah. Der Hauptschlag aber geschah in Paris. Hier hatte man seit dem Eintritt der provisorischen Regierung die entschiedensten Schritte zur Ausführung der socialen Ideen gethan, welchen eigentlich die Republik durch die Zustimmung der Arbeiter ihre Entstehung verdankte. Der Staat sollte der große Arbeitgeber oder wenigstens der Vertheiler aller Arbeit so wie der Regler für die

Bezahlung sein. In diesem Sinne wurden die Nationalwerkstätten errichtet, ungeheure Summen auf den schon hinlänglich verschuldeten Staatsschatz zu diesen Zwecken angewiesen. Louis Blanc sollte die Probe von der praktischen Möglichkeit seiner Theorieen ablegen. Die Ergebnisse befriedigten, trotz des ungeheuren Aufwandes, keineswegs; die geschickten Arbeiter klagten über ein System, welches Fleiß und Talent der Schlaffheit und Unfähigkeit gleichsam dienstbar machte; der ganze Gewerbstand, seit so vielen Jahren auf freie Concurrenz in seinem Wesen berechnet, sah in der neuen Ordnung, welche den schroffsten Gegensatz gegen die bisherigen Zustände bildete, seinen vollständigen Ruin. Die Arbeiter selbst konnten durch das neue System nur zum geringsten Theil befriedigt werden. Man sah sich deshalb in die Nothwendigkeit versetzt, Schritte zur Beseitigung oder wenigstens zur Modificirung dieses Systems einzuschlagen. Der Versuch dazu trieb die gereizten Arbeiter zum blutigen Widerstande. Am 23. Juni entbrannte ein Kampf, wie ihn bisher keine Revolution gesehen. Den 24. wich die Executiv-Commission der Diktatur Cavaignac's als provisorischen Präsidenten. Erst am 26. Mittags ward die furchtbare Barrikadenschlacht geendigt; viele Tausende von Nationalgarden hatten sich den Aufständischen angeschlossen, deren Ziel, wie ihre Banner erwiesen, offenbar die sogenannte rothe Republik war. Nach entsetzlichem Blutvergießen hatte man den Aufstand unterdrückt, Paris war in Belagerungszustand erklärt worden, militärische Diktatur sicherte die Ruhe. Aus war es natürlich mit den Nationalwerkstätten; ihr Urheber, Louis Blanc, welcher dem Aufstande nicht fremd geblieben, erwartete nebst seinen kommunistischen Freunden den Spruch des Gerichtes. So endete nach kurzer Dauer der Traum der socialistischen Republik von 1848. —

Unter der Zeit war man in Frankfurt mit kühnem Muthe an das schwierige Werk der volksthümlichen Umgestaltung Deutschlands gegangen. Der mit ungeheurer Majorität zum Präsidenten erwählte Bayern, ein in jeder Beziehung würdiger Vertrauensmann, hatte sofort erklärt, die Versammlung stehe da kraft der Berufung der deutschen Nation und somit als Souverain und keiner irdischen Macht ferner unterworfen. Wie glühend man aber auch immer die Einheit Deutschlands wünschen mochte, so konnte doch dem Besonnenen nicht entgehen, daß ein solches Dekret der Vertrauensmänner des deutschen Volkes noch nicht alle Schwierigkeiten des höchst verwickelten Geschäftes lösen konnte. Regierungen einzelner deutschen Staaten mochten, ja durften ohne Unbesonnenheit nicht sogleich diesen weitgreifenden und möglicherweise allen bestehenden Verhältnissen den gewaltsamsten Umsturz drohenden Forderungen beistimmen. Hannover vor allen widersetzte sich dem unbedingten Gebote. In Berlin war man über die Frage getheilt. Eine nicht geringe Anzahl Abgeordneter, selbst die damals gemäßigten Anhänger der linken Seite, das linke Centrum genannt, forderte ernstes Auftreten gegen Han-

nover, wogegen Camphausen beschwichtigend diplomatische Einwirkung versprach. Wenn auch Hannover sich fügte, so sahen doch die besonnenen Männer der Frankfurter Nationalversammlung bald ein, daß man die bestehenden Regierungen nicht ganz unbeachtet lassen dürfte, weil in ihnen immer noch die Völker zum großen Theil sich repräsentirt meinten. Gegen diese Ansicht jedoch erhob sich mit aller Macht die äußerste Linke. Arnold Ruge erklärte geradezu, daß die deutsche Republik schon da sei, nämlich in der Paulskirche, daß man faktisch die Mediatisirung der Fürsten schon vollzogen habe, die Wahl eines Hauptes der Centralgewalt außer der N.-V. geradezu Hochverrath an dem Drange und der Sehnsucht nach deutscher Einheit sei. Zitz, Blum u. s. w., alle Koryphäen dieser Partei, sprachen und schrieben überall in diesem Sinne, die Tribünen in der Paulskirche unterstützten sie durch lärmenden Beifall und drohten sogar damals schon dem kurz zuvor vergötterten Präsidenten Gagern mit Katzenmusiken. Er und die gemäßigte Partei ließen sich jedoch nicht irre machen. Am 27. Juni beschloß man mit großer Majorität, daß ein unverantwortlicher Reichsverweser provisorisch an die Spitze der Centralgewalt des vereinigten Deutschlands stehen sollte, und am 29. ward Erzherzog Johann von Oestreich mit 436 Stimmen zu dieser Würde erhoben. v. Gagern mit 52 und v. Itzstein mit 32 Stimmen waren seine Concurrenten; 25 Mitglieder hatten sich ganz der Abstimmung enthalten, weil sie keinen unverantwortlichen Reichsverweser wählen wollten. Allerdings war diese Ernennung eine Niederlage für die radikale Partei, welche offen oder versteckt die allgemeine deutsche Republik wollte; doch auch die Regierungen konnten nicht ganz mit den Frankfurter Beschlüssen einverstanden sein. Die Versammlung hatte bisher immer noch mit so souveräner Machtvollkommenheit ihre Beschlüsse gefaßt, ohne auf die Stimmung in den Einzelstaaten und so manche ihrer ganz besonderen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, daß die Regierungen nur mit Bedenken ihre Anerkennung aussprechen durften. Die östreichische that es unumwunden, die preußische, trotz aller sonstigen Willfährigkeit und baaren Vorschüsse, mit bedächtigem Vorbehalt. Darüber erhob sich ein großer Streit in der preußischen Nationalversammlung. Johann Jakoby, der Verfasser der vier Fragen, trat mit seinem berüchtigten Antrage hervor, in welchem einmal die Frankfurter Versammlung, weil sie einen unverantwortlichen Reichsverweser, andrerseits die preußische Regierung, weil sie der Frankfurter Versammlung nicht gehorchen wollte, getadelt werden sollte. Durch diesen keineswegs geschickt eingeleiteten Angriff blieb das Ministerium Auerswald Sieger, und die preußische Regierung Frankfurt gegenüber selbstständig. Das Gefühl der preußischen Selbstständigkeit wurde durch eine zweite Unbesonnenheit, die Huldigungsforderung des Reichsministers, erhöht. Der lebhafteste Unwille ergriff die Nation; sie wies diese Huldigung, insofern sie Preußens Selbstständigkeit bedrohte, auf das Lebhafteste zurück. Die

deutschen Cocarden, welche fast alle Hüte zierten, verschwanden grossentheils in einem Augenblicke; selbst in den untersten Klassen fand die preußische Gesinnung lebhaften Anklang. Auf diese lebhafte Gefühlsäußerung gründete sich wohl das Entstehen der Preußenvereine, in welchen sich die ausschließlich preußische Gesinnung noch entschiedener aussprach als in den übrigen konservativen Verbindungen.

Allein was half es, daß das Volk in einzelnen Augenblicken gesunden Sinn und guten Willen zeigte, es schien, als ob überall die Regierung ihre Funktionen eingestellt habe, den Bürgern ganz allein die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung überlassen sei. Dies wirkte gerade an den drei Orten verderblich, wo Deutschlands Geschick hauptsächlich seiner Entscheidung entgegensah, in Wien, Berlin und in Frankfurt. Hierher hatte der Radikalismus sein Hauptaugenmerk gerichtet. Den stärksten Gegner für seine Vernichtungspläne fand er in dem guten Organismus des preußischen Heeres, diesen zu vernichten mußte ihm als Hauptaufgabe gelten. Man benutzte einen unglücklichen Conflikt zwischen Bürgerwehr und Militair in Schweidnitz, wo von Seiten des kommandirenden Offiziers allerdings zum wenigsten eine beklagenswerthe Uebereilung vorlag, um durch einen Beschluß der Nationalversammlung möglicherweise das Heer im demokratischen Sinne zu reinigen. Dieser am 9. August gefaßte Beschluß, dessen schweres Gewicht das Ministerium gar nicht zu fühlen schien, zog vier Wochen später, als die Versammlung an die Ausführung desselben mahnte, seinen Fall herbei. Unterdessen war Berlin selbst der Schauplatz mancher Gewaltthaten gewesen; die Wohnungen mehrer Minister waren von der aufgehetzten Masse fast zerstört worden. Doch nicht hier, sondern in Frankfurt sollte der erste schwerere Schlag fallen.

Am 26. August war ein Waffenstillstand im Namen des deutschen Bundes von Preußen mit Dänemark, in Folge dessen kein Theil Truppen in Schleswig halten sollte, abgeschlossen worden, für die preußische Regierung ein nothwendiges Uebel, da sie unter den obwaltenden Umständen, ohne Hoffnung auf wesentlichen Erfolg, den ganzen Handel der Ostseeprovinzen der Vernichtung preisgegeben sah. Ein furchtbarer Sturm brach gegen diesen Waffenstillstand los von Seiten der Radikalen in Deutschland. Jetzt zeigte sich eine Gelegenheit, Preußen zu demüthigen, ja zu vernichten, wenn es gelang, den Waffenstillstand zu verwerfen. Einen Augenblick erschien dies wahrscheinlich. Am 5. September beschloß die Nationalversammlung Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes getroffenen Maßregeln. Unverzüglich reichte das ganze Reichsministerium seine Entlassung ein, denn jeder Gemäßigte war von der Verderblichkeit eines solchen Beschlusses überzeugt. Diese Ueberzeugung machte auch die Bemühungen Dahlmann's, ein neues haltbares Ministerium zu bilden, vergeblich. Es drängte jedoch die Zeit; die Frankfurter Frage mußte entschieden werden. Am 16. ward dieser parlamentarische

Kampf ausgefochten. Wer von den preußischen Abgeordneten einer richtigen Erwägung der deutschen und europäischen Verhältnisse fähig war, trat fest für die Bestätigung des Waffenstillstandes auf, alle besonneneren Mitglieder der Versammlung aus dem übrigen Deutschland schlossen sich ihnen an. Allein der parlamentarische Sieg sollte durch eine Emeute in eine Niederlage verwandelt werden. Barrikaden erhoben sich am 18. September um die Paulskirche, sie selbst ward bestürmt. Da rettete preußisches und östreichisches Militär; doch unter den Opfern des Tages fanden sich, meuchlings ermordet, Lychnowski und Auerswald, zwei Stützen der gemäßigten Partei. So war das Signal zum Mord an der heiligen Stätte, wo Deutschlands Einigung durch brüderliche Hingebung und heilige Gesetze zur Wirklichkeit werden sollte, gegeben. Der Radikalismus hatte jetzt seine Maske abgeworfen und Blut war die Losung. — Auch in Berlin ging man ähnlichen Auftritten entgegen. Das am 21. September in's Leben tretende neue Ministerium Pfuel, sofort von den Radikalen das Ministerium der bewaffneten Reaction genannt, vermied nur durch Klugheit am 25. September einen blutigen Zusammenstoß; ja, dieses sogenannte Ministerium der bewaffneten Reaktion hätte viel füglicher das der bereitwilligen Concessionen genannt werden können.

Unterdessen hatte sich in Wien der Zündstoff zu einer großen Feuersbrunst gehäuft. Zwar war der Kaiser am 12. August von Inspruck, wo er seit der Mitte des Mai residirte, in seine Hauptstadt zurückgekehrt, doch keineswegs mit ihm Ruhe und Sicherheit der Zustände. Die radikale Partei, welche hier, wie überall in Deutschland, auf vollkommene Auflösung der bestehenden Staaten hinarbeitete, zeigte ungemeine Thätigkeit. Minister, die, sei es aus Absicht oder Schwäche, halb ihre Pflicht thaten, halb es mit der herrschenden Partei hielten, lockerten nach und nach, wie bei uns, alle Bande, was hier um so gefährlicher war, als ein großer Theil der östreichischen Monarchie, welcher das Bestehen derselben mit seinem eigenen in engster Verbindung glaubte, in den deutschen Erbländern den nothwendigen Centralpunkt sah.

Die Magyaren hatten die große Volksbewegung dieses Jahres benutzt. Der Reichstag stand unter dem Einflusse eines für die nationale Unabhängigkeit seines Stammes fanatisch begeisterten Volksmannes, Kossuth, hatte Ungarn fast ganz vom östreichischen Staatsverbande losgerissen. Allein die nicht magyarische Bevölkerung theilte die Meinungen Kossuths keineswegs, und da sie ohne Zweifel die Majorität ausmachte, und sich von der stolzen, alles Fremde verachtenden Nation in ihrer Volksthümlichkeit bedroht sah, erhob sich überall der kräftigste Widerstand. Schon lange hatte Jellachich, der Croaten-Banus, dem magyarischen Particularismus entgegengearbeitet; jedoch zurückgewiesen von der schwankenden Regierung, war er für eigne Rechnung, auf die Gefahr hin, als Rebell von Wien aus erklärt zu werden, als Vertreter der Interessen seiner Nationalität auf-

getreten. Als aber Kossuth jede Vermittelung keck zurückstieß, und der Bote des Kaisers selbst, der General Graf Lamberg, auf der Pesther Brücke von einer Mordbande in Stücke gehauen worden war, da erklärte man von Wien aus Jellachich als Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn. Zu gleicher Zeit erhielten einige Regimenter Befehl, dahin zur Verstärkung der kaiserlichen Armee aufzubrechen. Dies war die Losung zu einem gewaltsamen Ausbruche in Wien. Der Kriegsminister Latour wurde von dem wüthenden Haufen gefangen und gemordet, die bewaffnete Menge, voran die sogenannte akademische Legion, bemächtigte sich aller Posten; das Militär verließ, mit Ausnahme eines kleinen Theils, der sich der Volksbewegung anschloß, die Stadt. Zum zweiten Male floh der Kaiser aus seiner Residenz. Noch ist nicht aufgeklärt, was alles in der Katastrophe vom 6. Oktober mitgewirkt hat, wer die eigentlichen Hauptpersonen in dem verworrenen Spiele gewesen sind, welches man von jetzt an vier Wochen hindurch hier aufführen sah. Ehe wir aber den Ausgang desselben melden, müssen wir das Auge auf die Zustände Berlin's zurückwenden.

Die politische Atmosphäre wurde hier immer drückender. Tagtäglich zeigten sich die Centren unsicherer; die linke Seite dagegen ward immer stärker, ihr Zusammenhang mit nicht konstitutionell gesinnten Elementen von Außen her immer deutlicher. Straßenkrawalle verbreiteten das Gefühl der Unbehaglichkeit und Unsicherheit; die Abgeordneten der gemäßigten Parteien sahen sich der Beschimpfung, ja thätlicher Mißhandlung preisgegeben. Innerhalb der Mauern Berlins tagte der sogenannte demokratische Congreß, dessen anerkannte Tendenz es war, in kürzester Zeit die Republik, und zwar auf dem Wege der offenen Gewalt, in Deutschland einzuführen. Da fand die berüchtigte Sitzung der Nationalversammlung vom 31. Oktober statt. Die linke Seite beantragte, daß die preußische Regierung dem vom kaiserlichen Heere bedrängten Wien militärischen Beistand leisten sollte. Von außen her ward die Versammlung von einer dichten Menschenmasse umlagert, man vernagelte sogar mehrere Ausgänge, und wendete überhaupt die verwerflichsten Mittel des Terrorismus gegen die Abgeordneten an. Zu spät schritt die Bürgerwehr ein; sie mußte theilweis verhöhnt und verspottet nach Hause ziehen; sie bot nach solchen Auftritten wenig Garantie für die Zukunft. Das Ministerium hatte seine Entlassung eingereicht, und man trug sich mit dem Gerücht von einem Ministerium Brandenburg. Von Seiten der Nationalversammlung ward wegen eines Kammerministeriums unterhandelt; allein die Vorfälle bei Gelegenheit der Adreßübergabe hatten jede Unterhandlung der Art doppelt schwierig gemacht; auch waren wohl keine Persönlichkeiten vorhanden, mit denen die Bildung einer populären und doch kräftigen Regierung möglich war. Es handelte sich jetzt darum, was noch von Lebenskraft im preußischen Staate war, zu retten, aber die Art, wie das geschehen konnte,

mußte manchem Zweifel unterworfen sein. Die Regierung wählte einen gefährlichen Weg. Das Ministerium Brandenburg, am 8. November ernannt, sprach die Vertagung und Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg aus. Der größte Theil derselben kam in der Sitzung vom 9. November dieser Anforderung nicht nach. Am 10. rückten etwa 20,000 Mann unter dem Oberbefehl Wrangel's in die Stadt ein. Die Bürgerwehr leistete keinen Widerstand, wich aber auch nicht von ihrem Posten. Da ward am 11. die Auflösung der Bürgerwehr, am 12. der Belagerungszustand für Berlin ausgesprochen. Wohl nur in einigen Köpfen, die mehr ihrer regellosen Phantasie, als einer geordneten Ueberlegung dessen, was ausführbar ist, folgten, konnte der Plan einer Vertheidigung Berlins und einer Art von sicilianischen Vesper keimen. Alle Besonneneren warteten der Schritte, die man ferner nehmen würde. Noch konnte die Nationalversammlung auf Anklang und Zustimmung im Volke rechnen, da überschritt sie selbst ihrerseits alle Grenzen der Mäßigung bis zur berüchtigten Steuerverweigerung. Von dem Augenblicke an sah sie sich verlassen. Was sie noch ferner that, um in Brandenburg das ihr aufgedrungene Ministerium zu beseitigen und ihre verlorne Stellung wieder zu gewinnen, vernichtete ihr Ansehen vollends. Es erfolgte die Auflösung und zugleich mit ihr erschien die Verfassung vom 5. December, auf die sich Preußens Zukunft gründen soll. —

Auch in Oestreich war es zu einer gewaltsamen Entscheidung gekommen. Der Kaiser hatte in Olmütz seine Residenz aufgeschlagen und glaubte um so eher gegen den Reichstag in Wien fest auftreten zu können, als sämmtliche böhmische Abgeordnete denselben verlassen und ganz offen für den Kaiser Partei ergriffen hatten. Ueberdies war wenige Tage nach den gewaltsamen Ereignissen Jellachich mit seinen Schaaren vor Wien angelangt, um sich mit Auersperg, dem Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, zu verbinden. Hierdurch wurde man in Wien nicht geschreckt, wo sich die Arbeiter und die sogenannte akademische Legion aus dem Zeughause bewaffnet hatten und nun die Herren in der durch den raschen Lauf der furchtbaren Ereignisse erschreckten Stadt spielten. Viele Tausende verließen dieselbe, die Zurückbleibenden standen unter dem Terrorismus der gewaffneten Massen. Eine nicht geringe Anzahl von Fremden, namentlich Ungarn und Polen, unter den letzteren der General Bem, schürten die wild empörten Leidenschaften zu verheerendem Brande. Am 16. Oktober ward der Fürst von Windischgrätz zum Oberbefehlshaber der vor Wien koncentrirten kaiserlichen Truppen ernannt. Von da an begann die engere Einschließung der Stadt, deren Lage von Tag zu Tag bedenklicher werden mußte. Natürlich wollte man keine Maßregel ergreifen, welche die Existenz der Stadt selbst bedrohte, sondern durch Ermüdung die Uebergabe erzwingen; allein die fremden Führer, und Messenhauser, der neu erwählte Oberbefehlshaber der städtischen Waffenmacht, feuerten zum kräftigen Widerstande an, indem sie die

Wiener auf die nah bevorstehende Hülfe der ungarischen Armee vertrösteten. Unter den fremden Theilnehmern am Kampfe befand sich auch Robert Blum, gleichsam als Vertreter der republikanischen Fraktion der deutschen Nationalversammlung. Endlich, nach langem Zögern, begann den 28. Oktober der Angriff; erst am 30. und nicht ohne heftigen Widerstand kapitulirte die Stadt, und die Sache der Gesammtmonarchie war siegreich hierdurch für Oestreich entschieden. Der Reichstag sollte das Verfassungswerk fortsetzen, jedoch nach Kremsier in Mähren verlegt werden, wo er auch gegen das Ende des Novembers wieder zusammentrat, um das schwierige Geschäft der Organisation des bunt zusammengesetzten Staates von Neuem zu beginnen.

Durch diesen Ausgang verlor sich für Ungarn die Aussicht auf nationale Unabhängigkeit, und das selbstständige Magyarenreich Kossuth's erscheint uns wie alle früheren Pläne ähnlicher Art, als ein unhaltbares Trugbild. Dagegen wollen wir im Interesse der wirklich selbstständigen europäischen Staaten hoffen, daß ein starkes Oestreich aus dem jetzigen Chaos erwachse und an den Mündungen der Donau seine künftige Größe bekunde. Möge der junge Kaiser Franz Joseph, den so unerwartet die Abdankung seines Oheims am 2. December auf den Thron berief, die große Aufgabe, die ihm geworden, richtig erkennen.

Italien bietet am Schlusse des Jahres einen besorglichen Anblick. Die Verhältnisse des Nordens sind keineswegs geschlichtet; ebensowenig ist die Stellung Siciliens zu Neapel bestimmt, am bedenklichsten Rom seit der Flucht des Papstes vom 25. November.

Den merkwürdigsten Akt politischer Selbstbestimmung gegen den Schluß dieses merkwürdigen Jahres hat Frankreich ausgeübt. Die Wahl vom 10. December ist nicht nur eine Demonstration gegen den Socialismus, sondern eigentlich gegen das Princip der demokratischen Republik überhaupt. Was ist wohl undemokratischer als die Erhebung eines berühmten Namens, wo dem Grundprincipe nach nur persönliches Verdienst das Thor einer politischen Laufbahn öffnen soll? Hierdurch hat sich die neue Republik ihr Prognostikon für die Zukunft gestellt. —

Doch mit welchem Antheil wir immer auf die Entwickelung der übrigen europäischen Völker schauen, so schwindet doch unsere Hoffnung und Besorgniß darüber vor dem zurück, was unseres theuren Vaterlandes wartet. Das deutsche Volk hat viel in Angriff genommen, lange schon aufgegebene schöne Hoffnungen wieder erweckt; wird es sie auch erfüllen können? Eins ist vollendet. Die Grundrechte für den deutschen Mann sind von Frankfurt aus durch alle Gauen des großen Volkes gegangen; sie wenigstens, hoffen wir zur Ehre der Menschheit und unserer Nation, werden überall die verdiente Geltung finden. Wird dies auch so mit der deutschen Einheit sein? Schwer ist es, sehr schwer, die alle befriedigende Form für diese, von

allen doch so heiß gewünschte Einheit zu finden; aber geben wir darum die schöne Hoffnung nicht auf, sondern gehen mit Ernst, Redlichkeit und Hingebung an das schwere Werk, welches, wenn es gelingt, die herrlichsten menschlichen Kräfte zur Bildung des mächtigsten Staates zusammenschließen wird! —

Zwei Worte über das Auswandern.

„Es muß ein herrliches Land sein, jenes Amerika!" sagen die Leute; und fragt dann Einer, warum? so ist die Antwort: „Ei nun! es ist gar nicht mehr auszuhalten in Europa, da wird es doch in Amerika anders sein!" Das ist dann auch eine Logik, und zwar eine sehr verbreitete, die man kaum zu schelten wagt. Die Mährchenlust unsrer lieben Landsleute, welche in alten Zeiten träumte von dem rothen Golde auf dem Grunde des Rheines oder dem köstlichsten Edelstein in der Goldschale auf dem fernen Wunderschloß, diese Mährchenlust macht es uns heute weiß, und nicht den Enfältigsten am meisten, daß irgendwo ein Land existire, wo der Hahn auf dem Kirchthurm von wirklichem Golde ist, und der Lokaier gratis verabreicht wird. Man könnte die Träume vom Eldorado und vom goldenen Kalifornien sich gefallen lassen, wenn sie nur nicht ins Reale übersetzt so verzweifelt prosaisch im besten Fall, und oft so tragisch endeten. Darum bei aller Achtung, die wir hegen vor der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, vor der Phantasie, die in Freude und Elend unsre treue Gattin ist, muß die alte Schwiegermutter Weisheit es schon darauf wagen sie zu beleidigen und eine kühle Betrachtung der Dinge, wie sie sind, Dem entgegenhalten, welchen Phrasen und unklare Ideen, am meisten aber seine eigene Leidenschaft der sicheren und verzweiflungsvollen Enttäuschung entgegenführen.

Eine kühle Betrachtung kann nur dem zum Auswandern rathen, der etwas hat, nicht dem ganz Armen und Hülflosen. Wer Kapital besitzt, wird in Amerika zehn vom Hundert gewinnen, wo er hier fünf erhält; die Wohlfeilheit des Ackerlandes macht es ihm möglich, mit kleinem Kapital, womit er in der Heimath höchstens sein Leben fristet, überm Meer in wenigen Jahren bei angestrengter Arbeit ein vermögender Mann zu werden. Auch derjenige gedeiht dort, welcher ein Paar starke oder geschickte Arme und nur für sich, nicht für eine Familie zu sorgen hat, der geschickte Schuster und Schneider, der kräftige Feldarbeiter; ihre Arbeitskraft und ihr Fleiß sind ihr Kapital und sie können, wenn sie nicht verschuldet ankommen und nicht besonderes Unglück haben, im Ganzen auf eine leidliche Existenz rechnen.

In Summa: vernünftiger Weise sollte nur der auswandern, welcher auch in der Heimath bestehen könnte, also der kleine Kapitalist, der unverheirathete kräftige Arbeiter. Diese werden in einem Lande, wo Kapital und Arbeitskraft mehr gilt als in der Heimath, für ein mäßiges Auskommen eine bequeme Wohlhabenheit, für die bloße Lebensfristung von der Hand in den Mund eine leidliche Lage eintauschen. — Aber alle unvermögenden Familienväter, alle Alten und Schwachen, alle die, deren Arbeit nicht auf die Hervorbringung der ersten Lebensnothdurft gerichtet ist, wie namentlich alle Kopfarbeiter, alle die endlich, deren Arbeit an bestimmte locale und industrielle Verhältnisse gebunden ist, also sämmtliche Fabrikarbeiter, werden nicht auswandern, wenn sie die Dinge kühl nehmen. Die Arbeit, welche sie leisten können, mag in der Heimath schlecht bezahlt werden, aber über dem Meere wird sie gar nicht bezahlt. Die öffentliche Mildthätigkeit, die sie in Anspruch zu nehmen genöthigt sind, wird in der Heimath, von den Mitbürgern, die Zeuge ihres vergeblichen Ringens gewesen sind, leichter und lieber gewährt als in der Fremde, und das Gnadenbrot von Mitbürgern ist weniger bitter als das von Fremden gespendete. Ueberhaupt aber hat die alte Welt vor der neuen den Vorzug geordneterer und reichlicherer Armenpflege; es ist notorisch, daß der Amerikaner kaum für seine eigenen, geschweige für die eingewanderten Armen sorgt. Darum möchte man den Rath auszuwandern an solche Leute gegeben mit dem Verfahren der Aerzte vergleichen, die ihre unheilbar schwindsüchtigen Kranken nach Italien schicken. Damit ist der Armuth und dem Elend nicht geholfen, daß man ihnen Gelegenheit gewährt in der Fremde unterzugehen. In solchem Falle auszuwandern ist nichts als die reine Desperation, welche in jeder Veränderung eine Verbesserung sieht, und von den fabelhaften Glücksfällen träumt, die eine launische Gunst des Schicksals einzelnen Unglücklichen in Amerika zuwarf; es ist dieselbe Desperation, welche hier die Armen ins Lotto setzen heißt. Freilich ist es ihnen wohl zu verzeihen, denn alles ist verzeihlich und begreiflich bei dem verzweifelnden Elenden; allein unverzeihlich und unbegreiflich ist das Zureden und Zurathen der leichtsinnigen Prediger der Emigration. Bei dem rath- und ordnungslosen Auswandern auf eigene Hand, wie es jetzt im Gange ist, wird zwar mancher gewinnen, der nicht ganz mittellos ist und noch zu speculiren vermag, aber die eigentlich Hülfsbedürftigen, die brotlosen und verkümmernden Tausende werden durch sie nur losgerissen von ihrer Heimath, nicht herausgerissen aus ihrem Elend.

Dennoch ist unter all den socialen Panaceen, welche unsere und unserer Nachbarn radicale Wunderdoctoren so marktschreierisch angepriesen haben als Mittel zur Abschaffung der Noth und Armuth der Menschheit, die Auswanderung die einzig naturgemäße und von allen die wirksamste Hülfe. Freilich ist auch sie nur ein Palliativ; aber Radicalmittel gegen die Noth existiren nur in den Köpfen der Schwärmer und es ist etwas, die Noth auch nur zu lindern. Das haben nun

Einzelne und Gesellschaften auch schon vielfach versucht und nicht ohne Erfolg; doch hat im Ganzen das Resultat dieser gemeinnützigen Privatunternehmungen den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Es konnte das auch nicht anders sein. Die bedeutenden Kapitalien, welche eine in größerem Maßstabe und auf die Dauer berechnete Emigration in Anspruch nimmt, sind nicht verloren, aber Zinsen und Gewinn, sowie die Rückzahlung können erst in längeren Fristen erfolgen, als sie dem Privaten zuzumuthen sind. Ein sichrer Gewinn in funfzig Jahren ist noch einer für den Staat, aber kaum mehr ein Gewinn für den Privaten. Daher verdanden sich fast in all solchen Privatunternehmungen mit denen, die wirklich im gemeinnützigen Interesse handelten, diejenigen, welche auf den Auswanderer speculirten und zum Ruin der Emigranten wie zum Schaden der Sache bemüht waren, schnell ihren Gewinn zu realisiren. Es kommt hinzu, daß so weitaussehende auf Generationen berechnete Unternehmungen nicht mit hinreichender Stetigkeit und Sicherheit von einer Privatgesellschaft geleitet werden können, und daß die Emigration, wie man sie auch anlegen möge, nicht gedeihen kann, wenn der Heimathstaat nicht politischen Schutz zu gewähren vermag. Darum muß der Staat und ein mächtiger Staat die Auswanderung als Staatssache in die Hand nehmen, und wir Deutschen, ich meine die, welche noch festhalten an dem deutschen Reiche und seiner Herrlichkeit, wir haben in dieser Hinsicht wenigstens eine Zusage erhalten im §. 6 der Grundrechte, wo es heißt: Die Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schutze und der Fürsorge des Reiches. — Da es nun doch an der Zeit ist von Plänen zu sprechen, die uns „verschweben", und in Gedanken das Haus fertig zu bauen, dessen Grundstein wir eben legen, so wollen wir hier den Traum erzählen, wie uns eine deutsche Auswanderung vorschwebt.

Wir bemerken zuerst zur Beruhigung der übrigen Großmächte, daß wir nicht beabsichtigen Amerika zu erobern, also auch keine Kriegsflotte zu bauen weiter, als sie zum Schutze unsres Handels und unsrer Küsten nöthig ist. Es wird dies das Klügste sein, denn einmal ist es sehr zweifelhaft, ob überhaupt überseeische Kolonien einem europäischen Staate wahrhaften Nutzen gewähren, zweitens ist es nicht ganz ausgemacht, ob Amerika sich auch würde erobern lassen. Dagegen werden die Ver. Staaten indeß ohne Zweifel nichts einzuwenden haben, wenn die deutsche Centralgewalt ausgedehnte Länderstrecken in Kalifornien oder Texas oder wo sonst immer käuflich an sich bringt, wie jede Handelsgesellschaft es auch thun kann. Dazu gehören nun allerdings bedeutende Kapitalien, die, wie man sagt, mit der Menschenliebe nicht gern etwas gemein haben. Lassen wir also einmal die Philanthropie aus dem Spiel, und nehmen wir diesen Ankauf im Großen von Ländereien für die Auswanderer als eine kaufmännische Speculation im größten Maßstab. Die Summen, welche der Ankauf der Ländereien, die Ueberschaffung der Auswanderer und die noth-

wendige Ausrüstung derselben mit dem landwirthschaftlichen Beschlag oder dem Handwerksgeräth erfordern, sind nicht verloren, nicht dem Auswanderer geschenkt; er selbst, wenn er Rechts- und Ehrgefühl hat, wird sich beeilen, die ihm vorgestreckten Summen baldmöglichst zu verzinsen und demnächst abzuzahlen. Dazu wird er aber in der Regel bald im Stande sein, weil in Amerika der Ertrag der Arbeit reichlicher und lohnender ist als hier. Gesetzt ein gänzlich mittelloser Familienvater wird auf Staatskosten nach Amerika übergesiedelt und dort mit soviel Land, als Ein Mann selber gehörig bewirthschaften kann, und dem nöthigen Besatz ausgestattet, so kann das — wir wollen einmal sagen — dem Staat auf 1000 Thaler zu stehen kommen, wenn der Ankauf von allem Nöthigen im Großen und also billig beschafft wird. In den ersten Jahren wird er natürlich keine Zinsen zahlen können, da er nicht in ein fertiges Gewese eintritt, sondern den Wald erst selbst roden, die Hütte sich selber erst bauen muß; diese Zinsen schlägt der Kaufmann also zum Kapital, das dadurch jährlich um 40 Thlr. sich erhöht. Wenn nicht besondere Umstände eintreten, wofür Fürsorge getroffen werden kann, wird er gewiß in fünf Jahren im Stande sein, von dem Kapital von 1200 Thalern die Zinsen zu halten, und es müssen diese so hoch gesetzt oder doch allmälig so gesteigert werden, daß der Kaufmann einen reellen Gewinn macht; es muß ferner bestimmt werden, damit der Gewinn in keinem Falle schwinde, daß das Kapital entweder gar nicht kündbar sein und die Zinse als Grundlast gelten soll, oder besser, daß die Rückzahlung nur mit einem Aufschlag erfolgen kann. Das ist besonders deßhalb nöthig, weil Verluste nicht ausbleiben und nicht alle Angesiedelten gedeihen werden. So macht der Kaufmann bei dieser Speculation nicht bloß gute Zinsen, sondern er kann auch einen Stammfonds bilden, mit dem er sein Emigrationsgeschäft fortführt und erweitert. — Gesetzt nun, der deutsche Staat machte eine solche kaufmännische Entreprise, so würde er etwa in folgender Weise verfahren. Er bewirkte auf seinen Credit eine Anleihe von jährlich 100,000 Thalern. Diese würden genügen, um Jahr für Jahr 100 gänzlich mittellosen Familien jenseit des Meeres eine Existenz zu gründen. Die Zinsen für diese Summen trägt die ersten zehn Jahre der Staat; sowie aber 100,000 Thlr. zehn Jahre lang verzinst sind, geht deren Verzinsung über auf die Kolonisten, deren jetzt in Gang gebrachte Landstellen hinreichende hypothekarische Sicherheit bieten, und erhält der Staat, selbst nach Abrechnung der unvermeidlichen Verluste, unzweifelhaft noch volle Entschädigung für die vorgeschossenen zehnjährigen Zinsen, ja wahrscheinlich noch einen nicht unbedeutenden Reingewinn. Dieser mag im Anfange, wo man wird Lehrgeld geben müssen, gering ausfallen; später, wenn Männer sich herangebildet haben werden, die der transatlantischen Verhältnisse kundig sind und den jedesmal geeignetsten Boden zu wählen, die in jeder Zeit passenden Einwanderer werden zu rufen wissen, ist diese Speculation im Großen gerade eben so sicher

wie jetzt die des kleinen Landmannes, der mit 1000 Thalern nach Amerika geht und in zehn Jahren ein wohlhabender Mann ist. Gäbe die Unternehmung auch gar keinen Reingewinn, sondern nur nach Ablauf von zehn Jahren die Zinsen so wie Entschädigung für den zehnjährigen Zinsvorschuß und die Kosten der Direction, so würde die Last des Staates, nachdem das Unternehmen in vollen Gang gebracht ist, in den Zinsen von einer Million Thaler jährlich bestehen — gewiß ein geringes Opfer, wenn damit die sociale Noth einigermaßen gelindert werden kann. Es ist aber auch sehr wohl denkbar, daß der Gewinn in der Folgezeit groß genug ausfallen wird, um die Kosten der neuen Emigration durch den Reinertrag der alten zu decken und so das Unternehmen finanziell selbstständig zu machen, indem der Staat von allen ferneren Lasten und Vorschüssen befreit wird. Davon sehen wir hier ab, wie eine solche Unternehmung einmal den nicht ganz mittellosen Auswanderern von unberechenbarem Nutzen sein würde, indem sie dadurch, ohne durch Betrug und Unkunde zu leiden, ihren Zweck sofort auf die schleunigste, billigste und reellste Weise erreichen würden. Ebenso nehmen wir keine Rücksicht auf die Privatwohlthätigkeit, welche unzweifelhaft eine derartige Staatsanstalt vielfach benutzen würde; denn es giebt Wohlhabende genug, die gern helfen wollen, wenn man ihnen nur den Weg zeigt, wie sie wirklich helfen können. Wie auf den öffentlichen Gymnasien neben den vom Staat erhaltenen Schülern viele andere durch die Stipendien der Privaten bestehen, andere wieder sich selbst dort erhalten, so würde auch an eine öffentliche Emigrationsanstalt die Privatemigration durch eigene oder fremde Mittel sofort sich anlehnen.

Aber was kann es helfen gegen die ungeheure Noth, wenn für hundert Familien gesorgt wird? — Wir antworten nicht: so sende man jährlich tausend; der Zinsvorschuß, der dem deutschen Reiche durch eine solche Auswanderung auferlegt wird, ist für lange Zeit jedenfalls ein dauernder, wenn auch auf immer andere Kapitalien gerichteter, und wir sind finanziell nicht so situirt, daß man der Staatskasse schwere Lasten auf die Dauer zumuthen könnte. Allein es ist verkehrt, wenn man den Gewinn der jährlichen Versorgung von hundert ganz armen Familien, nicht im Armenhause, sondern in einer Weise, daß sie bald selbst wieder werden Arme versorgen können, in politischer und socialer Beziehung gering anschlägt. Die Uebervölkerung und das daraus entstehende ländliche und industrielle Proletariat sind nicht Uebel, die aus Einer Ursache entspringen, sondern täglich neu sich erzeugende, gegen die daher auch mit einer Radikalkur nichts, viel aber mit dauernden stetig fortwirkenden Mitteln auszurichten ist. Wenn jährlich auch nur hundert Familien, größtentheils aus dem Ackerbauproletariat und den kräftigeren zum Landbau tüchtigen Fabrikarbeitern gewählt, daneben aber auch zum Theil aus den nothwendigsten und einfachsten Gewerken, aus Deutschland verschwinden, so sind immer hundert Armenhauscandidaten und hundert Con-

currenten bei dem Ringen um Beschäftigung weniger vorhanden. Wem das materiell gering erscheint, der multiplicire die Zahl mit beliebig vielen Jahren; wir bauen nicht in einem Tag, aber auch nicht für einen Tag. Mit dergleichen kleinen aber regelmäßig wiederholten Landanweisungen haben die Römer, welche doch einiges von Politik verstanden haben sollen, in ihren guten Zeiten die sociale Noth beschwichtigt, und erst wie man damit aufhörte aus Eigennutz und Faulheit, begann die Pöbelrevolution, durch die Rom zu Grunde ging. — Ebenso wichtig aber wie der materielle Gewinn ist der sittliche. Die Grundstimmung der nothleidenden Klassen ist jetzt eine gänzliche und vollständige Hoffnungslosigkeit und daher die tiefinnerste Erbitterung gegen die besitzenden Klassen. Jeder weiß, wozu das geführt hat, und wer sich nicht selbst verblendet, der weiß auch, zu wie viel Schlimmerem das noch führen muß. Ein solcher Plan aber, wenn auch in beschränktem Maßstab angelegt, wird das ungekannte Gefühl der Hoffnung in vielen Herzen wieder wecken, die jetzt nicht so sehr wegen der Pein der Gegenwart als wegen der Aussicht in die gleich freudenlose Ewigkeit nur schwanken, ob sie ins Wasser springen oder dem Eigenthum den Krieg machen sollen. Ein solcher Plan wird zugleich den leidenden Klassen den thatsächlichen Beweis liefern, daß ihre Erbitterung ungerecht war und die Reichen nicht ihre Feinde sind. Besser als alle großartigen Associations- und Auftheilungstheorien, als all jene Pläne die Welt umzumachen wird ein solches unscheinbares, aber wo es trifft, wirksames Mittel sein. Die Zeiten könnten kommen, wo es in einem so großartigen Maßstab angewandt würde, daß, so weit das überhaupt denkbar ist, allgemeine Wohlfahrt eintritt.

Das ist der Traum, den wir erzählen wollten. Es ist freilich einer, der nicht erfüllt werden wird, wenn jener andre Traum vom deutschen Reiche nicht zuvor Wirklichkeit geworden ist, und wenn nicht Friede und ruhiger Verkehr wieder in die Welt einkehrt. Macht und Kredit — das sind die beiden Grundpfeiler der deutschen Auswanderung: zum Kredit aber brauchen wir Frieden im Innern und nach außen, zur Macht die Einheit. Möchten alle die, welche vielleicht in bester Absicht die Dauer des Friedens, die Herstellung der Einheit gefährden, zur Einsicht gelangen, daß an die wirkliche materielle Hülfe für die materielle Noth nur gedacht werden kann in einem einigen Deutschland und in friedlichen Zeiten!

Instinkt oder Ahnung?

In v. Schubert's „Spiegel der Natur" erzählt der Verfasser in dem Kapitel über den Instinkt folgende Fälle, als Belege eines gewissen göttlichen Antriebes im Menschen.

Ein Bekannter der berühmten französischen Schriftstellerin, der Madame Beaumont, wollte mit einer Gesellschaft von Freunden eine Lustfahrt auf dem Flusse machen. Als jetzt Alles bereit ist und er so eben mit den Andern ins Fahrzeug hineinsteigen will, da kommt seine taubstumme Schwester in ängstlicher Eile herbei; sie sucht ihn am Arme und am Gewande festzuhalten, und da ihn dies nicht zum Bleiben bewegen kann, wirft sie sich ihm zu Füßen, umfaßt seine Kniee und giebt durch die flehentlichsten Geberden die Bitte zu erkennen, daß er von der Wasserfahrt zurückbleiben möge. Der Ausdruck des schmerzlichen Sehnens in den Mienen und Geberden der Taubstummen hat für mehrere Personen der Gesellschaft etwas Rührendes; sie bitten den Bruder, er solle dem Wunsche seiner ohnehin bemitleidenswerthen Schwester nachgeben und von der Wasserfahrt abstehen. Er gehorcht zu seinem Glücke, denn das Boot schlug auf dem Wege um und Mehrere der darin Fahrenden ertranken; ein Loos, das auch ihn, der nicht schwimmen konnte, würde betroffen haben, wenn nicht die taubstumme Schwester wie durch einen göttlichen Antrieb ihn gewarnt hätte.

Ein reicher Gutsbesitzer fühlte sich einstmals, als es schon ziemlich spät in der Nacht war, gedrungen, einer armen Familie in seiner Nachbarschaft allerhand Lebensmittel zu senden. Warum gerade heute noch, fragten seine Leute, sollte das nicht bis morgen am Tage Zeit haben? — Nein, sagte der Herr, es muß noch heute geschehen. Der Mann wußte nicht, wie dringend nothwendig seine Wohlthat für die Bewohner der armen Hütte war. Dort war der Hausvater, der Versorger und Ernährer, plötzlich krank geworden, die Mutter war gebrechlich, die Kinder weinten schon seit gestern vergeblich nach Brod, und das Kleinste war dem Erhungern nahe, jetzt ward auf einmal die Noth gestillt. — So wurde auch ein anderer Herr, der in Schlesien wohnte, in seiner nächtlichen Ruhe durch den unwiderstehlichen Antrieb gestört, hinunter in den Garten zu gehen. Er erhebt sich vom Lager, geht hinunter, der innere Drang führt ihn hinaus durch die Hinterthüre des Gartens auf das Feld, und hier kommt er gerade zur rechten Zeit, um der Retter eines Bergmanns zu werden, der beim Heraussteigen auf der Fahrt (Leiter) ausgeglitten war und im Hinabstürzen sich an dem Kübel mit Steinkohlen festgehalten hatte, den sein Sohn so eben an der Winde heraufzog, jetzt aber die vergrößerte Last nicht mehr allein bewältigen konnte. — Ein ehrwürdiger

Geistlicher in England fühlte sich auch einstmals noch bei später Nacht gedrungen, einen an Schwermuth leidenden Freund zu besuchen, der in ziemlicher Entfernung von ihm wohnte. So müde er auch ist von den Arbeiten und Anstrengungen des Tages, kann er doch dem Drange nicht widerstehen; er macht sich auf den Weg, kommt in der That wie gerufen zu seinem armen Freunde, denn dieser stand so eben im Begriff, seinem Leben durch eigene Hand ein Ende zu machen, und wurde durch den Besuch und das tröstliche Zureden seines nächtlichen Gastes auf immer aus dieser Gefahr gerettet. — Professor Büchner in Marburg fühlte sich einstmals, da er in traulicher Gesellschaft war, innerlich gedrungen, nach Hause zu gehen und hier sein Bett von dem Orte, an dem es stand, hinweg, an einen andern zu rücken. Als dieses geschehen war, ließ die innere Unruhe nach, er konnte zur Gesellschaft zurückkehren. Aber in der Nacht, als er an der nun für sein Bett gewählten Stelle schlief, stürzte die Decke über dem Theile des Zimmers ein, wo früher seine Lagerstätte war, und ohne jene Vorkehrung, zu der ein innerer Trieb ihn geführt hatte, würde er zerschmettert worden sein.

Erbauliche Unterhaltungen im Mittelalter.

Im Mittelalter wurden die Stoffe zu dramatischen Unterhaltungsspielen fast ausschließlich der biblischen Geschichte entlehnt. In der Regel waren es Mönche, die dergleichen verfaßten und zusammenstellten, und es übersteigt wahrlich alle Begriffe, wenn wir jetzt lesen, welche Schaamlosigkeiten und Gemeinheiten dabei zu Tage gekommen sind. Und nicht nur, daß die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Jesu und seiner Apostel, der Märtyrer und der seligen Jungfrau auf Straßen, Märkten, Kirchhöfen mit Mummerei, Pantomimen, Tanz, Gesang und Saitenspiel auf allerlei Weise von Geistlichen und Weltlichen vorgestellt wurde, nein, man zog sogar damit in die Kirchen und brachte dergleichen Spiele hier zur Darstellung.

In der Zeit um Weihnachten und Neujahr z. B. pflegte man einen Esel mit einem Priesterrocke oder mit einer Mönchskutte zu bekleiden und ihn in Prozession der Geistlichen und des Volks durch die Stadt bis zur Kirchthüre zu führen. Hier wurden ihm Lieder gesungen, wobei sich alles bestrebte, soviel als möglich das Eselsgeschrei nachzuahmen. Auch geschah es in der Regel um diese Zeit, daß man einen Narrenbischof oder Narrenpapst wählte. Dieser wurde mit allen Auszeichnungen eines Bischofs oder Papstes bekleidet, unter den lächerlichsten und unzüchtigsten, dem Kirchlichen entlehnten Gebräuchen in der Hauptkirche der Stadt geweiht; man gab ihm Untergeistliche, ließ ihn Messe lesen und in verdrehten, in Possen verwandelten Worten den Segen sprechen, worin er dem versammelten Volke

das derbste, schmuzigste Unheil an den Hals wünschte, während die ordentlichen Geistlichen auf dem Altare Würfel spielten und Andere stinkende Sachen ins Rauchfaß warfen, mit Masken und abscheulich bemalten Gesichtern in den tollsten Verkleidungen, als Possenreißer, Frauenzimmer, oder wohl gar nackt sich unter den Zuschauern in der Kirche herumtrieben, unsittliche Gebärden machten, schandbare Tänze aufführten und die schmuzigsten Lieder sangen. Eine Probe aus den dramatischen Vorstellungen jener Zeit möge hier noch Platz finden. Sie ist entnommen einer vielfach zur Aufführung gekommenen Auferstehungsgeschichte und wörtlich in heutiges Deutsch übertragen. Die Scene ist im Himmel und Gott Vater schläft, ein Engel weckt ihn auf und spricht:

Engel: Ewiger Vater, wirst Du nicht roth?
Des Unrechts solltest Dich schämen fürwahr;
Dein sehr geliebter Sohn ist todt,
Und Du schläfst wie ein Betrunkener gar!

Ewiger Vater: Ist er todt?

Engel: Auf mein ehrlich Gesicht.

Ewiger Vater: Hol' mich der Teufel, das wußt' ich nicht.

Wie man im heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation zur Zeit Kaiser Leopoldi Gloriosi Deutsch schrieb.

Die der Reichs-Versammlung communicirte Relation von der publicirten Kriegs-Erklärung und die darauf emanirten Avocatoria und Inhibitoria, und die approbirte Reichs-Instruction, die der bekannten Reichs-Observanz nicht derogiren soll, necessitiren die patriotischen Intentiones, sollen sie aber nicht praecipitiren und es sind deliberationes anzufangen gegen die höchst schädlichen Motus und die allerhand Particular-Respecten und Privat-Absehen, wovon männiglich anjetzo persuadirt ist. Man will hiermit per expressen reserviren, daß der Abgebenden Vota zur Observirung der Parität den Religionsverwandten accresciren und daß man dabei acquiesciren könne und die Evangelische dardurch tranquillirt werden mögen. Die Combination der Französischen und Spanischen Potentz und die Conjunction ihrer Truppen obligiren zu der Conformität obgedachten Conclusi und den Emergentien zu eventueller Hülfsleistung, wozu zu detachiren von der Hohen-Generalität deputiren soll, mit welcher der succurrirende Creyss de concerto gehen soll. Wenn die Bezahlung und Ersetzung difficultiret wird, soll der excedirende Theil zur Indemnisation destiniret seyn und Exorbitantien in den Refraichir-Quartieren decourtirt werden. Das communicirte Commissions-

Decret zu der intendirenden Campagne, welches in Conjunctur und Deliberation stellet, wie mit Assistenz der Hohen Alliirten zur Führ- und Persequirung des Krieges durch gute Operationes ein reputirlicher Friede in Proposition gestellet werden möge, obligirt des Heil. Römischen Reichs Creyße die Constitutionsmäßigen Mittel gegen die Morosos vorzukehren, eine considerable Armee zu präsiren, um zu der Reichs-Stände höchster Consolation die importante Occasion zur Recuperation der usurpirten Reichslande zu saisiren. Auch soll gutes regulirtes Fuhrwerk zur Facilitirung der Passirung des Rheyn-Stromes parat seyn, jedoch die beyden importirenden Oerter, deren Evacuation in Deliberation kommt, existirt werden.

Einige Briefe Josephs des Zweiten.

Als der Magistrat der Stadt Ofen den Beschluß gefaßt hatte, dem Kaiser Joseph eine Ehrensäule zu setzen, lehnte dieser es in folgendem Handschreiben ab:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beigebracht sein; wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit Freude zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Wohlfahrt beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihre Herren; wenn die Industrie, Manufakturen und deren Vertrieb und Circulation aller Produkte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch meine zur leichtern Uebersicht getroffenen Versetzung der Stellen dahin nur einen erhöhtern Vertrieb ihrer Weine und einen höheren Zins ihrer Häuser erhält."

Einiges aus dem Handschreiben des Kaisers bei Einführung eines allgemeinen Steuerfußes:

„Ein klarer und richtiger Steuerfuß ist gewiß das größte Glück eines Landes. Durch diesen allein erhält man das eigentliche Mittel, den wahren Bedarf des Staates auf die billigste und wohlfeilste Art zu sammeln und alles Gute im Lande zu stiften. — Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist die einzige Quelle, aus welcher Alles kommt, und wohin Alles zurückfließt und dessen Existenz trotz allen Zeitläuften beständig verblei-

bet. Aus dieser Ursache ergiebt sich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfnisse des Staates ertragen, und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterschied gemacht werden könne. — Dieses vorausgesetzt, folgt nun von selbst, daß zwischen Dominical- und Rustical-, dann Kameral- und geistlichen Gründen eine vollkommene Gleichheit sein, und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionirte Classification gesetzet werden müsse. Wenn Gesetze und Verfassungen diesem entgegen stehen, so können sie doch die Wahrheit und Ueberzeugung nicht schwächen, daß das Heil des Staates diesen Grundsatz unentbehrlich macht.

Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die Letzteren abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm, und nicht Er dem Lande zu, Millionen Menschen seien für ihn und nicht Er für sie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleich wie aber die Bedürfnisse des Staats bedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden, sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

Brief an den Kardinal Herzan, k. k. Minister in Rom.

Herr Kardinal!

Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Rechtes gemacht.

Zu Folge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt, und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen. Es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiete der Religion entferne, die nie dahin gehört haben.

Da ich den Aberglauben und die Saducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster derselben aufheben, und sie den Bischöffen ihres Bezirks unterwerfen.

In Rom werden sie das für Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird, die Herrlichkeit Israels ist gefallen, laut ausrufen, darüber Klagen führen, daß ich dem Volke seine Tribunen wegnehme, und zwischen den Begriffen von Dogma und Philosophie eine Gränzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe.

Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes

zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altars zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört, wenn er ihm keine andere Beschäftigung, als das Evangelium allein läßt; und wenn er es durch Gesetze verhindert, daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand kein Monopolium treiben.

Die Grundsätze des Monachismus von Pachomius an bis auf unsere Zeiten sind dem Lichte der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so, daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel gingen, um goldene Kälber anzubeten.

Diese unächten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr, und hoffte alles von seinen Heiligen!

Die Rechte der Bischöffe, die ich wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volkes zum Theil mit umschaffen; ich werde den gemeinen Mann statt des Mönches, den Priester für die Romanen der kanonisirten Leute, das Evangelium und im Religionsunterschied die Moral predigen lassen.

Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester, die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt, und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu.

So werden nach einem Zeitraume von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihrem Nebenmenschen schuldig sind, — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreiet, die Priester in die Gränzen ihrer Pflichten zurückgewiesen, und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben.

Joseph.

Wien, im Oct. 1781.

An van Swieten.

Mein Herr!

Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt.

Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern, die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären; dem zu Folge erließ ich die Duldungsgesetze, und nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten Jahrhunderte gebeugt.

Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung wäre, und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit habe.

Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Glücklich, daß es noch keine falsche Opfer wie Calas und Sirven gegeben hat, und daß dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf.

Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überschritten worden, und der Privathaß seine Rolle gespielt, so kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige gewesen.

Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grund, und große Männer zu Stützen gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Heroaster, und Confuze gewandelt, und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden. Adieu!

Joseph.

Wien, im Dezemb. 1787.

Gemeinnütziges.

Ueber das Putzen des Silbergeschirres.

Das Silber wird durch äußere Einflüsse sehr leicht angegriffen und verliert dadurch mehr oder weniger seinen Metallglanz. So läuft es schwarz an, wenn in der Nähe des Wohnorts Cloaken geräumt werden. Da diese nämlich Schwefelwasserstoffgas enthalten, wird die umgebende Luft damit geschwängert. Die dadurch verunreinigte Luft dringt in die Wohnzimmer ein, und wenn sie mit Silber in Berührung kommt, bildet sich Schwefelsilber, woher die schwarze Farbe herrührt. Aber selbst auch manche Speisen greifen das Silber an, so daß es leicht hinreicht, dasselbe blos abzuwischen. Man bedient sich daher käuflicher Putzpulver, um dem Silber seinen vollen Metallglanz zurückzugeben. Aber diese Putzpulver äußern oft sehr schädliche Wirkungen auf das Silber, besonders wenn sie Quecksilber enthalten. Und diese schädlichen Wirkungen lassen sich, wenn sie einmal einge-

reten sind, nicht wieder entfernen. So wird z. B. das Silber durch Quecksilber mürbe und dadurch sehr zerbrechlich gemacht. Folgende Methode, das Silber zu putzen, erfüllt ihren Zweck nicht nur gänzlich, sondern schadet diesem Metalle auch nicht im Geringsten.

Es werden zwei Loth fein gepulvertes calcinirtes (ausgeglühtes) Hirschhorn in einer reichlichen Kanne Wasser gekocht. In das über dem Feuer stehende Wasser lege man das Silberzeug hinein, setze das Kochen einige Zeit fort, nehme es dann heraus, lasse es über dem Kochgeschirre abtrofen und trockne es an dem Feuer. Wenn man das ganze Silberzeug nicht auf einmal in das Kochgefäß bringen kann, so behandle man das übrige nachher auf dieselbe Weise. Nachdem man das ganze Silberzeug auf diese Weise behandelt hat, bringt man in dasselbe Wasser reine leinene Lappen und läßt sie so lange darin, bis sie völlig von dem Wasser durchdrungen sind. Hierauf läßt man dieselben wieder trocken werden und bedient sich derselben zum Poliren des Silbers. Ist das Silbergeschirr völlig trocken, so reibt man es mit weichem Leder blank.

Der eingeweichten und wieder getrockneten Lappen kann man sich auch zur Reinigung von messingenen Schlössern, Drückern und Thürklopfern bedienen.

Das Holz von altem Oelfarbenanstrich zu reinigen.

Werden z. B. neue Thüren, Fenster u. s. w. mit Oelfarbe angestrichen, so kann man sich entweder einer Oelfarbe bedienen, die sehr gut deckt, oder man kann die Deckkraft desselben durch wiederholtes Anstreichen vermehren. Allein solche Gegenstände, die bereits früher mit Oelfarbe angestrichen waren, die man aber, um sie wieder aufzuputzen, von Neuem anstreichen wollte, würden der stärksten Deckkraft der besten Oelfarbe widerstehen und ein schmutziges Aussehen annehmen. Man muß sie daher vor dem Anstreichen von der alten Oelfarbe reinigen. Hierzu kann man sich nicht nur eines äußerst wohlfeilen, sondern auch sehr wirksamen Mittels bedienen. Man löse nämlich eine Messerspitze voll Pottasche in fünf bis sechs Eßlöffeln gewöhnlicher Milch auf und überstreiche damit den zu reinigenden Gegenstand. Nach Verlauf von wenigen Stunden ist die alte Oelfarbe zersetzt und kann, so lange sie noch feucht ist, sehr leicht abgewischt und daher der Gegenstand von ihr gereinigt werden.

Desselben Mittels könnte man sich auch bedienen, um Typen von Buchdruckerfarbe zu reinigen.

Bestes Glas für Gewächshäuser.

Das Licht hat eine weiße Farbe. Läßt man aber einen Strahl weißen Lichtes durch ein gläsernes Prisma gehen, so wird er in sieben Strahlen zerspalten, die folgende sieben Farben enthalten: Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau, Violett. Das weiße Licht ist daher aus diesen sieben Strahlen farbigen Lichtes zusammen-

gesetzt. Grünes Glas ist daher solches, welches nur die grünen Strahlen des Lichtes hindurchläßt, die andern farbigen Strahlen aber zurückwirft. Blaues Glas hingegen solches, welches nur die blauen Strahlen des Lichtes hindurchläßt, die andern farbigen Strahlen aber zurückwirft. Daher hat jedes farbige Glas immer diejenige Farbe für unsre Augen, welche den farbigen Strahlen entspricht, die es durchläßt. Die verschiedenen farbigen Strahlen haben aber nicht gleiche Eigenschaften, sowohl im Verhältniß zu einander als zu dem weißen Lichte. Da nun das Licht einen so wesentlichen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen hat, so kann man sich leicht vorstellen, daß dieser Einfluß je nach den verschiedenen farbigen Strahlen verschieden sein muß. Nach vielfachen Versuchen, die man in dieser Hinsicht angestellt hat, ergab sich, daß ein Glas von schwach gelblichgrüner Farbe sich für Gewächshäuser am besten eigne, da es gerade diejenigen farbigen Strahlen nicht hindurchläßt, welche am meisten mit Wärmestrahlen verbunden sind, und die keine sehr starke chemische Wirkung haben.

Diese Farbe wird aber dem Glase durch Kupferoxyd ertheilt. Nur muß die Glasmasse durchaus frei von Manganoxyd sein; denn das manganhaltige Glas nimmt bei der Einwirkung des Sonnenlichtes eine röthliche Farbe an, und es würden daher gerade diejenigen Strahlen durchdringen, welche am meisten mit Wärmestrahlen verbunden sind und die geringste chemische Wirkung haben.

Benutzung der kranken Kartoffeln.

Professor Runge schlägt folgendes Verfahren vor: Die Kartoffeln werden gewaschen und die guten zur Aufbewahrung von den schlechten gesondert. Letztere schält man, kocht sie auf gewöhnliche Weise oder dämpft sie und verwändelt sie dann in Kartoffelbrei, der mit trockenem Mehle zu einem festen und steifen Teige zusammengeknetet wird. Aus diesem Teige macht man Kuchen und läßt sie im Backofen trocknen. Auch kann man den steifen Teig ausrollen und ihn dann in schmale Bänder zerschneiden, welche auf Horden getrocknet werden. Dadurch hat man einen ganz vorzüglichen Nahrungsstoff gewonnen, den man Jahre lang aufbewahren und in allen Formen verspeisen kann. Kocht man diese Nudeln mit Milch, so bieten sie ein recht angenehmes Essen dar. In Fleischbrühe gekocht sind sie sehr schmackhaft. Sie lassen sich auch mit Bier oder Wein anrichten. In Salzwasser gekocht geben sie mit Butter und Käse eine eben so gute Speise als die italienischen Maccaroni. Die vom Essen übrig bleibenden Kartoffeln können recht gut zu diesen Nudeln verwendet werden, da sie auch ohne Backofen rasch trocknen, wenn man nur nicht zu wenig Mehl nimmt. Auf 16 Pfund Kartoffelbrei reichen 3 bis 4 Pfund Mehl hin, welche 10 Pfund trockne Nudeln geben. Auch läßt sich eine solche Nudelfabrik im Großen betreiben, um so mehr, als sich damit auch eine Kartoffelmehlbereitung verbinden ließe. Denn

die getrockneten Nudeln lassen sich sehr leicht mahlen und liefern zwar ein gelbliches, aber sehr brauchbares Mehl. Es ist dieß die zweckmäßigste Art, aus der Kartoffel ein nahrhaftes, sich lange haltendes Mehl wohlfeil zu bereiten.

Mittel gegen den Bienenstich.

Wer schon von Bienen gestochen worden ist, weiß, wie schmerzhaft solche unbedeutende Wunden sind und welche bedeutende Anschwellungen oft dadurch verursacht werden. Man wendet verschiedene Mittel dagegen an. Als ein ganz sicheres Mittel soll sich Tabakssaft dagegen bewährt haben. Selbst das bloße Betupfen mit dem nassen Ende einer brennenden Cigarre soll schon hinreichen, um eine sehr schleunige Linderung des Schmerzes herbeizuführen.

Bleichverfahren auf kaltem Wege.

Es ist eine schon längst bekannte Erfahrung, daß das kalte Wasser mehr Kalk auflöst, und daß es desto weniger auflöse, je mehr sich seine Temperatur der des Siedepunktes nähert, während die meisten andern Körper sich in heißem Wasser viel besser und reichlicher als in kaltem auflösen. Da nun der Kalk ein sehr gutes Bleichmittel abgiebt, so hat man diese Erfahrung benutzt, um stärkeres Kalkwasser und somit ein kräftigeres Bleichmittel herzustellen. Man hat hierbei folgendes Bleichverfahren vorgeschlagen:

Die zu bleichenden Gewebe, mögen sie nun Leinwand sein oder aus Baumwolle und anderen Faserstoffen bestehen, werden zuerst in warmen Wasser aufgeweicht, um die Poren der Fasern zu öffnen und das nachherige Eindringen des Kalkes dadurch zu erleichtern. Bei rohen Faserstoffen oder Garnen ist dieses Weichen entbehrlich. Dann legt man dieselben acht bis zwölf Stunden lang in kalte Kalkmilch (die Bereitung der Kalkmilch wird in folgendem Buche angegeben: Vorschule der Chemie oder Anleitung zur Erlernung der Grundlehren der Chemie auf praktischem Wege, von M. Friedrich Wilhelm Thieme, Leipzig bei Georg Wigand, 10 Ngr.). Statt der Kalkmilch kann man sich auch der Lösungen von Pottasche oder Soda bedienen. Hierauf behandelt man sie später noch auf die bekannte Weise mit Chlorkalk, Sauerbädern u. s. w.

Reinigung von Glasgefäßen.

Jedes Brunnenwasser enthält kohlensauren Kalk, und es enthält desto mehr, je mehr es Kohlensäure enthält. Denn in Wasser, welches ganz frei von Kohlensäure ist, löst sich der kohlensaure Kalk nur in außerordentlich geringer Menge auf. Dagegen wird der kohlensaure Kalk in kohlensäurehaltigem Wasser in sauren kohlensauren Kalk verwandelt, welcher sich sehr leicht in Wasser auflöst. Ist daher das Wasser auch noch so bergkrystallhell, so enthält es doch immer kohlensauren Kalk. Da nun das Brunnenwasser, wenn es einige

Zeit in offenen Glasgefäßen steht, einen großen Theil seiner Kohlensäure entweichen läßt, fällt ein beträchtlicher Theil des darin enthaltenen kohlensauren Kalkes nieder, in welchen sich der saure kohlensaure Kalk nach Entweichung der Kohlensäure wieder verwandelt. Daher kommt es, daß sich in den Glasgefäßen ein weißgrauer, erdiger Bodensatz von widerlichem Aussehen anlegt, der sich durch Scheuern nur schwer entfernen läßt. Gießt man jedoch in die Gläser ein wenig mit Wasser verdünnte Salzsäure hinein, so löst sich dieser Kalkansatz sehr leicht darin auf und wird dadurch entfernt. Spült man nachher die Gläser mit reinem Wasser aus, so erhalten sie dadurch ihr reines und glänzendes Aussehen wieder.

Einfache Probe, um Fälschungen von Silbermünzen, Silberzeug u. s. w. zu entdecken.

Das Silber wird bekanntlich nicht rein verarbeitet, sondern erhält gewöhnlich einen Zusatz von Kupfer, wodurch es eine größere Härte und Festigkeit erlangt. Da nun aber das Silber ein werthvolleres Metall ist als das Kupfer, so hat das mit Kupfer versetzte Silber einen geringeren Werth als das reine, und es hat einen desto geringeren, je beträchtlicher der Zusatz von Kupfer ist. Man bezeichnet den Werth solches versetzten Silbers gewöhnlich dadurch, daß man angiebt, wie viel in 16 Loth Silber Loth reinen Silbers enthalten sind. Eine Mark Silber beträgt nämlich 16 Loth oder ein halbes Pfund. Daher ist z. B. zehnlöthiges Silber solches, von welchem 16 Loth 10 Loth Silber und 6 Loth Kupfer, und zwölflöthiges solches, von welchem 16 Loth 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer enthalten. Es ist aber leicht begreiflich, daß zehnlöthiges Silber geringeren Werth hat als zwölflöthiges. Bezahlte man nun Silberzeug als zwölflöthiges, man erhielte aber nur zehnlöthiges, so wäre man offenbar betrogen worden, und der Verkäufer hätte sich eine Fälschung zu Schulden kommen lassen. Es giebt aber ein sehr einfaches Mittel, solche Fälschungen zu entdecken. Man löse 1½ Loth chromsaures Kali in einem halben Pfunde Wasser auf und setze 2 Loth Schwefelsäure zu dieser Lösung. Bringt man in dieses Gemisch Silber, so färbt es sich sogleich purpurroth. Am stärksten tritt diese Färbung hervor, wenn das Silber rein ist, wird schon bei geringerem Kupfergehalte schwächer, schwindet immer mehr, so wie der Kupfergehalt des Silbers steigt, und hört endlich bei zu starkem Kupfergehalte gänzlich auf. So hört die Wirkung schon bei den Viergroschenstücken auf, weil der Kupfergehalt bei ihnen sehr beträchtlich ist. Jedoch darf man bei neuen Münzen oder neuen Silberwaaren eine Vorsichtsmaßregel nicht außer Acht lassen, ohne deren Anwendung man leicht getäuscht werden könnte. Diese haben nämlich durch das Ansieden einen Ueberzug von feinem Silber erhalten. Würde man sie nun in diesem Zustande prüfen, so würde sich eine sehr starke purpurrothe Färbung zeigen, während der innere Theil sehr kupferhaltig sein könnte. Man kratze

daher diesen Ueberzug, am besten wohl am Rande, ab und untersuche den Kern auf die eben angegebene Weise. Platirte oder versilberte Artikel können auf dieselbe Weise geprüft werden. Das Neusilber, welches sich häufig darunter befindet, bleibt eben so blank wie das Kupfer. Die oben erwähnte Probeflüssigkeit greift zwar die anderen bekannteren Metalle auch an, giebt ihnen aber nicht die purpurrothe Färbung.

Trarirur's Stiefelwichse.

So unbedeutend an und für sich die Bereitung einer Stiefelwichse dem Anscheine nach ist, so darf man noch nicht übersehen, daß eine schlechte Stiefelwichse sehr theuer zu stehen kommen kann, indem sie in sehr kurzer Zeit das Leder zerstört und zur Anschaffung neuer Stiefeln nöthigt, also Kosten verursacht, denen man überhoben sein kann, wenn man sich eine gute Stiefelwichse anschafft. Auch ist es gewiß sehr vernünftig, mit den Produkten, zu denen uns die Natur den Stoff liefert, so sparsam als möglich umzugehen, zumal wenn man bedenkt, daß sich jetzt die Menschen immer mehr vermehren und daß man durch Verwüstung der uns von der Natur gelieferten Produkte unnöthigerweise eine Vertheuerung derselben herbeiführt und es auf diese Weise unsern ärmern Mitmenschen erschwert, sich dieselben auch zu verschaffen.

Die gewöhnlichsten und hauptsächlichsten Mittel, deren man sich zur Bereitung der Stiefelwichse bedient, sind Schwefelsäure und thierische Kohle. Die thierische Kohle erhält man durch Verkohlung von Thierknochen. Alle Thierknochen enthalten aber kohlensauren und phosphorsauren Kalk. Die thierische Kohle soll der Wichse die schöne schwarze Farbe geben. Durch das Beimengen der eben erwähnten Kalksalze würde aber die Farbe derselben nicht schwarz, sondern schwarzgrau sein und daher kein gutes Aussehen haben. Es müssen daher diese Kalksalze ausgeschieden werden. Dies geschieht durch Zusetzen von Schwefelsäure, wodurch dieselben in schwefelsauren Kalk verwandelt werden, welcher zu Boden fällt. Wird aber zu viel Schwefelsäure zugesetzt, d. h. mehr als zur Sättigung des in den Knochen enthaltenen Kalkes erforderlich ist, so bleibt freie, unverbundene Schwefelsäure übrig, welche das Leder zerstört. Setzt man dagegen zu wenig Schwefelsäure zu, so bleibt noch Kalk zurück, welcher der schwarzen Farbe einen übeln Farbeton gibt. Daher ist schon von Runge vorgeschlagen worden, statt der Schwefelsäure lieber Salzsäure in Anwendung zu bringen. Trarirur giebt zur Bereitung einer solchen Stiefelwichse folgendes Recept:

120 Theile flüssiges Ochsenknochenfett,
100 " Knochenschwarz (auch Beinschwarz genannt),
6 " Indigopulver,
90 " Zuckerpulver,
54 " Zuckersyrup,

100 Theile Milch,
100 " Branntwein,
50 " Salzsäure,
20 " Schwefelsäure,
6 " Gummi arabicum,
3 " Lavendelöl.

Da die Schwefelsäure nur in geringer Menge angewendet wird, so bleibt keine davon frei, zumal da sie sich mit dem Kalke noch eher als die Salzsäure verbindet. Gesetzt daher, es bliebe auch freie Salzsäure in der Wichse zurück, so äußert diese keine nachtheiligen Wirkungen auf das Leder.

Zu diesem Recepte ist noch zu bemerken, daß zuerst das Ochsenknochenfett mit dem Kohlenschwarz auf das Genaueste verrieben werden muß. Sodann setzt man jedoch unter stetem Umrühren die übrigen Substanzen in der angegebenen Reihenfolge zu, mit Ausnahme des Gummi's und des Lavendelöles, welche vorher zu Schleim verrieben und dann der Masse erst zugesetzt werden müssen, wenn dieselbe völlig erkaltet ist.

Wirkungen des Kampfers auf Vegetabilien.

Der Kampfer äußert auf menschliche und thierische Körper eine sehr reizende Wirkung. Man hat aber kürzlich entdeckt, daß dies nicht weniger auf Pflanzen der Fall ist. So bemerkt man, daß ein Gemisch von einem halben Nösel Wasser und einem Scrupel Kampfer auf Tulpen, welche in dieses Wasser gesteckt wurden, eine so reizende Wirkung äußerte, daß diese Blumen nach kurzer Zeit ein sehr lebhaftes Aussehen erhielten. Die beiden Blätter an jeder Blume erhoben sich zuerst auf ihren Stielen; die Blume dehnte sich mehr als natürlich aus, die Staubfäden entfernten sich vom Pistill, die drei Kelchblätter bogen sich bedeutend zurück und wurden außerordentlich steif und elastisch. Die innere Fläche der Blumenblätter duftete stark, während die übrigen Tulpen, welche sich nicht in demselben Wasser befanden, geruchlos blieben. Dieser kräftige Zustand der in das Kampferwasser gebrachten Blumen dauerte zwei Tage; dann erst welkten sie. Bemerkenswerth hierbei ist noch, daß die Blätter früher welkten als die Blüthe. Jedoch bemerkte man an den in das Kampferwasser gebrachten Blumen durchaus keinen Kampfergeruch. Es sind noch mit mehrern andern Pflanzen Versuche derselben Art angestellt worden, und bei allen zeigte sich der Kampfer als ein kräftiges Reizmittel. Sollte aber auch diese Erfahrung keine Anwendung im Großen erleiden können wegen der bedeutenden Kosten, die dadurch verursacht würden, so ließe sie sich doch auf die Zucht der Blumen anwenden, und könnte daher einem Zweige der Industrie nützlich sein, der gewiß nicht ganz unbedeutend ist und vielen Menschen ein gemächlicheres Leben verschafft.

Deutsche Sprichwörter.

Zweite Nachlese*)

von

K. Simrock.

(Fortsetzung aus dem vorigen Jahrgange.)

F.

Die Fackel, die vergeht, leuchtet wohl.

Man falle hinten oder vorn aus dem Schiff, so liegt man im Wasser.

Fang viel an, backt wenig.

Wenn das Faß rinnt, muß man die Reifen treiben.

Je leerer das Faß, je heller der Klang.

Es gefällt den Faulen kein Bleck, den sie zerschneiden sollen.

Faule Leute sind bald müde.

Es ist ein faul Schaf, das seine Wolle nicht tragen kann.

Der Faule stirbt über seinen Wünschen.

Eines Faulen erbarmt sich Gott nicht.

Vor der Schreibfeder muß sich mancher stolze Held beugen.

Die Feinen scheinen und stehlen den Groben den Weck aus dem Ofen.

Die Schreibfeder steht auf dem Hut und das Tintenfaß auf des Kaisers Tisch.

Jemehr Feinde, jemehr Glück.

Fehlen ist menschlich, im Unrecht beharren teuflisch.

Es ist besser ein Fenster denn ein Auge ausgeschlagen.

Fern von seinem Gut, ist nah bei seinem Schaden.

Fett schwimmt oben, aber der Schaum noch drüber.

Vögel, die viel singen, sind selten fett.

In fettem Lande schwerer Weg.

Finkenlohe, Meisenarbeit.

Fünf Finger sind so gut als ein Bootshaken, sagen die Schiffsleute.

Es ist bös fischen hinterm Netz.

Fische, weil du beim Wasser bist.

Fleiß gibt Fleisch.

Fleiß wirbt Preis.

Fleißiger Hand wird wohl Rath.

Man flicke ein altes Leder wie man will, so bleibt es doch ein altes Leder.

Es soll keiner fliegen, die Federn seien ihm denn gewachsen.

Alle Frachten lichten, sagte der Schiffer, da warf er seine Frau über Bord.

Er spricht fransch,
Wie die Kuh spansch.

Grose Frauen gebären in drei Monaten.

Der Frau Augen kochen wohl, der Magd Augen nicht also.

---

*) S. die deutschen Sprichwörter gesammelt. Frankfurt a. M. 1846.

Wo kein Mann ist, da ist kein Rath,
Wo keine Frau, da ist kein Staat.

Der Freitag hat sein eigen sonderlich Wetter.

Freien ist ein langer Kauf.

Es freit sich Niemand reich.

Freien und Heumachen geschieht manchmal vergebens.

Freundes Gut hat schmalen Fuß.

Besser Freunde denn Geld.

Freunde gelten, wo kein Geld gilt.

Freunde pflückt man nicht von Bäumen, man findet sie auch nicht zu Frankfurt in der Meisse feil.

Wer Freunde haben will, der muß sie sich machen.

Weit behaart und nah befreundet, ist das Beste.

Ein warmer Ofen ist besser, als ein kalter Freund.

Es sind nicht Freunde, die fern sind.

Freundlicher Anblick ist halb Zugemüse.

Es ist besser Fried im Land, denn römische Fehde.

Fried ist ein gut Wildpret, man muß aber lange darnach jagen.

Frieden ohne Wahrheit ist Gift.

Frischer Muth
Ist für Trauern gut.

Frischer Muth ist halb Zehrgeld.

Frisch, fröhlich, fromm und frei,
Das Andre Gott befohlen sei.

Frisch, fröhlich, sei,
Nicht frech dabei.

Friß Koth, gieb Geld,
So wird alle Welt dir hold.

Ein frommer Mann zeucht ein fromm Weib.

Ein fromm Weib giebt Gott allein.

Unter Frommen ist die beste Freundschaft.

Wer nichts kann denn fromm sein, der dient nicht zu Hofe.

Es gehört viel zu einem frommen Mann oder Weib.

Fromm sein ist mit Worten nicht ausgerichtet.

Fromme Leute thun, wie fromme Leute pflegen.

Fromm hat ein Kalb gestohlen und ist doch noch fromm.

Frösche müssen Störche haben.

Früh genug erfährt man böse Zeitung.

Wer zu schicken hat, muß früh aufstehen.

Es findet oft ein großer Fuchs noch einen größern im Hohl.

Man muß nicht einem Jeden sagen, wo der Fuchs Eier legt.

Der Fuchs wäre gern Vogt im Hühnerhaus.

Ein alter Fuhrmann ist ein guter Wegweiser.

Wenn der Wagen nicht schliffe und das Pferd nicht fräße, so wäre gut Fuhrmann sein.

Fühlen macht Glauben.

Wer nicht hören will muß fühlen.

Wer sich fürchtet ist nirgend sicher.

Wer sich fürchtet, der ziehe einen Panzer an.

Fürstenbriefe soll man dreimal lesen.

Tritt auf deine Füße, du wirst nicht reich auf meinen.

G.

Gähe Sprünge thun selten gut.

Gämlich (Listig),
Grämlich.

Es ist keine Scheuer so voll, es geht noch eine Garbe darein.

Wer in allen Gassen wohnt, wohnt übel.

Geben und Nehmen ist gleiches Recht.

Giebst du mir, so geb ich mit dir.

Gieb, so bescheert Gott wieder.

Man gibt nicht zweimal vor Einer Thür.

Alle guten Gebräuche kommen ab, sagte das Mädchen, da hatte der Bauer das Tanzen verboten.

Gecken sind auch Leute.

Der erste Gedanke ist der beste.

Des Menschen Gedicht
Wird oft zunicht.

Geduld in Noth
Ist Himmelsbrot.

Was Allen gefällt,
Darnach man stellt.

Was sich gefällt, gesellt sich auch.

Es ist nicht schön, was schön ist, sondern was wohlgefällt, das ist schön.

Gefangen sein
Ist schwere Pein.

Die Geiß will auch einen langen Sterz haben.

Der Geiz wird täglich jünger.

Der Geiz hilft aufladen, aber nicht tragen.

Ein Geiziger ist wie ein Hund, der auf dem Heu liegt und es selbst nicht frißt, wills auch einen andern nicht fressen lassen.

Zwischen Zwölf und Eine
Sind alle Geister zu Beine.

Weiße Hose, schwarzer Frack,
Strohhut und kein Geld im Sack.

Das Geld hat den Karger, nicht der Karge das Geld.

Geld setzt einen groben Ochsen hoch aus Bret.

Geld führt der Krieg, nicht der Kaiser.

Wo Geld ist, da kommt Geld hin.

Geld ist die Frage, darnach wie fromm.

Geld kauft ein Kind von den Eltern.

Wo Geld rar regnet, da regnet es Laster nach.

Gelehrte Leute kommen allenthalben aus.

Geh gemach und lebe lang sind zwei Brüder.

Ein Gemälde ist der Kinder und Laien Schrift.

Es haben Viele zu wenig und Niemand genug.

Der Gesunde ist unwissend reich.

Es artet am Kinde das dritte Theil nach dem Gevatter.

Es ist besser, daß der Vater Gevatter werde, denn daß das Kind ungetauft bleibe.

Gewinn im Spiel ist süßes Gift.

Böse Gewohnheit lohnt endlich übel.

Gewalt und Amtsstuhl ist von Gott.

Es geht zuweilen außer Gißen,
Wer wähnt zu haben, muß sein missen.

Glatte Worte schleifen.

Wenn dus nicht glauben willst, so laufe mit dem Kopfe wider den Thürpfosten, so fühlst du's.

Gläubige Leute
Sind seltsame Bräute.

Zwei Glauben vertragen sich nicht in Einem Bette.

Unter Gleichen iſt die beſte Ehe.

Nimm deines Gleichen, ſo kannſt du fröhlich und zufrieden ſein und haſt Macht, ein Wort zu reden.

Glimm, glamm, Gloriam,
Der Eiel hat einen Cherrock an.

Glück
Hat gut und böſe Tück.

Das Glück läßt ſich melken
Von Dieben, Huren und Schalken.

Man ſoll das Glück nicht aus der Hand geben.

Glück iſt zu allen Dingen gut.

Glück folgt den Sitten.

Glück und Heil iſt Neidharts Speiſe.

Neid klagt, Glück jubilirt.

Goldſchmiede ſind Herren, wenn ſie gleich keinen Heller im Beutel hätten.

Gold und Silber freſſen die Motten nicht.

In Gottes Namen iſt nicht geflucht.

Viel Götter, wenig Nothhelfer.

Gibt Gott Jungens, ſo gibt he eck Büchſen.

Gott bedarf keiner Statt, die ſein Wort nicht will herbergen.

Gott hat eine bleierne Hand, ſie geht langſam in die Höhe, aber ſchnell und ſchwer hernieder.

Gottes Hand iſt unverkürzt.

Gott kann alle Handwerke.

Gott kommt, wo er geladen wird.

Gott läſtern lautet nicht wohl auf der Harfe.

Gottlos, was liebles.

Gott muß es ſchicken
Sells Jemand glücken.

Gott muß Jedem zu ſchaffen geben, ſonſt wird er zu ſtolz.

Gott ſitzt hoch und ſieht tief hernieder.

Gott ſorgt, aber wir ſollen arbeiten.

Gottes Wort iſt das beſte Saitenſpiel.

Gott weidet,
Gott kleidet.

Gott herzt eine Zeit lang, bezahlt aber redlich.

Gott wird allen Waldbrüdern ſo viel zu Lohn geben, als andern Müſſiggängern.

Da ſah der liebe Gott zum Fenſter hinaus
Und ſprach: Ihr Herrn, es wird nichts draus.

Kann auch Gras wachſen ohne Waſſer?

Von kleinem Gras wächſt groß Vieh.

Ein Grindiger kauft den andern.

Es iſt ein grober Scherz, der Taſchen leert.

Er iſt fein mit groben Aufſchlägen.

Schilling ſteh auf und laß den Groſchen ſitzen.

Was Großhans Uebles thut, muß Kleinhans eher entgelten.

Wer die Gunſt hat, braucht für die Gabe nicht zu ſorgen.

Gut und Schlecht iſt weit von einander.

Nimmer Gut,
Nimmer Muth.

Güte bricht Einem kein Bein.

Fortſetzung im nächſten Jahrgange.

Räthsel und Charaden.

1.

Die Erste besteht aus lauter Leichen,
Die ein lebendiges Grab verschlingt,
Viel tausend Leibander mögen nicht reichen,
Die schnell der Mann mit der Hippe bezwingt.

Die beiden Andern bestehen zuweilen
Aus dem, was die erste Sylbe genannt;
Und immer ist es, was leicht zu theilen,
Bald Korn, bald Geld, bald Mist, bald Sand.

Im Ganzen stellt sich euern Blicken
Gesellig ein grünes Gebirge dar,
Die Berge haben gar weiche Rücken,
Da bringt ein Sturz niemals Gefahr.

2.

Wie war mir einst so wohl zu Muth
In grünem Kleid mit blauer Bluth;
Doch als verschossen war mein Kleid,
Erfuhr ich nichts als Herzeleid.

Und wieder ward mir wohl zu Muth
In guter Frauen guter Huth;
Doch als ich ward ein altes Wrack,
Gerieth ich unter's Lumpenpack.

Und wieder ward mir wohl zu Muth,
Als neu geboren mich die Fluth;
Das mir's nicht wieder geht so krumm,
So schreibt nicht Zeug, was gar zu dumm.

3.

Mein Vater klettert frisch in die Höhe;
Da unterwegs bekommt er die Drehe;
Meine Mutter blieb sitzen gesellig lange,
Da machten grobe Flegel ihr bange.

Mir ist von den Aeltern Manches geblieben;
Es fühlt sich mein Geist nach Oben getrieben;
Doch geht es oft nicht ab ohne Schwindel;
Ich liebe Gesellschaft; da giebt's oft Gesindel.

4.

Ich bin in gymnastischen Künsten gewandt;
Vom Menschen ist mehr mir als Andern bekannt;
Dazu auch thu' ich viel Heldenthaten,
So daß mich fürchten die kühnsten Soldaten;
Bei Allen bleib' ich am liebsten im Bett,
Und heute das Erstemal bin ich beredt.

5.

Möcht'st haben du die ersten zwei,
So reicht dazu ein Dreier; —
Bringt jemand dir die dritte bei,
Du wünschest ihn zum Geier; —
Durch's Ganze hast du schwarz und neu,
Was alt und bunt zu theuer.

6.

Man zog mich nach der Länge,
Da ward ich dick statt enge;
Je mehr ich alsdann fresse,
So kürz'res Maaß ich messe.

7.

Erst grün ist's, draus kommt Weiß,
Was eben, hat den Preis;
Draus Gelb; — wenn's nur auch kommt;
Denn wieder Weiß nicht frommt.

8.

Die erste Sylbe fährt herunter,
Die andre bedeutet selbst herunter,
Am Paar der Letzten geht's hinauf,
Am Ganzen geht herab der Lauf.

9.

Die Erste ist nie in der Sache drinnen;
Bei der Andern ist's Niemand ernsthaft zu Sinnen;
Je besser das Ganze, das du Andern willst geben;
Je Wenig're sich es zu nehmen bestreben.

Auflösung der Räthsel und Charaden.

1. Heuhaufen.
2. Flachs, Leinwand, Papier.
3. Bier.
4. Floh.
5. Kupferstich.
6. Gezogenes Talglicht.
7. Gras, Milch, Butter.
8. Blitzableiter.
9. Beispiel.

Instanzenzug.

Ich muß mich sehr wundern, Herr Calculator, daß trotz meiner wiederholten Beschwerden das infame Hundegeheul in Ihrem Hause nicht aufhört.

So eben habe ich wieder eine Nase vom Präsidenten bekommen. — Ich sage Dir Frau, wenn der Hund nicht aufhört zu heulen, so werfe ich ihn zum Fenster hinaus.

Köchin, wenn Sie nicht dafür sorgt, daß das Hundegeheul, worüber mir mein Mann alle Tage Vorwürfe macht, ein Ende nimmt, so werfe ich Sie nächstens zum Hause hinaus.

Wenn Du infamer Range nicht bald den Hund zum Schweigen bringst, so reiße ich Dir alle Haare aus Deinem nichtswürdigen Kopfe.

Der ſcheu gewordene Handwerksburſche.

Es geht alles, wenn man's nur beim rechten Ende anfaßt.

Das iſt nun ſchon der Zwölfte! Ich bin doch neugierig, ob ich heute
h in mein Haus kommen werde.

Soll ich? — Soll ich nicht? — (in's Wirthshaus gehen) — ja — ne — ja — ne — ja — ne — nee! — Knöppe ihr wollt nicht?! — nun gerade! —

Du Hund von einem Hunde! Ich will Dich lehren das Maul halten und wenn ich alle Tage einen Stiefelknecht auf Dir zerſchlagen ſoll.

Der neue Diogenes.

Gehen Sie mir aus der Sonne, mein Freund.

Bitte gefälligst — der Stuhl ist besetzt. —

Hebren Se, erlauben Se, verzeihen Se; Sie sin wohl nich von hier? — „Neu" — Nu das habe ich mir doch gleich gedacht! —

Weiß er nicht, daß alles Singen und Larmen des Abends in den Stra-
ßen verboten iſt — daß jeder Burger ruhig nach Hauſe gehen ſoll?

Ey je, lieber Herr Poliyey, dees weiß i wohl, aber i geh halt noch ni
na Hauſe, i kehr nemal ein.

„Um en Pfenn'g Pfeffer!“

Recht so mein Söhnchen, um ein'n ganzen Pfenn'g, damit das Gekaufte nicht immer ...

Hehren Se mein gutes Herrchen! derft' ich Ihnen um ein Bißel Feuer bitten?

He! schießt doch nicht! Hier stehen ja Leute! —

Buchhändler-Anzeige.

Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihre Beſtimmung zu kennen:
Um zwölf Groſchen Courant wird ſie bei mir jetzt verkauft.

(Schiller.)

Da seh' ich schon wieder ein par, die nicht da sind.

Hören Sie 'mal, mit mir fangen Sie nicht an, ich gehöre zum Pöbel.

Weeß Du, Gottlieb, daß mei Vater seit gestern Brezeljunge geworden iß? —

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Eine für Alle!

Univ. Bibl.
München

Univ. Bibl.
München

Univ. Bibl.
München

Ei, jagt mir doch die Sperlinge fort